

Anna Walzel

1116

Handwritten scribbles or faint markings on the page.

WACHSTUM UND WANDEL

LEBENSERINNERUNGEN VON
OSKAR WALZEL

Aus dem Nachlaß herausgegeben von
Carl Enders

ERICH SCHMIDT VERLAG

WACHSTUM UND WANDEL

Lebenserinnerungen von Oskar Walzel

Oskar Walzel, der große Literaturhistoriker, dessen Bedeutung weit über sein eigentliches Fachgebiet hinausreicht, hat in den letzten Jahren vor seinem Tode seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben. Er selbst wollte sie während des Krieges noch veröffentlichen, doch ein Bombenangriff setzte seinem Leben 1943 ein jähes Ende. Das Manuskript seiner Erinnerungen wurde von Freunden gerettet. Jetzt endlich ist es dem Herausgeber, Professor Dr. Carl Enders möglich, diesen Wunsch zu verwirklichen und den Lebensbericht der Öffentlichkeit vorzulegen.

Den Lebenserinnerungen dieses großen Literaturhistorikers, der auf ein jahrzehntelanges Wirken als beliebter Universitätslehrer in Bern, Dresden und Bonn zurückblicken konnte und dessen Arbeiten noch heute größtes Ansehen genießen, kommt eine ganz besondere Bedeutung zu; geben sie doch tiefe Einblicke in seine wissenschaftlichen Auffassungen und Methoden, daneben aber eine lebendige, anziehende Darstellung von Universität und Wissenschaft sowie der Philologen und Literaturhistoriker seiner Zeit. Walzels Erinnerungen, die von der frühesten Kindheit bis zu seiner Emeritierung gehen, sind zugleich eine persönliche Lebens- und Schaffensgeschichte wie auch Wissenschafts- und Kulturgeschichte.

Der Herausgeber legt dieses Erinnerungsbuch in einer wissenschaftlich sorgfältigen Ausgabe vor. Die Einführung sowie der erläuternde Anmerkungsapparat und das Register erschließen die mannigfaltigen Einzelheiten.

ERICH SCHMIDT VERLAG

HANS CAROSSA Weltbild und Stil

von August Langen

August Langen, der bekannte Germanist, hat es aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Carossas Dichtung unternommen, diese in einer Gesamtuntersuchung zu deuten. Der Autor erhellt, vom Mittelpunkt der Naturanschauung Carossas ausgehend, Werk und Persönlichkeit des Dichters. Mit der Untersuchung von Weltbild und Stil erschließt er uns die Dichtung in Gehalt und Gestalt. Ein ausführlicher Anmerkungsapparat, die umfangreiche Bibliographie sowie Register erschließen alle Einzelheiten des systematisch geordneten Stoffes.

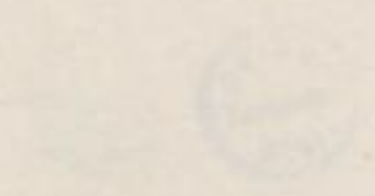
BRIEFE DER BRÜDER GRIMM AN SAVIGNY

Aus dem Savignyschen Nachlaß
herausgegeben
in Verbindung mit I. Schnack
von Wilhelm Schoof

Dem bekannten Grimmforscher Wilhelm Schoof gelang es, den seit Jahrzehnten vermißten Briefwechsel aus dem Archiv der Familie von Savigny zu erhalten. Er legt ihn in Verbindung mit I. Schnack in einer wissenschaftlich sorgfältigen Ausgabe vor.

Die etwa 200 zum Teil sehr umfangreichen Briefe geben für die gesamte Philologie wie für die Kulturgeschichte besonders tiefe Aufschlüsse. Die Brüder Grimm legen in ihnen Rechenschaft über ihre Arbeiten ab. Sie berichten über das Wirken Gleichgesinnter und über alle wichtigen kulturellen und politischen Ereignisse ihrer Zeit.

ERICH SCHMIDT VERLAG



RECHNEN
UND WANDER

Fahrplanbuch
von G. Tafel



Das Buch enthält
alle Fahrpläne
für die Eisenbahnen
in Deutschland
und den angrenzenden
Ländern. Es ist
ein sehr nützliches
Werk für alle
Reisenden. Die
Fahrpläne sind
auf den neuesten
Stand gebracht
und sind sehr
übersichtlich
angeordnet.

Das Buch enthält
alle Fahrpläne
für die Eisenbahnen
in Deutschland
und den angrenzenden
Ländern. Es ist
ein sehr nützliches
Werk für alle
Reisenden. Die
Fahrpläne sind
auf den neuesten
Stand gebracht
und sind sehr
übersichtlich
angeordnet.

Das Buch enthält
alle Fahrpläne
für die Eisenbahnen
in Deutschland
und den angrenzenden
Ländern. Es ist
ein sehr nützliches
Werk für alle
Reisenden. Die
Fahrpläne sind
auf den neuesten
Stand gebracht
und sind sehr
übersichtlich
angeordnet.

Verlag G. Tafel

HAMBURG
WANDER

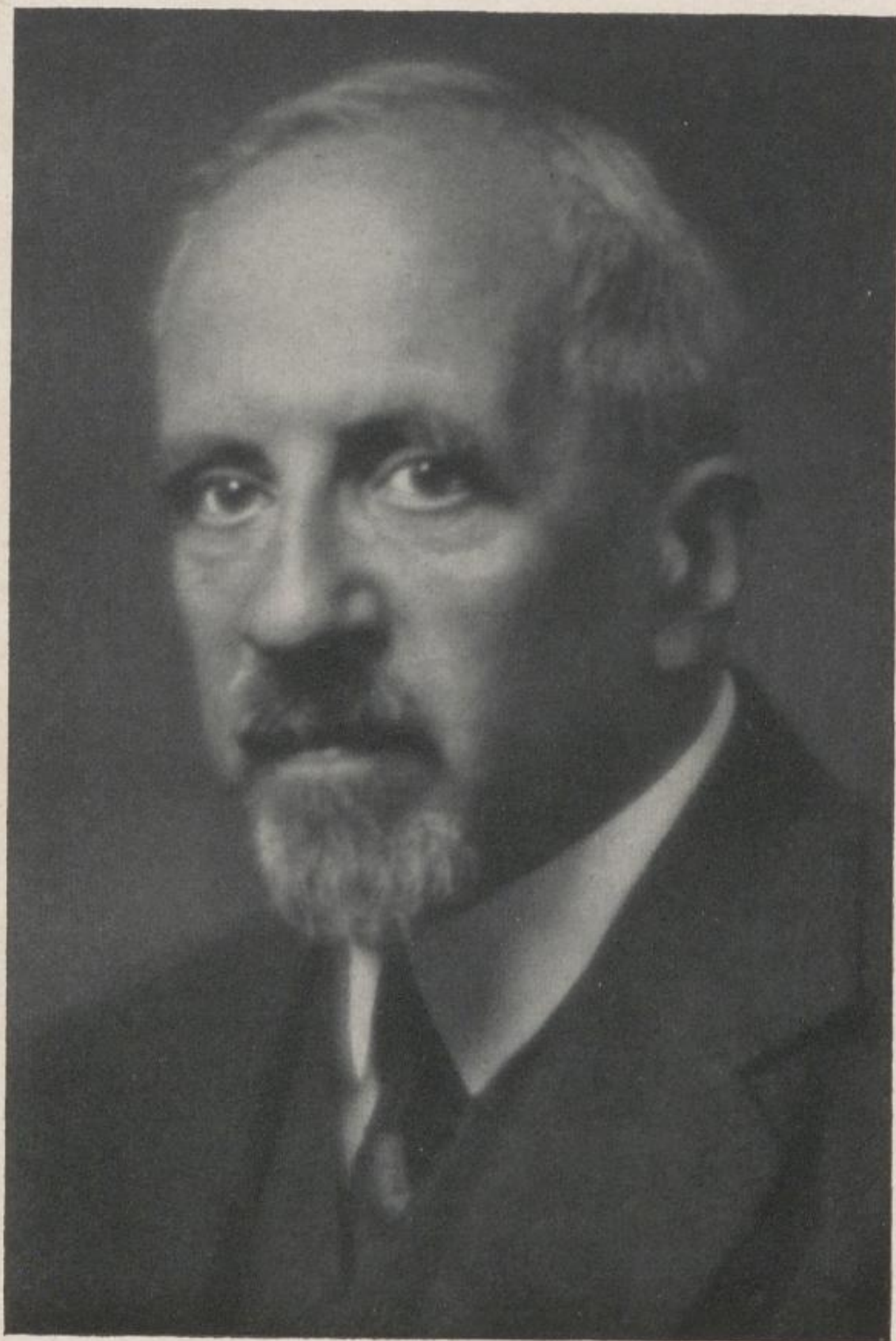
Das Buch enthält
alle Fahrpläne
für die Eisenbahnen
in Hamburg
und den angrenzenden
Ländern. Es ist
ein sehr nützliches
Werk für alle
Reisenden. Die
Fahrpläne sind
auf den neuesten
Stand gebracht
und sind sehr
übersichtlich
angeordnet.

BRIEFE
DER BRÜDER GRIMM
AN SAVIGNY

Das Buch enthält
alle Briefe
der Brüder Grimm
an Savigny. Es ist
ein sehr nützliches
Werk für alle
Reisenden. Die
Briefe sind
auf den neuesten
Stand gebracht
und sind sehr
übersichtlich
angeordnet.

Verlag G. Tafel





Oskar Walzel

WACHSTUM UND WANDEL

Vorwort
Lebenserinnerungen von
Oskar Wälzel

Aus dem Nachlaß herausgegeben von

Carl Enders



ERICH SCHMIDT VERLAG

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1956 Ia 1824

© Erich Schmidt Verlag, Berlin 1956

Druck: Deutsche Zentraldruckerei AG., Berlin SW 61, Dessauer Str. 6/7

*

Vorwort

Oskar Walzel erscheint in den vorliegenden Erinnerungen ebenso ausgeprägt als menschliche Persönlichkeit wie als schöpferischer Geist und Wissenschaftler in den verschiedenen Epochen seines Schaffens. Der Mensch zeigt sich in erstaunlicher Wahrheitsliebe sowohl in seinen nie verhehlten Schwächen wie in seinen rastlosen Bemühungen, sie nicht nur zu überwinden, sondern sie in Stärke umzuwandeln, die erstaunliche Leistungen hervorgebracht hat. Pflichterfüllung ist das Schlußwort seiner Betrachtungen, eine Pflichterfüllung, die das Letzte von sich verlangt.

Es sind sechs Bezirke, die in den Erinnerungen sich vor uns eröffnen: zuerst der Bezirk einer um seine Bildungsmittel mit Überwindung einer angeborenen Passivität ringenden Jugend, dann der Bezirk seiner ersten Versuche und seiner frühen Weltmannsexistenz mit ihren Folgen und Katastrophen; es folgt seine Lehrtätigkeit im Amt, dann seine wissenschaftliche Publizität, die von erstaunlicher Fülle ist, und der Bezirk seiner Vortragstätigkeit in fast ganz Europa, schließlich noch der letzter Selbstbetrachtung, moralischer Rechtfertigung und religiösen Friedens. So erhalten wir tiefe Einsichten in seine weltanschaulichen und wissenschaftlichen Auffassungen, sowie eine lebendige Darstellung der Philologen und führenden Persönlichkeiten seiner Zeit, bildender Künstler, Politiker und Gesellschaftswissenschaftler. Die Erinnerungen werden dadurch zugleich persönliche Lebens- und Schaffensgeschichte, wie Wissenschafts- und Kulturgeschichte.

Das Hauptwerk Walzels ist der Einführungsband zu seinem Handbuch der Literaturwissenschaft: „Gehalt und Gestalt“, in dem seine Methode systematisch dargestellt wird. Seine Bedeutung für die Forschungsgeschichte und Theorie der Literaturwissenschaft ist auch heute allgemein anerkannt. Wie er zu den einzelnen Lehren dieses Buches gekommen ist, was und wer dazu den Anstoß gegeben hat, das zeigen die Erinnerungen auf.

Das Manuskript, dessen Veröffentlichung Walzel am Herzen lag, wurde bei einem Bombenangriff 1944, bei dem der Verfasser umkam und ein Teil seines Hauses zerstört wurde, verschüttet und dann von zwei befreundeten Schülern, dem jetzigen Universitätsbibliothekar Dr. Clarius und dem Studienrat Vogt (jetzt Traben-Trarbach), ausgegraben. Der Herausgeber und Walzels Neffen, die Brüder Trojan in Wien, sehen es als ihre Pflicht an, das Manuskript, dem Wunsch des Autors entsprechend, zu veröffentlichen.

Für die letzten (religiösen) Betrachtungen haben Walzel Ratschläge gegeben die geistigen Vertrauten, Pfarrer Custodis von St. Elisabeth und Kaplan Lemmen, jetzt

Pfarrer in Rhöndorf, beide sachverständig auf dem Gebiet der Dogmatik. Auch der frühere Assistent Dr. Ignaz Gentges, jetzt an der Pädagogischen Akademie in Emsdetten, und dessen Frau, haben ihn in religiösen Fragen beraten.

Der Text blieb unangetastet, wurde nur an einigen Stellen gekürzt, wenn es sich um Aufzeichnungen handelte, die für den heutigen Leser ohne Interesse sind. Der Anmerkungsapparat ist in gedrängter Kürze geschlossen hinter dem Text wiedergegeben. Eine ausführliche Erläuterung erscheint jedoch als Vorbemerkung des Verfassers zum dritten Abschnitt der Erinnerungen, da sie zum Verständnis der Zusammenhänge erforderlich ist: Die Darstellung der Bedeutung des Hauses Andrian und Walzels Beziehung zu ihm bis zur Katastrophe mit Marie Wildt.

Rhöndorf, im Sommer 1956.

Der Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	V
Einführung des Herausgebers	IX
Familien- und Datentafel	XII
Lebenserinnerungen von Oskar Walzel*)	
1. Anfänge in Wien	1
Kindheit — Schule — Abitur 1883 — Vita activa mit der Mutter — Frühes Studium in Wien	
2. Studium in Wien und Berlin (1884—1888)	14
Rigorosum 1887 — Führende Lehrer und Grundprobleme	
3. Im Hause Andrian (1888—1892)	42
Katastrophe Wildt — Heirat 1894	
4. Hofbibliothekar und Privatdozent in Wien (1892—1897)	57
Habilitation in Wien 1894 — Privatdozentur bis 1897	
5. Professur in Bern (1897—1907)	62
Werdegang des Lehrers — Naturverbundenheit und Freundschaften	
6. Professur in Dresden (1907—1921)	96
Technische Hochschule (Nachfolger Adolf Sterns) — Kunstakademie (Nachfolger Hettners)	
7. Professur in Bonn (1921—1933)	194
Nachfolger Litzmanns	

*) Verschiedene Teile des Manuskriptes beginnen mit neuer Seitenzählung und deuten damit an, daß Walzel mindestens eine formale Gliederung vorgenommen hätte, wenn er selbst zur Drucklegung gekommen wäre. Wir benutzen diese Abschnitte für unsere eigene Gliederung des Ganzen, von der wir annehmen, daß sie mehr oder minder derjenigen entspricht, die Walzel getroffen hätte.

	Seite
8. Auslandsreisen	228
Holland und Belgien — England — Finnland — Rußland — Schweiz und Italien — Paris	
9. Erinnerungen (1933—1943)	283
Abschluß des Wissenschaftsberichtes mit der Emeritierung (1933) — Rechtfertigung von Leben und Werk — Gotteserlebnis großer Zeugen — Katholizismus in Erinnerung und Bekenntnis — Pflicht	
Nachtrag des Herausgebers	347
Anmerkungen	349
Register	359

Einführung des Herausgebers

Das Erinnerungswerk, 1943 abgeschlossen, begleitet Walzels ganzes Leben als Bericht bis zur Emeritierung 1933, ist bis dahin also informierenden Charakters. Zuletzt ist sein Hauptanliegen aber nicht mehr Berichterstattung vor allem für die Fachgenossen, sondern persönliche Rechenschaft über sein Leben und Wollen mit dem Versuch, seinen früheren klassisch-romantischen Humanismus in Einklang zu bringen mit der Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche. Er wartet gewissermaßen auf das Schicksal, das sich ja auch im Jahr nach dem Abschluß der Erinnerungen erfüllen sollte. Der immer in ihm lebendig gewesene Pessimismus steigert sich zur Lebensangst, die er nur in religiösen Betrachtungen und Übungen überwinden kann. Sie wird immer wieder genährt durch die Sorge um die Gattin, die als Jüdin alles zu fürchten hat und die er doch so liebt, der er, wie er mehrfach bekennt, die große Wandlung vom Weltmann zum Gelehrten verdankt.

Nie ist von ihrer Rasse die Rede, ebensowenig bei der im Bonner Haushalt lebenden Schwester seiner Frau. Er sah jahrelang die Gefahr heraufwachsen, was sein Gemüt immer mehr beschattete. Er glaubt sie durch rastlose Tätigkeit und außergewöhnliche Leistungen bannen zu können, besonders auch durch Hebung des deutschen Ansehens im Ausland, was seine zum Teil mit großen Mühseligkeiten verbundenen Reisen nach West- und Osteuropa miterklärt. Aber auch der Grundton des Gesamtwerkes ist durch das Bemühen bestimmt, jede Beziehung zu jüdischen Helfern und Freunden zwar nicht zu meiden, aber immer zu verschleiern. Die Namen werden unterdrückt, die Männer nur leicht charakterisiert. Sie zu nennen, macht manche Anmerkung erforderlich. Was ihn aufrecht erhält, ist das Pflichtgefühl, wie er es am Schluß definiert.

Ein Wort ist nötig über die Methode seiner informierenden Darstellung.

Wenn auch, wie im Vorwort gesagt wurde, der Gang der Ereignisse und Erkenntnisse deutlich in geschichtlicher Abfolge der Entwicklungsstufen berichtet wird, wie wir sie aus der Niederschrift herausgelöst haben, und so die neuen Gedanken, welche die theoretischen Schriften, besonders „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“, logisch auf- und ausbauen, ins flutende Leben eingebettet werden, so wird doch die Gefahr erkannt und umgangen, alles in Einzelheiten zerrinnen zu lassen, wie sie das Leben gerade darbietet. Solcher Zerfaserung wird dadurch begegnet, daß an dem entscheidenden Zündpunkt für einen Ideen- oder Interessenkomplex haltgemacht und rück- wie vorblickend der Komplex berichtsmäßig, wie das Leben ihn erschuf, für sich erledigt wird. Solche geschlossenen Ge-

biete sind Auffindung neuer Wege, Beziehungen zu Kollegen, Gelehrten, Schriftstellern, bildenden Künstlern und Freunden, auch Reisen und landschaftliche Schilderungen und die mit ihnen verknüpften Reflexionen, weiter: Gedächtnisentwicklung und Gedächtnisübung, Technik der Vorlesungen, Seminare und Colloquien, Stimmbildung und Vortragskunst, gute und schlechte wissenschaftliche Popularisierung, Lehrkanzel und Schreibtisch, Satzbau und Satzmelodie, Bühnentechnik, Doktorpromotion, Prüfungen, Übersetzungsgrundsätze, Methodisches bis zur Ganzschau, Grenzen der Technik und Kunst, Lebensgestaltung und Schaffensbericht usw. Das Verhältnis zwischen Erinnerungen und „Gehalt und Gestalt“ ist im einzelnen und kleinen dasselbe wie es Erich Rothacker darstellt in Erläuterungen der Bedeutung der Geisteswissenschaft: der Aufbau vollzieht sich von der Erinnerung an Erlebtes zur Ordnung des geschichtlich Wirklichen und zur Abstraktion des Allgemeinen in systematischer Darstellung.

Das Bedürfnis des Reflexionsmenschen, Kernpunkte und Variationen hervorzuheben, bewirkt Wiederholungen, wie sie die rein logische Darstellung der Probleme nicht kennt und auch nicht dulden soll. Hier waren manchmal Kürzungen erlaubt und geboten, wenn auch vermieden werden mußte, daß das Erlebnismoment verlorenging. Dahin gehören auch gelegentliche Nachlässigkeiten im Stil, welche bei einer Drucklegung zu Lebzeiten dem Korrekturstift wohl nicht entgangen wären.

In den zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern Walzels haben die Redaktionen und Verlage den Stil Walzels nach allgemeinen Grundsätzen der hochdeutschen Schrift- und Gelehrtensprache geregelt, wie bei allen ihren Autoren. Sie haben die dialektischen Besonderheiten des Wieners, die sich in der Sprache des täglichen Umgangs und wohl auch in den gesprochenen Vorlesungen und Vorträgen nicht verbargen, ausgemerzt. In den Erinnerungen aber herrscht noch die lebendige Individualsprache des Österreicher. So schreibt er „Philologe“ statt „Philologe“, „Mittelgebirg“ statt „Mittelgebirge“, so läßt er das Schluß-s in „vormittags“ und „nachmittags“ weg, ebensooft die bestimmten und unbestimmten Artikel. Auch finden sich öfters Wörter, die der allgemeinen Schriftsprache dialektisch erscheinen, Substantive, Adjektive, auch Verbalformen wie „untergekommen“ statt „vorgekommen“. Da es sich in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen meist um Fachbegriffe dreht, findet sich das alles in höherem Maße in den Partien, welche Erlebnisse schildern. Solche Eigentümlichkeiten des Textes sind um der unmittelbaren Lebendigkeit willen beibehalten worden.

Es ist keine Frage, daß alle neueren methodischen Betrachtungen zum Wesen und zu den Aufgaben der Literaturwissenschaft irgendwie die Grundlagen weiter ausbauen, welche dieses Werk geschaffen hat. Walzel hat hier zuerst überzeugend mit dem Biographismus und der äußerlichen Aufspürung motiv- und stoffgeschichtlicher Abhängigkeit abgerechnet, die noch die Arbeiten der älteren Generation und ihrer Schülerschaft charakterisieren, der Scherer, Minor und Erich Schmidt. Nach

verschiedenen Seiten erstreckt sich der Fortschritt, den seine Theorien und ihre Anwendung in bedeutenden Einzeluntersuchungen („Prometheussymbol“ u. a.) kennzeichnet. Einmal hat er die Gehalte symbolisch und individuell ausdeutend vertieft und in geistesgeschichtliche Verbindung miteinander gebracht, wodurch erst echte Literaturgeschichte entstehen konnte und entstand. Und dann hat er die Bedeutung der Form für die Wertordnung dichterischer Kunstwerke aufgewiesen und auch da geschichtliche Zusammenhänge herausgestellt, wobei die Untersuchung der Verhaltensweise über die Grenzen des Wortkunstwerks hinausgeschoben werden ins Gebiet aller Künste oder wenigstens näher miteinander verwandter. Er zeigt auf, wie sie einander Hilfestellung für die Aufgabe ihrer Kunsterfassung leisten können.

Auf diesem Gebiet seiner theoretischen Betrachtungen hat sich Walzels Führerschaft erschöpft. Der Widerstreit zwischen wechselseitiger Erhellung der Künste und Eigenbedingungen der verschiedenen Künste hat weitere Perspektiven offengelassen.

Walzel hat dann auch klargemacht, daß die wichtigste Aufgabe neuerer Literaturwissenschaft zunächst die Interpretation des Einzelwerkes ist und daß die völlige Kontinuität von Gehalt und Gestalt für die Wertung des Kunstwerks im Dichterwerk der einzige Maßstab ist. Als unentbehrliche Voraussetzung bleibt der ideengeschichtliche Zusammenhang zwischen den einzelnen Werken des einzelnen Künstlers und zwischen verwandten Werken mehrerer Künstler, und zwar in der gleichen Sprache und in verschiedenen Sprachen, ebenso die Deutung der immanenten Wirkung besonderer Formen und Formelemente und ihr geschichtlicher Zusammenhang, desgleichen die Untersuchung der Wirkung von Gehalt auf Gestalt und von Gestalt auf Gehalt. Das alles ist in „Gehalt und Gestalt“ systematisch angelegt und in den Erinnerungen als Werdendes im Leben und Denken dargestellt.

Der Hinweis auf die wichtigsten Untersuchungen der lebenden Generation erhellt die Verpflichtung aller gegenüber Walzels überall Ansätze schaffenden Reflexionen. Genannt seien nur Günther Müllers „morphologische“ Bemühungen, Martinis „Wagnis der Sprache“, Oskar Jankes „Kunst und Reichtum deutscher Prosa“, Emil Staigers „Kunst der Interpretation“. Besonders deutlich zeigt den Weg von außen, d. h. von der genauen Beschreibung und Deutung der sprachlichen Form nach innen, Werner Kohlschmidts „Form und Innerlichkeit“ auch für Lernende (Sammlung Dalp). Aber das sind nur Beispiele für viele heutige Bemühungen von allen denen, die neben der Neuausgabe von „Gehalt und Gestalt“ Walzels nun auch dieses Erinnerungsbuch begrüßen werden.

Familien- und Datentafel

Walzel ist in seinen Personalangaben ganz ungenau, so daß wir über Beziehungen zu bestimmten Familiengliedern mancherlei hören, soweit sie für ihn etwas bedeuten, oft aber nicht einmal ihren Namen erfahren. Deshalb wird hier eine Tafel mit den wichtigsten Daten gegeben. Wir beginnen mit den Großeltern:

August Friedrich W., K. u. k. Artillerieleutnant, verheiratet mit
Fortunate Elisabeth, geb. Franchetti, katholisch.

Dieser Großmutter wird öfters gedacht. Sie ist Italienerin (aus Südtirol); von ihr stammt der dunkle südliche Typ, der wie bei Walzel auch sonst in der Familie öfters auftritt und zu der in der Fachwelt vielfach anzutreffenden Vermutung führte, Walzel selbst habe jüdisches Blut in den Adern gehabt.

Aus dieser Ehe gingen die zum Teil erwähnten Kinder hervor:

1. August Fr. Jos. W., geb. 3. März 1825, katholisch, gestorben am 28. September 1899. Er war der Vater Oskar Walzels, Handelsgesellschafter in Wien, verheiratet mit Fanny (d. h. Franziska Maria), geb. Krippel (siehe unten).
2. Camillo (1829—1895), verheiratet mit Auguste v. Ölsler.
3. Cäsar (1832—1910), verheiratet 1862 mit Auguste Hegner, General, geadelt.
4. Constanze (1834—1913), verheiratet 1864 mit Werner Tiemann, zum zweiten Male mit Carl Gante (1873).

Die Großeltern mütterlicherseits:

Simon Krippel, Kürschnermeister und
Elisabeth, geb. Lemmer (beide katholisch).

Die Mutter Walzels (Fanny), geb. 31. August 1826 in Wien, gestorben 16. November 1908 in Wien, katholisch.

Oskar Walzel, geb. 18. Oktober 1864, getauft 6. 11. 1864 durch Pater Josef Wesseling, verheiratet am 15. 3. 1894 mit Hedwig Henriette Karo, Tochter des jüdischen Bankiers Karo in Berlin und seiner Frau, geb. Blumenthal, katholisch getauft (vermutlich vor der Eheschließung), geb. 26. März 1870, gestorben 21. November 1944 in Theresienstadt.

In dem Bonner Haushalt lebte mit den Eheleuten Oskar und Hedwig die unverheiratete Schwester Eleonore Karo, geboren 25. 12. 1878 in Berlin, gestorben 6. 9. 1934 in Bonn.

Die ihm nahestehende eigene Schwester ist Eugenie Ernestine Walzel, geboren 30. Januar 1862 in Wien, verheiratet am 23. 10. 1894 mit August, Eugen Ritter Trojan von Bylendsfeld, K. k. Bezirkskommissär, dann Statthaltereirat. Der Adel wurde in Österreich 1919 abgeschafft. Die Schwester Eugenie starb im Dezember 1943.

Aus dieser Ehe gingen die beiden Söhne Prof. Dr. Felix Trojan und Otto Trojan hervor, beide in Wien. Die Schwester war wohl als Erbin, wenn seine Frau vor ihm starb, vorgesehen. Der „Letzte Wille“ bestimmt die beiden Neffen und Fräulein Luise Thon, die langjährige amtliche und persönliche Assistentin, zu Erben (siehe dazu auch Günther Weisenborn „Memorial“, 1948, S. 39). Da Fräulein Dr. Thon beim Zusammenbruch auf der Flucht von Dresden umkam, blieben nur die beiden Neffen, welche den Herausgeber mit der Aufgabe Walzels Lebenserinnerungen zu veröffentlichen betraut haben.

Die ihm nebstherbe eigene Schwester in Eugenie Ernestine Wiesel, geboren
30. Januar 1882 in Wien, verheiratet am 22. 10. 1894 mit August Eugen Ritter
Trajan von Bylandtsfeld, k. k. Bezirkskommissar, dann Staatsanwalt. Der Adel
wurde im Österreich 1919 abgedacht. Die Schwester Eugenie starb im Exem-
ber 1947.

Familie von Trajan

Als diese Ehe gingen die beiden Söhne Prof. Dr. Felix Trajan und Otto Trajan
hervor beide in Wien. Die Schwester war wohl die letzte, wenn auch nicht die
einzige Tochter. Der „Lustige Witz“ bezeichnet die beiden Töchter als Trajan-
Töchter, die Trajanische Töchter und Trajanische Töchter. In Wien (siehe
auch Trajanische Töchter, Memorien 1944, S. 17) Trajanische Töchter
beim Zusammenbruch auf der Flucht von Döbling nach Wien, blieben nur die beiden
Nichten, welche den Herausgeber mit der Aufgabe Waisens Trajanerinnen zu
verpflichten hatten, Trajanische Töchter, Trajanische Töchter.

Der Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Die Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

1. Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

2. Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

3. Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Die Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

In der Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter
Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter Trajanische Töchter

I. Anfänge in Wien

Kindheit — Schule — Abitur Juni 1883 — Vita activa mit der Mutter —
Frühes Studium in Wien

Warum sehe ich, wenn in mir die Erinnerung an eine mir liebe Landschaft auftaucht, sie fast immer nur in verklärendem Sonnenlicht? In Locarno und Bellagio habe ich viel Regen erlebt, auch auf dem Axenstein. Doch wenn diese Gegenden unversehens vor mein inneres Auge treten, dann erblicke ich mich auf den Wegen, die vom Lago Maggiore nach Orselina oder nach Brione führen, oder im Park der Villa Melzi oder auf den Pfaden, die hoch über dem Urner See von Morschach nach Sisikon sich hinziehen. Und immer wölbt sich über mir blauer Himmel, spendet die Sonne kräftige Farbe und scharfen Umriß. Dann sagt mir Überlegung wohl auch, daß ich das alles in düsterem Grau und in kalter Nässe erlebt habe. Aber nur verschwommene Sehvorstellungen stellen sich ein, während doch die von der Sonne belichtete Landschaft mir bis in kleine Einzelheiten sichtbar geworden war. Ist es anders mit Erinnerungen aus frühester Jugend, aus Wien und aus dem Wiener Wald, oder mit Späterem, mit Thüringen und Schwarzwald, mit der Dresdner Heide, mit den Havelseen, mit Meeresstrand an der Nordsee? Böses Wetter muß an einem Orte ganz besonders stark geherrscht haben, wenn er in meiner Erinnerung verstimmendes Grau und bedrückende Nässe weist. So ergeht es mir jetzt mit Bern. Bern belehrte mich zum ersten Male, was es heißt, strahlendes Sonnenlicht sogar noch während des Winters in einer Stadt beobachten zu können. Fortan wollte mir scheinen, daß Frankfurt und Berlin und Dresden wie unter einem silbrigen Schleier liegen. Allein wenn ich bis vor kurzem Bern derart begnadet in meiner Erinnerung trug, so kehrte sich das zuletzt um wegen des Regen- und Sturmwetters, das immer wieder und im Frühling wie im Spätsommer mich hier verfolgte. Kann ich wirklich nicht mehr Bern in dem rötlich tönenden Licht sehen, das mir einst an Sommernachmittagen die Abhänge des Gurten beglückend zeigten und mir zu einem Sinnbild der Berner Landschaft machte?

Warum birgt für mich Erinnerung an Landschaft so viel Bejahendes, dagegen Erinnerung an schier alle anderen Erlebnisse so viel Verneinendes? Mein Lebensweg will mir heute und wollte mir seit langem alles eher als besonnt scheinen. Was mir während einer langen Reihe von Jahrzehnten begegnet ist, wirkt sich in zusammenfassender Erinnerung nicht viel anders aus als die in letzter Zeit in Bern gesammelten Wettererfahrungen.

1. Anfänge in Wien

Wäre das anders, ich hätte längst versucht, meine Erinnerungen aufzuzeichnen. Vielleicht war die Gefahr, dabei ganz ins Verneinen zu geraten, gar nicht so groß. Es wäre nicht der erste Fall meiner Schriftstellerei gewesen, in dem etwas, das von vornherein stark verneinend gedacht war, während der Niederschrift sich bejahender gestaltete. Aber ein anderes ist es, einem Künstler oder einem Forscher allmählich gerechter zu werden; ein anderes, sich durch Erlebtes allmählich minder gehemmt zu fühlen und zu erkennen, wieviel Förderliches im Erlebten vorlag.

Dann aber — und dies kommt vor allem in Betracht — wird keiner unbedingt Eitelkeit zum Grund günstigerer Beurteilung anderer machen. Wer über sein Schicksal nur zu klagen hat, auch wenn es nicht ganz schlimm war, ist um so mehr dem Vorwurf der Eitelkeit ausgesetzt. Oder — was dasselbe ist — dem Vorwurf, er erhebe für sich allzu hohe Ansprüche, begnüge sich nicht mit Lebensgewinnen, die für andere etwas Beträchtliches bedeuten könnten, zeige nur, daß er ein Undankbarer ist.

Als vor Jahren ich aufgefordert wurde, in wenigen Worten auszusagen, was mir ein besonders wichtiges Ergebnis meiner Lebenserfahrungen sei, bot ich eine Umschreibung bekannter Worte des Briefes an die Römer (8, 28). Nach wie vor bin ich überzeugt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten dienen. Der ganze Vers des Römerbriefes ließe sich auch ausdrücken: Wer den Sinn seines Daseins erkannt hat, weiß auch, daß noch das Übel und das Schwererträgliche dem Sinne des Ganzen dient, notwendiges Glied im Ablauf seines Daseins ist. Sobald man solche Einsicht gewonnen hat, fühlt man sich von Gott geliebt und erwidert um so eifriger diese Liebe. Paulus spielt ja wirklich hier das Wort „*praedestinare*“ (im lateinischen Text der Stelle) aus, den vielumstrittenen und immer noch umstrittenen Begriff der Prädestination. So ließe sich auch sagen, den Sinn seines Daseins entdeckt nur, wer eingesehen hat, Schlimmes sei ein notwendiger Bestandteil des Ganzen. Ist man so weit gelangt, so fühlt man sich fähig, zu ergründen, wieweit dies Schlimme zum Guten dienen kann und gedient hat. Nun kann man sich von Gott zum Guten vorbestimmt sehen. Und man weiß ihm dafür Dank.

In schwerster Zeit, noch weit entfernt von solcher erlösenden Einsicht, schrieb Hebbel (am 23. November 1838 in München) eines seiner denkwürdigsten Bekenntnisse nieder. Er war damals einsamer als je. Tag für Tag trug er in sein Tagebuch eine Menge von vielfältigsten Bemerkungen ein. Eine solche Menge von Beobachtungen ergibt sich nur Einsamen; oder im lebhaften Verkehr mit ungemein vielen, wie ihn Hebbel damals gewiß nicht hatte. Nicht auf dem üblichen Mittelweg. Eben hat er spitze Worte über Gustav Schwab aufgezeichnet; alsbald wird er über Napoleon sich äußern. Und, eingekeilt zwischen Napoleon und Schwab, steht die erschütternde Beichte eines jungen Menschen, der noch nicht einsehen kann, wie sehr Schlimmes ihm dienen kann. Er ahnt, daß dies möglich ist, ahnt, wie glücklich es ihn machen könnte, wenn er endlich dies einsähe: „Ich wollte mich an jegliche, an die abscheulichste Erscheinung gewöhnen, die aus meinem In-

nern auftaucht, wenn ich mir sagen dürfte: auch in solcher Gestalt mußt du eine Zeitlang einher gehen, wenn du überhaupt existieren solltest.“ Noch ist er lange nicht so weit. Nicht nur die äußeren Hindernisse bedrücken ihn, mit denen er zu kämpfen hat und an die er die Hälfte der geistigen Mitgift vergeuden muß. Weit stärker lastet auf ihm, daß, wer das muß, nie wissen kann, ob sein ursprüngliches, unverfälschtes Ich oder sein verschrobenes Verhältnis zur Welt in ihm wirksam ist, wenn er zuweilen nicht aus noch ein weiß. So fühlt ein Mensch, dem ein starkes Verantwortungsgefühl für sein Tun eingeboren ist. Schweres, das er erduldet, soll ihm nicht zur Ausrede dienen, wenn er sich nicht mehr zurechtfinden kann. Es kann ja auch an seinem eigenen Ich liegen. Da zu scheiden und zu entscheiden, wird ihm fast unmöglich. „Dunkelheit über diesen Punkt kann zur Verzweiflung führen.“

Der junge Hebbel weckt auch hier den Eindruck, als hänge alles nur von dem Individuum ab und von dessen Entscheidung. So könnte auch einer sich äußern, der sich Gott ganz entfremdet hat. Hebbel selbst wehrte sich oft gegen die Annahme, Gott fern zu sein. Er hatte sich nur von der Kirche abgewendet, er lehnte nur Bekehrungsversuche ab. Schon als echter Dichter fühlte er sich berufen, aus eigener Kraft zu leisten, was durch Dogmen geleistet wird: Aber am wenigsten hat er das Wort „Gott“ ausgeschaltet. Es erscheint allerdings weder im Tagebuch vom 23. Oktober 1838 noch in dem Briefe vom 1. Mai 1848, der auf den Augenblick hinweist, in dem ihm sich endlich die 1838 aufgeworfene Frage beantwortete. Diese Antwort lautete: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich schon aufgehört, Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihr durchzuarbeiten, und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im wesentlichen antizipiert.“ Hebbel fügt noch hinzu, der Begriff dieser Notwendigkeit sei von der blinden, nicht in Vernunft aufgelösten Notwendigkeit, der sich jeder beugt, sehr verschieden. Seitdem ihm dieser Begriff aufgegangen sei, wohne er in ihm wie in einer Burg.

Liegt das weit ab von den Worten des Römerbriefes? Hebbel meinte, D. F. Strauß vorweggenommen zu haben, und war überrascht über die Verwandtschaft der Schau Ludwig Feuerbachs mit seiner eigenen. So lag ihm nicht, sich auf die Bibel zu berufen, wenn er ein schwer errungenes Ergebnis seines Denkens vorlegte. Mochte er auch die Bibel halb auswendig wissen. Läßt sich dieses Ergebnis, wie Hebbel es am 1. Mai 1848 ausdrückte, nicht auch in die Worte fassen: „Fiat voluntas tua“? Er spricht zwar nur von der „voluntas“ seines Begriffes universum. Doch dieser Begriff ist ihm letzten Endes nur Ersatz und Umschreibung des Begriffes „Gott“. Völlig nach der Art der Bildungsmenschen seit der Entgottung, die im 18. Jahrhundert sich durchgesetzt hatte. Eine Geschichte dieser Entgottung müßte philologisch genau die Wörter buchen, die herangeholt wurden, das zu bezeichnen, was einst Gott genannt worden war.

1. Anfänge in Wien

Soll ich nun aufzählen, welche äußeren Hindernisse ich zeitlebens zu bekämpfen hatte, an die ich die Hälfte meiner geistigen Mitgift — mit Hebbel zu reden — vergeuden mußte? Habe ich sie wirklich bekämpft? Oder habe ich sie nicht eher als etwas Selbstverständliches hingenommen? Ich war nicht Willensmensch; am wenigsten war ich das in meiner Jugend. Ich ließ mich tragen und weiß, daß ich dadurch manches versäumte, manches auf mich nahm, was ich besser nicht auf mich genommen hätte. Wenn ich seit geraumer Zeit die Forderung vertrete, wieder eine Willenskraft zu erstreben, wie sie begnadeten Menschen und begnadeten Zeiten zu Gebote stehen und standen, so wurzelt diese Forderung in der Einsicht, daß ich selbst es durch lange Jahre anders und schlechter machte.

Damit ist schon angedeutet, daß meine Willensschwäche mit der Willensschwäche jüngster Vergangenheit zusammenhing. Jüngster Vergangenheit und vor allem des Deutschösterreichers. Ich denke nicht daran, aus dieser Tatsache mir eine Ausrede zu machen. Nur das eine darf ich für mich anführen: Wer als junger Mensch rings um sich zweifelndes Achselzucken erblickt und immer wieder ein „Ja da kann man nichts machen“ vernimmt, mag auch aus eigener Kraft das Gegenteil zu seinem Grundsatz erheben. Mir aber lag das nicht, wenn ich auch Muster starker Willenskraft mehrfach und sogar aus nächster Nähe beobachten konnte. Ich glaube an eine Notwendigkeit des Geschehens, gegen die zuletzt keiner aufkommen kann. Noch lange nicht im Sinne von Hebbels Notwendigkeitsbegriff, nur im Sinne dessen, was bei Hebbel blinde Notwendigkeit heißt. Abermals empfahl mir das Zeitalter solchen Glauben. Untergrub man doch immer mehr und mehr alle Willensfreiheit. Untergraben wurde sie durch die wachsende Einsicht in die unentrinnbare Gesetzlichkeit der Natur. Überzeugt war das Denken des Zeitalters, daß nur das geschehe, was geschehen müsse. Daß es Wahn vergangener Zeiten sei, gegen den Strom schwimmen zu wollen, Selbsttäuschung, sich Ziele zu setzen, während eine stärkere Kraft nach anderen Zielen hindrängt. Ein Schritt weiter ergab, daß in Wirklichkeit nie das geschehe, was man wollte, nur das, was man nicht wollte. Daß schon Bezeichnung eines Zieles ein schlimmes Vorzeichen bedeute, daß Gutes nur dann komme, wenn man auf Böses sich gefaßt macht.

Noch einen Schritt weiter tut Grabbes Hannibal in dem Auftritt „Weite schöne Flur bei Cajeta“. In einem Augenblick beglückender Ruhe sagt er: „Ich fühle mich zu wohl und fürchte fast, es steht mir ein Unglück bevor.“ Ein als karthagischer Krieger verkleideter Römer tritt auf und wirft ihm den Kopf Hasdrubals vor die Füße.

Heute ließe sich das umschreiben: Gerade Euphorie deutet auf kommende Gefahr. Ich glaube das früh erprobt zu haben. Noch sollte es lange dauern, ehe ich das Wort „Euphorie“ vernahm und von den Gefahren dieser Erscheinung hörte. Ich war noch ein Kind. Das Mittagessen schmeckte mir eines Tages so gut wie schon lange nicht, besonders die fette Soße. Am Nachmittag mußte ich mich mit Fieber ins Bett begeben. Hatte ich vielleicht schon während des Essens ein

schlechtes Gewissen? Wurde mir vielleicht schlecht, weil ich mich darauf gefaßt gemacht hatte? Wirkte also Autosuggestion mit? Ich war ein kränkliches Kind, ich war vor allem ein Großstadtkind, zu einer Zeit, in der man kaum schon ahnte, wie gefährlich das ist.

Sicher bleibt, daß ich fortan vor betontem Wohlgefühl Angst hatte. Eulenspiegel freut sich nicht über bequemes Herabwandern, weil er weiß, daß er demnächst wieder mühselig in die Höhe steigen muß. Andere fürchten, daß es die Götter grämt, wenn man sich glücklich nennt. Bezeugt das alles nicht, daß man die Zukunft kennen möchte, wissen will, was morgen kommt? Das ist uralte Gewohnheit und kann nicht schlechthin als krankhaft gelten. Dennoch verspüre ich bei Grabbe und in seinem Hannibal Verfallzeitliches. Ich verspüre das besonders an mir selbst. Man ist zu klug geworden, man verfügt nicht mehr über die kühne Zuversicht, nach Gutem auch wieder Schlimmes hinnehmen zu können. „Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae.“ Gilt das noch für uns Späte? Galt es für Horaz selbst? Ganz gewiß ist Angst vor dem Guten, die tatsächlich Angst vor kommendem Übel ist, das beste Mittel, sich alle Lebensfreude zu verderben.

Ich erhebe nicht den Anspruch, dergleichen ganz überwunden zu haben. Gar so leicht entzieht man sich nicht Neigungen, denen man sich durch lange Zeit willig ergeben hat. Ein Pessimist entwickelt sich nicht im Handumdrehen zum Optimisten. Er muß von vornherein bezweifeln, ob solche Entwicklung ein rechter Gewinn sei. Hebbel wird tatsächlich optimistischer, seitdem er sich überzeugt hat, das Schlimme sei etwas durch höhere Notwendigkeit Bedingtes. Seine Jugend hatte ihm dies Schlimme in solcher Menge auferlegt, daß er — wie die Dinge lagen, und wie er selbst veranlagt war — in seinen Anfängen nur finsterstem Pessimismus verfallen konnte.

So war es bei mir nicht. Und eines Tages wurde mir durch ein Wort eines klugen und scharfsichtigen jungen Schweizer Gelehrten klar, daß mein sogenannter Pessimismus auf andere Quellen zurückgeführt werden könne als der Pessimismus des jungen Hebbel. Er sagte mir auf den Kopf zu, mich habe das Glück verwöhnt, und ich hätte nur Angst, dies Glück könne eines Tages zu Ende sein. Wirklich schien damals mein Lebensweg eine neue und günstigere Wendung zu gewinnen. Vorher konnte von verwöhnendem Glück nicht die Rede sein. So weit griff der junge Schweizer fehl. Recht aber behielt er mit der Annahme, ich traue diesem jungen Glück nicht und sei gefaßt, daß es bald vergehen werde.

Hatte ich vorher gar kein Glück erlebt? im Gegenteil. Gern gestand ich mir ein, daß etwas wie eine gütige Vorsehung mich gelenkt und aus schwerer Gefahr herausgeleitet habe. Die ersten drei Jahrzehnte meines Lebens führten mich immer wieder unmittelbar an einen gefährlichsten Abgrund heran; doch wenn es am schlimmsten zu sein schien, gab es stets eine Wendung zum Besseren, mochte dies Bessere auch nicht stets ein wirkliches Gutes sein. Nach schweren Rückschlägen war immerhin manches erreicht, was ich vorher kaum zu erwarten gewagt hätte.

1. Anfänge in Wien

Da war zunächst eine lange Reihe von Jahren, die ich, schier hoffnungslos erkrankt, zum größten Teil im Bett verbrachte. . . .

Nachklänge gab es noch bis in mein achttes Lebensjahr. Aus dieser recht langen Zeitspanne sind mir neben den Erinnerungen an das nächtliche Krankenlager auch sonnige Sommertage in der Umgebung Wiens unvergeßlich geblieben. Nach Wiener Brauch zogen wir schon im Mai „aufs Land“, in die Umgebung Wiens, nach Baden oder Maria-Enzersdorf, und blieben hier bis in den Oktober. . . .

Meine Schwester verriet früh ihre ungemeine musikalische Begabung. Wie die Dinge lagen, blieb Musik ihr allein vorbehalten. Versuche, mir wenigstens die Anfangsgründe beizubringen, brachen rasch ab. . . .

In solcher Luft kam Erziehung zu kraftvollem Willen nicht in Frage. So brach ich denn sofort zusammen, als ich ins Gymnasium kam. Wir beide waren ja nur zuhause unterrichtet worden.

Fortan wurde es durch Jahre hindurch schlimmer und schlimmer. Mein erster Hauslehrer wurde fern von Wien angestellt, keiner seiner Nachfolger stand auf seiner Höhe. Ich verließ mich auf sie, und sie verließen sich auf mich. So betrog einer den andern. Das Ende vom Lied war, daß ich am Schluß des fünften Schuljahrs sitzen blieb. Heilsameres konnte mir nicht wiederfahren. Wohl zum erstenmal ging mir auf, daß man am besten sich selbst hilft. Ausdrücklich erklärte ich, künftig auf alle häusliche Nachhilfe verzichten zu wollen. Ein günstiger Zufall stand mir bei.

Am Anfang des fünften Jahres hatte sich zu uns ein sogenannter „Repetent“ gesellt, einer, der dies Jahr wiederholen mußte. Wie er dazu gekommen war, wußte und weiß ich nicht. Er war begabt und wenig geneigt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Am Schlusse des ersten Halbjahrs wurde er aus der letzten Bank auf den ersten Platz versetzt. Damals dachte ich in dem Schlendrian, dem ich verfallen war, nicht von ferne daran, ihn nachzuahmen. Als ich im nächsten Jahr gleichfalls „repetierte“, sah ich mich vor die Frage gestellt, ob ich es ihm nicht trotz allem nachtun könnte. Ahnungslos traf ich eine Entscheidung, die meinen ganzen Lebensweg bestimmen sollte. Zum erstenmal in meinem Leben entdeckte ich, daß ich etwas wollen und durchsetzen könne. Sicherlich wurde ich nicht im Handumdrehen ein zielbewußter Willensmensch. Es ging auch nicht so schnell vorwärts wie bei meinem Vorbild. Aber in den letzten vier Jahren, die ich auf dem Gymnasium verbrachte, arbeitete ich mich empor, wurde endlich Klassenprimus und war zuletzt „primus omnium“.

Meine Wandlung gestaltete meine ganze Lebensführung um. Sehr früh schon hatte ich zu zweifeln begonnen, ob ich überhaupt noch lange die Schulbank drücken könne. Ich fühlte mich auf ihr nicht nur unglücklich, ich glaubte auch annehmen zu dürfen, in jeder Tätigkeit, die enger mit dem Leben des Tages zusammenhing, Besseres leisten zu können. Das war natürlich Selbsttäuschung. In dieser Zeit — etwa um die Mitte meines zweiten Jahrzehntes — schwebte mir

„Leben“ wie etwas Beglückendes vor, wie etwas das unzählige andere erleben könnten, das mir aber, nicht zuletzt wegen lästiger Schulaufgaben, entzogen blieb. Träumte ich nicht eigentlich von den Wonnen eines „dolce far niente“? Ich darf zu meiner Rechtfertigung hinzufügen, daß ich damals wirklich schon Gelegenheit hatte, die Freuden einer „vita activa“ zu kosten. Ich durfte den jungen Geschäftsmann spielen und sah mich da anerkannt und belobt. Das hing zusammen mit der großen und recht bedrückenden Wandlung, die sich in dem Leben unserer Familie ergeben hatte.

Als ich Kind war, galten wir augenscheinlich für sehr wohlhabend, gewiß für wohlhabender, als wir waren. Mein Vater wurde mir früh als ungemein begabter Kaufmann gerühmt. Er war Großhändler und vertrieb Getreide. (Man nannte das damals in Wien eine Samenhandlung.) Der Getreideausfuhr, besonders aus Ungarn, konnte er gute Dienste leisten, dank den vielen und engen Beziehungen, die er zu Deutschland, zu Frankreich und zu Italien hatte. Er war oft lange Zeit im Ausland. Ich erinnere mich gut, welchen überwältigenden Eindruck es mir machte, als ich einmal zufällig eine Rechnung des „Grand-Hotels“ in Paris zu sehen bekam, die etwas über tausend Franken ausmachte. Weil mein Vater als Vermittler hocheingeschätzt wurde, übertrug man ihm eine Menge von Geschäften, die weit über seinen eigentlichen Arbeitsbereich hinausgingen. Dank seiner Sprachbegabung beherrschte er in Rede und Schrift das Französische, das Italienische und das Ungarische. Sohn einer Italienerin, hatte er gleichwohl spät das Italienische hinzugelernt. Mir versicherte einmal ein Venezianer Geschäftsfreund meines Vaters, man meine einen Italiener vor sich zu haben, wenn mein Vater italienisch spreche; verfüge er doch ganz auch über die bewegliche Mimik des Italieners.

In unsern Gesellschaftsräumen fanden oft Sitzungen statt. Gewichtige Männer erschienen. Es wurde viel und teuer geraucht. Der Geruch war lange zu spüren. Noch war ich zu jung, um auch nur zu fragen, was eigentlich verhandelt worden war. Im Ausstellungsjahr 1873 liefen in Wien Pariser Omnibusse. Mein Vater hatte das vermittelt. Noch sehe ich die — nach den Begriffen von damals riesigen — Wagen vor mir. Mit meinem Vater besuchte ich das Pferdelaazarett des französischen Unternehmens. Die schweren Tiere erkrankten in Menge. Ein Erfolg war das überhaupt nicht. Auch da wirkte sich der Börsenkrach des Jahres 1873 aus; er wurde ja der Ausstellung verhängnisvoll.

Dieser Börsenkrach hatte auch für meinen Vater üble Folgen. Sie machten sich in ihrer ganzen Stärke erst später fühlbar. Fortan ging es bergab. Doch jahrelang erhielt sich der Anschein, noch könne alles wieder in Ordnung kommen. Zuweilen hing uns der Himmel voller Geigen.

Das Jahr 1873 schenkte mir indes auch Gutes, sogar sehr Wertvolles. Die Wiener Weltausstellung wirkte sich ungemein förderlich aus. Im Herbst des Vorjahres waren ihre Anfänge im Prater schon zu beobachten. Mich, der damals

1. Anfänge in Wien

gerade acht Jahre alt wurde, fesselte vor allem die Frage, was aus diesen Ansätzen werden sollte, die dem Nobelprater wie dem Wurstelprater ein neues Gesicht zu geben versprochen. Allmählich stieg der gewaltige Bau der Rotunde über die Wipfel der Bäume des Praters empor, rätselhaft, ja für mich unfaßlich. Zu Beginn des Frühjahrs ließ sich schon Begreifbareres entdecken. Brennend wurde jetzt die Frage, ob am ersten Mai alles fertig sein werde. Wirklich war fast alles fertig. Aber der erste Mai wurde zugleich zum Stichtag des Börsenkraches.

Wirkte die Katastrophe sich auch aus, als wir zum erstenmal die Ausstellung besuchten? Nicht im Fiaker, sondern mit einem Omnibus fuhren wir hin. Aber auch das war mir damals eine Freude. Denn für die Ausstellung hatte man ja neue Wagen mit zwei Stockwerken angeschafft, wohl nach Pariser Vorbild. (Die echten Pariser Omnibusse, die mein Vater damals nach Wien geleitet hatte, besaßen ein Blechdach für das zweite Stockwerk, die neuen Wiener Wagen nicht.) Was wir in der Ausstellung zu schauen bekamen, übertraf jede Weihnachtsüberraschung. Vor allem die gewaltigen Ausmaße des Ganzen, auch in der Höhe. Vollends die Rotunde. Froh waren wir, in der Rotunde endlich Sitzgelegenheit anzutreffen. Ich war schon recht müde vom Hin- und Herwandern. In der Nähe unserer Stühle plätscherte ein winziger Springbrunnen. Erfrischend und belebend empfand ich den Duft des Kölner Wassers, das da aufstieg und niederfiel. Oft genug suchten wir ihn bei späterer Gelegenheit auf. Parallel dem Hauptgebäude lief die Maschinenhalle. Da war nun gar viel zu sehen, war aus nächster Nähe zu beobachten, was ich bis dahin nur aus der Ferne oder in Abbildung erblickte. Auch hier ergab sich ein später oft aufgesuchter Ruhepunkt, beträchtlich handgreiflicher als der Springbrunnen des Kölner Wassers: Ausschank der Brauerei Dreher, aber von höchster Vornehmheit, mit Wiener Frankfurtern von ungewohnter Größe. All das indes rückte an zweite Stelle neben dem Exotischen, das einen breiten Raum in der Ausstellung einnahm. Außerordentlich viel war getan worden, ferne Völker nahezurücken, in ihrer Erscheinung, in ihren Gewohnheiten, in ihrer Tracht. Überraschend durfte ich beschauen, was mir bis dahin wie ein Märchen vorgekommen war. Das Orientalische machte mir die Märchen von Tausendundeiner Nacht zu unmittelbarer Wirklichkeit. Da stand etwa der Kiosk des Schahs von Persien. Mich überwältigte, was es da gab. Was lag mir daran, daß an heller Wand nicht Edelsteine sich zu einem umfänglichen Ornament vereinigten, sondern nur Stücke gefärbten Glases. In Teheran oder sonst wo in Persien stand doch sicherlich das Urbild des Kioskes; und da waren es sicherlich echte Steine.

Wie lieb mir das alles geworden war, ging mir am letzten Tage der Ausstellung auf. Stärker noch hinterdrein. Mir wäre am liebsten gewesen, wenn die ganze Ausstellung wie ein Museum weiterbestanden hätte. Aber allmählich verschwand ein Teil nach dem andern. Nur ganz vereinzelt blieb da oder dort etwas bestehen, auch mein geliebter persischer Kiosk. Dann natürlich die Rotunde. Sie abzutragen,

wäre zu kostspielig gewesen. Selbst die Erhaltung des Baues kostete viel Geld. Sie aber tat bis vor kurzem redlich ihre Dienste, barg immer wieder eine Ausstellung nach der andern, mußte sogar herhalten, wenn es dem beliebten Militärkapellmeister Komzak beliebte, Johann Strauß' „Blaue Donau“ von sechs Regimentskapellen spielen zu lassen (oder waren es gar zehn?) und dieses Riesenorchester seinem Taktstock untertan zu machen. Mir persönlich wurde sie, wenn ich aus der Ferne wieder einmal mich meiner Vaterstadt näherte, zu einem lieben Wahrzeichen.

Brauche ich noch ausdrücklich hinzuzufügen, daß die Weltausstellung stärkstes Bildungserlebnis meiner Jugend war? Klänge es nicht zu anspruchsvoll, ich könnte behaupten, daß sie aus mir einen andern Menschen machte. Aber dieser ganze Mensch war damals noch nicht neun Jahre alt.

Das Jahr 1873 ließ mich noch anderes erleben. Noch aber konnte ich nicht ahnen, wie übermächtig sich dieses Erlebnis mit der Zeit ausgestalten sollte: Zum erstenmal lebte ich längere Zeit in den Alpen. Auch das war durch den Krach bedingt. Denn nun war ja eine kostspielige Sommerwohnung in der Umgebung Wiens für uns vorbei. So gingen wir nach Neuberg in Obersteiermark. Neuberg liegt an der Straße, die von Mürzzuschlag nach Mariazell führt. Im Vorjahr waren wir auf ihr nach dem altberühmten Wallfahrtsort gefahren. Diese Sommermonate in Neuberg stehen noch immer so deutlich vor meinem Auge, daß ich zu breit würde, wenn ich halbwegs Erschöpfendes über sie hier sagen sollte. Seltsamerweise kam ich nie wieder nach dem mir einst so lieben Ort. Wohl aus diesem Grunde ist er mir verklärt geblieben. Die Gegend ist bloß erster Ansatz zu der Größe und Macht der Alpenlandschaft. Mir aber war, was ich zu sehen bekam, so neu, daß ich es willig und dankbar hinnahm und mich an Lieblichem freute, das in höherer Lage kaum noch zu finden wäre. Doch schwebt mir ein Bild vor, das mir ein Alpenmotiv an der Mürz zeigt, wie ich es gleich reizvoll anderswo kaum wieder gefunden habe. Mir bedeutet immer noch Fels, der unmittelbar bis an eine Wasserfläche heranreicht und sich in ihr spiegeln kann, sehr viel. Überwältigend groß ist das am Öschinensee im Berner Oberland. In ihrer ganzen Höhe richtet sich die Blümelisalp am Rande des Sees auf. Viel schlichter war natürlich, was ich an der Mürz beobachtete. In den Fels eingesprengt ist ein ganz ungefährlicher Pfad; unter ihm fließt die Mürz hin. Ich sehe den Fels in matt-hellbrauner Tönung; sie wirkt sich auch im Wasser aus. Man denke ja nicht an irgendeine Klamm; alles ist einfacher und gedämpfter und gerade deshalb anheimelnd reizvoll. Aber vielleicht habe ich das Ganze nur einmal geträumt. Da ich nie wieder nach Neuberg kam, könnte ich nicht nachprüfen, ob das Motiv überhaupt hier zu finden ist. Was indes dies Zusammenwirken von Fluß und Fels mir bedeutet, bestätigte sich vor kurzem auf der Fahrt von Beuron nach Sigmaringen. Das Donautal zeigt hier solche Paarung in ungemein wirksamer Gestalt. Gewiß viel großartiger als die Mürz bei Neuberg. Ich war betroffen, in

1. Anfänge in Wien

nächster Nähe des Schwarzwalds das anzutreffen, während mir doch im Schwarzwald zu wenig Felsen sich weisen. Das Höllental ist einer der Ausnahmefälle, ist freilich gewaltiger als das Hohenzoller Donautal.

Sah ich das Mürztal wirklich so, und war es nicht nur ein Traum, damals war es nur einer der vielen neuen Eindrücke, die ich wie etwas Selbstverständliches hinnahm, ohne schon ihre Werte zu unterscheiden. Wahrscheinlich war damals dieser Eindruck mir nicht wichtiger als der erste Anblick einer Extrapost. Der Graf von Chambord war angekündigt. Unser Gastwirt war Postmeister und hatte den Pferdewechsel vorzunehmen. Nicht nur wir Kinder sahen dem Ereignis mit Spannung entgegen. Der ältere der beiden Postkutscher legte roten Uniformrock an, gelbe Hosen und hohe Stiefel. Den dritten Wagen lenkte ein Ersatzmann aus dem Dorfe; er war etwas zwergenhaft und verschwand fast unter einem riesigen schwarzen Zylinder. So gab es für uns, aber auch für die hohen Herrschaften etwas zu lachen.

Empfanden wir Neuberg wie einen dürftigen Ersatz für die gewohnte Sommerfrische in der Umgebung Wiens? Ich glaube kaum. Nach etwa fünf Jahren sahen wir schon klarer. Schwere Gefahren drohten.

Wie meine Mutter einst um mein Leben gekämpft hatte, so nahm sie nun den Kampf für ihre Familie auf. Vielfach begabt, wie sie war, mußte sie die Wahl treffen, welchen Beruf sie aufnehmen solle. Erfolge blieben nicht aus, sie gewann treue Anhängerinnen und sogar Freundinnen. Doch schon die Einrichtung des ganzen Betriebs eines Geschäftes war mühselig und kostspielig. Das Ergebnis reichte hin, das Leben zu fristen, erfüllte indes nicht von fern die Hoffnungen, mit denen das Unternehmen in Gang gesetzt worden war. Von vornherein erschwerte die getroffene Wahl alles Unangenehme, das sich aufdrängt, wenn eine einst wohlhabende Hausfrau auf eigene Verantwortung ein Geschäft zu treiben beginnt, um dem Geschäfte des Gatten zu Hilfe zu kommen. Meine Mutter hat das alles durchgekämpft, ungebrochen und stets von ihrem guten Recht überzeugt. Berufen durfte sie sich auf die vielen, die ihr Dank wußten und sich von ihr auch in Lebensfragen beraten ließen. Sie fühlten, daß sie eine ungewöhnlich starke und einheitliche Persönlichkeit war, eine willenskräftige Kämpferin. Wenn ich schon zu berichten hatte, daß ich früh Musterbilder kraftvoller Willensbetätigung zu beobachten hatte, so mag jetzt klar geworden sein, wie ich es meinte.

Den Weg zur „vita activa“ eröffnete mir das Geschäftsunternehmen meiner Mutter. Ich half ihr bei den vorbereitenden Arbeiten. Ich verhandelte nach ihrem Auftrag mit den Geschäften, die ihr die Einrichtung besorgten. Ich tat das mit Feuereifer, mit einem inneren Anteil, den ich an dem Schulunterricht nicht nahm. Im Gegenteil. Neben den Verhandlungen, die ich zu treiben hatte, erschien mir die Weisheit, die mir die Schule zu spenden hatte, nichtig. Ich war überzeugt, mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, als fertiger Mensch ins Leben treten zu können,

indem ich einfach das weitertrieb, was ich schon im Dienste meiner Mutter und ihres Unternehmens getrieben hatte. Hätte das Unternehmen rasch den Erfolg gehabt, den wir erträumten, so wäre ich wahrscheinlich Geschäftsführer meiner Mutter geworden, ohne auch nur das ganze Gymnasium zu Ende zu bringen. Mir schwebte diese Lösung als etwas Wünschenswertes vor. Und heute noch erscheint mir beinahe als unbegreiflich, daß ich bald darauf mit Schule und mit Schulbank in ein so enges Verhältnis kam, wie ich es zuvor nie besessen hatte. Ja, daß ich selbst Schulmeister werden konnte und es mein Lebtage blieb.

Das wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht zwei meiner Lehrer die Wandlung, die sich auf der Repetentenbank in mir ankündigte, rasch entdeckt und willig unterstützt hätten. Genügte wirklich das wenige, das ich nun leistete, um ihr Urteil über mich zu ändern?

Daß ich sitzen geblieben war, lag wesentlich an dem Lehrer des Griechischen. Er hatte am Anfang des Schuljahres den Unterricht übernommen, um Spreu von Weizen zu sondern und um die stark besetzte Klasse zu säubern. Er tat das mit unnachsichtlicher Strenge. Klein und etwas beleibt, erinnerte er schon durch den Schnitt seines Bartes an den dritten Napoleon. (Später fiel sein Knebelbart.) Imperatorenhaft trat er auf. Andern hätte das wohl geschadet. Wir aber duckten willig. Verspürten wir die starke Persönlichkeit in ihm? Ich selbst kann nur sagen, daß ich von keinem andern derart lernen gelernt habe. Wenn mir Altgriechisch noch immer so geläufig ist, daß ich vor zwanzig Jahren den ersten Gesang der Ilias auswendig lernen konnte und ihn immer noch jederzeit aufsagen kann, so danke ich ihm das. Bei der Maturitätsprüfung legte mir der Vorsitzende, der klassische Philologe Wilhelm Hartel, den „Ödipus auf Kolonos“ vor und wollte hinterdrein nicht glauben, daß ich gerade dieses Stück nie in der Hand gehabt hatte. Und Pius Knöll selbst, der Herausgeber des Augustinus, versicherte mir noch als Achtziger, daß ich ein guter Grieche auf der Schule gewesen sei. Er war unser Lehrer.

Er wußte gute Sonden anzulegen. Im ersten Jahre, als ich einer seiner schlechtesten Schüler war, hatte ich nach Weihnachten ganz versagt, weil ich in den Ferien gefaulenzt hatte. Im nächsten und im übernächsten Jahr nahm er mich, obwohl ich schon seinen Beifall gefunden hatte, immer nach Weihnachten an die Reihe. Befürchtete er, daß ich wieder rückfällig werden könne? Ich muß ihm heute recht geben. Und sollte nicht gerade ich ihm zum Beweis dienen, wie richtig er gehandelt hatte, als er meinesgleichen durchfallen ließ, und wie gesund und förderlich sich das auswirkte? Er hat mir weit mehr geschenkt als bessere Zeugnisse. Er hat mich gelehrt, wie man zu arbeiten hat, wenn man etwas lernen will; er hat mich, indem er mich aufs strengste schulte, zu einiger Selbstbestimmung geleitet, zwar nicht einen starken Willensmenschen aus mir gemacht, aber mir doch bewiesen, daß auch mir ein Wille erreichbar war, der mich zu guten Zielen hinaufführte.

1. Anfänge in Wien

Auf gleiche Bahn lenkte mich mein anderer Lehrer. Er nahm sich meiner an, wie das noch kein anderer getan hatte und kaum ein zweiter wieder tat. In den letzten Schuljahren suchte ich ihn regelmäßig Samstag nachmittags auf und blieb stundenlang bei ihm, begleitete ihn auch auf seinen Wegen. Karl Rieger schien, als er an unser Gymnasium kam, zum Universitätslehrer bestimmt zu sein. Wir hatten den Eindruck, daß er dem Klassenunterricht akademische Form gab. Er sprach gern, hielt uns lange Vorträge, die mitzuschreiben mir nicht leicht war. Er vertrat die Fächer Geschichte und Deutsch. Er war nicht nur Privatdozent an der Universität Wien, auch Dozent an Sickels ausgezeichnetem Institut für österreichische Geschichtsforschung. In den Jahren, in denen er uns führte, ging er von Geschichte zur Literaturgeschichte über. Für mich wurde das entscheidend wichtig. Ich ahnte freilich nicht, daß Anlaß zu diesem Übergang das Scheitern seiner akademischen Hoffnungen war. Wie das zugeht, weiß ich auch heute noch nicht. Als ich im Herbst 1883 Student wurde, hatte er auf der Universität schon allen Boden verloren. Ich und einer meiner Schulkameraden waren die einzigen Hörer seiner Vorlesungen; sie waren inhaltsreich und nichts weniger als leicht.

Einige Jahre später hatte ich Gelegenheit, Sichel selbst um sein Urteil über Rieger bitten zu können. Er entschied, Rieger sei ein ausgezeichnete Pädagog, aber kein guter Universitätslehrer. Zum erstenmal ging mir da auf, was man Fakultätssprache nennt, die Fertigkeit, eine Persönlichkeit mit einer anspruchsvollen Formel abzutun. Rieger selbst dürfte diese Formel gekannt haben; er lebte ihr nach Kräften nach. Bald nach meinem Abgang vom Gymnasium wurde er Schulinspektor und erreichte auf dieser Bahn viele und große Erfolge.

Ich danke ihm nicht wenig. Nur gerade zum Arbeiter hätte er mich nie so erziehen können wie Knöll. Das soll nicht heißen, er selbst habe treuflüssige wissenschaftliche Arbeit gescheut. Gerade in der Zeit unserer engsten Verbindung beschäftigte er sich emsig mit den Texten von Goethes Briefen, veranlaßt durch das recht unzulängliche Verzeichnis dieser Briefe, das damals erschienen war. Er wandte die strenge Methode des Urkundenforschers aus Sickels Schule an. Bald sollte die Weimarer Sophienausgabe, gestützt auf das Goethearchiv, ihre umfangreiche Sammlung der Briefe Goethes beginnen. Ich frage mich heute noch, ob ihr die Vorarbeit Riegers nicht manchen Dienst hätte leisten können. Meines Wissens kümmerte man sich um diese Vorarbeit nicht, obwohl man von ihr gewußt haben muß.

Ich selbst aber muß bekennen, daß ich manchen Griff Riegers benutzte, als ich die Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder Wilhelm veröffentlichte. Er bewahrte mich davor, prüfungslos die Ordnung der Briefe zu übernehmen, die ich in der Handschrift vorfand. Vielleicht griff ich da auch zuweilen fehl; aber manches Richtige ergab sich mir gewiß, der ich doch eine „editio“ und nicht bloß einen Abdruck liefern wollte. Was ich an dieser Stelle durch Rieger gelernt habe, gab mir kein anderer meiner Lehrer.

Noch weit mehr danke ich ihm auf dem andern Feld, das er gleichzeitig bearbeitete. Wieder stellte er strenge entsagungsvolle Arbeit in den Dienst seiner Aufgabe. Diesmal kam es zu Veröffentlichungen. Von Rieger stammt das Gute und wissenschaftlich Fördernde einer Schulausgabe von Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, nicht von dem andern Mitherausgeber, dessen Name auch auf dem Titelblatt erscheint. Als ich etwa zwanzig Jahre später die philosophischen Schriften Schillers für die Säkularausgabe des Verlages Cotta zu bearbeiten hatte, wies ich auf Riegers Verdienste hin, verwertete seine Ergebnisse, hätte indes noch deutlicher umgrenzen können, was ich ihm verdankte. Wir hatten uns lange nicht gesehen. Ich brachte ihm die beiden Bände der Säkularausgabe, hörte aber nichts weiter von ihm. Ich kann mir jetzt gut ausmalen, daß er in ihnen mehr von seinem Eigentum fand, als ich angegeben hatte, und daß ihn das verstimmt. Freilich hatte ihm noch manches ferngelegen, was mir inzwischen besonders wichtig geworden war. Ferner hatten wir uns so oft und so gründlich über Schillers Ästhetik unterhalten, daß die Grenze zwischen seinem und meinem Eigentum sich mir verwischte. Um so wärmer möchte ich ihm jetzt für alles danken, was ich da von ihm gelernt habe. Wurde es doch nicht nur für meine Berufswahl wichtig; es entschied auch für lange Zeit die Richtung meines literargeschichtlichen Forschens. Pius Knöll hätte mich lieber auf den Wegen klassischer Philologie erblickt. Doch mit meinem ersten Universitätslehrer Erich Schmidt befreundet, vermied er es weislich, meine Berufswahl mir zu verdenken.

Er ruhte fest in dem Mittelpunkt seines Wesens. Rieger war viel beweglicher. Rieger verfügte nicht nur über ein umfassendes Wissen. Er wußte über alles nicht nur Anregendes, auch Wegweisendes zu sagen. Er suchte und fand Fühlung mit neuen Erscheinungen des Tages. So eröffnete sich mir erster Einblick in die Weltanschauung des ausgehenden Jahrhunderts, zunächst in deren Bemühen, nach Kräften zu verstehen und sich in die Dinge einzuleben. In eine Geisteshaltung, deren Schattenseiten wir seit einiger Zeit entdecken. Allein wenn er da auch Verfallzeitliches vertrat, so eröffnete er uns doch zugleich schon auf der Schule die Welt des germanischen Altertums. Zu Richard Wagner führte er uns und besonders mich hin. Im Sommer 1883, nach der Maturitätsprüfung, nahm er mich nach Bayreuth mit. Wir hörten zusammen den „Parsifal“. Dann waren wir noch einen Tag in Regensburg. Mir war das alles Erfüllung meiner Sehnsucht, deutscher Vergangenheit auf deutschem Boden ganz nahe zu kommen. In Regensburg weckte Romantik zum erstenmal meine Aufmerksamkeit und ein frühes Ahnen, daß sie germanischem Wesen näher verwandt sei als die mir von Wien her geläufige Gotik.

2. Studium in Wien und Berlin (1884—1888)

Rigorosum 1887 — Führende Lehrer und Grundprobleme

Gleiche Vielseitigkeit, nein Allseitigkeit des Verhältnisses zur Welt wie bei Rieger traf ich bei keinem meiner Universitätslehrer an. Erich Schmidt machte einen weiten Bogen um alles, was Weltanschauungslehre heißt. Als ich später einmal mich ausführlich über Novalis' „magischen Idealismus“ äußerte, sagte er mir: „Und wenn Sie noch vier Bogen über den magischen Idealismus schreiben, ich werde das doch nicht verstehen.“ Dann lag ihm Musik fern; erst bekämpfte er Richard Wagner, getreu seinem Lehrer Wilhelm Scherer, dann scheint Großherzogin Sophie von Weimar ihm besseres Verständnis für Wagner geschenkt zu haben. Schmidts Nachfolger in Wien, Jakob Minor, hingegen ging — wie er mir schon im ersten Augenblick verriet — gern „Ideen“ nach, fühlte sich da freilich vereinsamt; Minor hätte wahrscheinlich die Entphilosophierung der Literaturwissenschaft auf Scherer zurückgeführt, während sie doch tatsächlich erst in Scherers Schülern sich durchsetzte. Dagegen ließ Minor alle Kunst, die nicht mit dem Wort arbeitet, links liegen; er war auch in neuer Dichtung des Auslands nicht so bewandert wie Schmidt. Gerade von dieser Seite schenkten mir Schmidts Vorlesungen und Übungen manches, was ich von Rieger nicht bekommen hatte. Allein im ganzen kam ich über den Eindruck nicht hinweg, daß über vieles, das ständiger Gegenstand von Gesprächen mit Rieger war, sich weder mit Schmidt noch mit Minor reden ließ. So behielt Rieger auch in meinen Studentenjahren eine gewisse Überlegenheit über meine Universitätslehrer für mich.

Heute weiß ich recht gut, wie unwillkommen einem Universitätsdozenten solche Beziehung eines seiner Hörer zu einer Autorität sein muß, die im Hintergrund und vom Hintergrund aus sich auswirkt. Lange dauerte es, bis ich einsah, daß ich da vor einem Entweder-Oder stand. In meinem vierten Semester berichtete mir ein Kommilitone, Schmidt habe gesagt, er wolle mich vorläufig noch Rieger überlassen, künftig indes mich ganz mit Beschlag belegen. Es kam nicht dazu. Am Ende meines vierten Semesters wurde Schmidt zum Direktor des neubegründeten Goethearchives in Weimar ernannt.

Als wir Abschied von Schmidt feierten, wurde mir klar, wie nahe wir uns gekommen waren, und was er für mich bedeutete. Ich habe wohl nie einen Mann so geliebt wie ihn. Er tat viel für mich, mehr als andere. Allein er hielt mir nicht bis zuletzt volle Treue. Das brachte mir nicht nur schweren Schaden, auch schweres Leid.

Die zwei ersten Vorlesungen, die ich bei ihm als Anfänger hörte, waren ausgefüllt durch Literaturangaben seines Kollegs über den jungen Goethe. Ich war gut genug vorbereitet, um auch das mit großem inneren Anteil hinzunehmen. Was eine Vorlesung Schmidts tatsächlich zu leisten hatte, ging mir natürlich erst

später auf. Ich meine, auf diesem Feld Erfahrung genug zu haben, um als erstes und vielleicht wichtigstes die Frische seines Vortrages nennen zu dürfen. Er hat sie eines Tages aufgegeben, nachdem sie im Wintersemester 1887/88 in Berlin und auf dem Wiener Philologentag von 1893 noch ganz ungebrochen gewesen war. Als ich seit 1908 die Weimarer Goethetage regelmäßig besuchte, war seine Rede langsam und etwas feierlich geworden. Schmerzlich empfand ich die Wandlung. Vielleicht war sie auch durch die Pflicht bedingt, in übergroßen Sälen zu sprechen. Ich kam indes über den Eindruck nicht hinaus, daß ihm jetzt das Reden Mühe mache, während es ihm einst leichtes Spiel gewesen war.

Er sprach frei, aber gestützt auf eine Fülle von Aufzeichnungen. Klassische Philologie hatte ihn genau geschult. So spendete er aus der Fülle seiner Belesenheit rastlos Zitate, vermittelte uns auch Urteile von Franzosen wie Merimée oder die Goncourt über deutsche Dichtung. Stets war genau angegeben, wo das Zitat gedruckt war. Ich gewöhnte mich an diesen Brauch derart, daß mir umschreibende Mitteilung einer Stelle etwa aus Schriften Lessings oder Schillers über Ästhetisches ungenau und unwissenschaftlich vorkam. Längst sehe ich das anders. In Vorlesungen bot ich selbst allerdings den Wortlaut solcher und ähnlicher Äußerungen genau, aber nach Kräften sofort eine deutsche Umschreibung und Zergliederung. Mutet man doch sogar Lesern, nicht nur Zuhörern viel zu, wenn man ihnen überläßt, aus eigener Kraft zu errechnen, was eigentlich in einem Zitate gesagt ist. Am wirkungslosesten verpuffen Zitate am Schlusse einer Rede, wenn der Zuhörer nicht sorgfältig auf sie vorbereitet wird, so daß im Zitat nur sich bestätigt, was schon erwiesen ist. Bestätigt vielleicht mehr durch das Klingen als durch den Sinn der Worte.

Wie rasch Schmidt seine Zuhörer fesselte, erwies sich uns, als wir wenige Jahre nach seinem Abgang von Wien ihn von seinem Berliner Katheder sprechen hörten. Ich war selbtritt nach Berlin gekommen. So erlebten wir auch hier, was wir schon in Wien mitgemacht hatten, den Auszug aus einem kleineren in den größten Hörsaal. Schmidt las damals sein zweites Berliner Semester. Wir drei galten sichtlich als Muster der Wiener Schulung, also auch der Schulung durch Schmidt selbst. Wir hätten es als unwürdig empfunden, wenn wir Schmidt seinen Berliner Hörern angelobt hätten; so hieß es bald, wir urteilten am schärfsten über ihn.

Beträchtlich später konnte ich in Berlin Erich Schmidt mit Wilamowitz vergleichen. Immer noch blieb mir manches von Schmidts Vortragsweise lieber, wenn ich auch zugeben mußte, daß Wilamowitz in der Wesenserfassung eines Dichters ihm überlegen war. Wilamowitz sprach wirklich ganz frei, brachte höchstens ein Zettelchen mit, auf dem etwa der Wortlaut einer Stelle aus attischer Tragödie aufgezeichnet war. Jede Vorlesung über diesen Gegenstand rundete sich zu einem geschlossenen Ganzen ab und gipfelte in einem wirkungsvollen Schlusse. Möglich wurde ihm das nur durch Verletzung eines der heiligsten Gesetze der Hochschule: Er beanspruchte noch das ganze auf seine Vorlesung folgende akademische Viertel,

2. Studium in Wien und Berlin

las also eine volle Stunde. Den Schluß bereitete er vor und baute er auf, sobald dieses nachfolgende akademische Viertel begonnen hatte. Die ganze Macht seiner Wirkung auf die Hörer erwies sich da; sie nahmen geduldig hin, was sie kaum einem anderen gestattet hätten. Es war eine erlesene Hörschaft: Berliner Kollegen, führende Zeitungsschriftsteller, Gelehrte, die vorübergehend in Berlin anwesend waren. Ich erlebte das im Sommer 1897, an ungewöhnlich heißen Tagen. Die erste volle Stunde war im Handumdrehen vorbei. Der Gegenstand war ihm sichtlich besonders lieb. Aischylos lag ihm viel näher als Sophokles. Was er über Euripides vorbrachte, fesselte in den Tagen der Kämpfe um Ibsen seine Zuhörer; Wendungen wie etwa: Nora, eine moderne Medea. Noch hatte kein klassischer Philolog, aber auch kein Germanist in der Universität Berlin Brücken gleich kühn geschlagen.

Innerhalb der wenigen Stunden, die ich zu seinen Füßen saß, gab es auch Augenblicke der Ermattung. Vielleicht verlangt man zu viel von sich, wenn man ein mehrstündiges Kolleg ganz frei vorträgt. Sogar bei einstündigen Vorlesungen ergab sich mir später die beträchtliche Schwierigkeit, wie ich nach Wochen und Monaten noch wissen sollte, was ich gesagt und was ich nicht gesagt hatte. Die Gegenstände, die zu erörtern sind, lassen sich ja leicht ordnen und auf etwas mehr als ein Dutzend Stunden verteilen. Mir aber lag es schon früh fern, mich peinlich an den einen Gegenstand zu binden. Mir war immer wichtig, ihn mit Verwandtem und Gegensätzlichem zusammenzuhalten, dann von ihm zu umfassenderen Erwägungen emporzusteigen. Da ergibt sich dem Freisprechenden im Augenblick so viel Notwendiges und Unentbehrliches, daß ihm unmöglich wird, nach längerer Zeit und nach allem, was inzwischen durch seinen Kopf gegangen ist, noch festzustellen, ob er sich gegen seine Absicht wiederholt oder ob er vielleicht noch gar nicht gesagt hat, was er längst hätte sagen sollen.

So legte ich bis zuletzt meinen Vorlesungen, besonders den vielstündigen, mehr oder minder ausführliche Aufzeichnungen zugrunde. Sie blieben oft unberührt in meiner Tasche, wenn ich auf dem Katheder stand. Unmöglich konnte das geschehen, wenn viel anzuführen war.

Von Stimmungen suchte ich mich allmählich freizumachen. Mein Zeitalter war ja von Stimmung recht abhängig. So glaubte ich beobachten zu können, daß auch Wilamowitz nicht immer gestimmt war, die schweren Hemmungen des freigesprochenen Kollegs zu überwinden. Als ich das im Kreise der Hörer von Wilamowitz andeutete, bekam ich die damals geläufige Formel zu hören, daß wir Wiener überall zu mäkeln hätten. Hinterdrein gestand mir Erich Schmidt brieflich zu, Wilamowitz bleibe wirklich nicht immer auf gleicher Höhe. Ich war inzwischen schon abgereist und hatte diese Vorlesungen nicht zu Ende hören können.

Eines der wirksamsten Mittel des Redners Erich Schmidt war seine machtvolle, klangreiche und ungemein biegsame Stimme. Zusammen mit seiner sieghaften Erscheinung nahm sie den Hörer gefangen. Wilamowitz kam von dieser Seite

Jakob Minor

nicht gegen Schmidt auf. Wilamowitz mag als Redner wohl zu stark in die Höhe hinaufgegangen sein, um seine Stimmittel zu schonen. Manchem klingt das unangenehm. Umgekehrt nahm Schmidt mit viel Erfolg die Nasenresonanz zuweilen in Anspruch.

Uns Wiener Germanisten widerfuhr es, unmittelbar nach Schmidt von seinem Katheder eine recht unerquickliche Stimme vernehmen zu müssen. Jakob Minor war früh schwerhörig geworden. Geschulter Schauspieler und Redner, hatte er gleichwohl die Fähigkeit verloren, seine Stimme richtig zu hören. Mochte schon die Schwerhörigkeit auf falschem Stimmansatz beruhen, so litt er nun vollends an Halsschmerzen. Sie sich zu erleichtern, trieb er die Stimme ganz in die Fistel hinauf. Anderes kam hinzu und konnte einem Ungewohnten die Stimme Minors zur Qual machen. Dies andere traf ich in verstärktem Maßstab bald darauf bei Heinrich von Treitschke an. Auch Treitschke war ja schwerhörig. Was ich bei Vorträgen Minors oder Treitschkes erlebte, kann ich nicht anders umschreiben als mit den Worten: Ich meinte in haltloses Gleiten geraten zu sein, fühlte mithin alles Schlimme rettungslosen Rutschens mit. Leider bin ich dieser Erscheinung nicht rechtzeitig nachgegangen. Aus der Ferne kann ich jetzt und aus trüber Erinnerung nicht viel über sie sagen. Nur eines deute ich noch an: Ein weithin bekannter und besonders in Amerika geschätzter norddeutscher akademischer Redner liebte Pausen nicht. Einer verglich seine Reden mit leck gewordenen Sammelbecken. Mir will jedoch scheinen, daß er lange nicht so schlimm wie Treitschke oder Minor wirkte.

Minor hatte, so hochgewachsen wie Erich Schmidt, gleichfalls eine machtvolle Erscheinung. Hinzu kam sein langer blonder Bart. (Schmidt trug nur einen Schnurrbart; die schöngeschwungenen Linien seines Antlitzes kamen also gut heraus.) Wenn Schmidt durch sein Äußeres Herzen gewann, so weckte Minor eher Angst. Ich empfand und empfinde immer noch ihn ähnlich dem Moses des Michelangelo. War ich der einzige, dem sich bei jedem Versuche vertrauter Annäherung etwas wie eine hemmende Mauer entgegenstellte? Ist jemals einem andern im Verkehr mit ihm das Herz warm geworden? Späte unerwartete Geständnisse Minors verrieten mir, daß er selbst das fühlte und darunter litt.

Um 1910 berichtete man mir, daß ich in seinen Vorlesungen und Übungen oft und mit Zustimmung erwähnt werde. Er soll auch bei seinem frühen Hingang geäußert haben, daß ich sein berufenster Nachfolger sei. Im Druck machte sich solches Wohlwollen nie geltend, kaum in Briefen. Als ich in Bern Ludwig Hirzels Nachfolger werden sollte, deutete er mir an, man habe ihn nur um Auskunft über mich gebeten, nicht aber gefragt, ob etwa ein anderer ihm tauglicher erschiene. Augenscheinlich hätte er andere oder wenigstens einen anderen empfohlen. (Namen nenne ich nicht, die da in Betracht gekommen wären.) Was er dann, sicherlich in bester Absicht, über mich nach Bern schrieb, war ungefähr das Untauglichste und Zweckwidrigste: Ich hätte mir im Verkehr mit Aristokraten

2. Studium in Wien und Berlin

angenehme Umgangsformen erworben. Meinte er etwa, Bern lege auf solche Dinge Wert? Wirklich war er angesichts solcher Fragen des Lebens überraschend kurzsichtig, urteilte und handelte er mitunter ganz lebensfremd.

Ihm selbst mochte es viel bedeuten, daß ich mich zu angenehmeren Umgangsformen bekehrt hatte. Augenscheinlich empfand er mich anfangs als unerträglich. Erich Schmidt erzählte mir bald, Minor habe unter Tränen über mich geklagt. War ich wirklich derart unausstehlich? Zugegeben sei, daß mich im Verkehr mit ihm dauernd Unsicherheit quälte, ich also sicherlich aus Ungeschick manches verdarb. Minor jedoch berief sich im Gespräch mit Schmidt auf einen Vorfall, der wahrscheinlich nur durch seine Schwerhörigkeit bedingt war. Als Seminarbücherwart legte ich ihm ein Werk vor, dessen Ankauf er entscheiden sollte. Ich fragte: „Das Werk nehmen wir?“ Minor überhörte den Frageton und machte aus meiner Frage den vorlauten Satz: „Das Werk nehmen wir.“ Auch heute ist mir freilich noch unklar, daß einem Schwerhörigen dergleichen widerfahren kann. Allerdings zwingt die Pflicht, laut zu reden, wenn ein Schwerhöriger anzusprechen ist, vielleicht zu einer Steigerung des Schalls, die unhöflich wirken kann. Ich persönlich liebte es nie und liebe es auch heute nicht, mich mit Stentorstimme zu unterhalten. Vielen rede ich dann zu leise. Muß ich aber nicht befürchten, sie wären gekränkt, wenn ich volle Stimmkraft anwende? Man liebt es ja nicht, angeschrien zu werden.

Daß Minor mit mir nicht auskam, hatte freilich noch einen andern Grund. Im gesteigerten Maßstab mußte ich erleben, was ich zwei Jahre früher an Schmidt erlebt hatte. Ihm stand Rieger im Wege; Minor verdachte mir, daß ich Schüler Schmidts war, ehe ich in seine Hände kam, überdies jedoch, daß ich immer noch an Rieger hing. Hinzu kam, daß Schmidt solche Dinge lange nicht so tragisch nahm wie Minor.

Für Minor verdichtete sich das zu dem Begriff „die alten Herren“. Alte Herren waren für ihn die Hörer, die er von Schmidt übernommen hatte. Zu seinem und nicht nur zu seinem Unheil ruhten seine sehr guten Augen während der Vorlesung viel zu viel auf seinen Hörern. Ihm entging keine noch so kleine Bewegung, ja kaum das Mienenspiel. Eines Tages soll er gesagt haben: „Wenn ich einmal eine kühnere Behauptung wage, schütteln die alten Herren mit den Köpfen.“ Ich konnte mir gut ausmalen, was er meinte. Minor hatte in dem ihm bei solcher Gelegenheit eigenen mürrischen Klage-ton gerügt, daß man bei den Widersprüchen des „Don Karlos“ die lange Entstehungszeit nicht als Entschuldigung gelten lasse, während Goethes „Faust“ aus gleichem Grunde entschuldigt werde. Mein Banknachbar Ferdinand Detter, der frühverstorbene Erforscher nordischer Dichtung, und ich waren bei diesen Worten erschreckt aufgefahren. (Was uns störte, brauche ich kaum zu sagen: „Don Karlos“ ist schwer mit „Faust“ auf eine und dieselbe Ebene zu stellen. Sechs Jahre sind nicht sechzig Jahre. Die Widersprüche des „Faust“ wurden damals gern hervorgehoben.) Ich erinnere mich, daß gerade uns

beiden nicht lange vorher in einer Vorlesung Erich Schmidts Gleiches sich ergeben hatte. Was er beihin anlässlich der Sanskritforschung Friedrich Schlegels über Zusammenhänge indogermanischer Sprachen sagte, entsprach nicht ganz unserer nagelneuen Ansicht. Auch damals sahen wir erschreckt in die Höhe. Hat Schmidt das bemerkt oder fühlte er gar, wieviel innerer Anteil an einer Vorlesung dazu gehört, einen Satz derart überempfindlich und überbeweglich aufzunehmen? Ich erinnere mich kaum, auf dem Katheder jemals dergleichen an meinen Hörern erlebt zu haben. Freilich gewöhnte ich mir immer mehr ab, sie genau zu betrachten. Sogar wenn einer die Zeitung ausgebreitet vor sich liegen hatte und eifrig las. Selbstverständlich wenn ich wußte, daß mich einer abkonterfeite.

Nach Erich Schmidt erschienen uns Minors Vorlesungen anfangs als überausführlich, ja als pedantisch. Langsam ging uns auf, daß Minor mit mehr Andacht für das Kleine, also letzten Endes mit strengerer Wissenschaftlichkeit arbeitete und uns arbeiten lassen wollte. Bei meiner ersten, nicht gerade hervorragenden Leistung in Schmidts Seminar, bekam ich zu hören, daß ich mich in Nebensächliches verliere. Als ich in Minors Übungen Schillers „Taucher“ auf die Quellen zurückzuführen hatte, schied ich, immer noch unter dem Eindruck von Schmidts Worten, manches aus, was mir zu einläßlich zu sein schien. Minor vermißte sehr einsichtig gerade das und tadelte mich, weil ich nicht genau genug gearbeitet hätte. Er hatte recht. Müssen etwa Übungen nicht auch an minderwertigerem Stoff Handwerksgriffe der Wissenschaft versuchen, um sie künftig an wertvollerem Stoff leichter durchführbar zu machen?

Soll hier über den Unterschied der Lehrtätigkeit meiner beiden nächsten Vorbilder wirklich etwas Treffendes vorgebracht werden, so muß ich ganz persönlich werden. Mir waren Schmidts Vorlesungen so lieb geworden, daß es mich nicht wenig überraschte, als eines Tages tüchtige Berner Hörer meiner Vorlesungen mir versicherten, Schmidt bleibe an der Oberfläche. Besonders wenn er über Romantik spreche. Dann freilich besann ich mich, daß Minor — besonders in seiner Darstellung der Frühromantik und seines Lieblings Friedrich Schlegel — nicht nur ausführlicher, auch gründlicher sich geäußert hatte als Schmidt. Minor bog nicht aus, wenn er auf philosophische Erörterungen stieß. Er setzte eher zu viel bei seinen Hörern voraus, wenn er von Kant oder von Fichte oder von Schelling sprach. Ich machte es mir bald zum strengen Gesetz, über diese und andere Philosophen einiges vorzubringen, ehe ich berichtete, wie Schiller oder Friedrich Schlegel oder Novalis sich zu ihnen verhielten. Ich tat das schon in Bern, wo doch gewiß ein guter Teil der Studenten mit viel mehr Eifer Vorlesungen über Philosophie hörte, als es in meiner Lernzeit an der Wiener Universität üblich war. Sogar Gutbeschlagnene waren mir dankbar, wenn ich einmal in knapper Zusammenfassung die Entwicklung der neueren Philosophie seit Bacon vortrug, um dergestalt die Weltanschauung der Dichter des 18. Jahrhunderts begreiflicher zu machen. Auf Minors und nicht auf Schmidts Wegen tat ich das. Schüler Schmidts verdachten es mir.

2. Studium in Wien und Berlin

Ein älterer klassischer Philologe, der sich mehrfach mit deutscher Dichtung beschäftigte, Schulmann an einem der berühmtesten Gymnasien Berlins und zugleich an der Universität Berlin mit der Einführung unvollständig Vorbereiteter in die antiken Sprachen beauftragt, sagte mir später einmal — auf der Heimfahrt von Weimar nach Dresden — freundschaftlich, aber beinahe mitleidig, ich sei zur Zeit wohl der einzige unter meinen Fachgenossen, der im Sinne R. Hayms arbeite. Als ob Minor es nicht auch so gemacht hätte. Gestützt auf Dilthey, gewann solche ideengeschichtliche Erfassung der Dichtung bald sogar die Oberhand.

Farbenreicher war Schmidts Darstellungsweise. Sie konnte den Anschein wecken, daß man durch sie Dichtung unmittelbar erlebe. Auch das bezeugte nur, daß Schmidt auf das Gefühl zu wirken suchte und alle Formeln mied, die irgendeinen Wesenszug eines Dichters oder einer Dichtung begrifflich auszudrücken strebten. So spielte bei ihm das kunstvoll vorgetragene Zitat, vor allem von Versreihen, eine wichtige Rolle; ferner seine ungemene Begabung, von einem Menschen in dessen Sprache zu reden. Endlich fand er treffende Worte, den Menschen in dessen Wesenszügen zu bezeichnen. Das machte ja seine Charakteristiken lebendig und plastisch. Wenn er Gellert einen „Leisetreter“ nannte, war gewonnen, was nur durch umständliche Zergliederung übertroffen werden könnte. Schmidt war ein wirklich großer Impressionist.

Gern gaben wir uns diesem Impressionismus hin, empfanden ihn als etwas Ungewöhnliches und Großes und vermißten ihn schmerzlich in den Vorlesungen anderer. Ausführlicher muß jetzt gesagt werden, was wir da erlebten. Noch war das Wort „Impressionismus“ uns nicht geläufig. Und immer noch könnte mißverstanden werden, warum hier Erich Schmidts ungemene Fähigkeit, kennzeichnende Worte für die Eindrücke zu gewinnen, die ihm Menschen und Kunstwerke schenkten, mit dem Wort „Impressionismus“ bezeichnet wird.

Nach dem vielen, das ich seit Jahrzehnten über Impressionismus, also über Eindruckskunst vorgebracht habe, wage ich doch noch einmal, ein klärendes Deuten zu versuchen. Man halte es nicht für ein Paradoxon oder gar für einen schlechten Witz, wenn ich sage: Wesen der Eindruckskunst ist die Art ihres Ausdruckes. Der impressionistische Maler drückt, was er sieht, anders aus als seine Gegenspieler; er meint den einzig richtigen Ausdruck für seine Sinnesempfindungen zu geben, weil er sich bewußt aller altüberlieferten Art enthält, nicht Sinnesempfindung wiederzugeben, sondern an ihre Stelle formelhafte Umprägung zu setzen. John Ruskin kämpfte in solchem Sinn für William Turner. Was er vorbrachte, ließe sich umschreiben: Nur Turner drücke wirklich aus, was an Sinneseindruck von einer Landschaft geweckt wird; Landschaftsmalerei vor Turner habe sich darauf beschränkt, an Stelle des wahren Eindrucks mehr oder minder willkürlich Erdachtes zu bieten.

Ebenso waren für Erich Schmidt die üblichen Ausdrücke der Ästhetik untauglich, das Besondere und Eigentliche einer Kunsterscheinung auszusprechen. Sie

waren ihm viel zu allgemein. Sagten sie doch nicht Regen oder Schnee oder Fluß oder See, sondern nur Wasser. Das Eigentliche und Ganzpersönliche zu treffen, bot er seine Kunst des Ausdruckes auf. So drückte er aus, was ihm Heinrich von Kleist an Empfindungen geschenkt hatte, indem er das Eigene und Besondere der Sprache Kleists verwertete. Oder er nutzte alte gefühlshaltige Wendungen deutscher Sprache, dies Besondere herauszuholen. Unentbehrlich war ihm in der Vorlesung ausgiebiges Anführen längerer Stellen. Nicht nur mir, auch noch Feinfühligem aus dem Umkreis meiner Berner Schüler, die ihn hatten sprechen hören, war an seiner Wiedergabe von Versen aus Goethes „Prometheus“ das Eigentliche und Einmalige des Werkes zum starken Erlebnis geworden. Später noch erging es dem Publikum eines Weimarer Goethevortrags Schmidts nicht anders.

Ich begnüge mich mit diesen wenigen Andeutungen. Sie reichen aus, zu kennzeichnen, was er zu leisten vermochte, allein auch die Grenzen solchen Könnens zu ziehen. War das Wissenschaft oder Kunst? Fern liegt mir, auch in diesem Zusammenhange, der Wissenschaft Kunst aufzuopfern. Doch ich darf behaupten, daß Wissenschaft dabei zu kurz kam. Kunst und Begriff sind ein für allemal Gegensätze. Kunst in Begriffe umsetzen, ist schwer; doch wenn wissenschaftlich etwas über Kunst gesagt werden soll, unerlässlich. Begriffe durch die Mittel der Kunst zu erfassen, bleibe dem Künstler vorbehalten. Was der Künstler da leistet, ist einmalig, läßt sich nur wortgetreu wiedergeben, nicht wie das Begriffliche der Wissenschaft in vielfacher Abwandlung immer wieder von neuem jetzt an diesem, dann an einem andern Gegenstand erproben. Diese Tatsachen stehen im Hintergrund der Scheidung des diskursiven vom intuitiven Denken. So meint es schon Thomas von Aquino, wenn er (Qu. anim. 7 ob. 3) sagt: „Discursus est quidam motus intellectus de uno in aliud.“ In gleichem Sinne ist für G. E. Schulze (Grundriß der allgemeinen Logik, 3. Aufl. 1817 S. 4) Vorbedingung diskursiver Erkenntnis „ein Vergleichen mehrerer Erkenntnisse und ein Übergang des Geistes von der einen zur anderen“.

Aber ich will mich minder gelehrt verständlich zu machen suchen, auf die Gefahr hin, daß ich hausbacken erscheine. Mir wurde früh ein Prüfstein echter Wissenschaftlichkeit, ob etwas geprüft werden kann oder nicht. Ich war oft genug Ohrenzeuge von Prüfungen, die ich unwissenschaftlich nennen mußte; noch viel mehr wurde mir von andern über dergleichen Unwissenschaftlichkeit der in der Prüfung gestellten Fragen mitgeteilt. Auf die Gefahr hin, daß man mir blinde Eitelkeit vorwerfe, setze ich hinzu, daß ich über dies zweite besonders dann unterrichtet wurde, wenn man mir versicherte, mein Prüfen sei wissenschaftlicher und zweckentsprechender. (Selbstverständlich denke ich da nicht an Worte von Studenten, sondern an Urteile von Fachleuten, vor allem von erfahrenen Schulmännern.) Ich suchte in Prüfungen nach Kräften etwas Zusammenhängendes, also einen Gedankengang zu erzielen, damit der Prüfling nicht immerzu sich von einem Gegenstand zu einem andern und fernliegenden versetzt fühle. So wie es mir

2. Studium in Wien und Berlin

immer noch allein richtig erscheint, hatte mich einst der Wiener Philosoph Robert Zimmermann geprüft; nie vorher und nie später wurde mir eine Prüfung gleich leicht. Mir, der doch alles eher als erfolgreich zu prüfen war und ist. (Wahrscheinlich konnte ich deshalb besser prüfen als andere. Ich wußte sehr gut, warum mitunter auch die Besten versagten.)

Sollte es wirklich unmöglich sein, in Prüfungen Fragen zu stellen, zu deren Beantwortung nicht nur ein gewandtes Wiedergeben des Gedächtnisstoffes benötigt wird? Unerträglich war mir, Prüfungen beizuwohnen, die dauernd das Gedächtnis des Prüflings in Anspruch nahmen. Die etwa Erklärung von alten Texten wesentlich auf sprachgeschichtliche Deutung jetzt dieses dann des nächsten Wortes beschränkten. Mir wenigstens scheint richtiger, nach den wesentlichen Unterschieden von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch zu fragen, mithin Gelegenheit zu zusammenhängender Erörterung zu geben, als etwa von Wort zu Wort fortschreitend zu fragen, warum Mittelhochdeutsches „wâ“ zu „wo“ wird, dagegen „dô“ zu „da“, und gleich darauf, wann der Unterschied von Ein- und Mehrzahl in der Wirklichkeitsform der Vergangenheit der Ablautzeitwörter verschwindet. Der stete Wechsel des Blickpunktes verwirrt den Prüfling; er ist nicht mehr fähig, die Antwort zu geben, die erwartet wird und wesentlich auf der Fähigkeit beruht, sofort einen verwandten Fall anführen zu können. Auf gutes Gedächtnis ist das alles abgestellt.

Es ist selbstverständlich, daß Gedächtnis in der Prüfung benötigt wird. Aufgabe indes des Prüfenden ist, das Gedächtnis nicht unnötig anzustrengen. Zwecklose Belastung des Gedächtnisses erfolgt vor allem, wenn Lebensgeschichtliches geprüft wird, und zwar bis in die letzten Einzelheiten. Gibt es doch Prüfer, die sogar angesehene Gelehrte sind, sich indes nicht entblöden, bei solchen Einzelfragen unentwegt stehen zu bleiben und durch diesen Starrsinn den Prüfling ganz zu verwirren. Umgekehrt lassen sie sich durch Prüflinge irreführen, die mit ungeweinem Geschick sich gerade auf dergleichen Gefrage vorbereiten und ihr Wissen gewandt herunterleiern.

Vollends zum Nachleiern veranlassen Fragen nach dem verschiedenen Wert der Schöpfungen eines Dichters. Denn selbstverständlich kann nur in besonders günstigen Fällen die schwere Wertfrage innerhalb einer Prüfung ausgeschöpft werden. Was dachte sich etwa der ausgezeichnete Kenner deutscher Dichtung und Leiter einer höheren Schule, als er eine sogenannte Bildungsprüfung mit der Frage begann, wer der größte deutsche Dichter sei? Sollte das dem Prüfling wohlwollend entgegenkommen? War es nicht nur Verlegenheit, die der Prüfer weislich zu verbergen suchte? Und geschah ihm nicht recht, als ihm — das spielte sich vor vielen Jahren ab — der Bescheid wurde: Wedekind. Wohlbemerkt wußte der Prüfling auch von Wedekind so gut wie nichts . . .

Impressionistische Charakteristik läßt sich gleichfalls nur prüfen, wenn sie auswendig gelernt wird. Dann könnte die Frage nach Gellert auch beantwortet

Prüfungsfragen

werden: Er war ein Leisetreter. Allein ausdrücklich füge ich hinzu, daß Erich Schmidt viel zu feinfühlig war, um das zu prüfen, was doch seine eigenste und beste Kunst war. Schon in Seminarübungen überraschte er gern seine Hörer mit Fragen nach versteckten Tatsachen der Dichtungsgeschichte. Auch als Schriftsteller brachte er stets eine Fülle von Tatsachenstoff. Als ich meine Vorlesungen vorzubereiten hatte, schöpfte ich gern und reichlich aus diesem Schatz. Im Lauf der Zeit ist uns ja manches, das ihm wichtig war, unwichtiger geworden. Wer mutet seinen Hörern jetzt noch zu, die Vorgeschichte des „Maître Patelin“ stets gegenwärtig zu haben? Überhaupt sind uns umfassende Übersichten über Bearbeitung eines und desselben Stoffes unwesentlicher geworden. Sogar wenn einer bei Gelegenheit der „Räuber“ die ganze Reihe der feindlichen Brüder von Kain und Abel bis zu Klinger und Leisewitz entwickelte und dabei zum Teil nur Fingerzeige Schillers vervollständigte, war das Ende vom Liede der Eindruck, die „Räuber“ seien ein Mosaik, zusammengesetzt aus Steinen und Steinchen, die längst vorlagen. Auch hier wurde Dichtungserforschung — meist ganz unbewußt — unabsichtlich zu einem Nachweis von Plagiaten. Denn wenn man auch scharf und genau die Unterschiede der verschiedenen Fassungen feststellte, schuldig blieb man meistens das Entscheidende, den Nachweis, warum künstlerisch das Ganze eines Kunstwerkes etwas anderes und etwas Werthaltigeres war als die ganze Menge von älteren Gestaltungen desselben Stoffes. Noch viel später konnte ein kluger und scharfsinniger Forscher meinen, er habe den Wert von Shakespeares „Hamlet“ erwiesen, indem er bis ins einzelne errechnete, wieweit „Hamlet“ sich von älteren Bearbeitungen des Stoffes inhaltlich unterscheidet. Unbedenklich nannte er jede dieser Ergänzungen des älteren Bestandes künstlerische Gewinne. Abermals löste sich das Ganze des Werkes in ein Mosaik von Einzelheiten auf. Fernerstehende begannen früh, einsichtig über dies Abziehverfahren zu lächeln. Tatsächlich war es zum Lieblingsgegenstand der Seminarübungen meines Faches geworden. Immer wieder verglich man Gottfried Kellers „Legenden“ oder Conrad Ferdinand Meyers „Balladen“ mit ihren Vorlagen. Oder man hielt sich an die tiefeingreifenden Umgestaltungen, die — wie Meyers Balladen — die „Lehrjahre“ und vollends Goethes „Faust“ durchmachten. Dabei wurde gewiß auch der künstlerische Gesamtwert solcher Umschöpfung angedeutet, aber nur ganz selten der wahre Sinn der einzelnen Gestaltungsformen erfaßt. Viel lieber stellte man, getragen von der falschen Annahme, Gutes könne nur beim ersten Anhieb geleistet werden, die Urform als das allein Berechtigte, die Umgestaltung als Fehlgriff hin.

Grundsätzlich muß ich zugestehen, daß ich für richtig halte, Fragen zu stellen, die vorher in Vorlesung und Übung ausführlich erörtert wurden. Ein vielgenannter Berliner Germanist teilte mir einst mit, er frage umgekehrt nur nach dem, was der Prüfling nicht bei ihm gehört hatte; wolle er doch wissen, wieviel seine Schüler aus eigener Kraft erarbeitet hätten. Ein hoher Anspruch. Ich selbst hatte nur äußerst selten so ausgezeichnete Leute zu prüfen, daß ich ihnen das zutrauen

2. Studium in Wien und Berlin

durfte. Vielmehr wahr und blieb es mein Schicksal, mich auf das stärkste anstrengen zu müssen, um dem Prüfling sein Wissen abzulocken. Prüfungen waren, besonders zuletzt in dem sehr großen Bonner Betrieb, die für mich mühseligste Arbeit meines Lehramtes.

Noch habe ich den einen unter meinen Hochschullehrern nicht genannt, der mir innerlich am nächsten stand, mir vor allem menschlich, aber auch wissenschaftlich zu geben hatte, was andere mir nicht gaben. Richard Heinzel vertrat, als ich in Wien Student wurde, das ältere Fach, die „Germanistik“, wie das hieß und zuweilen noch heißt. Freund und Schüler Wilhelm Scherers, Inhaber von Scherers Wiener Lehrstuhl, beschränkte Heinzel sein Lehramt ganz streng auf die ältere Zeit. Als wissenschaftlicher Schriftsteller hatte er in seinen Anfängen weiter gegriffen. Und bis zuletzt behielt er für neuere, ja für neueste deutsche Dichtung vollen inneren Anteil. Ich will sofort bezeugen, daß um 1900 ich mich weder mit Erich Schmidt noch mit Minor so gut über Gerhart Hauptmann verständigen konnte wie mit ihm, vollends über damals jüngste Wiener Dichtung.

Trotzdem stieß ich im Wiener Germanistischen Seminar sofort auf schärfste Trennung des alten und des neuen Faches. Und trotz der werbenden Kraft Erich Schmidts, trotz seiner strengen philologischen Schulung blickten die Schüler Heinzels von hoch oben auf uns andere mitleidig herunter wie auf unglückselige Parias, denen der Weg zum wahren Heile verschlossen blieb. Es gab natürlich auch milder Gesinnte. Die beschäftigten sich dann auch mit Neuerem. Doch mir ergab sich für lange der unausrottbare Eindruck, zwischen einem „Germanisten“, vor allem wenn er zu Grammatik neigte, und unsereinem walte ein Unterschied wie etwa zwischen einem Mathematiker und einem Geschichtsforscher. Noch spät, in Bonn, bestätigte sich mir an unsern Hörern dieser Eindruck. Immer wieder zeigte sich das; die einen gingen diesen, die andern einen entgegengesetzten Denkweg.

Nach Kräften erstrebte ich in Bonn, den Gegensatz zu vermindern. Allein nur ganz zuletzt bewies mir Hans Naumann, daß älteres und neueres Fach sich verwandter Schau und verwandter Ausdrucksweise bedienen können, daß da wie dort mit gleichen Mitteln gearbeitet zu werden vermag. So wenig ich noch mit Naumann zusammen zu prüfen hatte, ich konnte mich doch freuen, daß meine Leute sich leichter mit ihm verständigten als mit andern Germanisten. Und er mit ihnen. Leichter auch als mit Germanisten, die zeitgemäß sich auf den Sprachatlas beriefen.

Der Sprachatlas erwirkte eine gründliche Wandlung in der Forschung. Mit einem einzigen Schlage wurde Sprachforschung einer Methode unterworfen, die in allem wesentlichen von der gewohnten Haltung abwich. Mir wurde das 1901 auf dem Straßburger Philologentag deutlich, als fast unmittelbar hintereinander Rudolf Henning über die Ergebnisse des deutschen Atlases und Albert Köster über deutsche Hexameter sich äußerte.

Im Gespräch mit meinem scharfsinnigen und an Einfällen reichen Freunde Rudolf Meringer, dem vergleichenden Sprachforscher und Schüler Heinzels, doch vor allem Johannes Schmidts, spielte eine wichtige Rolle der Vorwurf, Literaturgeschichte sei nicht im eigentlichen Sinn Wissenschaft, weil sie über das Einmalige nicht hinausdringe. Sprachwissenschaft hingegen erkunde Gesetzliches. Heute würde ich das ausdrücken: Literaturwissenschaft müsse bei Analyse stehen bleiben, Sprachwissenschaft erziele Synthese. Ich wurde wohl nicht zuletzt durch dieses Werten Meringers veranlaßt, zu erwägen, wieweit auch Erforschung von Dichtung Synthese zu leisten fähig sei. Acht Jahre nach dem Straßburger Tag trug ich in Graz das Ergebnis meines Nachdenkens vor und suchte zu erweisen, daß Literaturwissenschaft nicht bloß Synthese verlange, sie auch vor allem treiben müsse. Ich stieß auf Widerstand; doch das Wort „Synthese“ wurde fortan vielen fast unentbehrlich. Es diene den Absichten der sogenannten „geisteswissenschaftlichen“ Literaturgeschichte; ich spreche lieber von „ideengeschichtlicher“.

Das eine ist ja sicher. Gesetze, wie die deutsche Grammatik sie seit Jakob Grimm aufzustellen wagte, sind sonst auf geistesgeschichtlichem Feld kaum anzutreffen. Germanische Lautverschiebung etwa oder grammatischer Wechsel. Ich sehe noch Minors Gesicht vor mir, wenn er mit dem ihm zuweilen eigenen humoristisch-ironischen Lächeln sagte: „Ja so ein Lautschieber hat es leicht. Da schreibt er ein paar Seiten in die Kuhnische Zeitschrift, und dann ist Verners Gesetz etwas weithin Bekanntes und Berühmtes. Das kann unsereiner nicht machen.“

Der Sprachatlas ergab ganz anderes als dergleichen Gesetze. Gerade Hennings Vortrag machte deutlich, daß künftig auch deutsche Grammatik beim Einzelnen zu beharren und das Synthetische allgemein bindender Gesetze aufzugeben haben wird. Beobachtungen des Atlases legten ja nahe, daß wie dank einem Kampf ums Dasein mehr oder minder willkürlich und zufällig die eine Sprachform sich durchsetze, die andere verkümmere, das eine Wort siege und das andere von gleicher Bedeutung verloren gehe. So konnte etwa ein sehr sachkundiger und erfolgreicher Anhänger der Atlasforschung zeigen, wie das Wort „Zwiebel“ sinnverwandte Ausdrücke ausgeschaltet hat. Nur als mundartliche Überbleibsel leben solche Ausdrücke weiter, etwa im äußersten Westen des deutschen Sprachgebietes, gefördert durch das benachbarte Ausland.

Darf ich nochmals auf Prüfungen zurückkommen? Die neue Methode war noch viel schwerer zu prüfen als die alte. Sie forderte noch mehr Gedächtnisstoff. Wichtigste Sprachgrenzen — wie die Benrather Linie — lassen sich leicht abfragen. Doch die mikroskopische Beobachtungsweise des Atlases ergab, daß die Sprachgrenze gelegentlich zwischen den beiden Häuserreihen einer Straße verlaufe. Links so, rechts anders. Solche Mikroskopie widerstrebte von vornherein der Absicht, feste Handhaben zu gewinnen, die sich an Reihen von Fällen bewähren können.

Gerade dieser Absicht diene in vorzüglicher Weise der Vortrag Kösters. Verslehre ist gewiß von jeher auf Synthese angelegt. Sie will den einzelnen Fall

2. Studium in Wien und Berlin

in Gruppen einordnen. Ihre Begriffe sind wirklich Handhaben, die in langen Reihen von Fällen sich verwerten lassen. So auch der Hexameter. Köster jedoch kam über solche Handhabe weit hinaus. Er wies überzeugend nach, daß es zwei gegensätzliche Formen des deutschen Hexameters gebe, verschieden in ihrem Rhythmus, verschieden auch im Ethos. Hier der leichtbeschwingte, eilige Vers von „Reineke Fuchs“, dort der bedächtiger, langsamer fortschreitende von „Hermann und Dorothea“. Mit einem Wort: Köster bot eine wertvolle Leistung höherer Mathematik der Form. Wertvoll war sie besonders, weil sie sehr glücklich die „Sprache“ der Form erschloß. Das war endlich einmal ein erfolgreicher Vorstoß in das Gebiet der Sinnergründung von Versformen, war Nachweis der gegensätzlichen Ausdrucksmöglichkeiten eines und desselben Versschemas.

Dergleichen ist nicht nur Wissen, sondern Wissenschaft. Ohne Wissen ist Wissenschaft nicht denkbar. Aber Wissenschaft ist mehr als Wissen. Wissenschaft findet die Handhaben und nutzt sie, durch die Wissen geordnet und dem Inhalt des Wissens Sinn gegeben wird. Das alles ist derart selbstverständlich, daß man sich schämen möchte, es noch ausdrücklich zu sagen. Allein die seltsamen Denkwege des späteren 19. Jahrhunderts lenkten von diesen selbstverständlichen Überzeugungen ab. Daher zersplitterte alles Wissen in Einzelheiten, wie immer, wenn Wissenschaft das Einzelne nicht zu einem Ganzen zu vereinigen sucht und dies Ganze mit Sinn erfüllt. Immer wieder muß ich an den schwergelehrten Wiener Altertumsforscher denken, den ich kurz nach dem Erscheinen von Jakob Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte nach seinem Urteil über das Werk fragte. Er gab mir zur Antwort, daß ihm dergleichen Verallgemeinerungen völlig gleichgültig seien, also auch die Frage, ob die alten Griechen pessimistisch waren oder nicht.

Nur Gesamtschau oder, wenn dies Wort zu anspruchsvoll ist, nur Überschau gelangt zu Begriffen, die nicht einmalig sind, sondern sich auf ganze Reihen von Erscheinungen anwenden lassen. Solche Begriffe zu finden, vielmehr wiederzufinden, machte ich mir früh zum Grundsatz meiner Lehrtätigkeit. Ich konnte beobachten, wie die Hörer, die unter der Last des Einzelnen zu ersticken drohten, bei der Entwicklung solcher Begriffe aufatmeten. Sie fühlten sich vom Einmaligen erlöst. Ja sie fühlten, daß sie nun erst Mittel besaßen, das Einzelne genau zu erfassen und zu deuten, indem sie es am Immerwiederkehrenden maßen.

Genau noch erinnere ich mich der ersten Gelegenheit, bei der ich das beobachtete. Ich hatte aus Hermann Petrichs „Drei Kapiteln vom romantischen Stil“ (1878) viel gelernt. Längst war das Heft Petrichs vergessen; es hatte wohl überhaupt wenig Leser gefunden. Ich kenne gut das Unzureichende der Arbeit, freute mich indes über den erfolgreichen Nachweis typischer Eigenheiten deutschromantischen Ausdrucks. Petrich hatte wirklich eine wertvolle Sammlung und Ordnung dieser Eigenschaften zu bieten. Was war das anderes als ein guter Anlauf zu synthetischer Betrachtung? Meine Berner Hörer merkten sofort, als ich ihnen,

gestützt auf Petrich, etwas von den durchgehenden Merkmalen romantischer Ausdrucksweise berichtete, daß hier einmal Kunstbetrachtung über das Einmalige hinausging. Gern hätten sie den Blickpunkt auch fortan gewahrt gesehen. Noch aber war ich wenig dazu gerüstet.

(Petrichs Schrift durch eine Arbeit zu ersetzen, die grundsätzlich den deutschen Romantikern gerechter würde als er, die zugleich Dichter einbezog, an die er nicht herangegangen war, vor allem Heinrich von Kleist, war mir lange Zeit eine lockende Aufgabe. Eine meiner letzten Bonner Dissertationen löste die Aufgabe in anerkannter Weise. Schon war ein Verlag gefunden; doch die Zeitumstände zwangen ihn, den Vertrag nicht zu erfüllen.)

War ich mir, als ich um 1895 Petrichs Sammlung schätzen und verwerten lernte, bewußt, daß ich Heinzels Wege beschritt? Stilerforschung begann er früh zu treiben; und immer mehr setzte sie sich bei ihm durch. 1875 erschien seine Schrift über den Stil der altgermanischen Poesie; 1880 seine „Beschreibung der isländischen Saga“; 1898 folgte das gewichtige Buch, das sich „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im Mittelalter“ betitelt. Als ich in Vorlesungen und Übungen vor ihm saß, kamen diese Dinge freilich nur wenig zur Geltung; ich weiß nicht, ob er es später anders hielt. Seinem zurückhaltenden Wesen entsprach es, das in den Hintergrund zu schieben, was ihm persönlich das Liebste war. Er wußte, daß er auch in der Erforschung der Ausdrucksformen des Dichtwerkes sich eng mit seinem Freunde Wilhelm Scherer berührte. Doch seine „Rede auf Wilhelm Scherer“ — er hielt sie am 30. Oktober 1886 nach Scherers frühem Tode — berührt das kaum. Mir indes ist längst klar geworden, daß meine Ergründung der „Gestalt“ von Dichtungen nur fortsetzt, was die beiden begonnen, gefordert und zum Teil geleistet hatten.

Ich war nie zu Scherer in unmittelbare Beziehung getreten, habe ihn auch nie gesehen. Karl Rieger nannte mir als erster seinen Namen; er hatte Scherer in Wien gehört. Scherers Geschichte der deutschen Literatur erschien heftweise während meiner letzten Gymnasialjahre. Die Erinnerung an diese grauen Hefte ist für mich verklärt. Andachtsvoll nahm ich sie hin, zunächst als stimmungsvolles Bild germanischer und deutscher Frühzeit. Damals empfand ich das alles ganz romantisch. Beglückt hatte ich südlich vom Brennerpaß in Tirol Denkmale dieser Frühzeit beschaut. Noch war es selbstverständlich, an der Wirtstafel in Brixen oder gar in Klausen Gespräche kundiger Gäste über deutsches Mittelalter und über dessen Dichter zu hören. Im engen Eßraum des Kantiolerwirthshauses zu Klausen stand an der Wand die Sammlung der „Deutschen Klassiker des Mittelalters“ des Verlages Brockhaus. Ich verlebte ein paar Tage in dem Alpental, an dessen Eingang der Vogelweiderhof liegt, und das weiterführt zur Burg des Wolkensteiners. Mir verdichtete sich das zu so starker Stimmung, daß mir noch eine kühle Vollmondnacht auf dem damals wenig befahrenen und begangenen Neuen Markt in Wien den Eindruck schenken konnte, unversehens in alte deutsche

2. Studium in Wien und Berlin

Welt zurückversetzt zu sein. Gesteigert wurde das alles durch Wagners „Ring des Nibelungen“; die Teile des Werkes kamen ja zu ungefähr gleicher Zeit zur ersten Aufführung in der Wiener Oper. („Parsifals“ hatte ich schon zu gedenken.)

Kränken mußte mich freilich, daß gerade Scherer von Wagner nichts wissen wollte. Und auch sonst wurde mir bald vieles gestört, was mir durch Scherer geschenkt worden war. Erich Schmidt beugte sich gern vor seinem Lehrer. Doch auch er hatte an dessen Geschichte der deutschen Literatur gelegentlich zu mäkeln, besonders an dem Abschnitt über den reifen Schiller. Mir hat dieser Abschnitt für mein ganzes Leben viel geschenkt. Schmidt mochte unter dem Eindruck der Tatsache stehen, daß Scherer sich früher über die letzten Werke Schillers minder zustimmend geäußert hatte. In Minor schien abermals ein Schüler Scherers die Wiener Lehrkanzel zu übernehmen. Bald jedoch vernahmen wir aus seinem Munde, er, Schüler des Wiener Schillerforschers Karl Tomaschek, sei nach Abschluß seiner Universitätsjahre als Fertiger zu Scherer nach Straßburg gekommen, schon mit der Absicht, ein großes Werk über Schiller zu verfassen. Nicht also hätte Scherer eine Biographie Schillers Minor aufgetragen, wie er Lessing (und Uhland) in Schmidts, Kleist in Otto Brahms Hände gelegt hatte. Wirklich scheint Scherer seinem Schüler Brahm Schiller zugewiesen zu haben. War also Brahms „Schiller“ das eigentliche Werk der Schule Scherers?

Minor, überempfindlich und wegen seiner Schwerhörigkeit zuweilen dem Verfolgungswahn nahe, litt unter dem Wettbewerb mit Brahm. Erbittert verschob er eines Tages die Vollendung seines eigenen Buches. Wie das gedacht war, verriet er mir bald darauf: „Wenn auf der Straße ein dummer Junge mir dauernd vor meine Beine läuft, gehe ich nach Hause und warte, bis er sich verzogen hat.“ Zum großen Schaden meines Faches blieb Minors Arbeit ebenso Bruckstück wie die Brahms. Auch Weltrich gelangte damals über einen etwas umständlichen Anfang nicht hinaus. Weltrich kam von Michael Bernays.

Wir Hörer Minors vernahmen wenig Erfreuliches über Scherer. Auf der Germanistenkneipe verhielt sich Minor überhaupt gern als unerbittlicher Höllenrichter. Der Reihe nach wurde einer nach dem andern der vielgenannten Fachgenossen abgetan. Meinte Minor wirklich, mit solchen Urteilen in uns Lust an unserm Handwerk zu wecken? Gefährlicher noch war, daß wir uns als Schüler Minors überlegen allen diesen Gelehrten fühlen konnten.

In gedruckten Besprechungen war Minor scharf, zuweilen grausam, aber er mochte sich da auch mit Willen zurückhalten. Freilich wirkte das oft noch schlimmer; denn nun schien es vollends, als schon Minor sein Opfer nach Kräften, als hätte er eigentlich viel Böseres vorzubringen. So mag auch Schmidt es empfunden haben, wenn er von Minor besprochen wurde. Ich verzichte darauf, Näheres über das Verhältnis beider zueinander anzufügen, verrate nur, daß mir durch Minor zeitweilig recht schwer gemacht wurde, mit Schmidt zu verkehren. Minor hätte das als Untreue gegen ihn selbst angesehen.

Mit Scherer kam Minor kaum jemals zu einem ungetrübten Verkehr. Er sog Gift fast aus jedem Worte Scherers. Eine Fülle von Anekdoten bezeugte das. Schwer verdachte Minor Scherer die Bemerkung, die Druckbuchstaben der von Minor herausgegebenen Jugendschriften Friedrich Schlegels verleiteten das Lesen. Einmal machte Scherer ihn aufmerksam, daß er in französischen Wörtern das Häkchen noch unter das c setze, wo es längst nicht mehr erscheine. Minor antwortete: „Ich wußte längst, daß Sie mich nicht leiden können.“ Minor selbst war im Gespräch mit Scherer nichts weniger als schonungsvoll. Scherer zeigte ihm einmal ein Lichtbild seines Arbeitszimmers. Minor deutete auf einen Schrank und sagte: „Hier steht mein Christian Felix Weiße.“ Scherer erwiderte: „Nein. Die mir gewidmeten Bücher bilden jetzt einen besonderen Schrank.“ Darauf Minor: „Ist das aber eine Eitelkeit.“

Dennoch hatten damals nur wenige so viel Gutes über Gestaltbestimmung von Dichtungen in Scherers Sinn zu sagen wie Minor. Er konnte die von Scherer und von Heinzel gestellte Aufgabe um so besser lösen, da er die Ästhetik des 18. Jahrhunderts und der Romantik sehr gut kannte. Ich hatte da viel von ihm zu lernen. Dem Nachlaßwerk Scherers, der „Poetik“, hielt er mit Recht vor, daß sie ohne es stets zu sagen mit Anschauungen dieser Ästhetik übereintreffe.

Ich selbst konnte mich über die „Poetik“ nicht rückhaltlos freuen. Sie beruht auf Nachschriften einer Vorlesung, die nur ein einziges Mal von Scherer gehalten wurde. Sie schöpft bei weitem nicht aus, was Scherer vorher über Erfassen von Dichtungen gesagt hatte. Mir waren Scherers Äußerungen über Poetik, die an vielen Stellen seiner Schriften anzutreffen sind, besonders wichtig. Eine Anmerkung Scherers gab mir mitunter gernbefolgte Fingerzeige.

Was alles ich auf diesem Felde Heinzel zu danken habe, kann ich heute nicht mehr errechnen. Denn nicht nur bedrucktes Papier, sondern auch mündliche Belehrung brachte mir diese Gewinne. Sie reichte bis ins Jahr 1904. Als ich im Frühjahr 1905 nach Wien kam, meldete man mir seinen Hingang, ehe ich ihn hatte aufsuchen können. Mir war das ein schwerer Schlag, der sehr lange nachwirkte. Mir blieb keiner, mit dem ich hätte besprechen können, was ich mit ihm erörtern konnte.

Als ich sein Schüler wurde, schilderte man mir Heinzel als schwer zugänglich. Gespräch mit ihm komme rasch ins Stocken; und dann bliebe nur noch übrig, sich bald zu verabschieden. Heinzels Verschlossenheit solle sich stark bewährt haben, als er auf einem Philologentag mit Karl Müllenhoff zusammentraf. Auch Müllenhoff, Sohn höchsten deutschen Nordens, war nicht leicht zugänglich. Doch auch ihm mußte es wertvoll sein, mit seinem Anhänger, dem Freunde seines Schülers Scherer, sich aussprechen zu können. Es wollte nicht glücken. Endlich sah Müllenhoff, wie Heinzel sich eine Zigarette drehte; Heinzel gab das bis ins Alter nicht auf. Müllenhoff ging auf Heinzel los und fragte: „Was tun Sie da, Herr

2. Studium in Wien und Berlin

Kollege?“ Heinzl erwiderte: „Ich drehe mir eine Zigarette.“ Weiter ging die Unterhaltung nicht.

Um so mehr staunte ich, daß ich von Besuch zu Besuch immer mehr mit ihm erörtern durfte. Ihm war nichts Menschliches fremd; und so blieb es nicht bei Fragen des Faches. Am tiefsten verpflichtete mich Heinzl, wenn ich einen schweren Zusammenstoß mit Minor hatte. Unvergeßlich ist mir, wie er sich dann meiner annahm, mich tröstete, mich beruhigte.

Am Sarge Heinzls sprach Minor die Worte: „Du warst ein Gentleman.“ Heute dürfte man sagen, in Heinzl habe sich der Typus des besten und edelsten Biedermeier verkörpert. Eines Biedermeier im hohen Sinne Stifters. Selbstbeherrschung bestimmte seine ganze Haltung, bestimmte auch seine Worte. Sie war nicht leicht errungen. Immer noch hatte er Augenblicke, die unversehens bewiesen, wie schwer sie ihm wurde, wie machtvoll er das ihm angeborene jähe Temperament bändigen mußte. Körperlich litt er viel; an Kurzsichtigkeit, an Kopfschmerzen. Sein Antlitz bekam, nachdem er sich den Bart hatte wachsen lassen, immer mehr Aszetisches. Doch als Alternder erlebte er das Glück, sich an der Spitze einer Schule von ausgezeichneten Forschern zu sehen, die ihm treu angingen. Sie hatten auf lange hinaus die Wege der Germanistik zu bestimmen.

Im Juli 1887 machte ich die Doktorprüfung. Man hatte mich zuletzt auf dem Gymnasium vielzusehr verwöhnt, als daß mir nach vier Jahren eine Prüfung leicht geworden wäre. Immer wieder bestätigte sich mir später, daß Vorprüfungen am besten zu einer Abschlußprüfung befähigen. Schon die sogenannten Kolloquien, die am Ende eines Semesters erfolgen können, sind eine gute Vorbereitung. Ich hatte bisher nie dergleichen versucht. So fiel die mündliche Doktorprüfung nicht gerade glänzend aus. Ich hätte in keinem ungünstigeren Augenblick an Minor die Frage richten können, ob ich an Habilitierung denken dürfe, als kurz nach der Prüfung. Er hatte sich wieder einmal über mich geärgert; so fiel seine Antwort nicht ermutigend aus.

Nun folgten Jahre, die für meinen Erdengang schwere Gefahr bedeuteten. Bald ging es hinauf, bald wieder tief herunter. Heute ging es in die Höhe, morgen sollte ich am Abgrund stehen.

Im Wintersemester 87/88 erfüllte sich mir ein lange gehegter Wunsch: Ich hörte Vorlesungen in Berlin. Freilich nicht bei Scherer; er war kurz vorher gestorben. Möglich wurde mir das dank der Güte eines Wohlhabenden, dessen Sohn ich zur Maturitätsprüfung vorbereitet hatte. Die Sommerferien verbrachte ich als eine Art Hofmeister zum Teil in der Nähe des Semmerings; zum Teil reiste ich mit meinem Schüler und mit dessen Vetter auf mir gutbekanntem Wege durch Kärnten, Tirol und durch das Salzkammergut. Die Fahrt war überreich an Eindrücken; sie waren mir zum Teil neu. Ich hätte nie gedacht, daß man in drei Wochen das alles erledigen könne, was wir zu sehen bekamen. Zuletzt trafen wir in Altaussee

meinen Freund Meringer. Er berichtete, daß auch Minor in Altaussee sei. Minor war diesmal wirklich liebenswürdig. Wir alle trafen uns am nächsten Tage am Grundlsee. Auch die Gegend um Marktaussee war mir neu; ich ahnte nicht, daß ich bald monatelang hier weilen sollte. Dieser landschaftlich fesselnde Teil des Salzkammergutes wirkt wie ein Stück Tirol.

In Berlin kam ich Ende Oktober an. In Dresden unterbrach ich die Fahrt. Die Stadt gefiel mir außerordentlich. Ich suchte den Leiter der Öffentlichen Bibliothek auf, Franz Schnorr von Carolsfeld. Ihm war ich verpflichtet. Angeregt durch Minor, hatte ich noch in Wien die vier Bände der Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder Wilhelm abgeschrieben und plante eine Ausgabe. Schnorr überließ mir lange die Urschriften; er wurde mir bald ein immer gütigerer Helfer. Auf der Rückreise von Berlin hatte ich einen nebligen Bußtag in Dresden zu erleben. Ich hatte nicht geahnt, daß an einem Bußtage alle Sammlungen geschlossen seien. Schnorr stellte mir diesmal anderes aus W. Schlegels Nachlaß zur Verfügung. Bei Kerzenlicht schrieb ich im Hotel einige der Briefe an W. Schlegel ab; sie wurden zum Teil bald von mir gedruckt.

Weit weniger war im Körnermuseum für meine Zwecke zu entdecken. Um so wortreicher war sein Begründer und Leiter. Was im Fluge alles zu gewinnen ist, erwies sich mir in Leipzig. Auf dem Wege von Berlin nach Dresden verbrachte ich ein paar Stunden in Leipzig, besuchte ich, auch auf Minors Wunsch, das Schillerhaus in Gohlis. An der Wand hing dort ein Stück Handschrift des „Don Karlos“. Zwar kam es mir ganz bekannt vor, aber für alle Fälle schrieb ich es ab. Wirklich ergab sich hinterdrein, daß dieses Blatt noch ungedruckt war. Minor veröffentlichte es in seiner Schrift „Aus dem Schiller-Archiv“ von 1890. Wie Unzählige mögen das Blatt im Gohliser Häuschen gesehen und gelesen haben; aber keiner hatte augenscheinlich bezweifelt, daß er bekannten Text des „Don Karlos“ vor sich habe.

Auf der Rückkehr fand ich in Dresden die Stimmung nicht wieder, die sich mir vier Monate früher ergeben hatte. Nicht nur wegen des trüben Wetters. Berlin stand im Wege. Ähnliches wirkte sich in Leipzig aus.

Zu Berlin ein Verhältnis zu finden, wurde mir nicht leicht. Die großen Entfernungen erschreckten mich. Am Abend angekommen, hatte ich in der Nähe des Anhalter Bahnhofes übernachtet. Bei vollem Sonnenschein wanderte ich am nächsten Morgen zur Universität, am Tiergarten hin und Unter den Linden. Dem ans „Gemütliche“ gewöhnten Wiener wurde es da ungemütlich. Ich setzte mich in den Hörsaal, in dem eine Stunde später der Philologe Vahlen lesen sollte. Viel Studenten waren nicht da. Herein kam ein kleiner alternder Mann und las über Dogmengeschichte. Ich erschrak nicht schlecht, als ich zum erstenmal das Getrampel der Studenten zu hören bekam; es war kräftig genug. Der Inhalt der Vorlesung befriedigte mich wenig. Damals war mir unbegreiflich, daß verstandesmäßig scharf nachgewiesen werden könne, ein künftiger Theologe habe den

2. Studium in Wien und Berlin

Glauben an Gott mitzubringen, eine Vorlesung über Dogmen solle diesen Glauben also voraussetzen und nicht zu wecken suchen. Hatte Schleiermacher das nicht anders gemacht?

Nicht seien alle aufgezählt, die ich gelegentlich hörte. Daß Treitschke mich abschreckte, war schon zu melden. Eine öffentliche Vorlesung Du Bois-Reymonds — er erschien im Frack — war wenig geeignet, ihn mir näherzurücken. Adolf Wagner erwies sich als ausgezeichnete Kathederredner; mir war solche Fähigkeit, frei zu sprechen, damals noch ein Rätsel. Paulsen schien mir zu geneigt, dem Hörer entgegenzukommen und ihn lachen zu machen. Sie alle maß ich an Erich Schmidt, der nun in Berlin wirkte, als Nachfolger Scherers. Er war mir damals schlechthin auf der Lehrkanzel der wahre Meister und sollte es noch lange bleiben.

Ganz anders geartet, weckte Johannes Vahlen gleichwohl in mir Bewunderung. Er sprach vierstündig über Plautus und über römisches Theater. Er las vor, aber es klang nicht wie gelesen. Was er brachte, war von schärfstem Umriß, reifes Ergebnis seines Forschens, war meisterhaft. Ein Künstler festgeprägten Wortausdrucks. Auch bei Dilthey hörte ich ein mehrstündiges Kolleg. Ich fand in der lehrhaften Darstellung von Psychologie den Biographen Schleiermachers nicht wieder, der mir viel gegeben hatte und den ich bewunderte. War er wirklich auf dem Lehrstuhl weniger wirksam? Auch ein Besuch bei ihm förderte mich nicht. Damals erschien mir der Weg nach der Burggrafenstraße, in der er wohnte, recht weit. Ausdrücklich erklärte er mir, daß ihn Friedrich Schlegel nach dem Übertritt zum Katholizismus nicht interessiere. Nach vielen Jahren, kurz vor Diltheys Hingang, suchte ich ihn nochmals auf. Ich war ihm inzwischen innerlich näher gekommen. Wir wanderten zusammen durch den Grunewald, an dem seine Wohnung lag. Nun war, was mich mit ihm verband, kaum auszuschöpfen. Mir ergab sich ein unvergeßliches Erlebnis. Ich durfte ihm dann bei der Vorbereitung einer neuen Auflage des Bandes „Das Erlebnis und die Dichtung“ eine kleine Hilfe leisten. Die Briefe, die ich nun von ihm erhielt, sind mir ein wertvoller Schatz. Dem in Biebrich geborenen Rheinländer Dilthey war besonders mein Aufsatz über Rheinromantik lieb. Mich führte mein Weg immer näher an Dilthey heran. Meine eigentlichen Bekenntnisse zu ihm kamen freilich erst nach seinem Tode heraus. Schmerzen mußte mich, daß ich ihm die Schrift „Leben, Erleben und Dichten“ nicht überreichen konnte; sie erschien ein Jahr zu spät. Daß Wohlwollende meine erste Aufsatzsammlung „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts“ mit Arbeiten Diltheys verglichen, schien und scheint mir immer noch recht gewagt. Man hat mich recht deutlich fühlen lassen, daß solcher Vergleich besser unterblieben wäre.

Zu Edward Schröder wollte sich lange kein richtiges Verhältnis herausbilden. Erst in zwölfter Stunde kam es zu einer Aussprache. Wäre ich doch früher aus meiner Zurückhaltung herausgetreten. Danke ich auch dieser Aussprache, daß

Schröder jahrelang sich kräftig für mich einsetzte? Es kam indes nie zu einem Erfolg. Immer stieß er auf unüberwindliche Hindernisse. Vielen galt er als „Professorenmacher“; an mir bestätigte sich das nicht. Für seine und Roethes Zeitschrift verfaßte ich zahlreiche und zum Teil recht umfängliche Besprechungen. Sie wurden beachtet, ebenso wie meine Beiträge zu der Deutschen Literaturzeitung, zum Euphorion und zu den Göttingischen Gelehrten Anzeigen. Sie sollen schwer ins Gewicht gefallen sein, als ich nach Bern berufen wurde. Mir persönlich war wichtig, in Besprechungen bis ins einzelne gehen zu können, mithin wissenschaftlicher zu sein als in den mir übertragenen Schriften für weite Kreise. Freilich nahmen die Besprechungen meine Zeit zu stark in Anspruch, als daß ich damals eine größere wissenschaftliche Arbeit hätte fertigstellen können. Besonders viel Zeit und Mühe forderten meine Beiträge zu den Jahresberichten über neuere deutsche Literaturgeschichte. Ein Vierteljahrhundert lang berichtete ich da über Romantik, hatte überdies zuweilen noch andere Abschnitte zu besorgen. Wollte ich halbwegs vollständig sein, so erhob die Beschaffung und das Lesen der einschlägigen Bücher und Aufsätze viel Ansprüche. Ich kannte die Schwächen anderer Mitarbeiter zu gut, als daß ich sie nicht hätte vermeiden wollen. Es kam vor, daß eine meiner ausführlichen Besprechungen von einem der Mitarbeiter der Jahresberichte zwar sehr ehrenvoll als eingehend, wertvoll, scharf bezeichnet, aber nicht mit einem einzigen Wort ihrer Nachweise gedacht wurde. (Sie regte manche an.) Ferner versagten viele und begnügten sich mit ein paar Worten, wenn umfänglichere Bücher zu zergliedern waren, zumal wenn diese Bücher über die engen Grenzen einzelner Abschnitte der Jahresberichte hinausragten. Einer verließ sich gern auf den andern und begnügte sich mit raschem Hinweis, wenn er annehmen durfte, daß an anderer Stelle der Jahresberichte Ausführlicheres gebracht werde. So konnte vorkommen, daß gerade beträchtliche Leistungen gar nicht zur Geltung kamen. Oder einer der zuverlässigsten Mitarbeiter meldete verspätet in dem Bande 1908/09 von dem Teile der „Kultur der Gegenwart“, der „Systematische Philosophie“ überschrieben ist, nach der zweiten Auflage — die erste stammt von 1907 — und beschränkte sich darauf, Wundts Anteil zu besprechen, ging indes ohne jeden ausdrücklichen Hinweis an Diltheys „Wesen der Philosophie“ vorbei; dieser Beitrag Diltheys enthält eine der ältesten Darlegungen von Diltheys drei Weltanschauungstypen, also einer Leistung Diltheys, die meinem Fache allerwichtigste Fingerzeige schenkte.

Willig gestehe ich zu, daß auch ich mich oft genug versah. Es gab zu viele Fehlerquellen, schon weil die Sammlung des Stoffes nicht von einer zureichenden Kraft stammte. Wie sich das besser machen läßt, zeigte viel später Julius Petersen. Er liebt es, von höherer Warte auf einem weiter gespannten Gebiet zu berichten, als die Beschränkung auf ein Jahr oder auf zwei zuläßt. Seine „Wesensbestimmung der deutschen Romantik“ (1926) berichtet über neueste Forschung ebenso zuverlässig und vollständig wie einst seine Beiträge zu den Jahres-

2. Studium in Wien und Berlin

berichten; zugleich wird das Ganze zu einem Gesamtbild vereint, das mit Petersens Augen gesehen ist. Er vermittelt nicht nur erschöpfende Spiegelung des neueren Schrifttums über deutsche Romantik, begnügt sich nicht mit Urteilen über das einzelne, sondern erreicht, was den Jahresberichten nicht möglich war: eine auf vorhandener Forschung ruhende selbständige Schau. Dies Eigene und Selbständige ist jetzt im ersten Bande seiner „Wissenschaft von der Dichtung“ (1939) noch stärker zu verspüren; immer jedoch bucht er mit bemerkenswerter Vollständigkeit die einschlägigen Schriften, leistet also, was einst die Jahresberichte zu leisten versuchten, aber nicht nur umfassender, auch mit dem steten Nachweis der Rolle, die im Ganzen das einzelne spielt.

Berlin hatte mir viel zu bieten. Eine liebe Überraschung war mir, Hermann Grimm kennenzulernen. Sein Buch über Goethe war mir noch auf der Schulbank wert geworden. Ich kehrte, auch später, immer wieder zu der geistvollen und anschaulichen Leistung zurück. Erich Schmidt nannte ihn oft im Kolleg. Minor hingegen ertrug ihn schwer. Er erklärte, Grimm sei in strengem Sinne des Wortes nicht geistreich. Spielte da vielleicht Persönliches mit? Ich hörte natürlich auch einmal eine Vorlesung Grimms. Er sprach über Romantik. Mir schien, was er sagte, etwas zu sehr in Bausch und Bogen genommen. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, verkündete er den Hörern, die eigentliche große Leistung der deutschen Romantik sei die Verdeutschung Shakespeares. Schob er wirklich alles übrige mit einer einzigen Handbewegung unter den Tisch? Von dem Schwiegersohne Bettinens hätte ich anderes erwartet. Aber vielleicht kam die Romantik in den nächsten Vorlesungen besser weg. Ich fühlte mich nicht gedrungen, sie zu hören. Trotzdem empfand ich es als ein schönes Geschenk Erich Schmidts, daß er mich auf der Weihnachtskneipe der Germanisten neben Grimm setzte.

Wenn man noch recht jung ist, weiß man nicht zu scheiden, wer schon ein Greis heißen darf, und wer noch nicht. Dennoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, Grimm habe greisenhaft auf mich gewirkt. Wie ein Siebziger, nicht sechzig Jahre alt.

Mir selbst widerfuhr nicht lange darauf, mit dem Worte „Greis“ zu freigebig zu arbeiten. Chamisso nannte sich früh schon einen Greis. Tatsächlich erreichte er nicht sechzig Jahre. Ich beschäftigte mich damals viel mit ihm. Das mag mich veranlaßt haben, das Greisenalter früh anfangen zu lassen. Dennoch verdachte mir ein Freund mit Recht, daß ich Wilhelm Schlegel als greisen Lehrer Heines bezeichnete. Schlegel war, als Heine in Bonn ihn hörte, wenig älter als fünfzig.

Schmidt hatte mir geraten, mit Grimm über die geplante Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels an Wilhelm zu sprechen. Saß doch neben uns einer der hervorragendsten Buchhändler Berlins, Wilhelm Hertz, Verleger Grimms, aber auch Gottfrieds Kellers. Mehr als ein paar gutgemeinte Ratschläge trug ich nicht nach Hause. Unter anderem empfahl mir Grimm, Allzupersonliches zu streichen.

Ich hörte das ruhig an, als gutgeschulter Philolog unerschütterlich überzeugt, daß dergleichen Striche unwissenschaftlich seien. Dennoch leistete ich mir einen Strich, einen einzigen Strich in meiner Ausgabe, wohl auch, weil mir die Worte Grimms im Ohre nachklangen. Friedrich Schlegel berichtete da seinem Bruder von skandalsüchtigem Klatsch über eine der Frauen der deutschen Romantik. Aber ich fühlte mich gedrungen, das Gestrichene durch Punkte anzudeuten. Erich Schmidt verurteilte mein Vorgehen, als er die Briefe in der „Deutschen Rundschau“ anzeigte; man setze nicht Gedankenpunkte hinter den Namen einer Frau und veranlasse nicht die Phantasie des Lesers, sich Übleres auszuhecken, als tatsächlich vorliege.

Als Heinz Amelung den Briefftausch Brentanos und Sophie Mereaus veröffentlichte, druckte er die von mir gestrichene Stelle in den Anmerkungen ab. Erich Schmidt mag das angeregt haben; hatte er doch Amelung den Weg zu diesem Briefftausch geöffnet. Doch gerade Amelungs Ausgabe stieß auf den Einspruch eines gewichtigen Gelehrten. Lujo Brentano forderte allerdringlichst, daß künftig ihm Ausgaben ungedruckter Briefe seiner Verwandten zur Zensur vorzulegen seien. Sonst würde er gerichtliche Schritte einleiten. Schmidt erschrak nicht wenig und bat mich, ihm beizustehen, wenn Lujo Brentano schon im vorliegenden Falle Ernst machte.

Auch Schmidt dürfte sich erst durch dies Erlebnis klar geworden sein, daß es etwas anderes ist, Briefe aus neuerer Zeit, zunächst aus dem 19. Jahrhundert, der Welt bekannt zu machen, etwas anderes, Briefe und ähnliche nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Aufzeichnungen aus älterer Zeit. Die Grenze kann ins 18. Jahrhundert verlegt werden, verschiebt sich indes aus naheliegenden Gründen allmählich. Immerhin besteht noch heute die Möglichkeit, daß sich durch den ungekürzten Abdruck solcher Geheimpapiere aus der Zeit um 1800 lebende Nachkommen oder Verwandte verletzt fühlen können, ganz wie Lujo Brentano. Eine Schutzfrist für Briefe wurde meines Wissens bald darauf Gesetz.

So scheint Grimm nachträglich doch recht zu behalten, auch in seinem eigenen Verfahren. Die große Menge von Briefen, die er aus dem Nachlaß der Brüder Grimm und Bettinens teils selbst veröffentlichte, teils durch andere veröffentlichten ließ, ist durchaus gesäubert. Roethe klagte einmal in einem Gespräch mit mir, daß das Urwüchsige der Briefe Arnims dadurch ganz verloren gehe, Arnims Neigung, „naturalia“ unverhüllt auszudrücken, auch wenn sie „turpia“ sind, also das Gefühl Empfindlicher verletzen. Aber Lujo Brentano wandte sich ja gerade gegen den Abdruck von Stellen der Briefe Brentanos, an denen Erotisches recht handgreiflich sich durchsetzt. Mithin hätte der Philologe doch besser etwas von seiner Strenge aufzugeben, wenn er Briefe aus neuerer Zeit abdruckt. Will er das nicht, so bliebe ihm nur, solchen Abdruck ändern zu überlassen.

Grimm dürfte mir auf der Weihnachtskneipe nahegelegt haben, ihn zu besuchen. Die Weihnachtsferien ließen mir ungewohnt viel freie Zeit; ich war

2. Studium in Wien und Berlin

nahe daran, mich in Berlin zu langweilen. (Später erkannte ich, daß mir diese Tage Berlin erst recht lieb machten. Noch wenn ich mit dem einen meiner Wiener Freunde am Weihnachts- und am Silvesterabend fast allein in einer Gastwirtschaft saß. Der andere verbrachte diese Ferien in Wien. Man lernt eine Stadt nicht richtig lieben, wenn man sie nur im Licht schwerer Arbeit kennt. Das bestätigte sich mir besonders in Bern.) Und so wählte ich einen wenig glücklichen Augenblick für den Besuch von Grimms Heim, den Silversternachmittag.

Gisela Grimm, die Tochter Bettinens, nicht indes er selbst, gab mir sofort zu verstehen, daß ich ihr in diesem Augenblick unwillkommen war. Kaum hatte ich die ersten Sätze mit Grimm getauscht, da stürmte sie ins Zimmer, um irgendeine Auskunft von Grimm zu bekommen. Er benutzte die Gelegenheit, mich ihr vorzustellen. Augenscheinlich wollte er mir entgegenkommen, indem er mich als Herrn Dr. von Walzel ihr bekannt machte. In Wien war es ja gewohnter Brauch gesellschaftlichen Verkehrs, Bürgernamen ein „von“ voranzusetzen. (Ich selbst war und bin noch immer so an diesen Brauch gewöhnt, daß es mich stört, wenn jemand „Frau Walzel“ sagt; meine Mutter wurde doch immer Frau von Walzel genannt.) Doch meines Wissens verschwand dieses „von“ sofort, wenn dem Namen ein Titel vorangeschickt wurde. Ein Wiener hätte nie mich so angesprochen wie Grimm. Gisela Grimm warf einen flüchtigen Blick auf mich und rief mir zu: „Sie müssen verzeihen; aber am Silvesternachmittag hat eine Hausfrau nicht Zeit, sich darum zu kümmern, ob ein junger Mann hübsch ist oder nicht.“

Sie fühlte sich als echte Tochter Bettinens und wagte gern nach dem Vorbild ihrer Mutter, Überraschendes und Gewagtes vorzubringen. So soll sie einmal an einer Familientafel über den Tisch hin dem Philosophen Franz Brentano zugerufen haben: „Nicht wahr, wir zwei sind jetzt doch die einzigen Genies in unserer Familie?“

Er war ganz anders und gab sich auch mir gegenüber ganz anders. Was er mir mitteilte, widersprach fast durchaus den Anschauungen, zu denen man mich erzogen hatte. Es war mir damals so fremd, daß ich es fast nur stumm hinnehmen konnte. Wahrscheinlich hatte er in vielem recht. Mir blieb von allem, was er sagte, nur in Erinnerung, daß er mir Heinrich von Steins „Geschichte der neueren Ästhetik“ und das Buch der Lady Blennerhassett über Frau von Staël dringend empfahl. Das waren allerdings zwei Treffer. Steins Werk ist mir bis in jüngste Tage unentbehrlich geblieben. Mit Lady Blennerhassett trat ich bald in persönliche Fühlung. Als sie um 1890 nach Wien kam, besuchte ich mit ihr die Aufführung der „Kronprätendenten“ Ibsens im Burgtheater. Für Ibsen hatte sie wenig übrig. Ihre Lieblinge waren die Franzosen. Sie scheute sich nicht, mir zu sagen, wenn sie etwas von der Art des Novalis lesen wolle, so greife sie zu Châteaubriand. Und doch war sie eine gute Deutsche.

Grimm kümmerte sich nicht weiter um mich. Eine Einladung erfolgte nicht. Ich sandte ihm gelegentlich Sonderdrucke. Über eine Besprechung der Lebenszeugnisse Amalie von Helvigs (erste Ausgabe des „Geisteslebens“) schrieb er mir, er wundere sich, daß ein Literaturhistoriker überhaupt noch sich in solcher Schau versuche. Aber es freue ihn. Wurzelte nicht vielleicht sein ganzes Verhalten zu mir in dem Gegensatz, den er zwischen sich und meinen Lehrern empfand. Daß er auch mit Schmidt nicht ganz einig war, Schmidt nicht mit ihm, hätte ich freilich schon in Berlin beobachten können.

Auf der Heimfahrt nach Wien ließ ich mir ein böses Versäumnis zuschulden kommen. Es wäre nur ein kurzer Umweg gewesen, wenn ich Halle einbezogen hätte. Rudolf Haym hatte mir schon viel gegeben und sollte mir bald für die Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels noch mehr schenken. Ja längst weiß ich, daß ich sein Werk über die romantische Schule noch viel gründlicher hätte nutzen können und müssen. Es lag, als ich die Ausgabe vorbereitete, stets auf dem Schreibtische; dennoch erkannte ich erst hinterdrein, was alles mir entgangen war. Trostlos war solche Einsicht, wenn ich bedachte, wieviel zeitraubende Arbeit zu ersparen gewesen wäre, wenn ich bei Haym Auskunft gesucht hätte. Das gilt auch noch von späteren meiner Schriften.

Ihm überreichte ich bald alles, was ich abfaßte. Kaum ein zweiter nahm das gleich gütig auf. Noch wenn er Einwände vorbrachte, tat er es mit schonungsvoller Hand. Zeugnisse für sein Verhalten finden sich in seinem „Ausgewählten Briefwechsel“, den 1930 Hans Rosenberg herausgab. Nur wenige der Briefe, die er mir sandte, sind da abgedruckt. Lese ich sie jetzt, so will mir scheinen, daß er mich liebevoller behandelte als die andern, mir manches nachsah, das er andern mit schärferen Worten vorgehalten hätte. Ich war ja damals in meiner „modernen“ Zeit, wie man es zu nennen pflegte. Recht behielt er und nicht ich. Nahe daran war es, daß auch ich der psychologischen Ästhetik verfalle. Längst denke ich über sie wie Hayms Brief vom 8. August 1892. Spät genug ging mir auf, wie er mir in diesem Schreiben vorzeichnete, was über kurz und lang meine eigene Überzeugung werden sollte. Verwandtes sagen mir heute andere Schreiben Hayms. Er indes entschuldigte seine Einwände mit dem Zugeständnis: „Antiquorum hominum sum.“ Er wollte mich, der Altpreuße den Wiener, nicht bekehren, und ich fühle mich doch jetzt zu seinem Glaubensbekenntnis bekehrt. Daß ich eines Tages sein Werk über Romantik herausgeben sollte, ahnte weder er noch ich. Seine Worte waren mir da heilig. Sagten sie mir doch, wieviel er erkundet hatte. Was alles er für mein Leben schrieb, bezeugen ungedruckte Briefe noch besser als die veröffentlichten. Gesehen und gesprochen habe ich ihn nie...

Mein enges Verhältnis zu den alten Jahresberichten war durch meinen ersten Aufenthalt in Berlin bedingt. Zwei der Herausgeber studierten an der Universität und waren Mitglieder von Erich Schmidts Seminar, als ich in Berlin ein-

2. Studium in Wien und Berlin

traf. Der eine, mit dem ich mich näher befreundete, weckte schöne Hoffnungen, schied indes früh aus dem Leben. Der andere wirkte lange und mit viel Erfolg an der Berliner Universität. Man kam sich nur langsam näher.

Wenn Söhne einer Stadt, die jahrelang zusammen gearbeitet haben und als Vertreter eines und desselben Typus angesehen werden, wie wir drei Wiener, gleichzeitig eine ausländische Universität aufsuchen, ist das für den einzelnen ebenso hemmend wie fördernd. Wohlwollende halten sich dann für verpflichtet, alle drei einzuladen; das kann sich auch in einer Stadt, die so gastfrei ist wie Berlin, nicht leicht wiederholen. Und so bleibt man in altgewohnter Umgebung und kommt minder in Fühlung mit Söhnen des Landes. Wir indes waren ohnedies viel zusammen. Ich hatte wenig Empfehlungen mitbekommen und daher wenig Gelegenheit zu geselligem Verkehr. Ein weithin bekannter Berliner Schriftsteller begnügte sich, mich durch seine Frau zum Tee einladen zu lassen. Sie war ungemein liebenswürdig und kündete mir eine Einladung zum Abendessen an, die nie erfolgte. Wahrscheinlich habe ich sie zu lange aufgehalten. Da der Gesprächsstoff uns nicht ausging, blieb ich — eine meiner alten und nie ganz überwundenen Unsitten — und nahm ihr viel Zeit weg. Sie hatte mich gleich zu Beginn in meine Grenzen verwiesen. Eine der großen Stehlampen fing an zu blaken. Ich stand auf und schraubte sie zurecht. Als das Mädchen den Tee brachte, hielt sie ihr dies vor und fügte hinzu: „Wenn jetzt statt des Herrn Doktors Prinz Wilhelm hier gesessen hätte!“ Sollte ich zu spüren bekommen, welche Ehre es für mich sei, den Stuhl zu drücken, auf dem sonst der künftige Kaiser und König saß?

Der wohl anregendste Abend, den ich in größerer Gesellschaft erlebte, brachte mich zum erstenmal in Fühlung mit Josef Kainz. Noch hatte er lockiges Haar und etwas Jungenhaftes. Seine erste Frau wirkte neben ihm gehaltener und reifer. Als ich, mehr als zehn Jahre später, mich mit ihm befreundete, als endlich die lange Reihe unvergeßlicher Stunden begann, die ich mit ihm durchlebte, war seine erste Frau nicht mehr am Leben. Ihre Nachfolgerin war ein niedliches und kostbares Spielzeug. Kainz hatte sich das jugendlich Bewegliche gewahrt, aber sein nun glatt anliegendes Haar machte ihn dem genialen Komiker Alexander Girardi ähnlich. (Tatsächlich baute sich bald darauf in Wien an einem lustigen Bühnenabend ein Verwechslungsspiel auf dieser Ähnlichkeit auf.) Wir trafen im Sommer 1899 bei Hauser am Gießbach im Berner Oberland das junge Ehepaar an und verbrachten mit ihm zusammen ein paar Wochen. Unmittelbar darauf begann Kainz sein Wirken in Wien. Bei seinem ersten Auftreten saß ich unter den Zuschauern.

Ich hatte Kainz auf der Bühne gesehen, ehe ich ihn kennen lernte. Eifriger Theaterbesucher war ich in Berlin so wenig, wie ich es in Wien gewesen war. Das eigentlich große Bühnenerlebnis war mir in Berlin der Engländer Sullivan, voran natürlich sein „Mikado“. Engländer spielten. Ich kam von der Romantik

Tiecks her, die glaubte, sie könne eine Komödie im Sinne des Aristophanes den Deutschen schenken. Was da als aristophanisch empfunden wurde, meinte ich in Sullivans Operetten glücklich erreicht zu sehen. Getragen wurde es von einer Musik, die mir mein Lebtag lieb geblieben ist. Musik, Text und Darstellung schweben da wie gewichtlos in der Luft. Suchten die Tieck und Brentano nicht nach Ähnlichem? Nur beihin erinnere ich daran, daß englische Gruppentänze verwandten Eindruck wecken. Empfohlen sei, den beträchtlichen Unterschied zu beachten, der in Darstellungen des „Mikado“ zwischen englischen und deutschen Frauenstimmen waltet. Schallplatten genügen, das festzustellen. Deutscher Sang ist erdenschwerer, ebenso deutscher Tanz.

Daß ich in Berlin abends gern zuhause blieb, hatte noch einen anderen Grund. Zum erstenmal seit dem Beginn meiner Universitätslehrjahre konnte ich ungebunden für mich arbeiten. Seit meinem ersten Semester hatte ich Unterrichtsstunden gegeben. In Berlin war ich frei. Staunend erfuhr ich, daß alle halbwegs Hoffnungen weckenden Studenten in Deutschland oder mindestens in Berlin es für unwürdig hielten, ihr Brot als Hauslehrer zu erwerben. Hätte ich, wenn ich in Berlin geblieben wäre, vielleicht auch meinen Unterhalt fristen können, ohne mich mit Unbegabten zu plagen?

Das wurde mir ja in Berlin bald fühlbar: In Berlin wußte man etwas mit einem jungen wissenschaftlichen Schriftsteller anzufangen. Er hatte nicht einmal nötig, sich in Tagesschriftstellerei zu verzetteln. Ich selbst hatte in Wien schon früh Besprechungen für Zeitungen verfaßt, das aber bald wieder aufgegeben. Als mir dann in Berlin ein erfahrener älterer Schriftsteller, augenscheinlich um mich zu warnen, sagte, vielzuviel Österreicher kämen nach Berlin, um da für Zeitungen tätig zu sein; ihr mundartliches Deutsch mache sie überdies dem Berliner schwer verständlich; bezog ich das gar nicht auf mich, da ich damals hoch auf dem Rosse strenger Wissenschaftlichkeit saß. Hätte ich festeren Boden unter meinen Füßen gehabt, vielleicht wäre es doch zu dem kühnen Versuch gekommen, in Berlin zu bleiben und gleich andern von mehr oder minder wissenschaftlicher Arbeit zu leben. Gewiß ist, daß die wenigen Monate, die ich in Berlin verbrachte, genügten, mir über Hemmnisse wegzuhelfen, die ich in Wien nie überwunden hätte.

Erich Schmidt nahm sich viel Mühe, einen Verleger für meine Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels zu gewinnen. Aber die großen Buchhändler, an die er sich wandte, blieben übervorsichtig. Dennoch verließ ich Berlin nicht, ohne daß vorher eine gewisse Aussicht auf Verwirklichung meiner Absicht sich eröffnet hätte. Der eine der späteren Herausgeber der Jahresberichte brachte mich mit einem Anfänger zusammen, der gern etwas Größeres und Gewichtigeres verlegt hätte. Allerdings müßte ich einen Teil der Kosten tragen. Die an sich bescheidene Summe schien mir unerschwinglich; doch gegen alle meine Erwartung war nach weniger als einem Jahre ein Wohlwollender bereit, sie mir zu stiften. Ich ging eifrig an die Arbeit; im Herbst 1889 erschien sie.

2. Studium in Wien und Berlin

Die vier Monate Berlin waren also für mein Weiterkommen wirklich von hoher Bedeutung. Jahre, ja Jahrzehnte lang wirkten sie sich günstig aus. Dasselbe Berlin, das ich zagend betreten hatte und das mir zuerst gar nicht zusagen wollte, war mir lieber und lieber geworden. Noch war ich mir nicht ganz bewußt, wie sehr ich zu verklärender Erinnerung neige. Doch tatsächlich verklärte Berlin sich mir mehr und mehr, je weiter mein Weg mich von Berlin abführte. Als ich den nächsten Winter in Meran verbrachte, heimelten mich sogar die blauen Straßenschilder mit weißen Buchstaben an, die im Gegensatz zu Wien hier verwendet werden.

Ja ich meinte in Meran noch anderes anzutreffen, das ich in Berlin schätzen gelernt hatte. Auf den ersten Hieb mag es sinnlos wirken, wenn ich sage: Ich fühlte mich in Meran zur Herbstzeit der Natur so nahe, wie ich es bis dahin zu gleicher Zeit und im Winter nur in Berlin gewesen war. Natürlich denke ich an Wanderungen durch den Tiergarten und an dessen Grenzgebenden. Das Wesen dieses Berlins konnte mir nur langsam aufgehen. Denn meine anfängliche Angst vor den großen Berliner Entfernungen ließ mich an ungeeignetster Stelle Unterkunft suchen, ganz nahe an der Universität. Das war recht bequem beim Besuch der Vorlesungen und der Bibliotheken, wurde recht beschwerlich im Verkehr mit den vielen, die im Westen wohnten. Gewiß war auch das an meiner Vereinsamung schuld.

Umzug wäre möglich gewesen. Einmal besichtigte ich ein Zimmer, wahrscheinlich an der Potsdamer Straße. Die Fenster lagen auf der Hinterseite und blickten auf eine größere Gartenanlage. Das lockte; aber schwerfällig, wie ich nun einmal war, blieb ich, wo ich wohnte. Greifbarer wurde mir der Zauber waldartiger Anlage mitten in der Stadt, wenn ich Erich Schmidt durch den Tiergarten heimbegleitete; er wohnte in der Matthäikirchstraße. Oder angesichts des mächtigen Baumwuchses der palastartigen Besitzungen am Rande des Tiergartens. Damals war da noch viel mehr Grün als bald später und vollends heute. Das alles war mir damals am liebsten im abendlichen Herbst- und Winterlicht. Selbstverständlich war es ruhiger und vornehmer als im Zeitalter des Autos. Und um so mächtiger in der Stimmungswirkung, als ich doch in Wien dauernd zwischen hohen Häusern gelebt hatte. Lächerlich wäre die Behauptung, in Wien gebe es gar nichts Vergleichbares. Mir indes und wohl nicht nur mir war es damals fremd, Herbst- oder Winterabende im Prater oder gar im Wienerwald zu verbringen. So erinnerte mich Meran wohl an Berlin, aber nicht an Wien. Viel später versuchte ich, grundsätzlich in Wiens Umgebung aufzusuchen, was in Berlin mir lieb geworden war. Leicht war das nicht. Am wenigsten an sonnigen Wintertagen. Denn der schöne Sonnenschein war dann nur stürmischem Wind zu verdanken.

In Bern verblaßte etwas dieser Zauber Berlins. Noch unmittelbarer fühlte ich mich hier mit der Landschaft verbunden. Mir wurde das Grün der nächsten

Umgebung besonders lieb; in meinem Arbeitszimmer hatte ich es dauernd vor Augen. Allmählich ging mir auf, daß mir keine andere Landschaft so zusagte. Der damals noch stille Bremgartenwald, so wenig belebt, daß er für nicht ungefährlich galt, die Aare, am schönsten, wenn sie tiefblau im Sonnenlicht den Bremgartenwald umsäumt, die Straße hoch über der Aare nach der Tiefenau-
brücke, das und anderes band mich an Bern, wandelte mir den Alltag und seine kleinen und großen Sorgen zu einer Welt des Schönen.

Noch machtvoller wirkte das Wunder der Fernschau: In einer Entfernung von etwa vierzig Kilometern zieht sich die lange Kette der Gipfel des Berner Oberlandes südöstlich von Bern hin. Die Vorberge sind niedrig genug, daß der Blick des Beschauers Jungfrau, Wetterhorn, Eiger und die Nachbarn schier bis an ihren Fuß erblicken zu können meint. Selten trifft man auf Verwandtes. Meistens verhindert die Höhe der umliegenden Berge solchen Eindruck, läßt die Bergriesen niedriger erscheinen als sie sind. Die Berner „Aussicht“ ist für mich etwas Einziges und Einmaliges geblieben. Und abermals lag ihr nicht geringster Zauber in der Tatsache, daß sich aus dem Alltag jederzeit die Flucht zu ihr eröffnete. Als alter Mann versicherte mir Hermann Usener — er fand den Weg nach Bern rascher als ich —, daß er von seinem Lehrstuhl in der alten Universität sein Auge immer wieder über die Bergkette habe schweifen lassen, und daß ihm das die liebste Erinnerung aus seiner Berner Zeit sei. Auch im neuen Gebäude auf der Großen Schanze blieb bei Prüfungen die Aussicht letzte Zuflucht, wenn der Prüfling ganz versagen wollte. Man sah zum Fenster hinaus und fragte nach dem Berner Dichter, der zuerst die Schönheit dieser Alpenkette auszusprechen wußte, und nach dem Gedicht, in dem er das tat. Von Hallers „Alpen“ wußte noch der Schwächste etwas. Gerade Haller kannte ebensogut den heimlicheren Reiz des Bremgartenwaldes, mag er ihn auch gelegentlich düsterer empfunden haben, als wir das noch können. Und er fand glückliche Worte für die Landschaft der nächsten Umgebung Berns, durch die sich „der reinen Aare wallend Licht“ schlängelt.

Als ich Berlin verließ, lag Bern noch in ferner Zukunft vor mir. Etwa zehn Jahre sollte es dauern, ehe ich in Bern anfang. Zehn Jahre sind in der Jugendzeit eine weite Strecke. Mir aber liegt viel daran, ausdrücklich zu bezeugen, wie sehr mich Berlin auf Bern vorbereitete, wie ich in Berlin für Bern reifte. Ich hebe das schon jetzt um so stärker hervor, weil ich in den Berner Jahren eher einen Gegensatz zwischen Berlin und Bern empfand. Ich ging indes nicht so weit wie ein etwas vorlauter Berner Kollege. Er verließ Bern mit dem Glockenschlage des Semesterschlusses, um, wie er das nannte, nach „Europa“ zu fahren. In diesem „Europa“ stand Berlin an erster Stelle.

Allein auch ich verbrachte während der Berner Ferien viele Wochen in Berlin. War ich doch mit einer Berlinerin verheiratet. In Berlin sammelte ich frische Kraft für meine Berner Tätigkeit, holte vor allem nach, was mir die Berliner

3. Im Hause Andrian

Bühnen geben konnten, was im Berner Theater nicht geboten wurde. Wie und aus welchen Anlässen mir zuletzt in Bern immer lockender und lockender die Hoffnung vorschwebte, einmal im Deutschen Reiche wirken zu können, ist später zu berichten. Das begann im Frühjahr 1906. Meine Erinnerungen halten noch beim Jahre 1888.

3. Im Hause Andrian (1888 — 1892)

Katastrophe Wildt — Heirat 1894

Vorbemerkung des Herausgebers

Das Haus Andrian-Werburg, in dessen Dienst Walzel durch freundschaftliche Vermittlung trat und von dem er nach einer längeren *vita activa* mit einem tragischen Ergebnis sich trennte, war durch Generationen führend in Wien. Der junge Walzel selbst wurde im Jahre 1888 der Lehrer Leopolds von Andrian (in der Familie genannt „Poldi“). Es selbst gibt an, daß er ihn, der 1875 geboren war, als 13jährigen Knaben übernahm. Walzel war also damals 24 Jahre alt. Der berühmteste Vorfahr der Andrians war Victor von Andrian-Werburg, der, 1813 geboren, 1841—1847 in mehreren Auflagen das bestimmende Werk „Österreich und dessen Zukunft“ veröffentlicht hat, in dem er für einen freien Konstitutionalismus eintrat. 1844—1846 war er Sekretär bei der Hofkanzlei und wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, dessen Vizepräsident er wurde. Der Vater Poldis, Ferdinand, war eng verbunden mit dem Kronprinzen Rudolf und Mitherausgeber des sogenannten Kronprinzenwerks über Österreich. Er hat u. a. ein tief angelegtes Buch über „Höhenkultus“ veröffentlicht, das gerade in den ersten Jahren der Verbindung mit Walzel erschien (1890). Der Sohn, eben Walzels Schüler Leopold von Andrian-Werburg, wurde 1875 in Wien geboren, lebte mit seinem Mentor Walzel auf Reisen und in der fürstlichen Haushaltung in Aussee. Seine Mutter war eine Tochter Meyerbeers. Dieses Reiseleben schränkt sich ein durch die Notwendigkeit eines regelmäßigen Schulbesuches. Seit Herbst 1890 wohnte er deshalb mit dem Mentor zusammen im Hause von Walzels Eltern in Wien. Unser Text gibt ausführliche Berichte über die *vita activa*, in der Walzel nicht nur die Rolle des Lehrers beim Sohn und des Freundes von dessen Schwester spielte, sondern die des Haushofmeisters bei der gnädigen Frau. In diesen Jahren aber spielt auch die tragische Liebesgeschichte, über die er sich nur in Andeutungen, wie er es liebte, ergeht, die Liebesgeschichte, die zu einem Skandal führt und seine Einstellung zum Leben gänzlich ändert. Ihren Charakter kennzeichnet er selbst durch Preisgabe des Beinamens, den ihm die Gesellschaft verlieh: Hippolytos. Hippolytos ist bekanntlich der Sohn des Theseus. Nachdem dieser Phädra geheiratet hatte, verliebte sich die Stiefmutter leidenschaftlich in den jugendschönen Stiefsohn und verfolgt ihn nach der Abweisung ihrer Liebe, bis sie ihn in den Tod getrieben hat. Diese Sage ist die Parallele zu seinem Erlebnis. Es handelt sich in diesem unnatürlichen Verhältnis um die in diesen Tagen im Zenit ihres Ruhmes stehende Bühnensängerin Marie Wildt. Die „Romanhaften Erzählungen“, auf die der Text verweist, sind angeregt von dem Buch von Richard Voss „Aus einem phantastischen Leben, Erinnerungen“, Stuttgart 1920, wo der Verfasser ausführlich berichtet im 13. Kapitel, Seite 198—201: „Sie war von Gestalt kolossal, mit dem Gesicht einer Mohrin. Dazu trug sie eine rotfarbene Perücke, die auf ihrem mächtigen Haupt stets etwas schief

Vorbemerkung / Rückkehr nach Wien

saß, und war stets mit Geschmeide überladen. Sie war eine ebenso groteske Gestalt wie eine große Künstlerin, eine Künstlerin von Gottes Gnaden. Wenn sie im Palais Tedesco in der denkbar geschmacklosesten Toilette die Arie der Donna Anna sang, ergriff sie ihre Zuhörer bis zur Erschütterung.“ Von diesem dämonischen Eindruck spricht auch Walzel, der sie eine „Urnatur“ nennt. Voss berichtet weiter: „Diese Frau hatte das Unglück, sich in einen jungen Mann zu verlieben, einen Literarhistoriker von Geist, einer wohlgebildeten Gestalt mit einem hübschen Gesicht. Die Liebende war damals bereits eine angehende Sechzigerin, aber ihre Leidenschaft die eines jungen Mädchens.“ (Hier liegt die Parallele Phädra-Hippolytos.) „Sie opferte dem Geliebten, was sie opfern konnte, und wurde daher von ihrer Familie unter Kuratel gestellt. Schließlich wuchs sich ihre Leidenschaft zur Krankheit aus, die sie dem Wahnsinn zuführte, so daß sie in eine Nervenheilanstalt gebracht werden mußte.“ Da mag wohl der Klatsch mitsprechen. Walzel zog sich, diesen Seelenzuständen nicht gewachsen, zurück, und das führte (1891) zur Katastrophe. Voss berichtet von ihrer gänzlichen seelischen Auflösung und nimmt auch ihre Briefe in Verwahrung. Sie selbst beging Selbstmord, indem sie sich von einem höheren Stockwerk ihres Hotels auf die Straße herabstürzte. Aus dem Text geht hervor, wie Walzel die Nachrede Übelwollender noch bis nach Bern verfolgt. Die Rettung in eine betreute Gelehrtenexistenz wird schließlich vollendet durch seine Heirat mit Hedwig Karo (1894). Die seelische Hilfe und das innige Verhältnis zu seiner Frau Hedwig wird immer wieder betont.

„Poldi“ wurde 1908 Geschäftsträger in Athen, dann Generalkonsul in Warschau, 1915 Generalgouverneur von Polen. 1918 wurde er Intendant des Wiener Hoftheaters. Er gehörte zum Kreis um Bahr und Hofmannsthal, ebenso zu dem Kreis von Stefan George. Gedichte von ihm finden sich in den „Blättern für die Kunst“ (1894—1901). Noch nach 1937 erschien von ihm das interessante Buch „Österreich im Prisma der Idee“.

Getragen von den starken Eindrücken und von den wertvollen Ergebnissen Berlins kam ich heim. Der Katzenjammer blieb nicht aus. In Berlin meinte ich gelernt zu haben, wie man mit schönwissenschaftlichen Zeitschriften in fruchtbare Fühlung kommen kann. Versuche, in Wien Gleiches durchzusetzen, kosteten noch lange viel Zeit und blieben so gut wie ergebnislos. Ich mußte wieder das alte Hauslehrerjoch auf mich nehmen; und auch das wurde nicht leicht, da das Schuljahr schon weit vorgeschritten war. Dann schien es doch geboten zu sein, daß ich die Staatsprüfung ablege. Mit Zagen ging ich an die Aufgabe, überzeugt, daß es mir nicht glücken werde. Die Lage war so aussichtslos geworden, daß ich daran dachte, Präfekt in der Theresianischen Akademie zu werden. Mein Freund Meringer war das noch nach seiner Habilitation. Aufgabe eines Präfekten war, eine Gruppe von Schülern bei Tag und bei Nacht zu betreuen. Viel freie Zeit bleibt da nicht übrig, eigentlich nur während des Schulunterrichts. Der mir sehr wohlwollende Leiter des Theresianischen Gymnasiums, Vater eines meiner treuesten Freunde, warnte mich, überzeugt, daß ich, derart belastet, niemals die Vorbereitung auf die Staatsprüfung abschließen werde. Ich hatte das Gefühl, das Wasser schlage über meinen Kopf zusammen.

Gut erinnere ich mich eines Abends, an dem ich meiner Mutter mein Leid klagte. Durch die Berliner Monate verwöhnt, überzeugt, daß ich dort den Menschen etwas gegolten hatte, fürchtete ich jetzt, für mich gebe es keinen Ausweg

3. Im Hause Andrian

mehr. Am nächsten Tage rief mich Wilhelm Hartel nach der Vorlesung zu sich. Ich hörte bei ihm, um besser für die Staatsprüfung gerüstet zu sein. Er teilte mir mit, Baron Andrian-Werburg suche einen Hofmeister und er selbst wolle mich empfehlen. Der Name war mir wohlbekannt. Andrian war einer der Herausgeber des sogenannten Kronprinzenwerkes über Österreich-Ungarn, also ein Mann der Wissenschaft. Ich stellte mich im Hotel Imperial vor. Mein erster Besuch brachte keine Entscheidung. Ich war etwas enttäuscht. Wirklich bedurfte es des warmen Fürwortes des Vaters meines Freundes Alexander von Weilen. Ich kannte ihn persönlich nicht; er war der Leiter des Kronprinzenwerks dank dem Wohlwollen, das der Kronprinz für ihn hatte.

Mein zweiter Besuch wurde für mich zu einem beglückenden Schritt in eine ungewohnte Welt. Man wollte es mit mir versuchen; ich sollte baldigst in Altaussee mich einfinden. Ich wurde eingeladen, am Abendessen teilzunehmen. Ein Abendessen im Hotel Imperial, neben Gästen, die mich kannten und staunten, mich in solcher Gesellschaft zu erblicken. War ich in ein Märchen versetzt? War das nicht Erfüllung von Wünschen, die alles übertraf, was ich mir je hätte träumen lassen? Ausdrücklich wurde mir nahegelegt, mein wissenschaftliches Handwerk weiterzutreiben. Baron Andrian war ja selbst Gelehrter und hatte längst viel für junge Gelehrte getan. Er stand mit Trägern großer wissenschaftlicher Namen in engem Verkehr. Ich durfte hoffen, unter seinem Schutze auszuführen, was sich in Berlin angebahnt hatte.

Wirklich danke ich der Güte des Hauses Andrian, daß ich die Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder herausgeben konnte. Nochmals muß ich hier Franz Schnorr von Carolsfeld nennen; die ganze Arbeit war in Altaussee, Meran und Venedig zu leisten, vor allem mußte ich die Anmerkungen fern von einer großen deutschen Bibliothek abfassen; manches fand ich in Venedig, sogar in Meran vor; aber nur die Handschriften- und Bücherschätze, die mir Dresden sandte und monatelang überließ, dann briefliche Mitteilungen Schnorrs brachten entscheidende Hilfe.

Unvergessen bleibe die wertvolle Bücherei der Villa Andrian in Altaussee. Nicht sie allein bezeugte, daß ein Gelehrter hier hauste. Andrian selbst arbeitete damals an seinem umfassenden Werk über Höhenkultus. Es erschien 1890. Ich konnte ihm in meinen Freunden Rudolf Meringer und Matthias Murko zwei kundige und treue Helfer zuführen. Ja seltsamerweise besorgte ich ihm sogar den Verleger. Minor sagte mir einmal, ich „arrangiere“ gern. Entsprach das nicht dem Geiste des Hauses Andrian? Ich hatte da wirklich viel zu arrangieren, nicht nur Gäste des Hauses zu betreuen, auch neue Gäste zuzuführen, etwa Minor selbst. Hätte ich mir nur Lust und Geschick des Arrangierens tatkräftiger erhalten. Die Sammlungen wissenschaftlicher Arbeiten, die ich später zu leiten hatte, gingen weit mehr auf Zwang von außen als auf irgendwelche Lust an solcher Vermittlertätigkeit zurück.

Auch die Gäste des Hauses entsprachen zum guten Teil den wissenschaftlichen Neigungen Baron Andrians. Als Vorsitzender der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und — neben Virchow und Waldeyer — auch der deutschen stand Andrian mit ausgezeichneten Gelehrten in enger Fühlung. Nach einer Tagung der Gesellschaft kehrte Rudolf Virchow mit seinen Damen bei uns ein. Viele Namen hätte ich aufzuzählen, wollte ich auch nur die Wichtigsten nennen. Am Mittags- und am Abendtisch erschien unversehens bald der eine, bald der andere. Künstler, besonders der Bühne, gesellten sich hinzu. Sie trafen hier mit dem Adel zusammen. Häufig kamen Fürst und Fürstin Chlodwig Hohenlohe, ihre Tochter, ihre Söhne. Der Statthalter von Elsaß-Lothringen, später Deutsche Reichskanzler hatte eine Besitzung in Altaussee, dann ein weites Waldgebiet zur Jagd. Persönlichkeiten, die jeder Wiener vom Ansehen kannte, und die auch ich oft aus der Ferne erblickt hatte, waren nun auch mir nahe, etwa Graf Edmund Zichy oder Graf Rudolf Hoyos. Nicht in Aussee, sondern erst in Wien wurde ich dem Grafen Lanckorowski vorgestellt. (Hartel hatte einst ihn unterrichtet, so wie ich jetzt den Sohn des Hauses Andrian.) Deutlich kennzeichneten sich die Glieder des Kreises, der sich einst um Alexander von Villers gebildet hatte. Über Hoyos und Villers äußerte ich mich in Aufsätzen, die in meinem „Geistesleben“ von 1911 enthalten sind. Auch über Lanckoronski schrieb ich; dann hatte ich in seinem Auftrag die gesammelten Werke Graf Heusenstamms zu veröffentlichen. Eine der geistreichsten Naturen dieses Kreises war Baron Alexander Warsberg. Als Generalkonsul in Korfu dürfte er die Kaiserin Elisabeth veranlaßt haben, das Achilleion zu errichten. Vielseitig gebildet, weit in der Welt herumgekommen, Kenner alter Kunst, sehr selbständig in seinem Urteil, schrieb er feinsinnige Bücher über seine Reisen und über bildende Kunst. Kaiserin Elisabeth mag erfreut in ihm den Berater gefunden haben, den sie sich wünschte. Sie legte ihre Gedichte ihm vor und scheint sein scharfes Urteil ihm nicht verdacht zu haben. Sein Antlitz erinnert an Friedrich Nietzsche. Malvida von Meysenbug, die „Idealistin“, schloß sich an Warsberg an, wie sie sich an Nietzsche angeschlossen hatte. Auch sie lernte ich bald kennen. Mein „Geistesleben“ bringt in erster Auflage einen Aufsatz über sie. Warsbergs ist da ausführlich gedacht. Mir wollte scheinen, daß sie manche ihrer frühen Überzeugungen aufgeben mußte, wenn sie sich mit Warsberg einig fühlen wollte. Er war ein Herrenmensch, selbstbewußt, getragen von der Überzeugung, andere leiten zu können. Die Idealistin hatte durch ein langes Leben sich als willig hilfreiche Dienerin ihrer Freunde bewährt. Ihr Idealismus war tatsächlich Altruismus, war bemüht, den Notleidenden ein besseres Schicksal zu erkämpfen. Daß sie sich mit Nietzsche finden konnte, lag sicherlich mehr an ihrer Aufopferungsfähigkeit als an ihrer Mitleidssittlichkeit. Dann aber leistete sie ihm Gefolgschaft und huldigte mit ihm der Renaissance und deren Machtnaturen. Bei Warsberg traf sie auf Verwandtes.

Ich besprach Warsbergs Nachlaßwerk über seinen Liebling Gaudenzio Ferrari. Der Aufsatz ist mir verloren gegangen, sonst stünde er im „Geistesleben“. Vielleicht hätte ich ihn dann erweitert und über Warsbergs letztes Heim am Canaregio in Venedig ausführlich berichtet. Es war ein Kunstwerk, geschaffen von einem ästhetisch Feinfühligen. Schön war es vielleicht noch mehr durch das, was es nicht enthielt, als durch das, was es umschloß. Der Zeitgeschmack schuf damals überfüllte Räume, im besten Fall bald Museen, bald Trödelbuden. Die weiten Säle eines alten venezianischen Palastes hatte Warsberg mit wenigen und wenig Anspruch erhebenden Einrichtungsstücken ausgestattet, durchaus nicht bemüht, Antiquitäten aufzuspeichern. Den geschlossensten Eindruck weckte sein Arbeitszimmer; ernst und streng war es gehalten, aber es zeugte für einen Lebenskünstler, der um sich Schönes wissen muß, wenn er sein Handwerk treibt.

Ein Heim für sein Alter sollte das sein. Doch schon im Frühjahr 1889 erlag Warsberg einem schweren Bronchienleiden, das ihn lange gequält hatte und ihm einen schmerzvollen Tod bereitete.

Daß der Winter 88/89 auch uns nach Venedig führte, ging auf Warsbergs Rat zurück. Baron und Baronin Andrian kamen nicht leicht zu endgültigen Entschlüssen. Als ich mit meinem Schüler Anfang November nach Meran fuhr, hieß es, Baronin Andrian würde bald nachfolgen. Tatsächlich begaben wir beide uns im Dezember nach Venedig, wo Eltern und Schwestern meines Schülers kurz vorher eingetroffen waren.

Es ist an der Zeit, endlich etwas über die eigentliche Aufgabe zu sagen, die ich zu erfüllen hatte. Leopold von Andrian-Werburg ist kein Unbekannter. Er, nicht sein Vater erscheint im „Großen Herder“. Noch jung an Jahren, wurde er der letzte Generalintendant der Wiener kaiserlichen Hofbühnen. Seinem Vater war es nicht geglückt, Wirklicher Geheimer Rat zu werden mit dem Titel Exzellenz, der dem Sohne schon zu Beginn seiner Vierziger erteilt wurde. In Darstellungen deutscher Dichtung ist der Name Leopold Andrian anzutreffen. Ein schwerwiegendes theologisch gedachtes Werk stammt von ihm. Aus meinem einstigen Zögling ist wirklich etwas geworden.

Zögling? Ich ziehe in diesem Fall das Wort „Schüler“ vor. Als wir die „Komteß Muschi“ der Ebner-Eschenbach lasen, merkte ich an seiner Miene, daß die Wendung von den Erzieherinnen, die von ihren aristokratischen Zöglingen erzogen werden müssen, ihm eigene Erfahrungen bestätigte. Mich hat das Haus Andrian erzogen. „Poldi“ — das war sein Rufname — benötigte mich gar nicht, soweit Umgangsformen in Betracht kamen. Im Gegenteil. Er wußte nicht, daß ich ihn betrachtete, als ich ihn zum erstenmal erblickte. Er begrüßte zwei Gäste seiner Eltern. Mich erschreckte die gewandte Glätte eines Dreizehnjährigen, der einen leisen Vorwurf hinter recht glaubhaft wirkender Herzlichkeit verbarg. Dank dem Ungeschick der Angestellten des Hotel Imperial

warteten diese Gäste ebenso wie ich vergeblich auf die Heimkehr von Baron und Baronin Andrian, während beide schon längst wieder zurück waren. Plötzlich eilte Poldi die Treppe herunter und stürzte auf die zwei Herren los mit den Worten: „Wir erwarten Sie schon mit Sehnsucht!“ Jetzt freilich mußten die Gäste noch lange warten; denn zunächst wurde mit mir unterhandelt, und das dauerte sehr lange. (Später wurden mir solche Verzögerungen im Hause Andrian recht geläufig.)

Unter diesem ersten Eindruck lag mir fortan näher, allzu abgeschliffene Höflichkeit Poldi etwas abzugewöhnen. Merkte ich doch bald, daß recht viele das Gemachte verspürten. Wichtiger noch war mir die Frage, ob so viel gesellige Kultur Poldi noch die Fähigkeit eines ursprünglichen Fühlens übriggelassen hatte. Seine Schwester, etwas älter als er, war ganz anders, hatte sich ihre kindliche Unmittelbarkeit erhalten, fesselte gerade dadurch ernstere Männer. Ich konnte das gut in Venedig beobachten und ein Jahr später in Nizza. Wissensdurstig bestürmte sie Ältere mit Fragen, vor allem mit Fragen nach dem Wesen des Lebens. (Malvida von Meysenburg wurde ihr rasch eine wichtige Wegweiserin.) Antworten, die man ihr gab, drängten sie zu neuen Fragen. Lebhaft wurde so das Hin und Her des Gespräches. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie einmal, umgeben von einer Reihe Älterer und Jüngerer, in einem großen Gesellschaftsraum Nizzas den Mittelpunkt solchen Meinungsstreites bildete. Ihr war beschieden, ein allerschwerstes Frauenschicksal zu tragen. Nach langen Jahren sah ich sie in Frankfurt wieder; unmittelbar vor einem der schwersten Schläge, die sie trafen, vor dem frühen Tode ihres Sohnes und einzigen Kindes. Und dann, wieder nach langer Zeit, im Liechtensteinischen; einmal kam sie auch nach Bonn, ihre Freundin Gräfin Maria Linden aufzusuchen. Im ersten Ausseer Sommer lernte ich Gräfin Maria Linden kennen, war ihr auch bei der Vorbereitung auf die Maturitätsprüfung behilflich. In Bonn leitete sie das Bakteriologische Institut. Wir kamen oft zusammen; dann übersiedelte sie in die Schweiz, schied indes bald aus dem Leben.

Maria Linden wahrte ihre Ursprünglichkeit bis ins Alter. Klug, scharfsinnig, eine Kampfnatur, schlagfertig, behielt sie bis zuletzt etwas Naturburschenhaftes. Stärkere Gegensätze als zwischen ihr und Poldi wären nicht leicht zu errechnen. Gerade neben ihr wirkte er wie ein Kunstgeschöpf. Mir erschien er wie ein seltenes Phänomen. Bis ich eines späten Tages erkannte, daß er aus Eigenem ein Ziel erstrebte, das der Zeit wichtig wurde. War er nicht vorbestimmt, Genosse Stefan Georges zu werden?

Poldi war ungemein frühreif. Was alles hatte er gelesen, was alles vernommen und gut im Gedächtnis behalten. Mit dem großen geselligen Kreise des Hauses war er längst in enger Fühlung. Nur zu gut hatte er behalten, wie Menschen über Menschen reden. Diese Mundart beherrschte er ausgezeichnet. Er wußte, daß er für etwas Ungewöhnliches galt, und ließ das merken. Manche

3. Im Hause Andrian

freilich hatten gar kein Verständnis für ihn und lehnten ihn ab. Je ursprünglicher sie waren, desto lieber. Bedauerten mich wohl gar, daß ich an ein so seltsames Menschenkind geraten war. Irgendwelche Gefühlsergüsse gab es in unserem Zusammensein nicht, wesentlich nur mehr oder minder scharfsinnige Verstandeserörterungen. Darf ich annehmen, daß ihm aufging, wie ich für ihn zu sorgen bemüht war?

Grundsätzlich ging ich darauf aus, ihn an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Man hatte mit seiner Begabung unvorsichtig gewirtschaftet. Weil er rasch aufnahm und leicht behielt, hatte man ihn erst unmittelbar vor den Prüfungen, die er am Semesterende an dem Meraner Gymnasium abzulegen hatte, im Fluge die nötigen Vorkenntnisse beigebracht. Umgekehrt scheute ich es nicht, ihn Dinge lernen zu lassen, die in der Prüfung gar nicht erwähnt werden sollten. Mir lag daran, ihn so zum Arbeiten zu erziehen, wie mich Knöll dazu erzogen hatte. Eifrig trieben wir Altphilologisches. Allerdings lagen die eigentlichen Hindernisse an anderer Stelle. Auch Poldis reiche Begabung hatte ihre Grenzen. Mathematik lag ihm fern und Naturwissenschaft auch, obwohl sein Vater wohlgeschulter Naturhistoriker war. „Sehen“ im strengen Sinn des Worts war ihm fremd. Ich will nicht behaupten, daß ich es damals schon sehr weit gebracht hatte. Mit Beschämung mußte ich gerade in Aussee erkennen, wieviel ich nicht sah, wo andere etwas sahen; Fische etwa am Ufer des Sees, die fast an der Oberfläche schwammen; oder gar die Spuren des Wildes. Noch viel später erblickte ich erst, wenn andere mich aufmerksam machten, Rehe, die in einer Entfernung von einigen hundert Metern auf einer Wiese weideten. Sie hoben sich mir nicht von dem Waldrand ab, der den Hintergrund bildete. Ich war und bin zuweilen immer noch viel zu „introvertiert“, wie das heißt. Poldi wohl noch mehr als ich. Es war eher Zufall, daß ich ihn einmal aufforderte, einen Stuhl schematisch zu zeichnen, der vor ihm stand. Er zeichnete vier gleich lange Stuhlbeine. Sehr mühevoll war es, ihn zu überzeugen, daß er unmöglich vier gleich lange Stuhlbeine sehen könne, wenn er den Stuhl anblickte. Immer noch muß ich mir vorwerfen, daß ich diesen Weg fortan nicht grundsätzlich mit ihm verfolgte, auch nicht das Nächstliegende erstrebte, Poldi Zeichenunterricht nehmen zu lassen. Ja nicht einmal angesichts der vielen Gemäldesammlungen, die wir zusammen besuchten, der Accademia delle belle arti in Venedig etwa oder der Brera in Mailand, stellte ich fest, wie weit er bildende Kunst zu „sehen“ befähigt war. War mir doch selbst diese Fragestellung noch recht fremd.

Immerhin lag ihm bildende Kunst besser als Musik. Sein Vater bedauerte oft, daß weder Poldi noch seine Schwester für Musik etwas übrig hatten. Er übte sein Cellospiel mit dem ganzen Fleiße des echten Musikers aus. Dafür galt Poldi schon in sehr jungen Jahren als Dichter. In Venedig wurde sogar schon sein Erstling, ein Romanzenzyklus „Hannibal“, gedruckt. Die italieni-

schen Setzer machten uns das nicht leicht. Kern des Versuches waren zwei Verse, die Poldis Heldenideal ausdrückten. Sie kamen nicht zum Abdruck; die Romanze, für die sie bestimmt waren, hat anderen Rhythmus. Jede der sechs Romanzen hat ihre eigene Strophe. Das ist ganz geschickt gemacht. Mit Platen hatte sich Poldi vorher viel beschäftigt.

Unser Verkehr war am vertrautesten, wenn wir allein waren, vor allem in Meran, dann auf kleinen Reisen. Sonst drängte sich viel dazwischen. Gut konnte ich fühlen, wie es ihn von dem ablenkte, was uns gemeinsam wertvoll war. Mit gutem Recht hatte er Vorliebe für den Verkehr mit Gleichaltrigen. Gesund war er ihm aber durchaus nicht immer. Nur ganz wenige standen geistig auf seiner Höhe.

Ich begnügte mich gern mit der Tatsache, daß Poldi mich nötig hatte. Besser wäre es freilich gewesen, wenn ich ihn selbständiger gemacht hätte. Ich verschob das auf das letzte, das fünfte Jahr unseres Zusammenseins. Unversehens wurde mir unmittelbar vor diesem Jahre mein Erzieheramt, vielmehr die Besorgung der Geschäfte des Lebens, eingeschränkt und nur noch der Unterricht zugewiesen. Noch Jahrzehnte später mußte ich beobachten, wie meine Unterlassung sich auswirkte. Poldi benötigte immer noch einen, der ihm das Geschäftliche des täglichen Lebens abnahm. Als ich das im Januar 1917 zu Warschau feststellte, lag die Aufgabe in den Händen eines feinsinnigen, auch von mir hochgeschätzten österreichischen Dichters. Sollte ich mich freuen, daß Poldi ohne Ersatz für mich nicht auskam?

Nur etwas über zwei Jahre verbrachten wir beide in Kosmopolis. So nannte man damals die Welt der Bevorzugten, die, fern von der Heimat, in Venedig oder in Nizza oder in Meran oder an ähnlichen begnadeten Orten sich lange aufhielten und, wenn es ihnen nicht länger zusagte, einen anderen, vielleicht noch schöneren Platz aufsuchten. Paul Bourget schrieb einen Roman über dies vornehme Zigeunerdasein und betitelte ihn „Cosmopolis“. Seit dem Herbst 1890 lebten wir in Wien und wohnten bei meinen Eltern. Ursache waren Vorgänge in der Familie Andrian, nicht nur die Heirat der Tochter, Vorgänge auch in meinem Leben. Ich fasse mich jetzt ganz kurz und habe nichts weniger als die Absicht, Klatschsüchtigen einen Gefallen zu erweisen. Was ich da zu erleben hatte, steht — wie man mir sagte — längst in romanhaften Erzählungen, die ich nie gelesen habe.

Ich glaube deutlich genug bekannt zu haben, welchen Dank ich dem Hause Andrian schulde. So darf ich jetzt wohl hinzufügen, daß auch ich die Schattenseiten des Hofmeisterlebens zu spüren bekam. Gewiß hatte ich es besser als die vielen, die an verwandter Stelle sich ihrer Wissenschaft entfremden. Ich wußte auch schon damals sehr gut, welche Ansprüche an die Zeit eines Hofmeisters andere erheben. Allerdings hatte ich noch mehr zu besorgen als nur die Leitung Poldis. Ich war Vertrauensmann besonders der Baronin Andrian;

das gab manches zu tun, zuweilen waren sogar längere Bahnfahrten auszuführen. Mir aber machte gerade das viel Spaß. Wer freut sich nicht, wenn ihm nachgesagt wird, er sei unentbehrlich? Mehr als einmal tauchte die Notwendigkeit irgendeiner Leistung unversehens auf. Ich war gefaßt, daß sie mir zufallen werde. Und so geschah es auch; oder ich bot mich selbst an. Da wurde etwa einmal beim Abendessen in Aussee die Frage dringlich, wie man schnellstens Einrichtungsstücke, die in der Erwartung des Besuches eines Herrschers bestellt worden waren, nach Aussee zugesandt bekäme. Überdies war ungewiß, wann der hohe Herr eintreffen werde. Eine halbe Stunde später fuhr ich im Wagen nach der Bahnstation Aussee und dann mit dem Nachtzug nach Wien. Der nächste Tag war mit Geschäften reichlich besetzt. Die Einrichtungsstücke gingen noch am selben Tage nach Aussee ab. Ich suchte das Palais auf, in dem der Erwartete abgestiegen war. Die Dienerschaft schien den jüngeren Bruder ihres Herrn nicht sehr ernst zu nehmen. Auskunft erhielt ich so gut wie keine. Nur die Stunden seiner Abfahrt bekam ich heraus. Ich bestellte einen gewaltigen Korb Nelken und ließ ihn in den Salonwagen des Fürsten befördern, fand am Abend auch noch Zeit, mit eigenen Augen mich zu überzeugen, wie der Beschenkte den Korb erblickte und sich zu ihm herabneigte. Der Zug ging zwar nach dem Westen, aber der Erwartete kam gar nicht nach Altaussee.

1890 führte mich ein anderer Auftrag zum letzten Male nach Venedig. Die mir liebe und wohlvertraute Stadt habe ich seitdem nicht wieder, ich habe sie vielleicht nie schöner gesehen. Es war um Lichtmeß; heller Sonnenschein durchstrahlte die klare Luft. Was zu erledigen war, machte ich zu Fuß. Im Vorjahr war ich oft diese Gäßchen und über diese Brücken und Brückchen gegangen. Besonderen Spaß bereitete es mir, Neuangekommene vom Bahnhof zur Piazzetta auf dem kürzesten Wege überraschend schnell zu führen. Ob ich heute wohl noch diesen verzwickten Weg fände?

Ich bedauere nicht, das alles getan zu haben und Ähnliches. War doch meine frühe Vorliebe für eine *vita activa* noch nicht ganz erloschen. Gefahren einseitiger *vita contemplativa* wurden dadurch eingeschränkt. Wenn mir später zugebilligt wurde, mein Schrifttum stünde dem Leben näher als das meiner Nachbarn, so danke ich das sicherlich zum guten Teil meiner Hofmeisterzeit. Im Großen wie im Kleinen.

Im Großen nicht am wenigsten durch die Menschenkenntnis, die ich da gewann. Wenn mir etwa einmal mein Tischnachbar Fürst Hohenlohe erzählte, wie und was er in der vorhergehenden Nacht von Goethe geträumt hatte. (Nicht lange darauf saßen an einer Wirtstafel des Harzes Graf und Gräfin Waldersee neben meiner Frau und mir; zu einem Gespräch mit dem späteren Besieger der chinesischen Boxer und Generalfeldmarschall kam es nicht, aber wir vernahmen, wie auch er seiner Frau einen Traum berichtete.) Dringlich bitte ich, nicht Snobbismus zu nennen, daß ich dergleichen hier buche. Mir war

und ist es rein menschlich wertvoll. Vor allem indes hätte ich von fesselnden Frauen zu berichten. So von dem bestrickenden Wesen und der bestrickenden Erscheinung der Tochter eines österreichischen Kriegshelden. Dem Grafen Rudolf Hoyos sind vielleicht nie ergriffenere und ergreifendere Verse geglückt als die auf Lady Acton. Etwas Rätselhaftes lag in ihr und vor allem in ihren verschleierte Augen, erwirkte vielleicht am stärksten den Zauber ihres Wesens. Bald nachdem ich sie kennengelernt hatte, suchte sie freiwillig den Tod im Tegernsee.

Sehnsucht nach dem „Leben“ lernte ich ja früh. Jetzt bot sich mir Leben und Miterleben in reicher Fülle. Hätte ich mich ohne viel Nachdenken mit diesem Gewinn begnügt, so wäre ich wohl ganz glücklich gewesen. Allein ich mußte mir sagen, daß ich all das nur von unten her zu sehen bekam. Ich war nicht bescheiden genug, mich damit zu begnügen. Ich kam nicht über die Tatsache hinaus, daß ich eben doch nur etwas wie ein Parasit war und eine Scheinexistenz führte. Und daß mir ganz ungewiß blieb, wie das weitergehen und zu welchem Ende es führen sollte. Ernster Anlaß zu solchen Bedenken blieb nicht aus.

Nicht lange nach unserer Ankunft in Venedig, im Januar 1889, ging Kronprinz Rudolf dahin. Ein schwerer Schlag für Österreich, ein schwerer Schlag für Baron Andrian. Sogar ich konnte beobachten, wie um ihn nun manches anders und trüber wurde, wenn sich das zunächst auch kaum abwägen ließ. Er war sich dessen bewußt; und in solcher Stimmung sagte er mir bald nach dem unglückseligen Ereignis, er hätte gehofft, wenn ich treu und unentwegt für Poldi geleistet hätte, was ausgemacht war, mir durch den Kronprinzen meine künftige Lebensstellung zu sichern; das sei jetzt vorbei.

Auch das, doch noch anderes drängte mich zu der Erwägung, welchen Sinn mein scheinbar so anregungsreiches Leben von damals in sich trage. War das alles nicht nur bestenfalls schöner Schein? Ich hatte den Schritt hinaus in die Welt getan. Man hatte mich freundlich aufgenommen. Ich durfte etwas wie die Fähigkeit mir zusprechen, auf Menschen verschiedenster Art guten Eindruck zu machen. Das galt besonders von der Wiener Gesellschaft, die ich in Aussee antraf. Aussee war damals Mode. Und so fand ich ungefähr alles vor, was ich bisher nur auf den großen Bällen Wiens, wenn ich, der nicht tanzte, meine Schwester begleitete, zu sehen bekam; oder auf der Ringstraße zwischen Oper und Stubenring am Sonntagvormittag. Der Kreis, in den ich bald nach der Ankunft in Altaussee Meringer einführte, war mir zum guten Teil dem Namen nach bekannt. Daß ich nur Hofmeister im Hause Andrian war, war kein Hindernis, obwohl fast alle anderen jungen Männer des Kreises mehr oder minder unabhängig im Leben standen. Im Gegenteil. Zuweilen kam sogar etwas wie Neid auf, wenn ich in einem flotten Wiener Fiaker an meinen neuen Bekannten vorbeisauste. Anlaß, hübschen Wienerinnen den Hof zu

3. Im Hause Andrian

machen, gab es genug. So tat ich es auch, in der Einsicht, nur ein Spiel zu treiben; ernste Absichten waren ja durch die Sachlage ausgeschlossen. Dies Spiel wandte sich, weil es nur Spiel war, von einer zur andern. Eine besorgte Mutter machte mir wegen solcher Flatterhaftigkeit bittere Vorwürfe. Leider fragte ich sie nicht, was sie dabei im Auge hatte. Mit zweien dieser Mädchen verkehrte ich noch später. Nach Jahren bekannte mir die eine, als ich inzwischen einen hohen Titel erreicht hatte: „Ja wenn man das geahnt hätte.“ Die beiden Damen, längst verheiratet, scheinen sich über mich ausgesprochen zu haben, wenn ihnen mein Name durch Zeitungen in Erinnerung gebracht wurde. Sie konnten sich nicht einigen, welche von beiden ich eigentlich geliebt hätte.

Es war nur ein Spiel. Aber es ist mir liebe Erinnerung geblieben. Als Alternder mußte ich mir sagen, daß Eichendorffs „O Jugend, wie tut im Herzen mir deine Schönheit so leid“ für mich nur auf diese Ausseer Tage bezogen werden könne. Von allem Erfreulichen, das anderen ihre Jugend brachte, hatte ich bis dahin spottwenig genossen. Allerdings konnte dies Spiel nicht auf die Dauer mir gefallen. Schon im zweiten Ausseer Sommer, der mich wieder mit den Bekanntschaften des Vorjahrs zusammenbrachte, wurde es für mich recht sinnlos. Hatte ich doch inzwischen vollends die Hoffnung, über kurz oder lang zu einer Lebensstellung zu gelangen, aufgeben müssen. Mußte ich mir nicht sagen, ich habe meine Sache auf nichts gestellt?

Und gerade in dieser auflösenden und zermürbenden Stimmung warf mich ein ganz unerwartetes Erlebnis völlig um. Es bewies mir, wie gering immer noch meine Widerstandskraft war. Ich stand einer dämonischen Persönlichkeit von ungewöhnlicher Tatkraft gegenüber. Ihr zäher Wille hatte sie einst zu einer weltberühmten Künstlerin erzogen, hatte damals alle schweren Hindernisse überwunden, die ihr im Wege standen. Unvergessen steht noch der Augenblick vor meiner Erinnerung, der mir offenbarte, ein Kampf drohe mir, in dem ich nur erliegen könne. Das soll mich gewiß nicht entschuldigen. Trotz allem hatte ich immer noch viel zu sehr vom Schicksal mich tragen lassen, als daß mir solcher Verlust der Selbstbestimmung anderes gewesen wäre als ein neuer Beweis, wie wenig ein Mensch fähig ist, willenskräftig sein Leben zu gestalten, ein Beweis also für die Weltschau, die damals von vielen Kanzeln verkündet wurde. Tatsächlich hatte ich, ein junger Mann mit zeitgemäßer Verfallsanlage, eine Urnatur vor mir. Sie hatte noch im Alter den ungebrochenen Willen, der uns andern mehr und mehr abhanden gekommen war. Übte diesen Willen doch so kraftvoll aus, daß sie mich zuweilen die Dinge mit ihren Augen sehen ließ.

Jeder Mensch hat das Recht, einmal auch eine ganz große Dummheit zu begehen. Vorbereitet war das in mir durch die Verstimmungen, die sich mir immer stärker aufdrängten. Und solche Dummheit hat das Recht, eine Zeitlang zu währen, ehe sie überwunden werden kann. Um so länger, wenn kein

kluger Berater hilft oder wenn ein gewohnter Berater versagt. Was aber geht das die Welt an? Erfüllt man im übrigen seine Pflicht, so hätte man doch wohl das Recht, der Selbstbesinnung ein paar Monate Zeit zu lassen. Schon die weithin bekannte Persönlichkeit meiner Partnerin machte das unmöglich. Noch ahnte ich nicht, wieviel über den Fall geklatscht wurde, noch hoffte ich, einige Entschließungsfreiheit übrig behalten zu haben; und schon war ich für die Welt abgestempelt und verurteilt. Ich habe mich freigemacht, hätte es vielleicht schon etwas früher tun können, wollte indes zu einem ganz reinlichen Abschluß kommen. Endlich löste ich von Meran aus brieflich das Band. An der Riviera hatten wir voneinander Abschied genommen, nicht lange früher. Seitdem haben wir uns nie wieder gesprochen. Ein rechtes Ende war doch nicht erreicht. Sie kam zu keiner Ruhe; so suchte sie zuletzt diese Ruhe in freiwilligem Tode. Mir lud sie damit die schwerste Last auf.

Darf ich verschweigen, was sich nun innerlich in mir abspielte? Schon die äußere Auswirkung war übel genug. Mir hatte sich nicht nur erwiesen, daß ich noch immer nicht den Gefahren des Lebens gewachsen war; dies Leben schien überhaupt gescheitert zu sein. In gleich bedrückender Lage hatte ich mich noch nie befunden. Die Zeitungen erörterten den Fall. Endlich nannten sie sogar meinen Namen. War ich nicht für immer bloßgestellt? War nicht zerstört, was ich mir aufgebaut hatte, derart zerstört, daß ich auch auf bescheidene Hoffnungen verzichten mußte, die ich früher hegte?

Dankbar bin ich allen, die damals mich nicht fallen ließen. blieb mir doch für die nächste Zukunft die Aufgabe erhalten, die ich als Hofmeister zu wahren hatte. Dann aber ging mir gerade in meiner Not auf, das ich schon etwas geleistet und in der Öffentlichkeit etwas erreicht hatte. Mir war nie gegeben, zu ermessen, auf welcher Stufe ich stand. Etwas zu erreichen, spannte ich meine Kräfte an, gehoben von der Hoffnung, daß ich, sobald es erreicht war, mit Befriedigung feststellen werde, ich sei nun auf einer Höhe angelangt. Solche Feststellung ergab sich mir so gut wie nie. Schon weil etwas erreicht war, verlor es für mich an Wert. Oder es gesellte sich so viel Unangenehmes dazu, daß mir die Freude vergällt wurde.

Welcher Augenblick meines Lebens darf mir als der glücklichste gelten? Die Frage stellte ich mir oft. Ich kann auch heute nur sagen: die Heimfahrt nach Wien von Bern im September 1897; ich hatte mich in Bern vorgestellt und vor der Abreise erfahren, daß ich die Professur anzutreten hätte. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich festen Boden unter meinen Füßen und hatte ich eine ehrenvolle Stellung. Dies Wohlgefühl reichte bis Zürich; ich hatte längeren Aufenthalt und nahm mein Abendessen in einem der guten Hotels gegenüber dem Bahnhof. Dann folgte eine mühselige Bahnfahrt, die mich erst am nächsten Abend nach Wien brachte. Herzlich müde kam ich an. Was in den nächsten zwei Wochen bis zur Abreise nach Bern sich ergab, ließ wenig Freude aufkommen. Am

3. Im Hause Andrian

schmerzlichsten war der Abschied von meiner Mutter; sie meinte, es nicht ertragen zu können, daß sie nun wieder für lange Zeit weit von mir entfernt sein sollte. (Wir verlebten dann zusammen noch manche schöne Stunde in Österreich.)

In Bern quälte mich lange der Gedanke, ich werde meiner neuen Aufgabe nicht genügen können und eines Tages wieder zu meiner Dozentur nach Wien zurückkehren müssen. Quälte mich noch zu einer Zeit, in der ich den Bernern schon recht viel galt. Als diese Angst überwunden war, meldete sie sich noch jahrelang im Traum an. Wirklich machte ich es mir nie leicht, mich irgendwelcher Erfolge zu freuen.

Meine Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels — sie war im Herbst 1889 erschienen — wurde ungemein freundlich aufgenommen, gelegentlich sogar mehr gelobt, als sie verdiente. Doch so ein dicker Band ist nicht ein Orden, den man im Knopfloch tragen kann. In Berlin wäre mir vielleicht greifbarer geworden, wieweit ich gekommen war. Zeitschrift- und Zeitungsaufsätze wirkten sich eher aus. Später erfuhr ich, daß ich damals der Walzel von der Münchner Allgemeinen in Literaturkaffeehäusern Wiens hieß.

War es etwas wie Korpsgeist, daß die Zeitungen mich schonten, seitdem sie wußten, ich sei der Unbekannte, von dem sie berichtet hatten? Nicht alle anderen hielten es ebenso. In einem weithin bekannten literarischen Salon Wiens fragte eine Dame des Hauses Poldi, ob er wirklich mit dem „berüchtigten“ Walzel zu tun habe. Doch allmählich ebte das ab, tauchte wohl wieder auf, als ich 1913 nach Wien berufen werden sollte, spiegelte sich allerdings rasch im Auge von Dichtern, die sich für berufene Richter hielten. Kam etwa auch von dieser Seite der Beiname Hippolytos, mit dem man mich zeitweilig beehrte? Eines Tages gewann es den Anschein, man fühle sich verpflichtet, etwas an mir gutzumachen. Wirklich entschloß sich der neue Leiter der Wiener Hofbibliothek Wilhelm von Hartel nach wenig mehr als einem Jahre, mich dem Beamtenstand dieser Bücherei anzugliedern. Er hatte mich ja einst dem Hause Andrian zugeführt und mir durch Jahre Gunst auf Gunst erwiesen. Bald darauf gewann der Gedanke einer Habilitation an der Wiener Universität festere Form.

Ich kam also wieder zu einiger innerer Ruhe und zu neuer Hoffnung. Das Jahr 1892 zeitigte mir viel erfolgreiche Arbeit. Der Band Wilhelm und Friedrich Schlegel von Kürschners Deutscher Nationalliteratur, den mir Minor überließ, konnte erscheinen, mit einer umfangreichen Einleitung, die allerdings besser selbständig veröffentlicht worden wäre. Meine Beziehungen zu Zeitschriften und zu wissenschaftlich gedachten Beilagen von Zeitungen, vor allem der Münchner Allgemeinen und der Vossischen Zeitung entwickelten sich weiter. Der erste Band der Jahresberichte enthielt zwei Beiträge von mir. Endlich wagte ich meinen ersten öffentlichen Vortrag. Wieder dankte ich das meinem Freunde Meringer. Er widerlegte alle meine nicht geringen Bedenken und gab sich redlich Mühe,

mir ein paar Unarten abzugewöhnen, die dem Anränger naheliegen. Er konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Ich fing an, für möglich zu halten, sogar für meine Pflicht, was ein Einsichtiger mir zutraute. Das war ein großer Schritt vorwärts. Mußte ich doch endlich meine Zaghafteigkeit abzulegen versuchen, die Angst vor dem Auge in Auge. Aufsätze und Größeres ließen sich schreiben, ohne daß solche Angst ausgeschaltet war. Nur ganz langsam gewöhnte ich sie mir ab. Lampenfieber quälte mich noch viel später. Bis ich endlich nach Jahren so weit war, mich zu fragen, ob nicht Sprechen mein eigentlicher Beruf, Schreiben nur unzureichender Versuch für mich sei, auf dem Papier festzuhalten, was, hätte ich gesprochen, wahrscheinlich besser ausgedrückt worden wäre.

Ein unerwarteter Gewinn wurde mir die Freundschaft einer hochangesehenen Wiener Schriftstellerin. (Eine Freundin unseres Hauses, einst die erste, die meine Schwester Klavierspiel lehrte, führte mich ein.) Florentine Galliny — sie klagte oft über ihren anspruchsvollen Vornamen — stand in nahen Beziehungen zu dem Herausgeber der offiziellen Wiener Zeitung und schrieb besonders für die Wiener Abendpost, die der Wiener Zeitung angeschlossen war. Ihre Buchkritiken machten ihr einen guten Namen. Sie wohnte in einem uralten engen Hause an der Himmelpfortgasse. Eine steile, schmale Wendeltreppe führte zu ihrer Wohnung. (Später mußte sie umsiedeln, fühlte sich aber als rechte Wienerin alten Schlages im Heinrichshof gegenüber der Oper verbannt wie Ovid in Tomi.) In ihrem schlichten Heim traf ich am späten Nachmittag immer eine Fülle von Menschen an. Viele schriftstellernde Frauen, aber auch Männer vom strengen Vertreter theoretischer Medizin bis zum überspitzt geistreichen Kenner Hebbels und jüngerer österreichischer Dichtung. Sie selbst stand in regem Verkehr mit Persönlichkeiten vom Range der Ebner-Eschenbach oder Betty Paolis. Manchen Freund hatte sie schon aus dem Leben scheiden sehen, Heinrich Laube und andre. Ungefähr zu der Zeit, in der ich sie kennenlernte, ging der ausgezeichnete Psychiater Theodor Meynert dahin. Seine Tochter und ihr Gatte zählten zu ihren treuesten Anhängern. Frau von Lang, Tochter Auguste von Littrow-Bischoffs, der Freundin Grillparzers, die sein Eckermann geworden war, lernte ich da kennen, wurde auch in ihr Haus eingeführt. Eine ihrer Töchter zählte bis zum Ende Frl. Gallinys zu ihren liebsten jüngeren Freundinnen. Die ganze Reihe von zumeist österreichischen Dichterinnen, die ich durch sie kennenlernte, könnte ich jetzt nicht mehr aufzählen. Doch immer noch sehe ich die Dichteraugen der Südwestdeutschen Hermine Villinger vor mir. Mancher Einblick in das, was Dichter und besonders Dichterinnen wollen und wünschen, eröffnete sich mir. Und wenn alles fortgegangen war, blieb ich, je weiter unsere Freundschaft sich entwickelte, desto länger bei Frl. Galliny sitzen. War ich doch damals gewohnt, die Nacht zum Tage zu machen. Zuweilen ging ich noch auf weitem Umwege nach Hause und setzte mich dann an meinen Schreibtisch, um in voller Ruhe zu arbeiten. Das wurde anders, als die Hofbibliothek mir vorschrieb, um 9 Uhr früh die Arbeit zu beginnen.

3. Im Hause Andrian

Das Jahr 1892 sollte mir noch ganz anderes bescheren. In zwölfter Stunde wurde beschlossen, daß diesmal nicht in gewohnter Weise die Ferien Poldis in Altaussee zugebracht werden sollten, sondern daß vorher Bad Gastein uns erwarte. Mir war das gar nicht willkommen. Diese letzten Schulferien Poldis hätte ich gern bei möglichst ruhiger Arbeit mit ihm in Altaussee verbracht. Anderes, das mit dieser Absicht verbunden war, stand gleichfalls im Wege. Recht unwillig fuhr ich von Wien ab. In Admont machte ich halt, besichtigte das altehrwürdige Stift und seine Bücherei, nahm dann ein eiskaltes Schwimmbad und traf zu meiner Überraschung Freund Meringer auf der Straße. Der Nachtzug, der mich erwartete, kam spät an; vorher konnte ich noch in Meringers Gasthofzimmer etwas schlafen. Am frühen Morgen war ich in Lend und fuhr, hoch auf dem Postwagen, die fünf Stunden nach Gastein. Es dauerte lange, ehe ich erfuhr, wo ich abzustiegen hatte. So wartete ich denn, ungewaschen und herzlich müde, auf dem Platze vor dem Hotel Straubinger; um mich herum bewegte sich die anspruchsvolle Welt auf- und abgehender Kurgäste. Endlich wurde ich erlöst.

Ich empfand Gastein immer wie eine Enklave Deutschlands. Lag da nicht nahe, Umschau zu halten, ob ich nicht Berliner Bekannte antreffen könne? In der Kurliste fand ich den Namen des Verlegers der Briefe Friedrich Schlegels. Ich suchte ihn auf; er war schon abgereist, aber einer seiner Brüder war da. Als er meinen Besuch erwiderte, gingen wir zusammen zum Abendessen in ein Hotel. Er machte mich mit einer Berliner Familie bekannt. Die ältere Tochter war meine Tischnachbarin. Ein Jahr später gingen von Gastein die Anzeigen unserer Verlobung ab.

Bei dieser wichtigsten Wendung meines Lebens brauche ich hier wohl nicht zu verweilen. Nach bald fünfzig Jahren darf ich diesen Ausdruck gebrauchen.

Meine Mutter hielt viel von der Annahme, daß alle sieben Jahre ein Wendepunkt im Leben des Menschen eintrete. Ich übernahm das von ihr; eines Tages wurde diese Ansicht von ernster Wissenschaft aufgenommen und verfochten. Man suchte sie auch noch genauer auszugestalten. Vor allem indes wollte man zeigen, daß die eigentlichen großen Wendepunkte nach viermal sieben Jahren kommen. Ich lernte meine Frau in meinem achtundzwanzigsten Jahre kennen. Achtundzwanzig Jahre später sagte ich einer gelehrten Kollegin, ich dürfte wohl bald nochmals etwas erleben, das mir eine ähnliche Wendung im Leben bringen werde wie das Jahr 1892. Damals glaubte ich für alle Zukunft in Dresden zu bleiben. Einige Monate später wurde ich nach Bonn berufen.

Was ich mit meiner Frau erlebt habe, ist ihr Besitz wie meiner. Es ist selbstverständlich, daß ich diesen Besitz hier nicht ausbiete. Nur das eine sei gesagt: Den Bund mit ihr habe ich immer als Rettung meines inneren Menschen empfunden. Warum diese Rettung nötig war, warum ich solcher Rettung bedurfte, sei gleichfalls nicht auseinandergesetzt. Doch schon indem ich das zugestehe, bekenne ich, daß etwas an meinem inneren Menschen nicht in Ordnung war.

Nicht nur weil ich Schweres erlebt und unmittelbar bis an einen Abgrund herangekommen war. Vielmehr war auch ich nahe daran, ein Opfer des Hofmeisterberufes zu werden. Gestattete er mir doch, besonders als er seinem Ende nahte, etwas wie das ungebundene Leben eines wohlhabenden Privatgelehrten. Viel Erzieherpflichten waren nicht mehr zu erledigen. Besonders in Wien genoß ich ein Zuviel der Bewegungsfreiheit. Allerstrengste Durchführung meines Tagesprogrammes ist mir seit langen Jahren liebe Gewohnheit. Auch heute halte ich das nicht viel anders, bin nur auf meine alten Tage Frühaufsteher geworden. Mir graut, wenn ich an diese Wiener Jahre denke und an die Willkür ihrer Tageseinteilung.

4. Hofbibliothekar und Privatdozent in Wien (1892 — 1897)

Habilitation in Wien 1894 — Privatdozentur bis 1897

Der Eintritt in die Hofbibliothek legte mir Pflichten auf, deren ich entwöhnt war. Wir hatten von 9 bis 2 Uhr Dienst. Leichter hätte ich mich an solche mir längst ungewohnte Fesseln gewöhnt, wenn dieser Dienst etwas erquicklicher gewesen wäre. Mir war die Hofbibliothek schon in den letzten Jahren des Gymnasiums vertraut und lieb geworden. Freilich war, ehe Wilhelm von Hartel die Leitung übernahm, dringendste Aufgabe der Angestellten, die Benützung der Bücher möglichst zu erschweren. Der Buchkatalog, der im Lesezimmer stand, war ganz unvollständig. Nicht leicht ließ sich erreichen, daß im Zettelkataloge nachgesehen werde. Vielmehr verulkten die Angestellten gern wißbegierige Leser. Gleich anderen Fortsetzungswerken hatte die „Revue des deux Mondes“ im Buchkatalog den Vermerk: Bd. 1 — (Nur nach dem vollen Abschluß eines Fortsetzungswerkes wird die Gesamtzahl der Bände eingetragen.) Einem Leser, der spätere Bände der „Revue“ erhalten wollte, wurde die Katalogeintragung gezeigt, mit dem Zusatz, nur der erste Band sei vorhanden.

Ursache solchen Unfugs waren die Grundsätze, nach denen angestellt wurde. Fachkenntnis oder auch nur Eignung für das Fach kam kaum in Betracht. Die Hofbibliothek war vielmehr Versorgungsanstalt für Protektionskinder. Viele Beamte betrieben in den Dienststunden ihre außeramtlichen Arbeiten. Zuweilen indes hatte die Leitung auch einen guten Griff getan. Gelehrte ersten Ranges fanden sich unter den Angestellten; oder sogar eine Persönlichkeit wie Grillparzer gesellte sich hinzu. Auch er nutzte wie die andern, denen die Schätze der Bibliothek viel zu bieten hatten, diese Schätze für sich aus. So herrschte denn auch in Wien die Meinung, Beamter der Hofbibliothek zu sein hieße, frei und unbeschränkt über den ganzen Bestand der Bücher und Handschriften zu verfügen, ungestört durch lästige Dienstgeschäfte. Als ich mich um die An-

stellung bewarb, wurde ich zufällig von dem einen meiner Onkel dem vielgenannten Mäzen Graf Hans Wilczek vorgestellt, mit dem ironischen Zusatz, ich seltsamer Kauz wolle durchaus Beamter der Hofbibliothek werden. Darauf wurde der alte, würdige Herr schier feierlich und erklärte, er selbst könne sich kaum etwas Schöneres denken und würde gern Gleiches treiben.

Er ahnte nicht, was ich und meinesgleichen zu arbeiten bekamen, auch noch während der Umgestaltung, die unter Hartel sich vollzog. Mit mir zusammen war ein zweiter angetreten. Wir waren schlechthin Mädchen für alles, auch noch im Vergleich mit den beiden, die ein paar Jahre früher angefangen hatten. Ich mußte völlig umlernen, immer unter dem seelischen Drucke, zu tun, was ich meiner für unwürdig hielt. Nur wir zwei Jüngsten hatten die neuen Erwerbungen zu „beschreiben“, d. h. die Zettel der Verzeichnisse herzustellen. (Abgenommen war uns Orientalisches, Slawisches und Ungarisches.) Aber auch das hätte anregen können. Doch denke ich schaudernd an eine Zettelreihe zurück, die ich gleich zu Beginn anfertigte. Ein Buch über die Straßenreinigung großer Städte lag vor; auf dem Titel waren etwa sechs oder sieben dieser Städte angeführt. Vor Hartel besaß die Hofbibliothek Fachverzeichnisse nicht, wohl indes sogenannte „geographische Renvois“; wenn auf dem Titel ein geographischer Begriff erschien, wurde ein besonderer Zettel angefertigt und einer besonderen Reihe von Verzeichniskästen eingereiht. Diese Reihe ersetzte einigermaßen ein Fachverzeichnis; da fand sich etwa zusammen, was Österreich oder Wien oder die Schweiz betraf, also unter anderem auch, was nach dem Wortlaut des Buchtitels sich mit österreichischer oder Wiener oder Schweizer Dichtung beschäftigte. Ich stellte sechs oder sieben solcher Abschriften her. Ehe sie eingereiht werden konnten, hatte der geplante Fachkatalog schon festere Form gewonnen. So wurden meine Zettel vernichtet, und ich hatte neue Zettel von geringerer Größe zu liefern, wie der Fachkatalog sie verlangte.

Das Beschreiben wurde überdies fortwährend unterbrochen. Mit gutem Recht wurden alle Werke, die im Buchkatalog nicht zu finden waren, jetzt im Zettelkatalog gesucht. Auch das hatten wir zwei zu besorgen. Der Zettelkatalog umfaßte eine sehr große Zahl schwerer Kästen. Sie reichten bis an die Decke der hohen Amtszimmer. Schon das Beschreiben stellte immer wieder vor die Aufgabe, solche Kästen herunterzuholen. So war in den fünf Stunden des Dienstes eine beträchtliche Körperarbeit zu leisten; sie war nicht ungefährlich. Einer unserer Vorgesetzten war überdies zu bequem, für eine Untersuchung, die er schrieb, die Nummern der Werke sich aufzuzeichnen. So verlangte er von uns wiederholt, ihm diese Zettel vorzulegen.

Das steigerte weder Arbeitslust noch Achtung vor diesem Vorgesetzten. Er leitete die Herstellung des neuen Fachkataloges. Fortwährend gab es da Kämpfe zwischen ihm und den jüngeren Beamten, die sichtlich richtiger sahen als er.

(Wir Jüngste hatten überhaupt nicht dreinzureden.) Die wirklich Sachverständigen hatten es nicht leicht, das Bessere durchzusetzen. Verstand er es doch sehr gut, Hartel für sich zu gewinnen.

Es war auch Folge seiner Politik, daß ich nach kaum zwei Jahren abschied. Wir Jüngste hatten ein Gesuch um Besserung unserer Lage, besonders um Verlängerung unserer Ferien eingereicht. Es richtete sich an die vorgesetzte Behörde, an das Obersthofmeisteramt. Es glückte ihm, den Anschein zu wecken, als läge in diesem Gesuch eine Bloßstellung Hartels vor. Ich fühlte mich Hartel viel zu verpflichtet, als daß ich nicht meine Unterschrift zurückgezogen und folgerichtig auch um Entlassung gebeten hätte. (Das Gesuch wurde eingereicht und hatte vollen Erfolg. Keinem trug es einen Vorwurf ein.)

War mein Austritt unvorsichtig, so schützte mich ein gütiges Geschick vor schlimmen Folgen. Ich konnte mich ungestörter meiner Privatdozentur widmen; ehe zwei Jahre verstrichen waren, machte man mich zum Ordinarius in Bern.

Ein seltsames Ergebnis dieser Bibliothekszeit war, daß mir die Freude an Büchern verleidet wurde. Sehr früh hatte ich Bücher zu sammeln begonnen, auch auf Reisen im Ausland manches hinzugewonnen. Es machte mir viel Freude, die Bücher wohlgeordnet um mich zu wissen. Und immer war mir jeder Zugang lieb und wertvoll. Nun hatte ich mit einem einzigen Schlag eine viel viel größere Menge von Büchern zur Verfügung. Sie zu erforschen, war nicht leicht. Immerzu stellten sie mir neue Aufgaben. An deren Lösung war vorläufig gar nicht zu denken. Das quälte mich; es war mir, als verwandle sich alles, was ich berührte, in Gold, aber in nutzloses. So durfte ich in Bern mich leichter mit der Tatsache abfinden, daß ich von einer ganz großen Bibliothek abgeschnitten war. In Dresden stand mir genügend freie Zeit zur Verfügung, mit gewisser Ruhe mächtige Bücherschätze richtig nutzen zu lernen; freilich war mein Weg zur Bibliothek weit und wurde in der zweiten Hälfte meiner Dresdner Zeit noch beträchtlich länger. Meine eigene Büchersammlung aber wurde mir mehr und mehr zu einer schweren Last. Als ich im August 1914 den großen Wagen mit den vielen schweren Kisten vor dem Hause sah, in das wir einzogen, war ich entsetzt. Der taugte doch gar nicht für den weltgeschichtlichen Augenblick. Als ich die Bücherschränke aufstellte, wollte es scheinen, wie wenn die ganze Last zu schwer für das Haus wäre. Es hat sie gleichwohl sieben Jahre lang getragen. Die erste Wohnung in Bonn war viel zu klein, meine ganze Bücherei aufzunehmen. Man hatte die Güte, mir im Gebäude der Universität einen Unterkunftsraum zur Verfügung zu stellen. So war ich lange von dem größeren Teil meiner Bücher so gut wie getrennt. Wie hätte ich noch Bücherliebhaber bleiben können?

Meine Habilitation sollte nicht ungestört verlaufen. Minor nahm diesmal meine Frage sehr gütig auf. Eine eigentliche Habilitationsschrift brauchte ich nicht vorzulegen; hatte ich doch schon recht vielerlei veröffentlicht. Der ent-

scheidende Abschnitt des Habilitationsvorganges ist das sogenannte Kolloquium. In Bonn fand ich später den Brauch vor, dieses Kolloquium auf den Probevortrag folgen zu lassen. Jedes Mitglied der Fakultät ist dann berechtigt, im Anschluß an den Vortrag Fragen zu stellen. Natürlich kann solches Vorrecht auch mißbraucht werden. Trotzdem scheint mir dieser Brauch empfehlenswerter zu sein, als mit dem Kolloquium zu beginnen. Ein Kolloquium ist letzten Endes eine Prüfung. In Wien und anderswo beteiligten sich die Mitglieder der Habilitationskommission. Was sie fragen wollen, bleibt ihrem Ermessen überlassen. Doktorprüfungen greifen im allgemeinen weniger weit aus.

So kann man sich auf Doktorprüfungen besser vorbereiten. Ich hätte das auch angesichts der Habilitation gern gemacht, wenn mir nur aufgegangen wäre, wie das anzufangen ist. Mit Arbeit war ich doppelt belastet. Vormittag war Bibliothekdienst; nachmittag unterrichtete ich Poldi, der vor dem Maturitätsexamen stand. Dann aber war ich ungefähr gleichzeitig mit meinem Eintritt in die Hofbibliothek zu der jungen Dichter- und Schriftstellerwelt des Café Griensteidl in Beziehung getreten. Mir war das willkommen; es sollte mir recht wichtig werden. Aber das kostete Zeit. Obgleich Wiener, war ich bis dahin sehr seltener Gast in Kaffeehäusern, hatte sie in Berlin eher aufgesucht als in Wien.

Tatsächlich entscheidet bei einem Kolloquium Schlagfertigkeit. Nur schlimme Pedanten wollen da Wissen festgestellt sehen. Nichts aber ging mir mehr ab als Schlagfertigkeit. Soviel ich mit anderen mich auseinandergesetzt hatte, und mit scharfsinnigen Gesprächsbeherrschern, ich war doch viel zu zaghaft, als daß ich am Prüfungstisch mich hätte meiner Haut wehren können. Obendrein ist es für einen, der nicht ausgesprochene Kampfnatur ist, nicht leicht, von einem Manne geprüft zu werden, mit dem man sich nicht einig weiß. Mehrfach hatte ich in Aufsätzen und Besprechungen Ansichten vertreten, die in gewissem Gegensatz zu Minor standen. Willig gebe ich zu, daß ich fortschreitend wieder viel näher an Minor herankommen sollte. Kurz gesagt, war ich damals viel weniger festen Grundsätzen der Kritik von Kunstwerken geneigt als er, der verneinender angelegt war als ich. Hermann Bahr vertrat allseitiges Verstehen. Mich aber hatte schon Heinzl zu gleichen Ansichten geleitet. Nichts war ihm so unlieb, wie wenn wir den Ausdruck „Kunstgesetz“ gebrauchten; er verbesserte das immer in „Maximen der Kunst“. Hätte Minor seine geplante Poetik veröffentlicht, so wäre es zu voller Klärung gekommen. Er weckte oft und gern den Anschein, als beziehe er sich auf unverbrüchliche Grundsätze des Wertens, vor allem, wenn er von Schauspielkunst sprach. Er hatte ja selbst einst dies Handwerk betrieben. Ich möchte nicht erörtern, ob Minor, wenn er Kunst bewertete, immer ganz einheitlich sich verhalten hat. Später einmal war ich erstaunt, wie wenig Widerstand er dem Dramaturgen Baron Alfred Berger leistete, als beide in einer Gesellschaft die Frage nach dem Kunstwert des tragischen Bösewichts erwogen.

Nicht einverstanden war Minor mit der Lehre vom allseitigen Verstehen. Die ganze junge Wiener Dichtung, deren Anwalt ja Hermann Bahr war, lag ihm nicht. Schon für Gerhart Hauptmann hatte er wenig übrig. Ich war mir bewußt, daß ich über all das anders dachte als er, befürchtete also, daß im Kolloquium dieser Gegensatz sich geltend machen werde. Tatsächlich war es gut von Minor gemeint, als seine Frage sich an die Liste der von mir geplanten Vorlesungen hielt, die ich nach Vorschrift meinem Gesuch beigelegt hatte. Da stand auch eine Geschichte der neueren Poetik. Eigentlich hätte er mir nicht noch mehr entgegenkommen können. Hätte ich doch vorher mich auf solche Fragen vorbereitet. Aber ungeschickt, wie ich nun einmal in allen Prüfungsfragen war, hatte ich auch nicht entfernt auf so viel Entgegenkommen gerechnet. Minors Frage nach den Absichten, die ich in dieser Vorlesung verfolgen wollte, erschreckte mich. Nun waren wir also glücklich bei einem der stärksten Gegensätze angelangt, die zwischen ihm und mir walteten. Aus Angst, sofort in einen Meinungsstreit verwickelt zu werden, in dem ich unterliegen und die ganze Habilitation in Frage stellen mußte, schwätzte ich etwas über „landläufige Ästhetik“ und über meine Absicht, sie durch eine Ästhetik zu ersetzen, die auf den schwerwiegenden Ergebnissen deutscher Klassik und deutscher Romantik ruhte, sie grundsätzlicher nutzte als das spätere 19. Jahrhundert. Heute darf ich sagen, daß ich einen guten Teil meiner Lebensarbeit in Dienst dieser Absicht geleistet habe. Damals war ich so verwirrt, daß ich wenig Gescheites vorbrachte. Mit etwas mehr Ruhe und mit ein wenig mehr Selbstbewußtsein hätte ich mich leicht mit Minor verständigt. Denn tatsächlich ging er ja den gleichen Weg. Wenn Schlagfertigkeit einem Hochschullehrer unentbehrlich ist, so hätte ich nicht besser erweisen können, man solle die Hochschule besser vor mir bewahren.

Wirklich blieb nichts anderes übrig, als nochmals ein Kolloquium anzusetzen. Es fand nach etwa einem halben Jahre statt. Geprüft wurde ich auch diesmal, aber mit unsäglicher Vorsicht und mit ungemeinem Wohlwollen. Als ich dann den Probevortrag gehalten hatte, rief mir Minor ein paar billigende Worte zu. Aus diesem Vortrag entwickelte sich der Aufsatz „Lessings Begriff des Tragischen“; er findet sich im „Geistesleben“.

Man verdachte es Minor, daß er im ersten Kolloquium mir eine Falle gestellt hätte. Das entsprach gewiß nicht der Wahrheit. Aber auch er wurde der Lage nicht Herr. Eins ist ja sicher: Wenn ein noch junger Professor — das war Minor damals — einen Kandidaten zur Habilitation empfiehlt, schädigt ihn selbst ein Mißglücken des Kolloquiums. Daß es mißglückte, lag nicht an seinem Verhalten, sondern an seiner Persönlichkeit, vielmehr an der Tatsache, daß wir beide zu keinem besseren Verhältnis gekommen waren. Ich gebe zu, daß die Schuld auch an mir lag. Warum hatte ich nicht längst einmal mich mit ihm ganz ausgesprochen, auf Biegen oder auf Brechen? Warum hatte ich mich

5. Professur in Bern

mit Halbheiten begnügt? Hatte ich nicht schlimm genug erfahren, wohin solche Halbheiten führen? Wurzelte das alles nicht in Angst vor dem Leben? Pindars „epikratein dynasthai“, wie Goethe das Wort faßte, konnte ich bewundern, aber selbst nicht durchsetzen. Minderwertigkeitsgefühl im Bereich des Willens lag vor.

Mir hat das Mißgeschick, das der Juli 1893 brachte, doch auch zum besten gedient. Erstens durfte ich mich freuen, wie gütig man sich meiner annahm. Zuerst Freund Meringer. Dann aber ganz besonders Richard Heinzel. Wenn einer, so hatte er mitzuentcheiden. Noch andere hätte ich zu nennen. Wenn ich es nicht tue, so soll das nicht heißen, ich sei ihnen undankbar.

Dann vollzog sich ein gründlicher Wandel in meiner wissenschaftlichen Arbeitsweise. Viel strenger wurde ich in meinen Ansprüchen an mich selbst. Einige Wochen vor dem Kolloquium fand in Wien der Philologentag statt, ein vielfach denkwürdiges Ereignis. Ich hatte mich derart gewöhnt, rasch etwas zu gestalten, daß ich trotz aller Arbeitslast eines Tages einen Aufsatz begann, den ich als Vortrag für den Philologentag in zwölfter Stunde anmelden wollte. Glücklicherweise kam ich von dem Gedanken ab. (Besser noch hätte ich getan, etwas anderes nicht zu „arrangieren“. Auf meine Anregung sprach einer der Herausgeber unserer Jahresberichte über das neue Unternehmen. Minor fand diese Leistung unzulänglich; ferner verstimmte ihn mit Recht, daß als Sonderdruck für den Philologentag ein Beitrag gestiftet wurde, dessen Bearbeiter er unmittelbar vorher „annihiliert“ hatte, wie die Romantik das nannte.)

5. Professur in Bern (1897—1907)

Werdegang des Lehrers — Naturverbundenheit und Freundschaften

Fortan machte ich mir strengste Wissenschaftlichkeit zum Gesetz. Ja die letzten Monate des Jahres 1893 trieb ich, fast nur aufnehmend und nicht gestaltend, Vorstudien zu der geplanten Vorlesung, die im Kolloquium sich übel ausgewirkt hatte. Ich war damals am Nachmittag durch andere Pflicht nicht gebunden. (Poldi bestand kurz nach dem Kolloquium die Maturitätsprüfung.) Versuche, die Stelle eines Hauslehrers zu finden, mißglückten. Im zweiten Kolloquium hatte ich freilich keine Gelegenheit, meine Studien zu verwerten. Aber sie wurden mir für meine Wiener Dozentur bald wertvoll und lebten sich noch in Bern und in Dresden vielfältig aus.

Aufnehmen also und nicht Schaffen. Mir war solche Unterbrechung ungemein dienlich. Allerdings schränkte sich in den nächsten Jahren die Zahl und der Umfang meiner Veröffentlichungen beträchtlich ein. Doch bald durfte ich mich freuen, daß man dem wenigen, das erschien, nachsagte, es habe durchaus „Qualität“. Alles Größere, das ich vorbereitete, blieb noch unabgeschlossen.

Doch vielleicht war es Glück, daß einzelnes überhaupt nicht fertig wurde und nicht erschien.

Ursache der geringeren Zahl von Veröffentlichungen war auch die Fülle von Arbeit, die mir meine Vorlesungen brachten, in Wien und vollends in Bern. In Wien fing ich möglichst ungeschickt an. Statt mich von Minor leiten zu lassen, suchte ich anfangs Gegenstände, die weit von seinen großen Vorlesungen ablagen, und war bemüht, ihn durch Einzelheiten, die in engsten Rahmen gespannt waren, zu ergänzen. Das Gegenteil wäre richtiger gewesen; Geschicktere als ich machten das bald umgekehrt und bereiteten die Hörer durch zusammenfassende Darstellung auf Minors Vorlesungen vor. Bis er eines Tages mir sagte, ich müßte doch Umfassenderes zu bieten suchen, etwa ein Kolleg über das 16. Jahrhundert. Ich war überrascht, da ich in dieser Aufforderung ein ehrenvolles Zugeständnis sah. Die dreistündige Vorlesung über das 16. Jahrhundert machte mir viel Mühe, aber auch viel Freude. Das war freilich etwas anderes als eine Vorlesung über die Balladen der klassischen und der romantischen Zeit. (Mit ihr hatte ich begonnen.) Später nahm ich die nachromantische Zeit vor, die von Minor meines Wissens damals noch nicht gelesen wurde. Lieb wurden mir bald Übungen, mochte die Zahl der Hörer auch klein bleiben. Es waren um so tüchtigere Studenten. Fast mit Verwunderung beobachtete ich, wieviel ich in Übungen vorbringen konnte, ohne mich umständlich vorzubereiten. Noch lange freilich ging mir nicht auf, daß beste Vorbereitung für eine Vorlesung ein Überblick über das ist, was unbedingt gesagt werden muß, also ein Ausgehen von einem Ganzen, von dem Ganzen, das man sich an Sachkenntnis erworben hat. Eigentlich entstanden nur meine Einzelvorträge viel später auf diesem Wege. Und zwar beim Wandern; ich bin wahrscheinlich motorisch veranlagt. Der Anfang war meistens recht chaotisch; doch allmählich ordnete sich das und gewann Fluß und Form. Bei der grundlegenden Herstellung meiner Vorlesungen, natürlich auch noch in Bern, setzte ich Steinchen auf Steinchen, ging allmählich weiter zu einer mehr oder minder organisch bedachten Weiterentwicklung eines Kerns, vermied es indes, diesen Kern mir von Anfang möglichst zu verdeutlichen.

Noch ungeschickter begann ich Vorlesungen an einer angesehenen Wiener Privatanstalt für Mädchen. Meine Nachgiebigkeit spielte mir da wieder übel mit. Die Vorsteherin meinte, ihre Schülerinnen wüßten schon genug von deutscher Dichtung; ich solle also über nichtdeutsche Weltliteratur sprechen. Wirklich hatte ich mich besonders in französische neuere Dichtung derart eingelesen, daß ich auch dieser Aufgabe mich für gewachsen halten durfte. Ja um 1890 war mir zeitgenössische französische Dichtung geläufiger als allerjüngste deutsche. Damals hielt sich unsereiner für verpflichtet, mit allem Neuen, das von Zola oder Paul Bourget oder Maupassant vorgebracht wurde, möglichst rasch in nahe Fühlung zu kommen. In einem Wiener Kaufmannshause wurde

5. Professur in Bern

mir sogar verdacht, daß ich den Börsenroman Zolas „L'argent“ nicht gelesen hatte, als er kaum schon erschienen war. Dies Kaufmannshaus war sonst gar nicht besonders auf dergleichen Dinge aus. „L'argent“ freilich war ihm um seines Gegenstandes willen wichtig. Und so verübelte man es mir, daß ich nicht sofort eine fertige Urteilsformel bereit hatte. Bei Leuten meines Gewerbes setzte man das als selbstverständlich voraus.

Ich war gar nicht überzeugt, daß meine Zuhörerinnen schon genug von deutscher Dichtung wußten. Mit gutem Gewissen hätte ich etwa von den Beziehungen deutscher Dichtung zum Ausland im 18. und 19. Jahrhundert sprechen können; das hätte Besseres gezeitigt, und ich hätte nur aus dem Vollen zu schöpfen gehabt. Ich aber fühlte mich verpflichtet, nichtdeutsche Dichtung im Zusammenhang vorzutragen, ging allmählich auch bis ins Altertum zurück. Das kostete zeitraubende Vorbereitung. Viel lernte ich selbst dabei, und viel stand mir dadurch später zu Gebot, wenn ich Vorlesungen meines Faches ausarbeitete. Zumal soweit es unvermeidlich und nur gewohnter Brauch meines Faches war, die Bedeutung eines ausländischen Dichtwerkes für deutsche Dichtung nachzuweisen. Hielt man es doch da nicht viel anders, als wenn Philosophen erwähnt werden mußten. Vorausgesetzt wurde schlechthin, daß die Hörer etwas wie von Platon oder von Kant, auch von Corneille und Racine und vollends von Rousseau wissen mußten. Die „Nouvelle Heloïse“ kann ja kaum umgangen werden, sobald man den „Werther“ richtig sehen will. Dennoch ist mir nicht bekannt, daß damals auch nur der Versuch gemacht wurde, in Schrift wie in Rede, einen einigermaßen eindringlichen Vergleich der beiden Romane durchzuführen. Ich hingegen machte es mir mehr und mehr zum Grundsatz, wie im Gebiet des Philosophischen so angesichts nichtdeutscher Dichtung nichts als bekannt vorauszusetzen. Kam das doch meinem Hang zu wechselseitiger Erhellung entgegen. So wurde die Schau der sogenannten „histoire de littérature comparée“ mir aus Eigenem geläufig, ehe das Schlagwort selbst von Franzosen, vor allem aber von dem Schweizer P. L. Betz ausgegeben worden war.

Gewiß diente solcher Absicht auch der Unterricht, den ich in Wien höheren Töchtern zu geben hatte. Die Form dieses Unterrichts beeinträchtigte ich mir selbst, indem ich so viel Zeit an die Herstellung der Vorlesungszettel verwenden mußte, daß mir für das Wichtigste Zeit nicht mehr übrigblieb. Wenn man nämlich Vorlesungen nicht von vornherein Wort für Wort so niederschreibt, wie sie gehalten werden sollen, sondern nur durch wenige Worte kennzeichnet, was zu sagen ist, und aus diesen wenigen Worten während des Sprechens Sätze formt, muß man sich vorher diese kargen Aufzeichnungen recht genau ansehen. Indem man sie einmal oder noch besser mehrfach liest, werden sie einem nicht nur geläufig; ich möchte vielmehr sagen, daß erst auf diesem Wege das Eigentliche herauskommt. Zuletzt aber lasse man sich das Ganze durch den Kopf gehen, und

wäre es auf dem Wege zur Vorlesung. Mir motorisch Veranlagten schenkte das nicht selten die besten Einfälle.

In Wien war ich noch lange nicht bei dieser Einsicht angelangt. Das schadete sogar meinen Vorlesungen an der Universität, noch viel mehr aber den Vorträgen im Mädcheninstitut. Zuwenig vorbereitet, wie ich für den Wortausdruck meiner Mitteilungen war, mag ich da oft nette Satzungeheuer geleistet haben. Ich weiß, daß man mir das vorwarf.

Man warf es mir vor, obwohl der beliebteste und meistgehörte akademische Redner, der damals in Wien wirkte, grundsätzlich das Anakoluth (die Folgewidrigkeit der Satzfügung) zur eigentlichen Ausdrucksform des Redners erhob, mit ausdrücklicher Berufung auf die großen Redner der Antike, zunächst auf Demosthenes. Soviel ich beobachten konnte, brachte Baron Alfred Berger eine ausgeführte Handschrift aufs Redepult mit. Aber er sprach frei und warf nur ab und zu einen Blick in seine Papiere. Die Sätze, die er formte, schüttelten mit Vorliebe alle Fesseln deutscher Satzfolge ab. Aber man verstand ihn dennoch. Manche mögen gar nicht erkannt haben, was für Satzverkrüppelung ihnen vorgesetzt wurde. Keinesfalls verminderte diese Sprechweise den Zulauf der Hörer und die Beliebtheit Bergers.

Nach einem ausgearbeiteten Schriftstück frei sprechen, wenn man dies Schriftstück vor sich liegen hat, es als Leitfaden benötigt, es vielleicht sogar stellenweise abliest, erschien mir immer als die untauglichste Veranstaltung eines Vortrages. Soweit muß ich dem beliebten Redner Berger rühmend nachsagen, daß er sich die Sache nicht leicht machte. Schädigte ihm das doch nicht die Wirkung auf den Hörer. Ich selbst hatte nur die Wahl, entweder nach kurzen Notizen oder auch ganz ohne sie zu reden oder aber Ausgearbeitetes abzulesen. Mit dem zweiten begann ich, wie wohl die meisten. Bald aber gab ich es auf. Und nicht lange darauf wurde es mir überhaupt unmöglich. Bekanntlich sollen solche abgelesenen Vorträge nicht wie abgelesen klingen. Oder man spricht — wie das heißt — im Rednerton. Manche gewinnen da solche Fertigkeit, daß der Zuhörer meinen kann, er vernehme eine freigesprochene Rede. Ich erinnere mich eines Falles, in dem sich diese Fertigkeit seltsam auswirkte. Ein Fachgenosse rühmte mir einmal seine Kunst des scheinbar Freisprechens, während er doch nur ablas. Nach einiger Zeit berichtete man mir von dem außerordentlichen Gedächtnis dieses Mannes. Da er seine eigenen Worte las, als wären sie auswendig gelernt, glaubte man, seine langen Anführungen aus Dichtungen seien gleichfalls auswendig gelernt. Das war gewiß für jeden, der den wahren Sachverhalt nicht kannte, etwas Ungemeines, etwas Bewundernswertes. Entdeckte man den wahren Sachverhalt, so gab es allerdings eine üble Enttäuschung.

Je näher ich dem vollständigen Freisprechen kam, desto schwerer wurde mir umgekehrt alles Vorlesen, auch das von Anführungen. Wer frei redet, gewinnt wie von selbst das rechte Zeitmaß des Sprechens. Hat er zwischendurch etwas an-

zuführen, so kann ihm widerfahren, daß er eiliger wird, als bei der Mitteilung seiner eigenen Worte. Eiliger und undeutlicher. Mir erging es oft so. Legte ich doch früh den Brauch vieler ab, in einem wissenschaftlichen Vortrag Versuche schönen Deklamierens einzufügen. Unerträglich wurde mir, Reden anhören zu müssen, die solche Deklamationsversuche mit recht Belanglosem aus eigener Werkstatt umrahmten, also eigentlich Deklamation mit minderwertigem verbindenden Text waren. Soll in wirklich wissenschaftlichem Sinn gesprochen werden, so scheint mir unnötig, ja hinderlich, die kunstvolle Hörwirkung angeführter Texte übermäßig geltend zu machen. Doch kann man freilich dergestalt den Eindruck wachrufen, man verstehe nicht zu rezitieren. Der rechte Ausweg wäre, nach dem Vortrag das Angeführte, soweit es wirklich Wortkunst ist, nun wirklich auch kunstgemäß vorzutragen oder durch Geschulte vortragen zu lassen. Vor allem, wenn Lyrik in Frage kommt. Lyrik, die nicht ganz geläufig ist, macht dem Zuhörer eines wissenschaftlichen Vortrages das einfachste Verstehen schwer. Ich darf behaupten, daß dann etwa Rilke unüberwindbare Schwierigkeiten bietet. Zuweilen suchte ich das zu beheben, indem ich solche Gedichte im Vortrag wiederholte. Oder auch indem ich, ehe sie vorgetragen wurden, ihren Inhalt mehr oder minder ausführlich erläuterte.

Die Anführung von Gedichten erschwerte ich mir zuletzt noch, indem ich es ganz gut machen wollte. Der Vortragende unterschätzt leicht, wie hemmend jede seiner Bewegungen auf den Zuhörer wirken kann. Man laufe also besser nicht um die drei vom Publikum abgewendeten Seiten des Pultes herum; sonst wirkt man wie bei Rilke der Panther im „Jardin des plantes“ zu Paris. Schon wenn der Freisprechende, sobald etwas anzuführen ist, nach Zetteln greift oder womöglich gar einen Zettel aus anderen heraussucht, unterbricht er die Stimmung, die er erzeugt hat. Glücklicherweise, wer in freier Rede Gedichte frei vortragen kann. Dennoch war ich einmal Zeuge, wie ein ausgezeichnete Freisprecher, dem eingelegte Versanföhrungen sonst ganz mühelos dank seinem wohlgeschulten Gedächtnis sich in die Rede einfügten, um eines einzigen kurzen Satzes willen, den er vorlas, die Stimmung zerstörte. Ich kann noch immer nicht begreifen, warum er diese paar Worte sich aufgeschrieben hatte, warum er sie etwas mühsam aus der Tasche hervorholte, dann den Kneifer aufsetzte, sie vorlas und sie dann wieder feierlich einsteckte. Es wirkte, als wäre der Stil des Vortrages mit einem Schlag zerstört. Warum sprach er gerade das nicht aus seinem sonst so ausgezeichneten Gedächtnis?

Auf mein Gedächtnis freilich konnte ich mich nicht verlassen. Es spielte mir schon auf der Schule schlimme Streiche. Ich sehe mich am Abend in der Stube auf- und ablaufen und erfolglos ein Gedicht auswendig lernen. Am nächsten Schultag blieb ich natürlich sofort stecken. Leider kam damals kein Lehrer auf den naheliegenden Gedanken, zu erkunden, warum ich versagte. Man galt einfach als nichtvorbereitet; und man bekam eine schlechte Zensur. Seltsamerweise

blieben mir auf höherer Schulstufe Verse Homers ziemlich leicht im Gedächtnis. Wirkte sich auch da der vorzügliche Lehrer Knöll aus? Wir hatten uns vorher mit diesen Versen so eindringlich beschäftigt, daß sie uns ganz geläufig wurden. Auch gab Knöll immer nur wenige Verse von Stunde zu Stunde zum Auswendiglernen auf. Ferner blieb trotz allem mit der Zeit manches in meinem Gedächtnis haften, auch Jahreszahlen. Gleichwohl war ich bis in recht hohes Alter überzeugt, ich könne nicht auswendig lernen. Eine Rede habe ich nur ein einzigesmal auswendig gelernt. Wir hatten zuletzt auf der Schule Vorträge zu halten. Als Klassenprimus mußte ich den Anfang machen. Gut genug hatte ich mich vorbereitet, um, mit der Handschrift in der Hand, aber ohne sie anzusehen, mein Pensum herzusagen. Um so erstaunter war ich, als kurz darauf ein anderer seinen Vortrag vor sich auf den Tisch legte, ihn stellenweise sogar ablas. Er war sehr begabt, besaß viel Selbstvertrauen und wußte sonst wortreich mit gewandter Zunge zu reden.

Vorträge oder gar Universitätsvorlesungen versuchte ich nie auswendig zu lernen. Mir wäre das unerträglich gewesen. Verse las ich vor, weil ich das für unumgänglich hielt. Nicht als einziger unter meinen Fach- und Berufsgenossen. Gewiß gab es auch bekannte Germanisten, die lange Versreihen aus ihrem Gedächtnis holten. Aber selbst Erich Schmidt fragte mich einmal, ob ich auch wie Scherer mir Goethes „Vom Vater hab' ich die Statur . . .“ aufschreiben müsse; und als ich erwiderte, ich könne zur Not die ersten vier Verse auswendig, sagte er lachend: „Mehr kennt keiner.“ Noch spät bekannten sich mir jüngere Fachgenossen zu ähnlicher Überzeugung.

In langwieriger schwerer Krankheit drängte sich mir um das Ende des Weltkrieges die Frage auf, ob ich mir die einsamen Stunden im Scharlachbau, dann in der Nasen- und Ohrenklinik des Krankenhauses nicht erträglicher gemacht hätte, wenn ich Gedichte aufsagte. Endlich ging ich ans Werk und entdeckte bald, daß wieder einmal mein unzureichender Wille am Werk gewesen war. Ich begann mit dem ersten Gesange der Ilias, ging weiter zu Goethes „Faust“, zu Schiller und zu anderen. Der Erfolg war außerordentlich. Im Sommer 1920 — ich war den Sechzig nahe — trug ich einmal in der Sommerfrische Freunden mein Programm vor. Sichtlich erschien ich ihnen als ein Wundermann. Hörer meiner Vorlesungen hielten es nicht anders. Ja wenn ich gar ein paar Verse aus Homer brachte, konnte ich eifrigen Getrampels sicher sein, zumal die meisten sie nicht verstanden. Je weniger die Studenten mit Griechisch zu tun gehabt haben, desto dankbarer sind sie für Anführungen in griechischer Sprache. Ein hoher Beamter des Unterrichtsministeriums führte auf Dresdner Kommersen gern eine Inschrift an, die der Schule von Sankt Afra zur Zierde dient, den Vers des Hesiod, der den Schweiß zur Vorbedingung der „arete“ erhebt. Hörer einer technischen Hochschule kümmern sich im allgemeinen wenig um Griechisch, verstehen daher auch die unzähligen technischen Ausdrücke nicht, die aus dem

Griechischen genommen sind. Um so dankbarer jubelten sie, wenn Hesiods Worte in der Ursprache ertönten.

Doch sogar Fachgenossen versicherten mir fortan, nichts an meinem Vortrage habe ihnen solchen Eindruck gemacht wie der freie Vortrag von Versen. (Was nun eigentlich nicht ganz der von mir gewünschte Erfolg war.)

Aber es glückte mir nicht immer gleich gut. Gelegentlich blieb ich doch auch stecken, wenn ich — wie geübte Vortragskünstler es tun — für alle Fälle die Verse auch vor mir liegen hatte. (Vollends wenn das nicht der Fall war.) Und obwohl ich — wie gesagt — nicht hohen Wert auf schönes Deklamieren im Vortrag lege, so gestehe ich willig ein, daß es schlimmer ist, im Auswendiggelernten stecken zu bleiben, als von vornherein abzulesen. Denn nun heißt es, das Glas aufsetzen und nochmals anfangen. Auch das widerfuhr mir; da durfte ich mich nicht wundern, wenn die Zeitungen mir am folgenden Tage nahelegten, das nächstmal einen geschulten Rezitator mitzubringen und ihm das Vorlesen der Verse zu überlassen.

Das war lang nach meiner Wiener Dozentenzeit. Was mich in Wien gehemmt hatte, war längst überwunden. Öffentlicher Vortrag war mir inzwischen zu einem lieben, gewohnten und gern ausgeübten Spiel geworden. Daß sich mir rasch der Weg zu solcher Fertigkeit eröffnete, danke ich vor allem meiner Berner Zeit.

Oft deutete ich mir die innere Befreiung, die mir Bern brachte, und die Leichtigkeit, mit der sich diese Befreiung ergab, mit dem alten Satz: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“ Schöner konnte sich mir der Satz nicht bewähren. Eine ganze Last von inneren Hemmnissen fiel in Bern von mir.

Ich hätte nie zu hoffen gewagt, daß ich, ehe ich das dreiunddreißigste Lebensjahr abgeschlossen hatte, schon Ordinarius an einer Universität sein werde. Wußte ich doch immer am wenigsten, wieweit ich es gebracht hatte. Als mir ein Freund nahelegte, ich solle mich um die Berner Professur bewerben, war ich hocherstaunt. (Bern verlangte solche Bewerbung damals; ob es heute noch der Fall ist, weiß ich nicht.) Ich nahm die Frage nicht sehr ernst; wußte ich doch, daß man an Männer dachte, denen ich mich nicht gleichstellen durfte. Als ich das Gesuch zurechtmachte und die ganze Menge von Drucksachen, die ich als meine Arbeit beilegen mußte, in ein Paket verschnürte, meinte ich, etwas ganz Aussichts- und Zweckloses zu tun. (Pakete machen war mir nie angenehm.) Wirklich wurde ich nur an dritter Stelle genannt. Wie es dennoch zur Berufung kam, will ich nicht ausführlich erzählen. Der Erstvorgeschlagene, der Bonner Extraordinarius Berthold Litzmann, lehnte den Ruf ab, weil man ihm in Bonn ein Ordinariat schuf. (Ein seltsamer Zufall erwirkte, daß ich vierundzwanzig Jahre später dieses Bonner Ordinariat übertragen bekam, daß also Litzmann mir ein zweites Mal Platz machte.) Der Zweitvorgeschlagene war der Berner Regierung aus verschiedenen Gründen nicht genehm. Wollte ich jetzt mehr über den Verlauf der

Berufung sagen, so müßte ich zu der völlig unrichtigen Darlegung, die sie in den Lebenserinnerungen eines in Bern damals tätigen Philosophen gefunden hat, Stellung nehmen. Der Gute litt in hohem Grade an dem, was Franzosen unter „mirage“ verstehen. (Ich drücke das möglichst gelinde aus.) Was dieser Optimist von mir erzählt, ist wohl Ergebnis einer Weiterbildung, die sich bei ihm leicht ergab, wenn er irgendwelche Geschichte berichtete. Er erzählte geschickt und wirkungsvoll. Aber gerade dieser Wunsch, zu wirken, drängte ihn, an die Stelle wirklichen Vorgangs etwas zu setzen, was nicht aus Wirklichkeit, sondern aus seiner Einbildungskraft stammte. Ausdrücklich bemerke ich, daß ähnliches guten Erzählern leicht unterläuft. Ihm unterlief das nur noch leichter als andern. Noch besinne ich mich gut des Augenblicks, in dem ich, bei einem geselligen Zusammensein in seinem Berner Palast, zum erstenmal phantasievolle Umbildung der Geschichte meiner Berufung beobachtete. Leider wollte ich ihn damals schonen und berichtete ihn nicht. Machte er doch dergleichen mit so nettem Humor, daß man sich entwaffnet fühlte. Wozu, dachte ich, sollte ich philisterhaft dazwischenfahren? Dieser Humor war bei ihm auch diesmal von Selbstironie erfüllt. Um so weniger hatte ich Lust, ihn auf sein „mirage“ aufmerksam zu machen. Daß mein Schweigen in den späteren Erinnerungen des Optimisten sich übel auswirken werde, ahnte ich nicht.

Wir waren zehn Jahre in Bern nebeneinander tätig. Eines Tages wurde ihm der Deckname „Karlchen“ angehängt. Anlaß war eine Anekdote: Karlchen erzählt nachmittag in der Schule, beim Mittagessen seien sie ihrer zehn gewesen. Tatsächlich hatten nur Vater, Mutter, er selbst und seine Schwester teilgenommen. Wie war das möglich? Karlchen hat wieder einmal gelogen.

Ernstlich nahm ich ihm damals nichts übel. Gerade weil seine Neigung zu Ironie vor ihm selber nicht Halt machte. In meiner Berner Zeit las man ihn gern und oft. Die „Woche“ konnte gar nicht genug Beiträge von ihm erhalten. Da fragte ihn einer einmal, wie er es anfangs, so viel zu schreiben. Er antwortete, alles ruhe auf rechter Einteilung der Zeit: Vormittag diktieren, dann Mittagessen, dann ein größerer Spaziergang, auf Umwegen hin zur Universität, hier Vorlesungen und Übungen; so bliebe immer noch genug freie Zeit, beim Abendessen und nachher mit Freunden zusammensetzen. Der Fragende fühlte sich überwältigt und konnte gerade noch stammeln: „Herr Professor, wann denken Sie denn?“ Unser Philosoph hat mir die Geschichte selbst erzählt. Gerade weil er sich selbst nicht schonte, konnte man ihm auch nicht verargen, wenn er sich selbstbewußt aufspielte. Er versetzte auch das in die Vieldeutigkeit der Ironie. Einmal traf ich ihn auf der Straße, an einem Samstag nachmittag. Er ging zu seinem Kegelklub. Wir unterhielten uns. Zuletzt rief er mir zu: „Was für ein bedeutender Mensch müssen Sie sein, daß ich jetzt eine halbe Stunde mit Ihnen gesprochen habe!“ Sollte ich ihm das verargen? Er hätte mich nur ausgelacht und mir jede Begabung für Humor abgestritten.

5. Professur in Bern

Andere vertrugen diesen Ton minder gut. Er hatte viele Gegner, wohl auch weil ihm geglückt war, starken Einfluß auf die Entwicklung der Universität auszuüben. Gleichwohl gewann eines Tages die vox populi überhand. Man legte ihm nahe, die Professur aufzugeben. So geschah es auch. Ich war damals schon in Dresden. Wiedergesehen habe ich ihn nie. Er arbeitete fortan in Welt-politik, wie er es schon in seiner Berner Zeit gelegentlich getan hatte. Im ganzen ein Mann, der wußte, was er aus sich machen konnte. Da war er mir weit überlegen.

Wie hoch ihn der Vertreter des Lehrfachs in der Berner Regierung schätzte, wurde mir im ersten Augenblick deutlich. Der ausgezeichnete und zielbewußte Unterrichtsdirektor Gobat legte mir nahe, gleich bei meinem ersten Besuch, ihm mich vorzustellen. Sichtlich sollte er über mich ein entscheidendes Wort sprechen. Und so bin ich wohl auch ihm für die Berufung nach Bern verpflichtet. Fortan ließ er mich gern merken, daß er mein Gönner sei.

Die Kollegen, die meine Berufung veranlaßt hatten, waren auf ihn nicht gut zu sprechen. In der Fakultät bekämpften sich zwei scharfgetrennte Parteien. Persönlich stand mir die Partei näher, die ihn nicht zu ihren Mitgliedern zählte. Aber ich fand mich nicht veranlaßt, meinerseits der gefügige Anhänger einer Partei zu werden. Ich konnte mich um so leichter unabhängig erhalten, als ja im geselligen Verkehr die Parteigegensätze kaum zu beobachten waren. An diesem Verkehr beteiligten sich wesentlich nur die Ausländer, nur ganz wenig auch Schweizer. Überdies gaben wir diesen geselligen Verkehr auch bald nahezu auf. Nahm er doch viel Zeit in Anspruch. Um so höher schätzten wir Abendbesuche der uns wirklich Nahestehenden; da fehlten Schweizer nicht. Gern sahen wir auch meine Hörer und Hörerinnen bei uns.

Dank der Unabhängigkeit, die ich mir wahrte, kam ich mit Vertretern beider Parteien in nahe Fühlung. So mit dem Führer der Partei, der sich der optimistische Philosoph angeschlossen hatte. Dieser Führer war der gefürchtetste Mann der Fakultät und nicht nur der Fakultät, unser Physiker. Er machte tatsächlich gutes oder schlechtes Wetter. Nicht nur weil ihm die meteorologischen Beobachtungen zugeteilt waren. (In einem wirksamen Scherzspiel, das in Bern aufgeführt wurde, antwortete einer auf die Frage, wer das Wetter mache: „Der Herr Forscher.“) Forster war eine Herrscherpersönlichkeit von nicht gewöhnlichen Ausmaßen. Wie viele andere Berner Kollegen veröffentlichte er sehr wenig. Allein er war ein glänzender Experimentator und ein vorzüglicher Schulmann. Seit langen Jahren wirkte er in Bern. Kurz nachdem ich zur Welt gekommen war, wurde er angestellt. So war er nicht nur mit allem, was bernisch heißt, gut bekannt, seinem Rate folgte auch die Regierung gern, und Gobat setzte sein ganzes Vertrauen auf ihn. Die Partei, die ihn bekämpfte, mag zuerst aus Notwehr gehandelt haben, und getragen von dem Wunsche, nicht nur gefügiges Werkzeug in seinen Händen zu sein. Seine Anhänger leisteten ihm — soweit

sich das beobachten ließ — unbedingte Gefolgschaft. Auch der Philosoph; wußte er doch gut genug, daß er nur durch Forster zu einer Machtstellung gelangt war. Forster mied Gesellschaftsverkehr. Wenn er indes einmal eine Ausnahme machte, so bewährte er sich als Kavalier. Als einer der ersten schaffte er sich ein Auto an. Heute wäre es ein wertvolles Museumsstück, dieser Kutschierwagen ohne Pferde. Forster war nicht mehr jung und fuhr doch meisterlich. Er selbst führte das auf frühgeübte Kunst, Viergespanne zu leiten, zurück. Eines Tages lud er uns ein, mit ihm zu fahren. Es war unser erster Versuch auf diesem Felde. Forster brachte uns in eine Gaststätte der Umgebung und setzte uns dort Schokolade und Kuchen vor, hinterdrein Sekt. Wir wagten es natürlich nicht, diese fürstliche Einladung zu erwidern.

Gut konnte ich an ihm beobachten, was mir fehlte. Kaum je wieder traf ich auf eine Persönlichkeit, die sich so wie er nicht nur als selbstsicher aufspielte, wirklich auch dank innerer Geschlossenheit selbstsicher sein durfte. Man erwäge, was es heißt, gegen einen solchen Mann Sturm zu laufen.

Zu seinen Anhängern zählten auch die beiden Historiker, Vertreter der allgemeinen Geschichte war ein gewiß sehr begabter Schüler des strengkatholischen Kampschulte und früherer Gehilfe Döllingers. Philipp Woker bekleidete auch eine Professur der altkatholischen Fakultät. Er hat kaum etwas veröffentlicht. Er war ein erfolgreicher Kathederredner; nur etwas zu oft kamen ihm die Tränen. Er war mir geneigt; ja beim Abschied von ihm gab es auch Tränen. Der Vertreter der Schweizer Geschichte, Gustav Tobler, war echter Mann der Wissenschaft und ein ausgezeichnete Lehrer. Er zählte zu den bemerkenswertesten Köpfen der Fakultät. Großes wurde von ihm erwartet. Er ging früh dahin, nachdem er zuletzt sich mit aller Kraft in den Dienst der Geschichte unserer Universität gestellt hatte, besonders um ihr Archiv in rechte Ordnung zu bringen. Ihn schätzte auch die Gegenpartei. Sein Nachfolger wurde sein und mein Schüler Richard Feller. Ihm ist gegönnt, Schweizer Gedichte in einer Gestalt darzustellen, die ich klassisch nennen muß.

Zu den Vertretern der anderen Partei zählte mein Studiengenosse und Freund, der — längst im Ruhestand — noch immer in Bern wissenschaftlich tätig ist, einer der hervorragendsten Germanisten aus Heinzels Schule. Er vor allen machte die Fakultät auf mich aufmerksam. Zu seinen besten Freunden zählte der Geograph Eduard Brückner, Schüler Pencks. Mit ihm kamen wir viel zusammen. Er wurde früh nach Halle berufen, übernahm dann in Wien die Nachfolge seines Lehrers, starb aber in noch jungen Jahren. Wenn ich nach Wien kam, war er stets einer meiner ersten und liebsten Besuche. Nicht sehr groß und etwas rundlich, ein Feinschmecker, war Brückner doch frisch und beweglich, ungemein tätig, ein unermüdlicher Bergsteiger. (Die Alpen hatte er wissenschaftlich früh untersucht.) Dabei immer guter Laune und Liebhaber witziger Anekdoten. Gewinnend liebenswürdig in seinen Umgangsformen, die aus baltischer

5. Professur in Bern

Kultur stammten, aber nichts von dem Herben der Balten an sich trugen. Mit kargen Mitteln baute er sein Institut auf. Man traf ihn meistens in seinem engen Institutsraum bei der Herstellung von Diapositiven an. Seine Persönlichkeit wirkte sich im Kollegium ebenso beruhigend wie anregend aus. Ein hervorragender Gelehrter und ein Mann von Welt, vereinigte er in sich, was sonst an der Berner Universität nicht immer anzutreffen war.

Manche wären noch zu nennen, die uns lieb wurden. Ich will indes nur noch die bedeutendste Persönlichkeit erwähnen, die ich an der Universität antraf, den großen Rechtsgelehrten Eugen Huber, den Schöpfer eines einheitlichen schweizerischen bürgerlichen Rechts. Ihn erfüllte beste und vornehmste Schweizer Kultur. Verehrungsvoll blickte ich zu ihm hinauf. Er selbst hätte freilich jede Betonung solchen Verehrens abgelehnt. Was ganz echte Bescheidenheit ist, konnte man von ihm lernen. Niemals hätte er auch nur mit einer Gebärde verraten, daß er sich neben mir wie einen großen, von seiner Heimat hochgeschätzten und auch um deren politisches Leben verdienten Gelehrten neben einem Anfänger sah. Wie herzlich wir uns verbunden fühlten, spürte ich, als wir uns 1911 zum letztenmal sprachen. Ich war nur wenige Stunden in Bern, um einen Vortrag zu halten. In seinem hoch über der Aare gelegenen Hause fand ich einen Gebrochenen vor; er konnte den Hingang seiner Frau nicht verwinden. Dennoch ahnte ich nicht, daß ich ihn nie wiedersehen sollte. Er raffte sich wieder auf, starb indes, ehe ich 1924, nach der Aufwertung der Reichsmark, Bern abermals besuchen konnte.

Ich betrachtete es sofort und betrachte es noch immer als hohe Auszeichnung, daß beim Abgang von Bern uns — schon im Gasthof — Besuche erwidert wurden: durch Eugen Huber und seine Frau, durch Josef Viktor Widmann und seine Frau und durch Adolf Deucher. Besser konnte nicht bezeugt werden, was wir in Bern besessen hatten und nun aufgaben. Huber, Widmann, Deucher, jeder eine starke Persönlichkeit, jeder ein hochverdienter Träger des Lebens der Schweiz. Alle drei waren viel älter als ich.

Richtige Schweizer waren unter ihnen nur zwei, beide aus dem Osten, Deucher sogar Thurgauer. Widmann war eigentlich mein Landsmann. Doch war er in frühester Kindheit aus Mähren nach der Schweiz gebracht worden und durfte sich bald als echten Schweizer fassen. Sein Dichten verriet zuweilen den österreichischen Einschlag, vielleicht auch seine umfangreiche Kritikertätigkeit mit ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit, sich in Neues einzufühlen und dies Neue ändern erfaßbar zu machen. Wenn damals Verleger Buchanzeigen versandten, stand unter den Besprechungen Widmann fast immer an erster Stelle. Sein Blatt, der „Berner Bund“, gewann so durch ihn eine große Bedeutung für die Welt der Bücher. Was er selbst gedichtet hat, würdigte ich längst an verschiedenen Stellen. Als Anwalt der Tierseele, getragen von schopenhauerischem Mitleid mit dem Tier, ist er der Nachwelt lebendig geblieben. Die Mitwelt schätzte

ihn besonders wegen seiner Reiseschilderungen. Sie erschienen zum Teil in einer vielgelesenen Berliner Wochenschrift und gingen dann erst in Buchform über. Von leisem Humor getragen, schenkten sie Ländern und Leuten so viel Anziehendes, daß man sich verlockt fühlte, die von ihm geschilderten Wege zu beschreiten. Kam nicht aus gleicher Quelle seine Fähigkeit, Dichtungen, ja Bücher so liebevoll zu würdigen, daß man gern geneigt war, sie zu lesen? Da wie dort nahm er die Aufgabe nicht leicht. Die Menge von Büchern, die er besprach, hat er sicherlich nicht nur durchblättert. Viel Wohlwollen hatte er für die jungen Wiener Dichter von damals. Einem der Begnadetsten versicherte ich mit gutem Recht, er sei in der Schweiz unbestrittener als in Wien, und vor allem dank Widmann. Eine große Wiener Zeitung hätte zu Beginn des Jahrhunderts ihn gern zu einem ihrer Schriftleiter gemacht. Schwerlich aber wäre ihm geglückt, sich so spät von Bern loszulösen und in Wien sich einzugewöhnen.

Recht viel lernte ich von ihm. Er vor andern gewöhnte mir das einseitige Erforschen von „Einflüssen“ ab, das ich wie meine Fachgenossen zu treiben gewohnt war. Schon hatte ich mich nach einer Vorlesung in meiner Berner Frühzeit gefragt, wie oft ich wohl soeben das Wort „Einfluß“ vorgebracht hätte. Und ob ich wirklich bei der Annahme der Tatsache eines Einflusses stehen geblieben sei und wirklich nicht gesagt hätte, was denn der angeblich Beeinflusste aus dem angeblich Übernommenen machte. Diese Fragen stellten sich meine Fachgenossen nur selten. Und so weckten wir den Eindruck, nur Plagiate aufdecken zu wollen. Ob Widmann freilich ganz richtig sah, als er in der Besprechung einer meiner Berner Dissertationen alles Gewicht auf den Wunsch des Dichters wie aller Künstler legte, um keinen Preis als Nachahmer zu erscheinen, stelle ich dahin. Hier sei nur angedeutet, daß ganz große Künstler nicht ungerne ihre Vorbilder nannten. (Oft genug wies Goethe auf Quellen seines Schaffens hin.) Und daß gerade die Leute zweiten und dritten Ranges dazu neigen, sich für eigenwüchsiger zu halten, als sie sind, oder auch zu meinen, sie schossen den Vogel ab, wenn sie brächten, was unzweifelhaft noch nie dagewesen war.

Warum sprach ich nie mit Widmann über diese Zusammenhänge? Wohl auch weil ich damals sie nicht ganz ergründet hatte. Aber auch aus meinem altgewohnten Schonungsbedürfnis. Ich fürchtete, ihn zu verletzen. Im Gespräch mit einem Künstler kann man auf diesem überglatten Boden leicht ausgleiten. Hätte es nicht leicht scheinen können, ich zählte auch ihn zu den Zweitrangigen, die nichts von Vorbildern wissen wollen?

Ich hielt mich zurück, nicht etwa, weil Widmann empfindlich gewesen wäre. Er ertrug leicht Einwände, die sich gegen ihn richteten, nicht indes Einwände gegen seinen Freund Spitteler. Da konnte er sehr scharf werden. Ihm, dem Temperamentvollen, entwischte zuweilen gegen seinen Willen, was lange nicht so schlimm gemeint war, wie es klang. Auch in Besprechungen. Als ich ihn einmal in seinem Heim am Muristalden aufsuchte, traf ich unterwegs die Berner

5. Professur in Bern

Dame, die Sudermanns „Ehre“ ins Französische übertragen hatte. Wir gingen zusammen durch den großen Garten auf das Haus hin. Mit dem beflügelten Schritt eines Jünglings eilte uns Widmann entgegen, prallte aber enttäuscht zurück und rief der Dame zu: „Ich dachte, Sie bringen mir Sudermann.“

(Als mir zum erstenmal gesagt wurde, ich sähe Sudermann ähnlich, fühlte ich mich gehoben. Nun war ich für solchen Hochmut bestraft. Tatsächlich hatte ich mir einen langen Bart wachsen lassen, ohne auch nur von fern an Sudermann zu denken. Der Simplizissimus brachte dann einmal ein Bild Sudermanns, auf dem er den Bart wie ein dickes Paket in der Hand hielt, während hinter dem Paket ein bartloses Kinn sichtbar wurde; was da zu sehen war, wirkte nicht erhebend. Wäre das bei mir anders ausgefallen? Dennoch trug ich noch lange diese Maske und bin auch heute noch immer nicht ganz rasiert.)

Kurz vor meinem letzten Zusammensein mit Eugen Huber suchte ich Widmann auf, in Gunten am Thuner See. Diesmal war ich mir bewußt, daß es ein Abschied fürs Leben war. Er war ganz schwerhörig geworden, ein Gespräch also nicht leicht. Dann aber quälte ihn Atemnot. Dennoch begleitete er mich bis Oberhofen. Als ich sah, wie schwer ihm das wurde, wollte ich mit ihm nach Gunten zurückgehen. Er lehnte es ab; es würde ihn weniger anstrengen, meinte er, wenn er beim Gehen nicht spräche. Kaum war ich wieder in Dresden, da erreichte mich die Nachricht von seinem Hingang. Unmittelbar hinterdrein starb seine Frau. Dank einem Zufall sah ich sie nochmals bei der Abfahrt von Bern an der Bahn. Sie schien mir völlig ungebrochen zu sein. Sollte ich in diesen wenigen Berner Stunden ganz zum Totengräber werden?

Wirklich kam es auch noch zum letzten Abschied von Adolf Deucher. Er war 1831 zur Welt gekommen, also ein Achtziger, Widmann 1842, Huber erst 1849. Ich fand ihn frischer und ungebrochener als die beiden Jüngeren, doch milder und weicher als einst. War doch eine kurz angebundene Lebendigkeit früher ihm eigen, die gern zu Ironie griff und ihn selbst so wenig schonte wie die Welt und die Menschen. Verklärt aber wurde sie durch die wirklich sieghafte Liebenswürdigkeit seines Wesens. Auf Frauen, aber durchaus nicht nur auf sie wirkte das stark. Adolf Deucher war Arzt gewesen und dann Schritt für Schritt vom Großrat seines Heimatkantons zum Mitglied des Schweizer Nationalrates, dann zum Vorsitzenden des Nationalrates, endlich 1883 zum Bundesrat emporgestiegen, dank ungewöhnlicher Anlage zu politischer, besonders zu Verwaltungsarbeit. Nicht weniger als viermal bekleidete er das höchste Staatsamt der Schweiz. Eines seiner Präsidentenjahre erlebten wir aus unmittelbarer Nähe mit. Eine hohe, noch im Alter elastische Gestalt, ein Kopf, der aus der Ferne an Björnson erinnerte, eine außergewöhnliche Rednerbegabung ließen ihn als geborenen Staatslenker erscheinen. Schiller hätte in Deuchers Reden manches von Stauffachers Rütliaufruf wiederfinden können, allerdings nicht im Sinn eines durch ungewöhnlichen großen Augen-

blick erweckten Bekennens, sondern als einer weisen und weltkundigen Beherrschung der Mittel, dem Schweizer zu sagen, was ihm frommt. Schweizer Republikanismus hat sich das „meden agan“, das „nicht zuviel“ oder „alles mit Maß“ längst zum Grundsatz erhoben. Adolf Deucher wirkte als rechter Fürsprecher des Grundsatzes.

So war er gar nicht geneigt, sich auf eine Stimmung zu versteifen. Seine Lebenskunst ließ ihn ohne Hemmnisse aus dem Feierlichen zu Scherzen sich wenden. Wir trafen ihn oft auf der Bundesgasse, wenn er von den Amtsgeschäften um 12 Uhr zum Mittagmahl ging. (Im Semester hatte ich dazu nicht Gelegenheit, da ich bis 12 Uhr zu lesen hatte und meist etwas später heimkam als er.) Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit schnellem Schritt auf uns zukam; gern trug er eine rote Blume im Knopfloch. Immer hatte er zu erzählen, am liebsten, was lachen machte. Da fehlten nicht Thurgauer Anekdoten. Er, der Thurgauer, freute sich, wenn er eine neue zu hören bekam. Gekränkt hat ihn keine, obwohl sie alle dem Thurgauer übel mitspielen.

Der Thurgau wird von andern Schweizern scheel angesehen. Die Thurgauer gelten als zu klug, zu gewitzigt, zu schlau. (Ähnlich ergeht es in Deutschland dem Berliner.) Verdacht wird ihnen ihre starke Neigung, Geld zu erwerben. Die Anekdote steigert das zu geschickter Verschiebung der Grenze von mein und dein: Wie stellt man fest, ob ein vielleicht scheinotter Thurgauer noch zum Leben zu wecken ist? Man legt neben ihn ein Fünffrankenstück und läßt ihn dann allein; ist nach zehn Minuten das Geldstück noch unberührt, dann ist er ganz gewiß tot. Warum haben die Thurgauer Bahnen so viele Biegungen? Weil der Zugführer dann besser prüfen kann, ob die letzten Wagen nicht gestohlen sind. Eine dieser Anekdoten wurde bei der Eröffnung der Landesausstellung in Genf vom Jahre 1896 erfunden: Wie soll man es anfangen, daß die Thurgauer nicht allmählich die ganze Ausstellung sich aneignen? Jeder Thurgauer bekommt beim Eintritt in jede Hand eine lebendige Fliege und muß beim Fortgehen die beiden Fliegen lebendig vorweisen. Als der erste Thurgauer die Ausstellung verließ, hatte er zwei lebendige Fliegen in jeder Hand...

Ich rechne nach und entdecke, daß Deucher 1896 Bundespräsident war. Deucher mag über die Geschichte herzlich gelacht haben. War er doch mit harmlosem Humor gesegnet. Und machte er sich doch mitunter ebenso harmlos über seine hohen Würden lustig. So empfahl er, wenn man Bildnisse von Bundesräten sehen wolle, sich an die Abbilder preisgekrönter Stiere und Kühe zu halten. Da stehe doch immer ein Bundesrat neben der Kuh. Er mußte das wissen, da er im Bundesrat die Landwirtschaft zu betreuen hatte.

Das Eigene und das Anziehende des Schweizer Familienlebens lernten wir nirgends so gut kennen und schätzen wie in Deuchers Heim. Es war noch ganz schlicht. Ein Bundesrat bezog damals 15 000 Franken Gehalt; wurde er

5. Professur in Bern

Präsident, so kamen noch 3000 Franken dazu. Wir wohnten Haus an Haus in der Bundesgasse, im gleichen Stockwerk, so daß man sich unschwer durch Klopfen verständigen konnte. Wir fanden unsere Wohnung nichts weniger als geräumig. Als Erich Schmidt uns besuchte, lächelte er über die „Puppenwohnungen“ Berns. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen des Leiters der Eidgenossenschaft wurden auf Staatskosten in den großen Gasthöfen abgeleistet. Überhaupt mußten wir Ausländer aus monarchischen Staaten uns wundern, wie anspruchslos ein Schweizer Bundespräsident sich im Leben bewegte. Bedingt ist das auch durch die kurze, nur einjährige Dauer der Präsidentschaft. Oft genug weiß der Schweizer nicht, wer gerade Präsident ist. An einem sonnigen Sonntagsnachmittag wanderte ich mit Deucher in die Umgebung. Auf der Heimfahrt verlangte der ahnungslose Schaffner Deuchers Fahrkarte. Deucher erwiderte ruhig: „Nummer eins.“ Der Schaffner grüßte flüchtig, und die Sache war erledigt. Viele Jahre später — wir waren schon nach Dresden übersiedelt — fuhren wir von Luzern ab, im Bewußtsein, daß Deucher wenige Minuten früher in Luzern eintreffen könne. Ich wollte mich zu dem Zuge begeben, der ihn vielleicht brachte, und fragte einen Angestellten der Bahn, ob noch genug Zeit wäre, setzte auch hinzu, der Bundespräsident sei zu erwarten. Der Gute meinte, ich wolle da ein festliches Schauspiel sehen, und schnauzte mich an, in der Schweiz sei da nichts Besonderes zu beobachten.

Der Weltkrieg hat der Schweiz so viel politische Bedeutung geschenkt, daß auch an dieser Stelle manches anders geworden ist. Damals kümmerte man sich wenig außerhalb der Schweiz um ihre Bundesräte. Jetzt zählen manche Schweizer Bundesräte zu den Männern, die auf die Weltgeschichte wirken konnten. Ihre Namen sind auch dem Ausland geläufig. Und doch gab es zu meiner Zeit im Bundesrat machtvolle Persönlichkeiten. Ich nenne noch Zemp; er schuf die Bundesbahn, und zugleich mit der Vereinheitlichung und Verstaatlichung der Schweizer Bahnen erwirkte er gründliche Nutzung der Schweizer Wasserkräfte, um durch Elektrizität die Kohle zu ersetzen, die vom Ausland bezogen werden mußte. Forrer, der „Löwe von Winterthur“, las auch an unserer Hochschule; so kam ich mit ihm in eine allerdings nicht nahe Berührung.

Zemp und Forrer waren Deuchers gute Freunde. Aber wir trafen sie nicht in seinem Hause an, blieben hier im engen Kreise der Familie und der nächsten Bekannten. Oft gab es Musikabende; es wurde gute Musik gesungen. Der zweite Sohn Adolf Deuchers war dazu besonders veranlagt.

Nur der Älteste griff auch in das politische Leben der Schweiz ein; er starb in jungen Jahren. Der Jüngste stand im diplomatischen Dienst der Schweiz. Paul Deucher wählte den Beruf, mit dem sein Vater begonnen hatte. Er wurde ein hervorragender Arzt. Wir hatten in dem an guten Ärzten wirklich nicht armen Bern anfangs bei der Wahl von Ärzten stets fehlgegriffen. In einem

kritischen Augenblick wandte ich mich an Paul Deucher. So jugendlich er wirkte, erwies er sich doch sofort als der rechte. Seitdem bewährte er bis in jüngste Vergangenheit immer wieder seine Fähigkeit, die Ursache einer Erkrankung zu erkennen und sie zu beheben. Er kam aus bester Schule, war lange Assistent des großen Schweizer Klinikers und Diagnostikers Sahli, zeitweilig auch des berühmten Chirurgen Kocher gewesen. Sahli, den Wissenschaft stärker fesselte als der einzelne Kranke, wies ihm oft Leute zu, die sich an den Ordinarius gewendet hatten, den Assistenten und Privatdozenten zuerst nicht ganz voll nahmen und zuletzt doch hoch schätzen lernten. Paul Deucher durfte eine glänzende akademische Laufbahn für sich erwarten. Allein ihm war der Erkrankte wichtiger als die Wissenschaft. Auch wirkte sich bei ihm das „meden agan“ ungünstig für seine wissenschaftliche Tätigkeit aus. Er belächelte oft die Arbeit, die ich an Kleines wandte, wenn auch weniger Arbeit genügt hätte. Er zielte auf Lebenskunst, übte sie mit Erfolg, trotzdem er auch schwere Enttäuschungen zu tragen hatte. Mir lag solche Lebenskunst nie, weit eher die schlimme Kunst, mir durch unnötige Bedenken und unbegründete Befürchtungen mein Leben zu erschweren. Er, der Sanguiniker, der mich und besonders meine Frau oft genug von Krankheit befreite, erreichte doch nicht, mir meine Neigung zu Melancholie abzugewöhnen.

Der Sohn führte uns in das Heim seines Vaters ein. Ihm verdanken wir die Freundschaft mit Adolf Deucher. Um so bezeichnender bleibt, daß auch er uns nicht mit Sahli in Beziehung brachte. Ich habe in den zehn Berner Jahren kaum ein Wort mit Sahli ausgetauscht. Wahrscheinlich hätten wir uns nie verstanden. Dafür öffnete uns Deucher den Weg zu dem großen Kocher. Paul Deucher hatte richtig das Ungefährliche einer Geschwulst meiner Frau erkannt, aber er bestand auf chirurgischem Eingriff. Kocher bestätigte in jeder Beziehung, wie richtig unser Freund uns beraten hatte. Das Ergebnis war das denkbar beste.

Die medizinische Fakultät Berns stand auf voller Höhe, nicht nur dank Kocher und Sahli. Neben ihnen nannte man besonders den Dermatologen, einen Nichtschweizer; er ging bald darauf nach Breslau; den Ruf nach Berlin lehnte er dann ab. Wir verkehrten viel mit ihm. Auch mit dem Assistenten des Physiologen; er machte sich einen großen Namen, besonders im Ausland, wurde nach unserem Abgang Leiter des Berner physiologischen Instituts, des Hallerianums, und erntete hohe wissenschaftliche Ehrungen. Man lächelte oft über die Menge von Medizinern, mit denen wir in naher Berührung waren.

Keiner freilich von den Ärzten Berns war der Welt so bekannt wie der Welschschweizer Dubois. Er setzte sich zum Ziel, die Menschen — ganz im Sinne Kants — durch die Macht ihres Gemütes gesund zu machen. Tatsächlich wirkte er durch Suggestion, oft mit überraschendem Erfolg. Das führte ihm in einem Zeitalter, dessen Menschen immer nervöser wurden, unzählige Heilbedürftige zu. Selbstverständlich bildete sich zwischen ihm und den strengen Anhängern medi-

zinischer Wissenschaft eine weite Kluft. Mit ihnen fühlten wir uns eins. Aber ich muß zugestehen, daß Dubois ein lästiges Ekzem, Ergebnis einer Mayonnaise von Seesternen, die einer in Sizilien gegessen hatte, beseitigte, während die Fachmedizin nichts erreicht hatte. Zuweilen stiftete Dubois freilich auch Unheil. Eine Wienerin aus reichem Hause fühlte sich derart an ihn gebunden, daß sie erklärte, sie müsse in Bern bleiben, um ihm nahe zu sein. Da sie sich von Mann und Kindern nicht trennen wollte, mußte ihr Gatte, Sohn eines der berühmten Architekten Wiens, sein hohes diplomatisches Amt in Berlin aufgeben und ihr nach Bern folgen. Eines Tages kam er zu mir mit der Frage, ob ich ihm Lehrer oder Lehrerinnen für seine Kinder empfehlen könne. Wie sich das weiter entwickelte, weiß ich nicht. Wir verließen bald darauf Bern.

Überblicke ich die ganze Schar von Berner Kollegen, die uns in Bern bekannt wurden, so treffe ich nicht auf Freundschaften, die uns ins Alter begleiteten. Eugen Huber starb früh. Mit andern war man mehr oder minder vertraut, aber doch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes befreundet. Eine einzige Ausnahme bestand und besteht immer noch. Mit der Familie des Anglisten Müller-Hess sind wir bis heute eng verbunden. Er war ein guter Kenner des Sanskrits; da indes dies Fach in Bern nicht auf viel Hörer rechnen konnte, lehrte er englische Sprache und Literatur; bei langem Aufenthalt auf englischem Boden war ihm der Gegenstand geläufig geworden. Er war viel älter als ich; lebt auch schon seit langem nicht mehr. Ein vorsichtiger, etwas ängstlicher, innerlich vornehmer Charakter, mied er wie Hirzel die Lehramtsschule. Deutscher von Geburt, war er zugleich mit Baslern verwandt, führte auch eine Baslerin heim. Sie war, obwohl sie einem alten Patriziergeschlecht der Stadt entstammte, ganz frei von den Zügen, die den Patriziern Basels gern vorgehalten werden. Humorvoll und bei aller Güte doch auch mit einer scharfen Zunge bedacht, übte sie gern und erfolgreich ihren Spott an den etwas steifen altüberlieferten Bräuchen ihrer Standesgenossen. Sie berichtete das und anderes, das ihr widersprach, so drastisch, und so witzig, daß man sich vor Lachen ausschütten mußte. Immer traf sie den Nagel auf den Kopf. Getragen aber war das alles von der stets hilfsbereiten Güte einer Rundlichen. Man konnte ihr nicht böse sein, wenn sie sich über einen lustig machte. Ihre Tochter war und ist uns lieb, als wäre sie unser Kind. Ihren Sohn sahen wir seit langem nicht; er heiratete und übersiedelte nach Basel. Die Tochter behütete aufopfernd die alternde Mutter und tut das immer noch. Wir beide sind ihr dankbar, daß sie Tante und Onkel Walzel noch immer so liebevoll behandelt wie einst als kleines Mädchen.

Treu hält zu uns auch die Nichte der Übersetzerin Sudermanns, Alix Bodenheimer. Sie hörte einst bei mir, wurde dann Lehrerin in Interlaken und gewann hier großes Ansehen. Nahe kamen wir uns erst seit 1924. Energisch und klug, tat sie viel, mich mit alten Schülern, die in und um Interlaken tätig sind, in Verbindung zu erhalten.

Mein Hörer war auch der Sohn des vorzüglichen Augenarztes der Universität, Ernst Pflüger. Er selbst wählte das Fach seines Vaters, hielt sich aber fern von der Universität. Ich schätzte in ihm einen hervorragenden Berater; meine Augen verdanken ihm viel. Immer noch beschäftigt er sich gern mit Dichtung, noch mehr aber mit bildender Kunst.

Wecke ich nicht den Anschein, durch die lange Liste von guten Bekannten zu widerlegen, was ich früher sagte? Wenn ich jetzt diese Liste mustere, so könnte ich mich selbst darüber wundern, daß wir in Bern dennoch den Eindruck gewannen, zurückgezogen zu leben. Daß wir vollends mehr und mehr Gastlichkeit fast nur noch meinen Hörern und Hörerinnen zuteil werden ließen. Man wolle aber nicht vergessen, daß in einer Kleinstadt — und das war Bern damals noch — Beziehungen zu andern schlechthin beim Zusammentreffen auf der Straße nicht nur unterhalten, auch vertieft werden können. Man geht oft ein paar Schritte zusammen, man erzählt sich, was man erlebt hat, man führt vielleicht sogar ein wissenschaftliches Gespräch. Auch diese Umgangsform bot uns, was wir in Wien nicht gehabt hatten. Wir standen dem Leben in Bern näher.

An erster Stelle stand uns ein für allemal die Aufgabe, die ich an der Universität zu leisten hatte. Sie war nicht leicht. Die Universität Bern forderte volle zwölf Stunden Vorlesungen und Übungen in der Woche. Zwar wurde mir versichert, das werde nicht ganz streng genommen. Aber ich führte das bis zuletzt immer genauer durch, rechnete allerdings wöchentlich zwei Stunden Beratung von Dissertationen ein. Sie reichten immer weniger für die große Anzahl von Kandidaten. Von vornherein war mir nicht leicht gemacht, meine Stunden überhaupt unterzubringen. Mein hochangesehener Vorgänger Ludwig Hirzel hatte nur noch wenige Stunden gelesen, weil er schwer erkrankt war. Jeder Hochschullehrer weiß, wie schwierig es ist, etwas zu beanspruchen, was der Vorgänger zuletzt nicht beanspruchte. Zu Beginn meines ersten Berner Semesters entdeckte ich mit Freude, daß Samstag nachmittag Platz für mich war. Ahnungslos ging ich hin; da erschien entrüstet der Pedell und erklärte, Samstag nachmittag dürfe nicht gelesen werden; täte ich es doch, so müsse er mich anzeigen. Bald wurde der Pedell mir sehr lieb; damals fand ich sein Auftreten etwas seltsam und wunderte mich, daß ich nicht früher auf diese Bestimmung aufmerksam geworden war, während doch die Ankündigung meiner Vorlesungen längst am Schwarzen Brette befestigt war. Ich verlegte also diese Stunden in unsere Wohnung. Das war um so leichter, als die Übung, die in Frage kam, nur wenige Teilnehmer hatte.

Ein völlig unerwartetes Hemmnis wurde mir die sogenannte „Lehramtsschule“ der Universität. Die Schulen Berns und wohl der ganzen Schweiz sind dreistufig angeordnet: Primarschule, Sekundarschule, Gymnasium oder höhere Schulen mit anderen Namen. Primarlehrer, die vorwärtskommen wollen, legen die Sekundarlehrerprüfung ab. Vorbereitet werden sie auf der Lehramtsschule in

5. Professur in Bern

vier Semestern. Nicht wenige Sekundarlehrer arbeiten weiter und unterziehen sich dann der Staatsprüfung für das höhere Lehramt, machen auch meist vor oder nachher ihren Doktor. Für die Lehramtsschüler wurden fast alle großen Vorlesungen und viele Übungen an der Philosophischen Fakultät gehalten. Eine Anzahl von Professoren konnte nur noch ein zweistündiges Seminar mit der umfänglichen Tätigkeit für die Lehramtsschule verbinden. Natürlich wurde für die Lehramtsschule jedes Jahr Gleiches gelesen.

Mein Vorgänger Hirzel hatte Arbeit für die Lehramtsschule abgelehnt. So las ein älterer tüchtiger Schulmann für sie deutsche Sprache und Literatur. Ich fand diesen Zustand vor und sah mich genötigt, die Ausnahmehaltung Hirzels zu wahren. Das war gewiß sehr ehrenvoll. Hirzel war strenger Gelehrter und meinte, in der Lehramtsschule viel von seinen wissenschaftlichen Ansprüchen aufgeben zu müssen. Mir war anfangs recht lieb, Gleiches tun zu dürfen. So hatte ich ja überhaupt nur mit Hörern höherer Ordnung zu tun. Durch einen glücklichen Zufall kam in meinem dritten Berner Semester eine beträchtliche Anzahl solcher Hörer höherer Ordnung vom Berner Gymnasium an die Universität. Fast alle leisteten später Gutes; sie sind zum Teil uns liebe Freunde geworden. Ich nenne jetzt nur zwei: Maria Krebs, die dann nach ihrem Gatten Maria Waser hieß, mein Stolz und meine Freude; dann den Leiter der Berner Stadtbibliothek Hans Bloesch, diesen ebenso kenntnisreichen wie feinsinnigen Forscher und Darsteller und grundvornehmen treuen Menschen.

Maria Krebs' Dissertation lag im Gebiet der Schweizer Geschichte, nicht auf meinem. Ihr Lebensweg machte ihr Kunst und vor allem Dichtkunst immer wichtiger. Ich war mehrfach Gast ihrer Eltern und ihrer Schwester in Herzogenbuchsee. In Zürich sah ich sie zweimal; schon war sie eine geschätzte Erzählerin. Zum letztenmal war ich mit ihr auf dem Axenstein zusammen. Sie besuchte uns. Die anwesenden Schweizer waren hocherfreut, die berühmte Landsmännin persönlich kennen zu lernen. Sie staunte, wie schön es da oben ist. Sie kannte die Gegend nicht, obwohl ihr Freund, der hervorragende russische Neurolog Monakow, ständiger Gast des Hotels war. Die Verse, die sie mir zum 65. Geburtstag sandte, ergriffen mich tief.

Wie Maria Krebs wählte auch ihre Freundin Hedwig Wäber die Geschichte der Schweiz. Mit ihr verbindet uns nun seit mehr als vierzig Jahren eine oft-erprobte Freundschaft. Sie zählt zu den Begnadeten, die schon, wenn man sie erblickt, einem Freude machen, heute wie je. Sie ist nun einmal unser Liebling.

Als ich Bloesch 1924 nach langer Unterbrechung wiedersah, war es als hätte ich den Jüngling vor mir, der meine Vorlesungen hörte. Ja noch immer kann ich nicht ganz begreifen, daß er gleichfalls älter geworden ist. Die schlanke Gestalt, das kaum ergraute schwarze Haar machen ihn mir zum Zwanziger, und ich vergesse die vierzig Jahre, die inzwischen vergingen. Freilich hat er sich sogar eine gewisse Würde der Haltung angewöhnt, er, der in seinen Anfängen bewußt

Zigeuner war, ein Dichter, der mit leisem ironischen Lächeln die Welt beschaute und wertete, bald in Paris zuhause, bald in Rom. Sein Vater war Theolog an der Universität und Leiter der Stadtbibliothek. Ich kannte ihn kaum und weiß nicht, wie er über die Beschwingtheit seines Sohnes dachte. Er selbst war wohl anders. Es gibt indes eine Nemesis: Seit längerer Zeit steht an der Spitze der Stadtbibliothek sein Sohn Hans. Der ist ein weithin bekannter Fachkenner des Büchereiwesens geworden und bestätigt sich führend in seinen Veröffentlichungen wie in Versammlungen seiner Fachgenossen. Seine schriftstellerische Begabung und seinen Humor hat er sich erhalten.

Mit wenig Hörern begann ich. (Ich las 16. Jahrhundert, dann Sturm und Drang.) Rasch wurden es mehr. Zu den Studenten gesellten sich Damen aus der Stadt, unter anderen auch Kolleginnen. Sichtlicht wurde es Brauch, mich zu hören. Ich durfte zufrieden sein. Leicht erkämpft war der Erfolg nicht. Hatte ich doch meine Vorlesungen zum guten Teil noch herzustellen. Und je mehr sie Zustimmung fanden, desto besser suchte ich sie zu gestalten. Doch um nicht von der Hand zum Mund zu leben, hatte ich viel am Schreibtisch zu sitzen. Es ist alte Erfahrung der Hochschullehrer, daß bei der Wiederholung von Vorlesungen man immer ausführlicher wird. Schlicht ausgedrückt heißt das: Beim ersten Mal benötigt man viel mehr Notizzettel als später. Zu prüfen hatte ich schon ziemlich viel; war ich doch sofort Mitglied der Staatsprüfungskommission geworden, hatte auch im Nebenfach manchen Doktoratskandidaten auszufragen. Solche Belastung kürzte unsere Spaziergänge immer mehr ab. Schon in Wien war ich nach dem Abgang von der Hofbibliothek beleibter geworden. Das steigerte sich noch bei meiner sitzenden Lebensweise in Bern. Das Herz litt darunter. Oft mußte ich mir bekennen, daß mir mein Herz wie ein Ballen Wolle vorkam. Paul Deucher griff mit Erfolg ein. Strophanthus wurde mir unentbehrlich. Dann mußte ich ihn auf dem Wege zu seinen Kranken begleiten, um Bewegung zu machen. Gründliche Umstellung kam erst 1905 zustande. Damals wurde mir klar, daß die Berner Luft viel Nahrungsbedürfnis weckt, daß man schlechthin zu viel isst und sehr viel Bewegung benötigt, wenn man nicht zu Schaden kommen will. Beste und wirksamste Hilfe war mir die Aare. Ich habe immer nur einen einzigen Sport getrieben, das Schwimmen. Auch da bestätigte sich, was ich über die mangelnde Willenskraft meiner Anfänge zu sagen hatte. Obwohl ich früh Unterricht nahm, brachte ich es erst in meinem fünfzehnten Lebensjahr zum Freischwimmen. Wir waren seit 1874 fast ausnahmslos immer in Sommerfrischen, die an einem See lagen. Das wurde damals gerneübter Brauch. Wir badeten auch viel, aber bis zum Schwimmen kam es weder bei meiner Schwester noch bei mir. So war es auch geblieben, als wir zum erstenmal in Riva am Gardasee weilten. Das Bad war köstlich, und dank der südlichen Wärme ging man gern zweimal am Tage ins Wasser. Als wir im nächsten Sommer wiederkamen, hatte Hochwasser den großen Park des Hotels überflutet, eines früheren Herrensitzes. Die Badehütte war unzugänglich. So blieb nur übrig, den heißen

sonnigen Weg in die Stadt und zur Militärschwimmschule zurückzulegen. Ein tüchtiger Schwimmlehrer brachte uns beiden hier rasch bei, was uns noch fehlte. Richtiger wäre, zu sagen, daß wir endlich entdeckten, was man alles kann, wenn man nur ernstlich will.

Dem guten Schwimmeister Avancini bin ich so dankbar, daß ich seinen Namen immer noch im Gedächtnis habe. Mehr als ein Menschenalter später, 1913, waren wir in Marienlyst bei Helsingör. Ein Däne versicherte mir, er hätte nie gedacht, daß ein deutscher Professor im Alter von fünfzig Jahren wie eine Robbe schwimmen könne. Dänen sind gute Kenner des Faches.

Mich wundert, daß ich nicht gleich im ersten Berner Sommer das Aarebad aufsuchte. Paul Deucher entschied auch in diesem Falle. Fortan trieb ich das vom Mai bis September. Wenn ich anfang, hatte die Aare kaum mehr als 12 Grad Celsius. Das Wasser roch stark mineralisch; mir war, als röche ich Gletscher. Auch ich schwamm dann nur von einer Treppe bis zur nächsten, aber im stolzen Bewußtsein, daß nur wenige Gleiches wagten. Die strahlende Maisonnette erwärmte mich rasch wieder.

Mir war nie eine Badegelegenheit lieber und vertrauter. In und um Dresden traf ich auf bescheidenen Ersatz. Den schönsten Reiz des Aarebades genoß ich im letzten Berner Sommer. Die Unternehmendsten gingen aareaufwärts am Ufer, bis sie eine Stelle fanden, an der sie bequem ins Wasser kommen konnten. Manche legten weite Strecken zurück, ehe sie sich vom Strome herabtragen ließen. Ich begnügte mich mit etwa anderthalb Kilometer. Beim ersten Versuch kam mir das recht weit vor. Bald wurde es ein hoher Genuß. Auf der kürzeren Strecke war ich davor bewahrt, gelegentlich an eine im Wasser verborgene tote Kuh anzustoßen. Aber ich lernte doch das Unbehagen kennen, das durch unerwartete Berührung eines festen Körpers sich beim Schwimmen einstellt; wenn es auch nur ein Stück Holz ist. Später verleideten mir aus gleichem Grunde Qualen, die unter Wasser schwammen, die Ostsee.

Barfuß aareaufwärts zu wandern, war kein Vergnügen. Da war eine längere Strecke mit Zementboden; lagen Sandkörner auf ihm, so stöhnten Verwöhnte auf. Ich schaffte mir solche Wehleidigkeit bald ab. Bedenklicher war wegen der starken Strömung das Landen. Mehrere Treppen boten sich an. Wer versehentlich die letzte nicht erreichte, konnte ein Kreuz über sich machen. Nur wenig stromabwärts liegt links ein langes Wehr, die „Schwelle“, wie man in Bern sagt. Über sie kam man lebendig nicht leicht weg. Auf der andern Seite geht es in einen unterirdischen Werkkanal. Da winkt auch nicht viel Heil. Ich pflegte gleichwohl an der letzten Treppe zu landen. Das hatte ich gelernt, als ich noch auf ganz kurze Strecken mich der freien Aare anvertraute. Wieviel Mut und wieviel Selbstvertrauen hat mir die Aare beschert. Und wie gut wirkte sich das bei ganz anderen Gelegenheiten bald aus, auch in meinem Beruf. Sonst hätte ich nicht so viel hier über das Aarebad vorgebracht. Heute freilich frage ich Jubelgreis mich erstaunt, wie ich jemals so beweglich und gewandt sein konnte.

Voraussetzung auch der endlich erreichten Gewichtsabnahme wurde die Aare. Schon 1904 war ich da auf gutem Wege. Dann aber machte ein holländisches Seebad durch seine vorzügliche und mehr als reiche Kost alles Erreichte zunichte. Im nächsten Jahr war ich vorsichtiger. Schon waren etwa einhundert Kilogramm erreicht. Wenn ich mich bückte, bekam ich Kopfschmerzen. Die ersten Anzeichen einer Gewichtsabnahme beobachtete ich mit Genugtuung. Als ich bei neunzig Kilogramm angelangt war, wurde ich zuversichtlicher. Tatsächlich erledigte ich in wenigen Monaten etwa fünfundzwanzig Kilogramm und blieb dann für lange Zeit an dieser Stelle stehen. Sparsames Essen, Verzicht auf Süßigkeiten, dann viel Wandern halfen mit. Man warnte mich und sagte mir, ich schädige mein Herz. In Wirklichkeit danke ich nur dieser Verjüngung, daß ich noch lebe. Hätte ich sie nicht durchgesetzt, ich wäre längst einem Schlaganfall erlegen. Nun war ich nicht nur verjüngt; ich fühlte mich jugendlicher als je, beweglicher und unternehmender, legte mühelos weite Märsche zurück, stieg leicht bergauf, brauchte nicht unbedingt nach dem Mittagessen zu schlafen. Ausfall des Nachmittagsschlafes bedeutete für mich bis dahin unausweichlichen Kopfschmerz. Fortan wurde mir Kopfschmerz etwas Unbekanntes. Es sei denn, daß meine etwas schwierigen Augen, die damals zu Weitsichtigkeit zu neigen anfangen, mir Schmerzen eintrugen.

Das alles war für mich neue Jugend, nein, Jugend, wie ich sie nie vorher gefühlt hatte. Sie blieb mir bis in den Weltkrieg hinein bewahrt. Dann allerdings wurde es anders. Die vierziger Jahre aber in solcher Stimmung zu erleben, nicht mehr wie in seiner Frühzeit bedrängt von der Frage, ob man überhaupt etwas zu leisten fähig sein werde, ist etwas Außerordentliches.

Ich darf noch hinzusetzen: Wenn mir jetzt immer noch die Schweiz wie ein Stück Heimat erscheint, so ruht das vor allem auf den zwei letzten Jahren in Bern. Bern ist mir in ganz besonderem Sinn Stadt meiner Jugend geworden. Unvergeßlich bleibt mir, was die Aare mir geschenkt hat.

So mußte ich hier lange bei der Aare verweilen. Und ich bin noch weiter genötigt, von ihr zu berichten. Gern ging ich nach der Vorlesung um 12 Uhr ins Bad, oft begleitet von Hörern. Oder auch am Nachmittag. Unten am Flusse traf man immer eine lange Reihe von Bekannten. Das Bad war Stelldichein nicht nur von älteren und jüngeren Kollegen. Sogar unser Unterrichtsdirektor Gobat fehlte selten. An ihn freilich wagte sich kaum einer heran. Nach dem Bade lag er ausgestreckt auf dem Boden, nur bedeckt von einem Handtuch, schlief auch zuweilen. Wer hätte ihn stören wollen? Was ich früher vom Verkehr mit Kollegen auf der Straße sagte, gilt ganz besonders von der Aussprache an der Aare. Konnte man doch in den Ferien sogar einstige Berner Professoren, die inzwischen in Deutschland zu hohen Ehren emporgestiegen waren, hier erblicken. Mir war am liebsten, daß ich mit meinen Studenten da in nahe Fühlung kam. Wo hätte das ungehinderter geschehen können? Wo hätte sich weniger ein Gefühl der Distanz eingestellt?

Sie waren mir ja das Liebste und Wichtigste. Sie wußten das und bewahrten mir Treue. Viele gingen schon dahin, Maria Waser, dann die wohl bemerkenswerteste Persönlichkeit, der ich den Weg zum Doktor bahnen durfte, Andreas Fischer.

Woker empfahl ihn mir sehr warm. Er hatte dazu gutes Recht. Fischer, ungefähr in meinem Alter, war den Weg vom Primarlehrer zum Sekundarlehrer gegangen und auf beiden Stufen längere Zeit tätig gewesen. Er stammte aus dem Haslital, aus einer Gegend, die für urschweizerisch gelten darf, eine herbe, verschlossene, wortkarge Natur. Nicht auf den ersten Blick konnte man ihm gerecht werden. Sein Vater war als Bergführer auf dem Montblanc verunglückt, sein Bruder als Mitglied einer Expedition, die den Kaukasus erforschte. Fischer selbst war ein ausgezeichneter Bergsteiger, zäh und von ungemeiner Körperkraft, nur Knochen und Sehnen. Wenn er einem hilfreich die Hand reichte, meinte man, sich auf einen Felsen zu stützen. Dennoch erlag auch er seiner Leidenschaft für die Berge. Das Unglück ereignete sich, als ich schon längere Zeit in Dresden war; kurz vorher waren wir beide noch vertraut zusammen gewesen. Mit einem anderen meiner Schüler, mit Ernst Jenny, dem Verfasser einer Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, wanderte er zum Aletschgletscher und glitt auf vereistem Boden aus. Wahrscheinlich hätte er nie gedacht, bei einer verhältnismäßig leichten Unternehmung das Schicksal von Vater und Bruder zu erleiden.

Schullehrer zu werden, war sicherlich nicht sein eigentlicher Beruf. Er fühlte sich auch nicht glücklich an einer der angesehensten höheren Schulen der Schweiz. Weit besser wäre er ein großer Kolonisator geworden; war er doch eine Herrschernatur. Das läßt sich an seiner Dissertation über Goethe und Napoleon deutlich verspüren, das ließ sich schon heraushören, wenn er auch nur Goethes Worte sprach: „Sie gönnten Cäsar das Reich nicht und wußten's nicht zu regieren.“ War das nicht sein eigenes Schicksal? Allein dies Herrscherhafte seiner Persönlichkeit verband sich mit einer überempfindlichen Zurückhaltung. Ich hatte später einmal mit ihm allein an einem Abend zusammensein wollen. Ein Schweizer Fachgenosse, der an ihn nicht von fern heranreichte, aber eine einflußreiche Stellung einnahm, gesellte sich zu uns. Fischer sprach fortan kaum noch ein Wort. War das unnötige Bescheidenheit oder verletzte es ihn, daß ich den andern nicht abgewimmelt hatte?

Die Arbeit über Goethe und Napoleon war ausgezeichnet und mußte sofort in zweiter Auflage erscheinen. Als ich bald darauf Ottokar Lorenz kennenlernte, beglückwünschte er mich wegen dieser reifen und starken Leistung. Allerdings hatte ich kaum Gelegenheit, auf sie einzuwirken. Sie ist weniger literargeschichtlich als weltgeschichtlich in ihrem Grundzug. Wenn ich bedenke, wie dankbar mir Fischer immer war, muß ich mich fragen, ob ich diesem reich Veranlagten, zu geschlossener Weltanschauung Vorgesungenen überhaupt etwas zu geben hatte, ob ich ihn meinen Schüler nennen durfte.

Nun hätte ich Verfasser der ersten Hefte meiner „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte“ zu nennen. Bloesch eröffnete den Reigen. Hermann Gschwind, Ludwig Hirzel, der Sohn meines Vorgängers, Wilhelm Ochsenbein, Otto Blaser schlossen sich an. Fast alle wurden hervorragende Lehrer an höheren Schulen. Gustav Keckeis leitete und leitet nicht nur große katholische Verlage (erst Herder, dann Benziger), er bot auch unter dem Decknamen Johannes Muron gewichtige Dichtung. Er kam in einem meiner späteren Berner Semester zu uns. Dann Hans Bracher, Julia Wernly, Rudolf Buchmann, Otto Zürcher. Sie alle waren Schweizer. Sehr viel Bedeutung für das Schweizer Schulwesen gewann Emma Graf; ihre Dissertation erschien in einer anderen Sammlung. Wir standen uns sehr nahe. Um so mehr erschütterte mich ihr früher Tod. Auch Luise Zurlinden wurde mir schon vor Jahren genommen. Sie war Frau eines Missionspfarrers gewesen. Früh verwitwet und Mutter zweier Kinder, mußte sie sich aus eigener Kraft ein neues Leben aufbauen. Sie eröffnete eine Privatschule in Bern und hatte bald Töchter aus guten Häusern zu leiten. Jahrelang konnten wir von der Rückseite unserer Wohnung Leben und Treiben dieser Schule verfolgen. Eines Tages erblickte ich das mir wohlbekannte Gesicht Frau Zurlindens unter meinen Hörern. Bald waren wir nahe befreundet. Im Weltkrieg sandte sie uns oft Liebesgaben, die wir dringlich benötigten. Ich erwähne das, weil es Ausnahme war. Sie war wirklich befähigt, Platonisches in der deutschen Romantik nachzuweisen, auch wo man es bis dahin kaum gesucht hatte. Etwa bei Bettine. In unseren „Jahresberichten“ (5, 597 f.) hob ich hervor, wie stark sich Ganzschau in dieser Arbeit auswirkt. Seitdem ist nicht nur mir Ganzschau wichtiger und wichtiger geworden. So würde Frau Zurlinden, wenn jetzt einer ihr Buch läse, wohl besseres Verständnis finden. Damals verurteilte ein Philosoph die Arbeit, hatte aber zum Nachweis seiner Wertung nur die Eingangsworte abgedruckt. Und das nennt sich Wissenschaft.

In jungen Jahren starb Lili Haller. Ihre temperamentvolle Dissertation über Jeremias Gotthelfs Erzählungstechnik ist nicht in meinen „Untersuchungen“ enthalten. Ich hoffte, sie werde mehr Leser finden, wenn sie nicht im Gewande anspruchsvoller Wissenschaft auftrat. Lili Haller schrieb über Erzählungstechnik, weil sie selbst Erzählendes zu verfassen dachte. Ihr Roman „Die Stufe“ berichtet von ihrer Jugend. Feinfühlig gedachte sie hier ihres Lehrers. Kunstvolle Schilderung von Persönlichkeiten, die in die Geistesgeschichte der Schweiz eingriffen, war ihr besonders lieb. So schrieb sie etwa über Julie von Bondeli, die Freundin Wielands. Im Sommer 1924 war ich am Thuner See viel mit ihr zusammen. Als ich ungefähr neun Jahre später auf dem Berner Bahnhof von ihr Abschied nahm, ahnte ich nicht, daß wir uns nie wiedersehen sollten.

Zu meinen treuesten Freunden rechne ich Ernst Trösch. Er zeigte in der Doktorarbeit, wie die sogenannte Helvetik, die Auswirkung der Französischen

Revolution, in der deutschen Literatur der Schweiz sich spiegelt. Ein ausgezeichnete Schulleiter und Schulmann, bot er der Schule wertvolle Lehrbücher. Urkräftig und urgesund, vielleicht mehr noch ein Mensch der Tat als des Wortes, ein vorzüglicher Organisator, veranstaltete er durch viele Jahre Reisen nach dem Orient, besonders nach Griechenland. Ich konnte keine mitmachen, weiß aber, wie hoch auch in Kollegenkreisen diese Fahrten geschätzt wurden. Tröschs Tatkraft wandte sich inzwischen andern Zielen zu. Bis vor kurzem fuhr er, dem das Autofahren zur Leidenschaft wurde, uns jeden Sommer nach irgendeiner schönen Stelle seiner bernischen Heimat.

Trösch zählte schon zu den Hörern, die ich im Bereich der Lehramtsschule hatte. Allmählich war mir klar geworden, daß ich die von Hirzel überkommene Ausnahmstellung nicht länger wahren dürfe. Auf die Dauer kann man an so verantwortungsvoller Stelle nicht Einspänner bleiben. Der starke Zustrom der Hörer, die von höherer Schule kamen, konnte naturgemäß nicht anhalten. So gewann ich den Eindruck, der Betrieb meiner Vorlesung wolle sich nicht weiterentwickeln. Man vertraute mir an, daß die Lehramtsschüler recht gern auch zu mir kämen, daß es ihnen aber schlechthin an Zeit fehle, Vorlesungen über deutsche Dichtung doppelt zu hören, an der Lehramtsschule, wo sie verpflichtet waren, sie zu hören, und dann noch bei mir. Setzte man ihnen doch alles andere nicht zweimal, nur einmal vor. Trotzdem hatten sie fast den ganzen Tag Pflichtvorlesungen zu besuchen. Als der Vertreter der neueren deutschen Literatur an der Lehramtsschule starb, zögerte ich keinen Augenblick, seine Nachfolge zu übernehmen. Ich hatte es nie zu bedauern, wenn das auch eine beträchtliche Mehrlast bedeutete. Nun erst fühlte ich mich an der Berner Universität unentbehrlich. Nun erst kam ich an die künftige Lehrerschaft ganz nahe heran, aber auch an das Wesen des Schweizers.

Bei mir mußten jetzt alle Lehramtsschüler hören, auch die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung. Selbstverständlich erhob ich an sie in der Prüfung geringe Ansprüche; war es für sie doch nur eine Bildungsprüfung. Ganz besondere Freude erlebte ich indes an ihnen in der Stilübung. Vielleicht hat schon einmal der oder jener eine Schweizer „Saaltochter“ gefragt, wo sie so gutes Englisch gelernt habe, und mit Staunen erfahren, sie hätte längere Zeit — nicht nur ein paar Wochen — in England, aber auch in Frankreich oder in Italien zugebracht, um gründliche Kenntnis der Landessprache zu gewinnen. So bereitet sich eine Schweizer Kellnerin vor. Ich glaube, wenige Lehramtsschüler angetroffen zu haben, die sich nicht ebenso gut im Ausland umgesehen hätten. Die Sprachen, in denen man unterrichten wollte, lernte man grundsätzlich in deren Heimat. Was das bedeutet, brauche ich nicht noch ausdrücklich zu sagen. Bei der Sprache blieb man nicht stehen. Mit offenem Auge und mit Scharfblick beobachtete man Leben und Treiben des Auslands. Mir lag wenig daran, in der Stilübung abgenutzte Stoffe behandelt zu sehen. Ich ließ den Teilnehmern freie Bahn und legte ihnen von vornherein nahe, Er-

lebtes zu berichten. Oft griffen sie nach ihrem eindruckreichsten Erlebnis, erzählten frisch und lebendig, was sie im Ausland gesehen und was ihnen da aufgegangen war. Mir war es ein Vergnügen, dergleichen vorzulesen, und ich spürte, daß es auch den Zuhörern willkommen war. Überrascht wurde ich durch die Tatsache, daß Mathematiker und Naturhistoriker noch Besseres lieferten als die Schüler der anderen Abteilung. Sie waren meistens älter und reifer. Sie waren auch bessere Beobachter. Im ganzen konnte ich mich freuen, daß man mir und sich in diesen Übungen nicht mühselig etwas vormachte, sondern mit viel innerem Anteil persönliche Eindrücke brachte.

Kurz vor dem Ende meiner Berner Zeit gab ich diese Übungen an einen anderen ab. Ich tat das mit Bedauern. Allein ich fand keinen anderen Weg, die Stundenzahl meiner Vorlesungen für die Lehramtsschule zu vermehren. Bis dahin hatte ich im Sommer dreistündig über das 18. Jahrhundert gelesen, im Winter zweistündig über das nächste. Nun hatte ich dort vier, hier drei Stunden zur Verfügung, also genau die zwei Stunden mehr, die das Stilistische Praktikum beansprucht hatte.

In solcher Knappheit etwas Triftiges zu sagen, ist schwer. Auf jedes Wort kam es an. Da ich jedes Jahr dasselbe darzustellen hatte, gewann ich bald eine solche Übung, daß ich eher zuviel als zuwenig bot. Gerade meine anderen Hörer, auch Deutsche aus dem Reich, belegten gern diese grundrißartigen Vorlesungen. Sie erkannten, daß es mir um eine gewisse innere Vollständigkeit zu tun war.

Als ich für die Lehramtsschule zu lesen begann, hatte ich ältere ausführlichere Hefte rücksichtslos zusammengestrichen. Noch fühlte ich mich nicht sicher genug, einen Abriss nur für die Lehramtsschule auf ein paar Zetteln niederzuschreiben. Gewiß wäre das nicht gleich vollständig geworden. Mir persönlich indes hätten sich nicht unangenehme Folgen ergeben. Von Anfang an stellte ich mich in den Dienst der Lehramtsschule mit der festen Absicht, neben den für sie bestimmten knappen Vorlesungen auch andere ausführlichere zu halten. Ganz unmöglich und widersinnig wäre gewesen, die alten Vorlesungshefte auch zu diesem Zweck zu nutzen und nun alles wieder einzufügen, was für die Lehramtsschule gestrichen worden war. Das Ausführlichere mußte neu hergestellt werden, mußte überdies Ergänzung der Grundrißvorlesung und zugleich etwas Einheitliches sein. Die neue Aufgabe war schwer. Ich bin mir bewußt, sie nicht immer glücklich gelöst zu haben. Dagegen konnte ich mich ins einzelne vertiefen, weit mehr, als ich das bis dahin in Bern gewagt hatte. Noch in Bonn zog ich aus dieser eindringlichen Ergänzungsarbeit Gewinn.

Das wertvollste Ergebnis meines Unterrichtes an der Lehramtsschule war mir, jahrelang eine lange Reihe von Lehrern und Lehrerinnen zu erziehen. Oft wurde mir später versichert, in welchem Ausmaße nicht nur im Kanton Bern Schüler

von mir die Sekundarschulen betreuten, auch daß viele von ihnen sehr Tüchtiges leisteten. Recht günstig wirkte sich jetzt der Besuch der Lehramtsschule bei den nicht wenigen aus, die fortschreitend Dissertationen übernahmen oder auch der Staatsprüfung sich unterziehen wollten. Sie konnten sich um so organischer entwickeln, weil sie nicht ungenügend vorbereitet gleich zu Beginn in Vorlesung und Seminar auf Schweres und Schwerstes stießen. Bestand doch in Bern nicht ein Proseminar.

Noch mancher Name wäre zu nennen. Ich erwähne die sehr begabte Ida Sommazzi. Sie machte ihre Doktorprüfung nach meinem Abgang. Die Schweizer Lehrerinnen wissen gut, warum sie ihr hohe Achtung zollen. Nochmals sei Richard Fellers gedacht. Ihn wie auch andere, die nicht bei mir die Doktordissertation schrieben, zähle ich zu meinen liebsten Schülern.

Dagegen sei endlich ein Wort über die zahlreichen Nichtschweizer vorgebracht, die ich zu leiten hatte. Nicht immer war mir das ungetrübte Freude. Immer noch klingt mir im Ohr nach, was eine Ausländerin einmal in die spitzen Worte brachte: „Wer als Ausländer in Bern den Doktor macht, hat einen dunklen Punkt in seiner Vergangenheit.“ Mehrfach war dieser dunkle Punkt unzureichende Kenntnis der antiken Sprachen. Bern war dem Vorbild Deutschlands gefolgt und hatte den Kampf gegen Latein und Griechisch schier noch unbedingter aufgenommen. Am eifrigsten einer der klassischen Philologen unserer Universität. Er war überzeugt, in zwei Semestern durch eine zweistündige Übung den Leuten so viel Latein beibringen zu können, wie sie für die Universität benötigten. Er sägte übereifrig an dem Aste, auf dem er saß.

Glücklicherweise besaß das kantonale Gymnasium Berns in seinem Leiter Georg Finsler einen hervorragenden Gräzisten. Mit ihm in nahe Fühlung zu kommen, war mir hoher Gewinn. Er stand an der Spitze eines nicht großen, aber desto sorglicher ausgewählten Kreises von Gelehrten, der am Abend Vorträge hielt und hörte. Hinterdrein konnte jeder ein Wort des Urteils vorbringen. Mir ist es wertvoll, Finsler bei solcher Gelegenheit über Homer sprechen gehört zu haben, zu der Zeit, in der er seine bahnbrechenden Werke über Homer abfaßte. Seine Schüler zählten zu meinen tüchtigsten Hörern. Maria Waser-Krebs hat ihm ihren Dank an allgemein zugänglicher Stelle ausgesprochen.

Von meinem reichsdeutschen Doktoren brachten Ernst Consentius und Otto Felix Volkmann Dissertationen mit, die, aus bester Fachkenntnis geschöpft, prüfungsreif, also meiner Hilfe nicht bedürftig waren. Richard Sexau, Schüler Munckers, war empfänglicher. Jetzt ist er ein vielgelesener Erzähler. Nicht leicht zu befriedigen war Helene Stöck, die Verteidigerin der Rechte der Frau. Sie wollte eigentlich die Nachwirkung Wackenroders darstellen. Ich legte ihr nahe, daß Vorbedingung doch wohl der Nachweis wäre, was eigentlich als Eigentum Wackenroders anzusehen sei, und was schon vor ihm in irgendwie verwandtem Sinne vorgebracht worden war. Leider kam sie über die Lösung der von mir

gestellten Aufgabe nicht hinaus; und was ursprünglich nur Einleitung sein sollte, legte sie als Dissertation vor. So wurde es in der Berliner Sammlung Erich Schmidts und Alois Brandls, in der „Palästra“, veröffentlicht, als einziger Beitrag einer Frau zu dieser Sammlung, deren Mitherausgeber alsbald Gustav Roethe wurde, der Gegner des Studiums der Frau. Käthe Friedemanns Arbeit über „Die Rolle des Erzählers in der Epik“ entstand durchaus unter meiner Leitung.

Den größten schriftstellerischen Erfolg errang Marie Joachimi. Nie wieder hatte ich mit einer gleich tatkräftigen Begabung zu tun. Die Hindernisse, die den andern, die lange Zeit auch mir selbst bedrohlich, ja unüberwindlich erschienen, schob sie mit leichter Hand sieghaft beiseite. Sie vertraute ihrem Daimonion; es ließ sie nie im Stich, auch angesichts von Fragen des Lebens. Hatte sie jemals das Gefühl, sie könne etwas, das sie erstrebte, nicht durchsetzen? Ihr war es nur Spiel. Ganz und gar nichts von gespanntem, zähem, kampfgewöhntem Willen prägte sich in ihren Zügen, in ihrer Erscheinung aus. Sie war damals gewohnt zu siegen, ohne zu kämpfen. Form ihres Kämpfens war gewinnende Liebenswürdigkeit, eine Liebenswürdigkeit, die lieber forderte als gab, lieber lehrte als lernte. Goethe hätte von „attrativa“ gesprochen. Neben ihr kam ich mir wie zusammengesetzt aus Bedenken vor, übervorsichtig, zag in meinen Entschlüssen, ja ängstlich und mutlos. Sportmäßiges lag ihr nicht, sie war nicht ein Mensch der gespannten Muskeln. Auf mich mußte das um so mehr Eindruck machen, weil ich nicht nur an ihr sah, was mir gefehlt hatte und zum guten Teil immer noch fehlte, auch etwas, das meinem Lebensgefühl entgegenkam. Vertrug ich doch nie und am wenigsten im Bereich des Geistes und seiner Wissenschaft athletenhaftes Pochen auf Kraft.

Was sie alles mühelos erreichte, erwies kurz nach ihrem Abgang von der Universität die Tatsache, daß sie im Jenaer Verlag Diederichs ein Buch veröffentlichte. Allbekannt war, daß Diederichs sorgsam auswählte, zumal wenn Arbeiten über deutsche Dichtung in Frage kamen. 1905 erschien bei ihm ihre „Weltanschauung der deutschen Romantik“. Erst zwei Jahre später kam ihre Dissertation heraus, die vollends einen stattlichen Band ausmachte, „Deutsche Shakespeareprobleme im 18. Jahrhundert und im Zeitalter der deutschen Romantik“. Die erste Arbeit bedeutete den eigentlichen großen Erfolg.

Ich darf mir nachsagen, daß ich sie diesen Gegenständen zuführte. Sie kam von der Universität Glasgow zu uns nach Bern. (In Glasgow war sie Schülerin Alexander Tilles gewesen.) Sie beherrschte die englische Sprache. So legte ich ihr nahe, sich mit Wilhelm Schlegels Shakespeare zu beschäftigen. Auf mich hatten feinsinnige Arbeiten Michael Bernays' über Verdeutschungen großen Eindruck gemacht. Oft genug riet ich meinen Hörern, sich nach seinem Vorbild in Übersetzungen zu vertiefen. Viel fruchtete dieser Rat nicht. Und auch Marie Joachimi bog sofort ins Ideengeschichtliche ab. Von diesem Blickpunkt hatte ich

ja selbst die Frühromantik zu erschließen versucht. Wie ich erblickte sie in Friedrich Schlegel die entscheidende wegweisende Persönlichkeit der Frühromantik. (So sahen Dilthey und Minor, sah auch Ricarda Huch den Sachverhalt.) Noch hatte ich wenigen meiner Berner Hörer zugemutet, sich mit Friedrich Schlegel zu beschäftigen. Fern lag mir, ihnen aufzudrängen, was mir persönlich am Herzen lag. Die Legende, ich triebe in Bern überhaupt nur Romantik, war unwahr genug. Marie Joachimis Dissertation erschien als zwölftes Heft meiner „Untersuchungen“; von den vorhergehenden Heften waren nur drei mehr oder minder im Zusammenhang mit deutscher Romantik. Vollends schlugen Arbeiten, die nicht in die „Untersuchungen“ aufgenommen sind, andere Wege ein. Emil Hüglis Darlegung romantischer Strophen bei den Romantikern ist da gleichfalls Ausnahmefall; er selbst formte glücklich Vers und Strophe und wählte daher diesen Gegenstand. Hügli, lange Zeit Schriftleiter des „Freien Rätiers“, machte auch als Erzähler sich einen guten Namen.

Gerade weil ich meine Berner Hörer nicht mit zuviel Romantik belasten wollte, war mir selbst Friedrich Schlegel in den Hintergrund getreten. Für Marie Joachimi ergab das um so mehr Bewegungsfreiheit. Sie stellte sich die Aufgabe, das Wesen und das Entscheidende der Jugendschriften Friedrich Schlegels nachzuweisen und den hohen Wert seiner frühen Leistung endlich zu enthüllen. Das richtete sich gegen den spöttischen Ton, den ein ganz großer Gelehrter und ungemainer Kenner der Frühromantik, Rudolf Haym, seltsamer Weise anzuschlagen gewohnt war, wenn er Friedrich Schlegels gedachte. (Die vielen, die am Verneinen sich freuen, taten ihm das gern nach.) Klar und übersichtlich reihte Marie Joachimi die weltanschaulichen und künstlerischen Grundbegriffe Schlegels aneinander. Besonders guter Griff war, die Bedeutung des Gegensatzes Organisch und Mechanisch für Schlegel hervorzuheben. Minder geneigt war sie dem andern Grundbegriff der Frühromantik, der sogenannten romantischen Ironie.

Übel vergriff sich, wer in dieser Schrift nur geschickte Propaganda sehen wollte. Marie Joachimis „Weltanschauung“ ist bis in jüngste Zeit dankbar von den meisten angeführt worden, die sich auf sie beziehen konnten. Ich selbst hatte manches aus ihr zu lernen.

Kurz nach ihrer Dissertation brachte sie in der Goldenen Klassikerbibliothek die Schriften Hölderlins. Die Ausgabe war vollständiger als ihre Vorgängerinnen. Sie fand stärkere Beachtung, als aus unseren Jahresberichten zu ersehen wäre. (Ich hatte durchgesetzt, daß Hölderlin aus dem Kapitel „Romantik“ ausgeschaltet werde. Für mich ist Hölderlin nicht Romantiker.) Leider wurde über ihn nun nicht im Zusammenhang berichtet, sondern in den Kapiteln, die nach den verschiedenen Dichtungsgattungen geschieden waren. Für eine Gesamtausgabe blieb mithin keine rechte Unterkunft übrig. Marie Joachimi verfuhr auch diesmal, unbeirrt durch überkommene Ansichten, selbständig und neue Wege weisend, in der Behandlung des Textes wie in ihren Einleitungen, vor allem in

ihrer feinfühligem Würdigung der Bruchstücke des „Empedokles“. Noch hatte keiner, sogar Dilthey nicht, die künstlerische Gestalt des Werkes gleich einläßlich gerechtfertigt, seine dramatische Kraft aufgedeckt und das alte Vorurteil widerlegt, Hölderlin sei nur Buchdramatiker. Marie Joachimi stützt sich auf das Nacheinander der Bruchstücke, das sie aus eigenem Ermessen herstellte, begründet dies Nacheinander, indem sie den künstlerischen Sinn des ganzen Aufbaus deutet.

Marie Joachimi brachte zu meinem großen Bedauern fortan uns umfangreichere wissenschaftliche Arbeit nicht. Schon auf dem Titelblatt ihrer Dissertation durfte sie sich Marie Joachimi-Dege nennen. Das soll nicht heißen, daß sie nach ihrer Heirat dem Schriftstellern sich entfremdete. Aber als beglückte Mutter und Gattin eines vorzüglichen Chirurgen, dann als Verwalterin seiner Klinik sah sie sich stark in Anspruch genommen. Jetzt nenne ich sie „Ahnfrau“; sie kann sich einer Schar von Enkeln freuen. Ich weiß, daß sie manches Werk plante und plant. Vielleicht schenkt sie uns noch die Geistesernte ihres inhaltsreichen Lebens. Literaturwissenschaftliches dürfte da kaum von ihr vorgelegt werden. Ganz andere Wissensgebiete wurden ihr inzwischen wichtiger. Ihrem Wesen widerspräche es, dort wiederanzuknüpfen, wo sie vor Jahrzehnten stehen geblieben war. Zu sagen hätte sie viel, teilt es gern im Gespräche mit. Sie braucht nur ins Volle hineinzugreifen und aufzuzeichnen, was sie erlebt und erfahren hat.

Nicht in den „Untersuchungen“, sondern in den angesehenen „Beiträgen zur Ästhetik“ von Friedrich Lipps und R. M. Werner erschien eine Studie über Zacharias Werners „Weihe der Kraft“. Ihr Verfasser war Pole aus Österreich, entwickelte sich indes zu einem allertreuesten Diener am Wort deutscher Dichter. Bald bezeugte er in Ausgaben des „Briefwechsels mit einem Kinde“ und der Briefe an Frau von Stein eine ungewöhnliche Fähigkeit, verderbten Stellen des Textes ihre rechte Gestalt zurückzugeben. So wurde er der eigentlich Berufene, als die Schweiz sich entschloß, eine große kritische Ausgabe der Werke Gottfried Kellers zu schaffen. Was da zu leisten war und was geleistet werden mußte, hätte ein anderer schwerlich gleich gut verstanden. Echter Philologe, lebte er sich in die Worte des Dichters ein, den er betreute. Nicht nur der großen Toten, auch Lebenden. Spitteler machte ihn zu seinem Gewissensrat. J. Fränkel machte sich die Aufgabe nicht leicht, auch nicht das Leben. Eine Kampfnatur, kam er mit vielen in erbitterten Streit. Das nahm ihm Zeit, mag Mitursache sein, daß er größere darstellende Arbeit nicht veröffentlichte, auch wenn sie beinahe druckreif in seinem Pulte lag. Als Dozent an der Universität Bern hatte er Erfolg; aber auch seine Vorlesungen wandelten sich nicht in Gedrucktes. Die akademische Tätigkeit wurde ihm überdies verleidet. Eines Tages wird Schweizer Geistesgeschichte feststellen müssen, wieviel ihm Schweizer Dichter zu danken haben. Ist er doch aus dem Schweizer Geistesleben des beginnenden 20. Jahrhunderts nicht wegzudenken.

5. Professur in Bern

Wie reich meine Ernte in Bern war, mag jetzt deutlich geworden sein. Noch lange schöpfte mein Bericht nicht alles aus. Vielleicht drängt sich manchem die Frage auf, warum ich Bern verließ, während es mir so viel geschenkt hatte. Die Frage wäre nicht genügend beantwortet, wenn ich sage, daß meine schriftstellerische Tätigkeit erst nach Bern in vollen Gang kam. Gewiß ging ich nach Dresden, um endlich zu leisten, was zu leisten mich die umfänglichen Amtspflichten in Bern hinderten. Gern indes gebe ich zu, daß noch anderes mitspielte. Wäre es nicht leichtherzig gewesen, alles auf eine einzige Karte zu setzen? War ich etwa sicher, daß ich mich in Dresden an Schreibtischarbeit gewöhnen werde? Bern hatte mir gezeigt, daß ich auf der Lehrkanzel mich am liebsten auslebte. So war es und blieb es für alle Zukunft. Schwer wurde mir in Dresden anfangs der Übergang zum Schreiben. Ich empfand als hohes Glück, daß mir Dresden fortschreitend immer mehr Gelegenheit bot, mich lehrend und redend zu betätigen. Ich meine, gerade auf diesem Feld in Dresden manches hinzugelernt zu haben.

Noch zu Beginn des Jahres 1906 fühlte ich mich in Bern vollkommen „saturiert“, wie es in der Mundart der Fakultäten heißt. Dankbar war ich mir bewußt, daß ich am Anfang der Vierzig Besseres erreicht hatte, als ich mir in meiner Werdezeit hätte erwarten können. Nicht von fern dachte ich daran, daß ich anderswohin könnte berufen werden. Die Ordinariate meines Faches waren mit verhältnismäßig noch jungen Persönlichkeiten besetzt. (Daß nach wenigen Jahren die Besten nicht mehr am Leben sein sollten, daß dann eher Not am Mann sein könnte, ahnte keiner.) Zu meiner Verwunderung fing man um Ostern 1906 an, mir anzudeuten, daß eine der berühmtesten Universitäten Norddeutschlands an mich denke. Dort sollte ein Ordinariat für neuere deutsche Sprache und Literatur geschaffen werden. Bald bestätigte mir ein Brief des Germanisten der Universität das Gerücht. Ein banges Vierteljahr des Wartens und Bangens folgte, bis er wie ich erfuhr, daß unser Hoffen unerfüllt bleiben mußte.

Ich berichte ganz kurz, und ohne Namen zu nennen. Keinen möchte ich ausdrücklich verletzen, auch Tote nicht. Die Fakultät hatte, wie es oft geschieht, wenn Ansichtsgegensätze sich nicht ausgleichen lassen, einen Dreiervorschlag *pari loco* gemacht, in alphabetischer Ordnung. Ich stand an zweiter Stelle. Vor mir als erster ein ungemein tätiger, geistreicher und vielseitiger Germanist; als Nichtarier war er bisher nur zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor vorgeückt. Hinter mir kam ein Älterer, der auch Verdienstvolles geschaffen hatte; als außerordentlicher Professor einer süddeutschen Universität war er wegen einer Eheirrung, die viel Aufsehen weckte, zurückgetreten. So schien ich recht gute Aussichten zu haben. Doch eine mir besonders nahestehende und liebe Persönlichkeit fand es richtiger, den Dritten zu berufen, um ihn wieder mit der Wissenschaft und mit der Hochschule zu verbinden. Die mehr oder minder aufgedrängte Muße hatte ihn nicht zu gewichtigerer Leistung angespornt. Also nicht

nur an eine Ehrenrettung war gedacht; der Ruf sollte in ihm neuen wissenschaftlichen Ehrgeiz wecken. Das alles war mit dem allmächtigen Ministerialdirektoren Althoff längst ausgemacht, als wir beide, mein Beschützer und ich, noch hofften und uns Brief auf Brief schrieben.

Den ungewöhnlich schönen Spätsommer des Jahres 1906 waren wir im Schwarzwald und hier mit Wilhelm Windelband und seiner Frau recht gut bekannt geworden. Der hervorragende Philosoph, dessen Schrifttum noch immer unentbehrlich ist, verfolgte teilnahmsvoll den Vorgang. Gern beriet ich mich mit ihm. Wir fühlten uns fortan mit ihm dankbar verbunden. So brachte dieser Sommer doch auch schönen Lebensgewinn.

Außerordentliches hätte der Ruf für mich bedeutet. Ich wußte, ich würde es an dieser Universität nicht leicht haben, in gewissem Sinne hier neu beginnen müssen. Aber war ich damals nicht jugendkräftiger als je zuvor, Wenn ich mir vollends ausmalte, was für Möglichkeiten ich hinzugewönne, die in Bern nicht bestanden, so ergab sich mir, daß Bern mir trotz allem manchen Wunsch unerfüllt ließ. Kurzum, die schöne trügerische Aussicht, die sich mir eröffnete und die ich einen ganzen Sommer lang genoß, verdarb mir die Freude an meiner Berner Tätigkeit.

In Richard Fellers Geschichte der Universität Bern steht, Grund meines Abgangs sei auch die Unmöglichkeit gewesen, unerwünschte Kandidaten des Doktorats, die vom Ausland kamen, kurzerhand abzulehnen. Wirklich machte ich da üble Erfahrung. Sie beriefen sich auf ihr Recht. Fragte ich Kollegen, ob dies Recht tatsächlich bestehe, so lautete die Antwort für mich nicht ermutigend. Noch war ich zu unerfahren, als daß ich einfach getan hätte, was mir richtig und geboten zu sein schien, und das Weitere abwartete. Fast immer behält man dann recht. Noch in Bonn erlebte ich, daß einschränkende Bestimmungen für die Doktorprüfung, die selbst in Bern bestanden, nicht selbstverständlich waren. Kommen dergleichen Dinge vor die Fakultät, dann äußert sich zunächst einer und sagt, was Brauch ist. Dann jedoch meldet sich ein anderer, ein Vertreter des „Gewissens der Fakultät“, wie das heißt, und erklärt, genau das Gegenteil sei üblich. Schmerzlich vermischen nun alle eine Sammlung der ungedruckten Bräuche. Seit einiger Zeit suchten in Bonn immer wieder neue gedruckte Satzungen dem abzuhelpen. Einst hatte man es nicht so gut.

Anderes spielt noch mit. Die Mitglieder einer Fakultät oder auch einer Vollversammlung der Dozenten gelten nicht nur als gleichberechtigt, auch als gleichbedeutend. Schwerer Fehlgriff ist, andere spüren zu lassen, daß man für wertvoller gilt. Wohl gab es einst Starke, die sich das gestatten durften; ihnen war es gleichgültig, ob sie andere auf die Hühneraugen traten oder nicht. Allein dieser Typus der Unfehlbaren war zu meiner Zeit kaum noch zu beobachten. Am wenigsten taugte ich für ihn, hätte auch nie so wirken wollen.

Darf man keinem sagen, daß man sich für den Besseren hält, so ist es um so mehr üblich, jedem nahelegen, er sei nichts Besseres. Mir fiel das in Bern an der Behandlung auf, die im Plenum der große Kocher erfuhr. Kocher war unbedingt der erste unter uns. Saß er aber einmal in unserer Mitte, so bekam er zu fühlen, daß er eben auch nur Berner Professor sei, und daß sein hohes wohlverdientes Ansehen im Plenum nichts auszumachen hatte. Leithammel, die überall anzutreffen sind, dürfen auf andere erfolgreicher einwirken.

Nicht von fern möchte ich mich Kocher gleichstellen. Aber schließlich hatte ich in Bern starke Anerkennung gefunden. Mithin lag es nahe, daß man auch mir meine Grenzen zog. Ich verspürte das schon bei meiner Frage, wieweit es uns gestattet sei, Bewerber um das Doktorat von vornherein abzuweisen. Überdeutlich wurde es mir in meinen späten Bonner Jahren zweimal. Eine der Würden der Fakultät war zu vergeben. Ich hielt es für selbstverständlich, daß sie auf mich falle. Nach älterem Brauche wäre ich ja nicht an der Reihe gewesen. Aber auf den Wunsch eines Kollegen, der nach diesem Brauch gleichfalls noch hätte warten müssen, wurde eines Tages die Ordnung geändert; seitdem galt eine andere Reihenfolge. Ich meinte, was nun galt, müsse auch für mich gelten. Von mir besonders nahestehender Seite wurde im entgegengesetzten Sinne geworben. Natürlich mit Erfolg; denn ich hatte keinen um Hilfe gebeten.

Der zweite Fall war schlimmer. Als über meinen Wunsch verhandelt wurde, an der Lehramtsschule die für den Unterricht in deutscher Sprache und Literatur bestimmten Stunden anders aufzuteilen, beantragte der Kollege, dem ich die Stilübung zugeordnet hatte, den ganzen Zuschuß, den ich für den Unterricht an der Lehramtsschule bezog, zu streichen und diesen Zuschuß ihm zuzuwenden. Sogar der mir sonst geneigte Leiter der Lehramtsschule fand das richtig, nach längerer erfolgreicher Tätigkeit statt einer Verbesserung meines Einkommens eine Einbuße diktiert zu bekommen. Die Regierung ordnete die leidige Angelegenheit, indem sie dem Kollegen eine Zubeuße bewilligte.

Als bald darauf der Ruf nach Dresden kam, war die Regierung zu viel größeren Geldopfern bereit, wenn ich ihn ablehnte. Freilich geschah es in zwölfter Stunde. Die Unterrichtsabteilung war kurz vorher in andere Hände übergegangen. Gobat hatte sie — wenn ich nicht irre — fast ein Vierteljahrhundert geleitet und in dieser Zeit die Universität auf ganz neuen Boden gestellt. Eine Fülle von Instituten hatte er errichtet, zuletzt noch ein neues Kollegienhaus. Oben auf der Großen Schanze liegt es und beherrscht den Blick über die Stadt und auf die Berner Alpen. Ich erlebte den Umzug. Die schönen großen Hörsäle, die prächtige Aula, das Sitzungszimmer, die Seminarräume erschienen uns nach der Enge, ja Dürftigkeit des alten Klostergebäudes an der Kirchenfeldbrücke wie eine Erlösung.

Gobat konnte das leisten, weil er ebenso tatkräftig wie einsichtig war. Kaum wäre einem anderen geglückt, die beträchtlichen Mittel aufzubringen, die er benötigte, all das aufzubauen und einzurichten. Das Berner Parlament, den

Großrat, schaltete er — soviel ich weiß — dabei klüglich aus; mußte er doch befürchten, daß die Vertreter des wesentlich landwirtschaftlichen Kantons wenig für seine Absichten übrig haben würden. Selbst das Kollegienhaus, das ungefähr eine halbe Million Franken beanspruchte, umging den Großrat, während doch, was mehr als 200 000 Franken forderte, nur mit Bewilligung des Großrats durchgeführt werden durfte. Bis zu diesem Betrag hatte die Regierung freies Recht, machte auch in diesem Falle von dem Recht Gebrauch; der Rest wurde von anderen gespendet, vor allem von der Stadt Bern.

Doch gerade Gobat mußte eines Tages seine Abteilung innerhalb der Kantonsregierung mit einer anderen tauschen. Man grub eine alte Bestimmung aus, nach der es nicht gestattet war, eine Abteilung länger zu leiten als zwanzig Jahre. Sein Nachfolger war ein alter, müder Mann, wenig für sein neues Amt gerüstet, kannte seine Professoren nicht so gut wie Gobat, wußte ihr Herz und ihre Nieren nicht gleich gut zu prüfen. Mir versicherte er sofort, es sei zwecklos, mir Vorschläge zu machen, da ich doch abgehen würde. Als ich in Dresden abgeschlossen hatte, kam ein Telegramm, ich solle meine Wünsche und Ansprüche äußern. Gobat versicherte mir dann beim Abschiede: „Wenn ich noch Unterrichtsdirektor wäre, gingen Sie nicht nach Dresden.“ Ich kannte seine Willenskraft und konnte mir zurechtlegen, wie das gemeint war.

Nie wieder verfuhr ein Vertreter des Unterrichtswesens so gütig mit mir. Er verwöhnte mich sofort derart, daß ich bei späteren Berufungen mich ungewandt genug in Geldangelegenheiten verhielt. Mit Gobat sprach ich bei unserm ersten Zusammensein kein Wort von Gehalt. Ja nicht einmal, ob ich ordentlicher oder außerordentlicher Professor werden solle, wurde erwähnt. Mit Staunen stellte ich, als wenige Tage nach meiner Heimkehr aus Bern mir das „Patent“ zuging, fest, daß mir ein etwas höheres Ordinariatsgehalt zugebilligt war, als es sonst geschah.

Gobats Abschiedsworte bestätigten mir aufs neue, was ich in Bern erreicht hatte. (Klatschbasen erzählten dann in Dresden, man sei froh gewesen, mich loszusein.) Noch aber habe ich der höchsten Ehrung zu gedenken, die mir von Bern erwiesen wurde.

Als ich nach Bern kam, fand ich neben der Stadtbibliothek noch eine Universitätsbücherei vor. Sie entwickelte sich gut in meinen ersten Berner Jahren. Die Stadtbibliothek war und ist Eigentum nicht der Stadt, sondern der Bürgerschaft. Bernburger zu sein, gilt als etwas Besonderes. Ausländern glückt es nicht leicht, Bernburger zu werden. Gleich zu Beginn erlebte ich, daß ein Kollege abgelehnt wurde. Das schreckte mich ab. Obendrein hatten wir keine Kinder. Für sie wäre gesorgt gewesen, wenn wir Bernburger wurden. Daß auch ich besser getan hätte, mich zu bewerben und das nicht kleine Geldopfer zu bringen, das gefordert wurde, sah ich erst viel später ein. In der Bürgerschaft lebt das alte aristokratische Bern fort, ein Staat im Staate, mächtig genug, wenn ein kraftvoller

6. Professur in Dresden

Präsident sie leitet. Zu meiner Zeit war es einer aus dem alten Tessiner Geschlecht der Muralt, Achtung einflößend auch der Regierung, sogar einem Manne von der Prägung Gobats. Ein würdevoller alter Aristokrat, höflich im Verkehr mit andern, aber auch geneigt, seine Überlegenheit sie spüren zu lassen. Als ich meinen Antrittsbesuch ihm machte, blieb er in seinem Amtsraum ruhig am Schreibtisch auf seinem Stuhle sitzen und lud mich mit einer herablassenden Bewegung seiner schöngebauten, weißen, eher großen Hand ein, gleichfalls Platz zu nehmen. Ich kam nicht als Unbekannter, sondern wollte für die Ehrung danken, die unter seinem Vorsitz der Ausschuß der Stadtbibliothek mir erwiesen hatte. Wie sehr er mir wohlwollte, hätte ich damals kaum erkennen können.

Unter dem starken Eindruck des Aufschwungs der Universität und besonders der Eröffnung des neuen Kollegiengebäudes entschloß sich nämlich die Bürgerschaft, auch einmal etwas für Wissenschaft zu tun. Ich sage die Bürgerschaft; richtiger wäre, Herrn von Muralt zu nennen. Aus ihren reichen Mitteln sollte das Gebäude der Stadtbibliothek beträchtlich vergrößert werden. Die ganze Universitätsbibliothek wurde ihr eingegliedert, eine recht stattliche Bücherei auf diesem Wege hergestellt, auch bequem benutzbar gemacht. Zu meiner Überraschung lud man mich ein, bei dieser Gelegenheit in den Ausschuß einzutreten. Ich wußte gut, wie gern der und jener unter meinen Kollegen solcher Ehrung teilhaft geworden wäre. Etwa einer unserer Ältesten, der nicht nur viele Jahre in Bern gewirkt, auch hohes wissenschaftliches Ansehen gewonnen hatte. Deutscher von Geburt, war er Bernburger geworden. Ich war nun der einzige Nichtschweizer im Ausschuß. Fast alle übrigen stammten aus alten Bernburger Familien, zum Teil Träger geschichtlich denkwürdiger Namen. Die einzige Ausnahme war der hochverdiente Ostschweizer Eugen Huber.

Aus der Ferne mag man das alles für unerheblich halten. Auch mir ging erst später auf, wie wichtig und wertvoll mir diese Ehrung war. Bestätigte sie doch, daß echtestes altes Bernertum mich wie seinesgleichen faßte. Was das hieß, kann freilich nur einer ahnen, der die Schweizer kennt. Jetzt hätte ich ohne weiteres Aufnahme in die Bernburgerschaft erzielt. Jahre später verriet mir einer, der das wissen mußte, ich sei auf dem Wege zum Ehrenbernburger gewesen.

6. Professur in Dresden (1907—1921)

Technische Hochschule (Nachfolger Adolf Sterns)

Kunstakademie (Nachfolger Hettners)

Noch einen Grund meines Entschlusses, nach Dresden zu gehen, habe ich anzuführen. Es war meine alte Sehnsucht, in Deutschland wirken zu können. Nicht erst der Berliner Winter 1887/8 weckte diese Sehnsucht. Erster Anlaß war mir

der Krieg von 1870/1. Noch war ich ein Kind. Aber ich erlebte stark zum erstenmal eine heroische Leistung. Zeitungen dürfte ich kaum schon verfolgt haben. Zu lesen aber und zu schauen bekam ich die Taten der Deutschen in der Wochenschrift „Über Land und Meer“. Sie war mir frühe Quelle der Belehrung. Sie wies mir Bildnisse der großen Männer, die damals Deutschland zum Siege führten, Bismarcks, Moltkes, des Kronprinzen. 1866 war ich noch nicht einmal zwei Jahre alt. Ob ich von Königgrätz damals überhaupt etwas verspürte, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich setzte sich das ganze Bild des Krieges, das sich mir in der Kindheit ergab, aus Anekdoten zusammen, die ich zu hören bekam. Oder man erzählte mir auch, wie die Heldengestalten der preußischen Führer, als man sie nach der Niederlage in Wien zu sehen bekam, überwältigend wirkten. Wüßte ich nicht ganz sicher, daß ich sie nicht erblickte, meine Phantasie hätte mir eingeredet, es sei doch der Fall gewesen. Wenn meine Mutter mir etwas berichtete, so stand das so greifbar vor meinen Augen, daß ich hinterdrein meinen konnte, es erlebt zu haben. Nach Kräften vermied ich oben, solche Phantasiegebilde als etwas Wirkliches in den Bericht über meine Kindheit einzuflechten. So sehe ich mich immer noch ganz deutlich bei Tag im Bett angezogen auf der bloßen Matratze liegen und mit einem Bäuschchen Watte spielen. Es war in einer Sommerwohnung zu Mödling bei Wien, im Jahr 1866. Haus und Hof dieser Wohnung ist mir immer noch recht gut erinnerlich. Aber ob die ganze Episode von Matratze und Watte nicht nur auf Erzählung meiner Mutter beruht, kann ich seit langem nicht mehr entscheiden. Sie hatte, wie sie überhaupt Kinder richtig zu leiten verstand, eine ungemeine Fähigkeit, aufgeregte Kinder zu beruhigen. Viel später konnte ich das noch an einem meiner Neffen beobachten.

Wenn mich selbst solche kindliche Unruhe plagte, begann meine Mutter die Geschichte von einem Pferde, das einsam im Walde lief. Wieder steht dies Pferd mitsamt dem Walde auch heute noch deutlich vor meinem Auge. Es hatte die Gestalt eines Ponys, war rot mit weißen Flecken und fügte sich gut in das besonnte Grün des Waldes ein. Wie die Geschichte weiter ging, erfuhr ich nie. Schliefe ich doch sofort ein. Ich nahm das Pony hinüber in meine Träume. Aber als ich den Anfang mehrfach gehört hatte, begann die Frage mich zu quälen, was denn aus dem Pony geworden sei. Bald wurde ich gesund genug, um solcher Beruhigung nicht mehr zu bedürfen. Inzwischen war mir wohl auch aufgegangen, daß es eine vollständige Geschichte von dem Pony gar nicht gab. Das war mir bittere Enttäuschung wie alles, was vom Baum der Erkenntnis kommt.

Nicht nur Phantasiegebilde war und ist, daß Wien im Lauf des deutsch-französischen Krieges mehr und mehr preußisch zu fühlen begann. Vor allem wir Kinder. Zu Weihnachten 1870 wollte jeder Junge und auch ich eine Pickelhaube haben. Leider fand sich keine, die zu meinem Langschädel paßte. Ich

bekam schließlich nach vergeblichem Suchen und Versuchen einen Helm, wie unsre Deutsche Garde, eine Nobelgarde, ihn trug. Er war prächtiger als die preußische Pickelhaube, aber ich konnte mich dennoch nicht rückhaltlos über ihn freuen. Dafür beglückte mich eines Tages ein Freund unseres Hauses, indem er mich mit Watte, die er unter das Sturmband meines österreichischen Tschakos schob, in einen Kaiser Wilhelm verwandelte. (Watte scheint in meinen Kindheitserinnerungen eine hervorragende Rolle zu spielen.)

Bald wurden mir Bücher wichtig, wenn es auch nur Bilderbücher waren, dann Lehrbücher. Sie stammten alle aus Deutschland. Mußte mir Deutschland nicht als etwas uns Überlegenes erscheinen? In einem meiner liebsten Bilderbücher entdeckte ich, daß Bauernwagen in Deutschland anders aussehen als bei uns, der Kopf der Pferde von einem Holzrahmen umgeben war, den ich noch nie erblickt hatte. Das alles fand ich viel schöner als in Österreich. War ich nicht damals schon Romantiker, wirkte auf mich nicht auch das Schöne des Herzens? Noch ahnte ich nichts von dem stolzen Ausdruck „Pathos der Distanz“.

Auf dem Gymnasium wurde das nicht anders. Neben Lehrbüchern, die aus österreichischen Verlagen stammten, gab es immer auch Verlagswerke aus Deutschland; sie wirkten wissenschaftlicher. Die österreichische Regierung stellte damals gern Lehrer aus dem Reich in den Dienst der Schule, doch wohl nur, um österreichische Anstalten auf die Höhe der deutschen emporzuführen. Unser Direktor war ein Deutscher, ein angesehener Sanskritist. Zwei reichsdeutsche Professoren wirkten unter ihm; aber wir hatten den Eindruck, daß sie sich nicht recht in den Rahmen unseres Gymnasiums einfügen konnten. Einer unterrichtete dann die Söhne des Erzherzogs Karl Ludwig, also auch den Erzherzog Franz Ferdinand, auf den nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf die Thronfolge überging, und dessen Ermordung den Auftakt des Weltkrieges bilden sollte.

Nannte man uns hervorragende Gelehrte, etwa Ranke oder Mommsen oder Hettner, so waren das wiederum Reichsdeutsche. Als dann einmal von uns die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht alle bestehende Geisteswissenschaft auf deutschem Boden geschaffen werde, nannte Rieger den Namen Wilhelm Scherers und verwies auf die Tatsache, daß er draußen im Reich wirke.

Manches aus späterer Zeit hätte ich noch anzufügen, das mir die Bewunderung für Deutschland steigerte. Noch im Berliner Winter 1887/8. Nur ganz allmählich brachte mir unmittelbare Schau auch gewisse Enttäuschungen. So mußte ich, als ich nach der Heimkehr von Berlin Minor aufsuchte, mit Staunen feststellen, daß mir keiner der großen Gelehrten Berlins gleich Aufschlußreiches zu sagen, mit fast jedem Wort den Nagel auf den Kopf zu treffen vermocht hatte wie Minor in diesem Augenblick.

In Bern, angesichts einer sehr großen Zahl reichsdeutscher Kollegen, sah ich mich auch nicht immer mit ihren Worten und mit ihrem Wesen im Einklang. Allein das beeinträchtigte nicht die Überzeugung, die ich aus Berlin heimgebracht

hatte, daß ich in Deutschland auf förderlicherem Boden stehen könnte, vor allem als wissenschaftlicher Schriftsteller. So male man sich aus, was für mich die Aussicht bedeutete, an einer norddeutschen Universität zu wirken. Ganz gewiß aber wäre ich an der Stelle, die ich nicht erreichte, zu der Fülle von Veröffentlichungen nicht gelangt, die ich in Dresden zustande brachte. Viel gab ich auf und Schönes, als ich Bern verließ. Der Anfang in Dresden war nichts weniger als leicht. Die sächsische Exzellenz, die nach Bern gekommen war, mit mir zu verhandeln, und eine Vorlesung angehört hatte, versicherte mir später einmal, es bedrücke ihn, mich aus meinem reichen Berner Wirkungskreis nach Dresden gelockt zu haben, wo ich doch keinen rechten Ersatz vorfinden konnte.

Gewiß, es war etwas anderes. In den vierzehn Jahren, die ich in Dresden verbrachte, empfand ich immer wieder Neid, wenn ich das Wort „Universitätsprofessor“ vernahm, und kränkte mich, wenn aus Versehen einer das Wort auf eine an mich gerichtete Sendung setzte. Allein reiches Wirken war mir auch in Dresden beschieden. Schwer undankbar wäre ich, wenn ich das nicht anerkennen wollte.

An der Technischen Hochschule in Dresden bestanden seit längerer Zeit zwei geisteswissenschaftliche Professuren, eine für Philosophie, die andere für Literatur. Nach dem Tode Adolf Sterns, des Dichters und weithin bekannten Literaturhistorikers, hatte Fritz Schultze, der Philosoph, der mich persönlich nicht kannte, sich für mich eingesetzt. Daß er es mit Erfolg tat, mußte mich wundern, nachdem ich den umständlichen Instanzenweg der Dresdner Vorschläge kennengelernt hatte. Wie es oft geschieht, wurden die Professoren, die mich nicht haben wollten, bald meine liebsten Genossen. Wie eng ich mit Cornelius Gurlitt verbunden war, bestätigten mir vor kurzem, an meinem fünfundsechzigsten Geburtstag, Zuschriften seiner Witwe und seines älteren Sohnes. Er war ein Meister schlagkräftig treffender Worte. Er versicherte mir: „Literatur an einer technischen Hochschule ist wie Käse nach einem reichlichen Essen. Man ist satt und dankt.“ Schultze selbst gestand zu, wir beide seien nur Paradeferde, fügte aber an, wir würden auch wie Paradeferde gehalten. Schultze selbst hatte durch Vorlesungen, die er für weite Kreise hielt, eine große Schar treuer Zuhörer erzogen. Nun wollte er den Speer, der ihm, dem Alternden, zu schwer zu werden anfang, mir übergeben. Seine ersten Briefe an mich setzten das auseinander und stellten mir den sehr beträchtlichen Betrag in Aussicht, den er selbst durch seine volkstümlichen Vorlesungen Jahr für Jahr neben seinem Gehalt bezogen hatte. Mein Vorgänger las zuletzt nur noch vor einer winzigen Zahl von Studenten. Ich aber hätte nach Schultzes Ansicht durch volkstümliche Vorlesungen Ersatz für die hohen Vorlesungsgelder erreicht, die ich in Bern mit der Zeit erzielt hatte.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung eröffnete mir der Dekan der Allgemeinen Abteilung (damals sagte man an Technischen Hochschulen noch „Vor-

stand“), daß es den Kollegen sehr unlieb wäre, wenn ich Vorlesungen hielte, wie Schultze sie gehalten hatte. Die Hochschule wolle selbst volkstümliche Kurse anbahnen. Da könnte ich mich ja beteiligen, natürlich gegen bescheidenes Entgelt.

Mir war an Schultzes Vorschlag schon etwas nicht ganz recht gewesen. Sollte ich doch als Privatunternehmer auftreten und die Leitung der Hochschule ersuchen, mir für dies Unternehmen einen Hörsaal zu gewähren. Das war mir völlig ungewohnt. Schultze hatte sich allmählich im Laufe von Jahren durchgesetzt. Mich kannte man in Dresden nicht; so hätte ich klein anfangen müssen und lange zuwarten, ehe ich die Zuhörerzahl der volkstümlichen Vorlesungen Schultzes erreichte. Das hätte anderen als Mißerfolg gegolten und mir meine Sache ganz verdorben. So verzichtete ich gleich auf das ganze Unternehmen, auch in der Hoffnung, allmählich für meine Hochschulvorlesungen eine größere Anzahl von Hörern und Hörerinnen zu gewinnen. Wirklich erreichte ich in ein paar Jahren dies Ziel. Wie richtig ich entschieden hatte, erwies sich, als später einmal ein trefflicher Kollege aufnahm, was Schultze mir nahegelegt hatte, und zwar nun auch auf dem Felde der Philosophie. Böse Zungen meldeten bald, Schultzes Witwe besuche regelmäßig diese Vorträge, um sich freuen zu können, um wieviel mehr Zustrom ihr Gatte hatte. Stiftete Schultze zum Dank für den ihm überlassenen Hörsaal der Witwen- und Waisenkasse regelmäßig einen größeren Beitrag, so entrichtete jetzt die Senatskasse etwas für die volkstümlichen philosophischen Vorträge, damit sich die angewandte Mühe doch einigermaßen lohne.

Ich erfüllte Schultzes Wunsch nicht und lehnte das Angebot einer sehr angesehenen Dresdner Buchhandlung ab, volkstümliche Vorträge für mich in Gang zu setzen. Verpflichtet fühlte ich mich Schultze durchaus. Ihm dankte ich wesentlich den Ruf nach Dresden; er tat auch alles, mir den Anfang zu erleichtern. Doch dieser Recke war schon, als ich ihn zum erstenmal sah, schwer erkrankt, ja rettungslos. Noch las er im Wintersemester 1907/8. Dann aber ging es rasch bergab. Er selbst wußte nur zu gut, wie es mit ihm stand. Als ich ihn in der Klinik besuchte, wies er mir die Stummel seiner Beine; man hatte ihm die Füße abgenommen. Aber sein Sarkom war schon zu weit vorgeschritten, als daß sich sein Zustand gebessert hätte. Qualvoll litt er und erwartete sehnsüchtig sein Ende. In den Sommerferien, als ich fern von Dresden war, erreichte mich die Nachricht seines Hingangs.

Ein schwerer Verlust für mich. Wie gern hatte ich mich von ihm in philosophischen Dingen belehren lassen. Wichtig war mir das wegen der ideengeschichtlichen Richtung, die meine Facharbeit mehr und mehr einschlug. In Bern gab mir nur der scharfsinnige evangelische Theologe Hermann Lüdemann zuweilen dankbar hingegenommene Fingerzeige. Schultze hatte die Einleitung und die Anmerkungen der beiden Bände von Schillers philosophischen Schriften (in der Säkularausgabe) geprüft und gebilligt. Jetzt sollte endlich meine knappe Charak-

teristik der deutschen Romantik entstehen; ich zählte auf seinen Rat. Meine Dresdner Antrittsvorlesung über die Wirklichkeitsfreude der Schweizer Dichtung dankte ihm manche Anregung. Jetzt mußte ich allein und ohne seinen Rat meinen Weg weitergehen.

Selten habe ich einen glücklicheren Griff getan als bei der Wahl des Gegenstandes meiner Antrittsvorlesung. Sie wurde ebenso ein warmherziger Abschiedsgruß an die Schweiz wie ein Hinweis auf Schweizer Dichtungen, die den Technikern wertvoll waren. Die Wirklichkeitsfreude der Schweiz wandte sich damals in Erzählungen den Aufgaben zu, die im Kampf mit den gewaltigen Naturkräften der Alpenwelt von Technikern gelöst wurden, zunächst von Schülern der eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Ich hatte immer viel Anteil an Art und Wesen der Eisenbahn empfunden. Gar so weit lag das von meinen wissenschaftlichen Absichten nicht ab. In einer Zeit kräftiger Entwicklung des Maschinenbaus lernte ich an den wechselnden Gestaltungen der Lokomotive die Kunst des Beobachtens. Muß ich daran erinnern, welche entscheidende Stellung in meinen methodologischen Arbeiten die Kunst rechten Sehens einnimmt? Schon in Bern legte ich meinen Hörern zuweilen die Frage vor, wie denn eine Lokomotive aussehe. Die Antworten fielen meistens eher kläglich aus. Kaum zu glauben ist, wie blind sich die Menschen gegen Erscheinungen verhalten, die sie fortwährend vor Augen haben. Schon an Art und Stand der Räder war das Emporsteigen der Technik damals gut zu erkennen, und gerade in der Schweiz. Wenn ich von der Großen Schanze aus den Blick über den Bahnhof schweifen ließ, konnte ich unversehens einen neuen Typus erblicken. Für manche meiner Hörer besaß eine Lokomotive ein für allemal vier Achsen. Hatten sie nicht einmal die alten, seit langem aufgegebenen Maschinen der Gotthardbahn ein wenig genauer angesehen? Von dieser Seite kam ich in Dresden auf die rechte Schule, mochten sachkundige Kollegen mitunter auch über meinen Übereifer lächeln. Gut erinnere ich mich noch, wie ich mit einem kundigsten Sachkenner — er wurde der erste Präsident der Sächsischen Staatsbahnen, der nicht von der Rechtslehre, sondern von der Technik herkam — auf dem Anhalter Bahnhof ausstieg und ihn da auf eine der neuesten Lokomotiven aufmerksam machte; ich schätzte ihn hoch und verdachte es ihm nicht, daß er mit leiser Ironie antwortete.

So setzte sich in der Antrittsvorlesung meine Liebe zur Schweiz nicht stärker durch als meine Freude an Technischem. Vertreter der technischen Fächer sagten mir viel Nettos über meinen Vortrag. Tatsächlich indes war ich, soweit die Herren aus der Allgemeinen Abteilung in Betracht kamen, ins Fettnäpfchen getreten. (Diesen sächsischen bildlichen Ausdruck lernte ich bald kennen.) Für sie hätte ich kaum etwas Schlimmeres tun können als den Fachabteilungen Angenehmes vorzubringen. Noch ahnte ich ja nicht, welche scharfen Gegensätze zwischen den Fachabteilungen und der Allgemeinen an den Technischen Hoch-

schulen Deutschlands und besonders in Dresden bestanden. Dagegen waren die Parteikämpfe, die ich in Bern vorfand, nur Kinderspiel. Wurzelten sie doch in Persönlichem, nicht im Grundsätzlichen.

Es war der Gegensatz von Theorie und Praxis. Die Fachabteilungen warfen der Allgemeinen vor, siebürde angehenden Technikern zuviel Mathematik und Physik auf. Die Allgemeine Abteilung kämpfte nicht so sehr für ihren Bestand als für das uneingeschränkte Weiterbestehen der Vorlesungen und Übungen, die von ihr gehalten wurden. Als ich später tieferen Einblick gewonnen hatte, wollte mir scheinen, daß die Mathematiker ihre Wissenschaft den Hörern ungefähr im vollen Umfang von Universitätsvorlesungen vorsetzten. Ein ausgezeichnete Fachmann unter den mathematischen Kollegen war überzeugt, seine Wissenschaft herabzusetzen, wenn er das nicht täte, ein Norddeutscher, ein zäher Kämpfer. Die Fachabteilungen wehrten sich. Immer wieder hatte die Allgemeine Abteilung Stöße aufzufangen, die ihr versetzt wurden.

Sie stand im Kampf nicht allein da. Die Chemische Abteilung ging Hand in Hand mit ihr vor. Ja einzelne Vertreter der Mechanischen gesellten sich zu ihr. Persönliches wirkte sich schließlich auch da aus. Die Vertreter der Mechanischen Abteilung waren überdies zum großen Teil Preußen; so nannte man sie schlechthin die preußische. Dadurch spielte der Gegensatz Preußisch und Nichtpreußisch herein. Umgekehrt stand von zwei Brüdern, die Preußen waren, der eine, ein Chemiker, auf der Seite der Allgemeinen Abteilung; der andere war einer der energischsten Vorkämpfer der Mechanischen Abteilung. In Sitzungen des Senatsausschusses gerieten sie zuweilen aneinander, der eine vollblütig, der andere eher blaß; man berichtete gern, wie dann der eine immer röter, der andere immer bleicher wurde. (Mir persönlich war von den beiden Brüdern der Chemiker nicht der liebere, während wir mit seinem Bruder gern verkehrten.)

Das Schlimmste für mich war, daß diese Kämpfe sehr viel Zeit in Anspruch nahmen. Gleich die erste Sitzung der Allgemeinen Abteilung, die ich mitmachte, erwies mir die Neigung, die ich bald als sächsische Gewohnheit erkannte, Stunden um Stunden in Sitzungen zu vertun. Hätten wir in Bern uns das gestattet, wir wären überhaupt nie fertig geworden. Als ich dann später Vorstand der Allgemeinen Abteilung wurde und meines Wissens nach dem herrschenden Brauch zwei Jahre lang dieses Amt betreute, kamen mir die Sitzungen unserer Abteilung recht kurz vor.

Viele hörten sich gern reden. Sie fanden und fanden kein Ende. Ein hervorragender Vertreter der Allgemeinen Abteilung, einer unserer Ältesten, mußte es sich in einer Sitzung, die nicht in der Hochschule stattfand, sondern von Cornelius Gurlitt in einem Gasthof veranstaltet wurde, gefallen lassen, daß der Vorsitzende, Gurlitt, ihn endlich unterbrach und ihm nahelegte, zu einem Ende zu kommen. Er war wirklich gleich fertig, murmelte auch ein paar Worte der Entschuldigung. Im Plenum saß ich neben Gurlitt und wußte daher, wie er unter der Redefreude anderer litt. Den Höhepunkt erlebte ich indes in einer Sitzung

unserer Abteilung. Über eine Berufung sollte entschieden werden. Zwei Kollegen hatten wir entsandt, auf daß jeder von ihnen einen der beiden Universitätslehrer höre, die wir ins Auge faßten. Der eine unserer Sendlinge kam versehentlich eine Stunde zu spät in die Sitzung. Inzwischen fing der andere seinen Bericht an. Endlich erschien auch der Verspätete. So begann sein Vortrager den Bericht nochmals vorzutragen, mit der gleichen Ausführlichkeit, die schon das erstemal nach fast einer Stunde nicht zum Ende vorgedrungen war. Abermals bekamen wir eine breite Darstellung der Nebensachen zu hören, die auf solchen Reisen naturgemäß sich ergeben, doch natürlich für unsere Wahl gar nichts bedeuteten. Der sich das leistete, galt als hervorragend gewissenhaft. Ich nicht.

Je länger ich in Dresden weilte, desto mehr bekam ich die landesübliche Sitzungsfreude auszukosten. Da traten sogar die amtlichen Sitzungen zurück hinter Sitzungen der Dichter- und Künstlerstiftungen, hinter Sitzungen im Dienste der Vermittlung von Lesestoff an die sächsischen Soldaten des Weltkriegs, hinter Sitzungen, die nach dem Zusammenbruch neue Kultureinrichtungen schaffen wollten. Alles das hatte sein gutes Recht, noch wenn es dies Recht auch nicht immer durchzusetzen vermochte. Allein es hätte in weniger Zeit erledigt werden können, wenn man minder redefreudig gewesen wäre.

Die erste Sitzung der Allgemeinen Abteilung brachte mir noch andere unangenehme Überraschung. Obwohl ich schon zehn Ordinariatsjahre hinter mir hatte, war ich dem Alter nach der jüngste unter den Mitgliedern der Abteilung, zu denen auch die Extraordinarien zählten. Folglich mußte ich das Protokoll herstellen, hatte also auch noch aufzuzeichnen, was geredet wurde. War es nur übergroße Empfindlichkeit, daß ich den Eindruck gewann, man wolle mir überhaupt deutlich machen, ich hätte von vorn anzufangen? Damals sah ich ein, was der akademische Begriff der Anciennität bedeuten kann. Im Personalverzeichnis der Dresdner Technischen Hochschule erschienen die Namen der Lehrer, Abteilung für Abteilung, alphabetisch geordnet. So ließ sich die Dienstzeit, die der einzelne vollbracht hatte, nicht leicht erkennen. Man dachte lange nur daran, daß ich erst 1907 in Dresden angetreten war, beherzigte indes gar nicht, wie viele meiner Kollegen, die schon früher gekommen waren, mein Dienstalter noch nicht erreichten, vollends noch nicht schon zehn Jahre lang ordentliche Professoren waren. Daß ich von einer Universität kam, weckte nun gar in vielen meiner neuen Kollegen die Befürchtung, ich könne mich für etwas Besseres halten als sie selbst. Das wirkte sich recht greifbar aus.

All das wäre leichter zu überwinden gewesen, wenn nicht noch anderes im Hintergrunde gestanden hätte. Oft genug bekam ich von mir Nahestehenden zu hören, man gehe nicht von einer Universität an eine „Technik“, am wenigsten, wenn man nicht ein Pflichtfach wie Mathematik oder Chemie oder Volkswirtschaftslehre vertrete.

Gustav Roethe, der mir damals noch wohlwollte, konnte mein Vorgehen nicht begreifen. Minor schrieb mir zwar, Österreich müsse sich freuen, daß einer seiner Söhne in Deutschland an so hervorragender Stelle tätig sei, aber eigentlich meinte er es auch nicht anders als Roethe, sagte mir das später auch. Hatten sie nicht recht? So mußte ich mich bei den ersten Dresdner Eindrücken fragen. In Bern hatte man mich dringend benötigt, mir das oft genug versichert. Nicht nur in Sitzungen, auch in Gesellschaft kam ich mir jetzt wie ein Außenseiter vor. Die andern waren ausgefüllt durch ihr Amt, wußten, wozu sie an der Hochschule tätig waren. Ich hielt mich für ganz zwecklos. Nur vom Hörensagen erfuhr ich, was eigentlich im Gange war, und mußte schweigen, wenn die andern davon sprachen.

Schwer bedrückte mich das. Wenn ich am späten Abend von der Hochschule auf stillen parkartigen Wegen heimging, wie sie in Bern nicht zu finden sind, freute ich mich nicht an dem Schönen, das in Dresden vorhanden war. Sehnsucht nach Bern erfüllte mich. Bedingt war sie auch durch die Dresdner Luft. Im strengsten Sinn des Schweizer Heimwehs litt ich. Dies Heimweh wurde längst auf die Schweizer Höhenluft zurückgeführt, die dem Schweizer die Luft der Niederungen unerträglich erscheinen läßt. (Ein paar Jahre später erging es einem ausgezeichneten Architekten, der aus dem hochgelegenen München kam, nicht anders.)

All das wurde von mir allmählich überwunden. Gleichwohl geriet ich, wenn ich nach langen Jahren von Bonn aus nach Dresden kam, wieder und wieder in die Stimmung des Dresdner Anfangs, obwohl das gewiß nicht durch die Bonner Luft bedingt war. Zufall war es, daß ich dann gerade die Wege ging, die ich einst von der Hochschule nach Hause zurücklegte, daß es wieder im Abenddunkel war, daß ich nicht das Dresden vor mir hatte, in dem ich mich wohl fühlte, sondern ein Dresden, das mir einst unerfreulich gewesen war.

Ortswechsel, die notwendige Folge von Berufungen, bringt immer Enttäuschungen. In Bern empfand ich das gleichfalls. Was einem bisher selbstverständlich war, ist nicht vorhanden. Ungeahnte Hemmnisse tun sich daher auf. Unbegreiflich ist einem, daß eine ganze Stadt, ja ein ganzes Land ohne dies Selbstverständliche auskommen kann. Dresden galt doch als Heimstätte hoher Kultur. Als ich eine Wohnung suchte, fand ich das gar nicht bestätigt. Der hohe Beamte des sächsischen Unterrichtsministeriums, der um meinetwillen nach Bern gekommen war, kündigte uns freilich schon an, daß etwas wie unser Häuschen am Sulgenheimweg in Bern — wir bewohnten es im letzten Berner Jahr — in Dresden sich nicht finden lasse. Dies Häuschen war ebenso bequem wie gut ausgestattet. Erbaut hatten es zwei Schweizer Architekten, die in Deutschland ausgebildet waren. Das heißt: Deutschland war schon so weit, nur Dresden nicht, obwohl es das in der Technischen Hochschule hätte erfahren können. Sonst wäre Hellerau nicht nötig gewesen, dieser kraftvolle Vorstoß, den Deutschen

eine höhere Wohnkultur zu schenken. Hellerau liegt vor den Toren Dresdens. Der geistvolle Schöpfer Helleraus betonte in meiner Gegenwart oft genug, er vertrete geschmackvollste Raumkunst, während die Dresdner Geschäfte Musterbilder größter Geschmacklosigkeit seien. Mußte man ihm nicht recht geben, wenn man in Dresden eine schlichte Butterdose, in Steingut oder Porzellan oder Glas, verlangte und nur Dosen bekam, auf denen sinnig ein Paar Würstchen in Hochrelief angebracht war?

Noch Schlimmeres ist zu melden. Nie hätten wir gehnt, daß Dresden zum großen Teil nicht kanalisiert war, es erst zu unserer Zeit wurde. Wir wohnten wirklich nicht billig, in einem anspruchsvollen Gartenquartier. Dennoch gab es auch für uns eine Grube, in der sich Wochen um Wochen alles Abwasser sammelte. Von Zeit zu Zeit wurde sie ausgepumpt. Ein übelriechender Wagen mit Schlauchleitungen, die noch übler rochen, besorgte das. Glücklicherweise, wer zu dieser Stunde nicht daheim war. Mir erging es selten so gut. Hatte ich doch sogar das Pech, bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar, der Stadt der Musen, im Gasthof kurz nach der Ankunft denselben Vorgang zu sehen, nein, zu riechen.

Wie ich höre, gibt es in Deutschland noch immer Universitätsstädte, die es nicht anders halten. Bonn ist kanalisiert. Dafür gab es am Rhein eine andere Überraschung. Man muß Herd und Ofen, dann die Badeeinrichtung von Wohnung zu Wohnung schleppen. Jetzt freilich wird das durch Zentralheizung zum Teil unnötig, auch durch fließendes kaltes und warmes Wasser und durch die eingemauerten Waschbecken. Wir brauchten uns zunächst nicht wegen dieses Brauches, vielmehr Mißbrauches, Sorgen zu machen. Bezogen wir doch eine der Wohnungen, die für die französischen Offiziere der Besetzungszeit eingerichtet wurden, die also mit allem ausgestattet waren, was man sonst vorfindet, zum Teil sogar recht gut. Die Wohnung war winzig. Sonst hätten wir sie nicht bekommen. Sie war den Franzosen zu klein. Eines Tages stellte man uns aber vor die Entscheidung, Herd und Ofen entweder zurückzustellen oder zu kaufen. Wir wählten natürlich das Zweite und nahmen das alles mit, als wir endlich eine größere Wohnung bezogen. Sie hatte Zentralheizung, doch die Öfen, die wir mitbrachten, erwiesen sich als günstig für die Übergangszeit vor und nach der Winterkälte.

So bildete sich bei mir allmählich die Ansicht heraus, Übersiedlung nach einem entfernten Orte enthülle stets irgend etwas völlig Ausgefallenes als Brauch dieses Ortes. Auch das war einer der Gründe, warum ich nach meiner Emeritierung unsere oft erwogene Absicht nicht durchführten, uns gleich ändern an einem ruhigen, schönen und gesunden Ort anzusiedeln.

Die Liste der unangenehmen Überraschungen und Enttäuschungen will ich endlich schließen, obwohl ich sie leicht verlängern könnte. Daß Verhandlungen über Geldangelegenheiten mit sächsischen Behörden damals nicht leicht waren, war mir schon in Bern aufgegangen. Sachsen hatte kurz vorher erkannt, daß

zu viel Geld ausgegeben worden war. Ein kluger Finanzminister stellte bald wieder volles Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe her. Aber die Folge waren magere Jahre, gerade zur Zeit meiner Ankunft in Dresden. Die sächsische Exzellenz konnte mir wahrhaftig nicht Schätze anbieten. Verwöhnt durch Gobat, wie ich war, mag ich wohl auch zu rasch auf das Angebotene eingegangen sein. Ergebnis war, daß ich mein späteres Berner Einkommen lange nicht erreichte. Und auch das Wenige, das ich bekam, war nur auf Umwegen zu erzielen, durch „anleimen“, wie das heißt: Ich wurde auch an der Kunstakademie und an der Tierärztlichen Hochschule angestellt. Beide Anstalten unterstanden dem Ministerium des Innern. Es hatte für dergleichen mehr Mittel als das Kultusministerium, das durch den sehr hohen Beamtenstand der Hochschulen Leipzig und Dresden stark belastet wurde. Das Ministerium des Innern griff auch ein, als ich 1913 eine Gehaltserhöhung zugebilligt bekam.

Mit meiner Anstellung an der Kunstakademie übernahm ich einen Teil des Lehrauftrages, den einst Hermann Hettner hatte. Er las an der Kunstakademie auch über Literatur, an der Technischen Hochschule nur über Kunst. Höher noch als die Nachfolge Adolf Sterns schätzten manche, vor allem Minor, die Tatsache ein, daß ich Nachfolger Hettners wurde.

Die Verbindung mit der Kunstakademie, auch die mit der Tierärztlichen Hochschule erwies sich für mich als sehr fruchtbar. Der Führer des deutschen Impressionismus Gotthardt Kuehl kam mir bald durch Rat und Tat zu Hilfe. Er leitete die Akademie, eine Herrschernatur aus deutschem Norden, ungemein fruchtbar, rastlos tätig und sehr geschäftskundig. Früh war ihm geglückt, die Dresdner Kunstausstellungen zu ungewohnter Höhe hinaufzuleiten. Wenig kundig und wenig geschickt in Geschäften, wie ich war, hatte ich nie vorher einen so wohlwollenden und so einsichtigen Berater gefunden.

Durch meine Anstellung an der Kunstakademie kam ich näher an Georg Treu heran. Er wirkte auch an der Technischen Hochschule, eng befreundet mit Gurlitt. Überdies leitete er das Museum der Bildhauerei, das Albertinum, oben auf der Brühlschen Terrasse. Sicherlich eine der fesselndsten Persönlichkeiten, die mir in Dresden bekannt wurden. Sein Name ist ebenso mit der Entdeckung des Hermes des Praxiteles wie mit dem französischen Künstler Meunier wie mit antiker polychromer Plastik eng verknüpft. Dann öffnete sich mir der Weg zu hervorragenden deutschen Künstlern, die als Lehrer an der Akademie wirkten, zu Bracht, zu Ludwig von Hofmann, zu dem Bildhauer Diez und zu manchem andern, dessen Kunst ich schätzen lernte.

Mit bildender Kunst und mit Kunstwissenschaft brachte mir Dresden nahe Berührung. Den Gurlitt und Treu reihten sich zwei weithin bekannte Männer an: Karl Woermann und Woldemar von Seidlitz. Als Gymnasiast las ich die Kunstgeschichte, die von Woltmann begonnen, von Woermann aber in ihrem wichtigsten Teil ausgestaltet war. So hatte mir Woermann viel gegeben. Als

ich ihn kennen lernte, dankte ich ihm. Er hatte viel Wohlwollen für mich; wir waren oft Gäste seines Hauses und lernten seine ungemein sympathische Frau schätzen. Seidlitz, Anwalt der neuen Künstler aus der Zeit um 1900, hatte auch für deutsche Dichtung viel übrig. Erich Schmidt stand mit ihm in Briefverkehr. In Sitzungen der großen Dichterstiftungen saßen wir meistens nebeneinander; wenn wir auch nicht immer gleicher Ansicht waren, so blieb mir seine vornehme und feinsinnige Persönlichkeit stets verehrungswürdig.

Allmählich, in und nach der Kriegszeit, kamen die Neuen hinzu. Hans Poelzig leitete von 1916 bis 1920 das Dresdner Stadtbauamt. Er verkehrte viel in dem kunstsinnigen Hause Ida Bienerts, die für die Neuen von damals sich mit aller Kraft einsetzte. Geistreich und witzig, brachte er Leben und Lachen auch in Dresdner Gesellschaften, die leicht dem Steifen verfielen. Allein er fühlte sich in seinem Dresdner Amte wenig gefördert und ging schon 1920 nach Berlin. Seine großen Leistungen, etwa das Verwaltungsgebäude der I. G. Farbenindustrie in Frankfurt am Main, setzten jetzt erst ein. Oskar Kokoschka, mein Landsmann, war mir zunächst als Dichter bekannt; daß er Professor an der Kunstakademie wurde, bezeugt, wie gründlich sich 1918 in Sachsen Kunstanschauung gewandelt hatte. Auch er blieb nicht lange.

Ein Schüler Kuehls, Ferdinand Dorsch, gleichfalls Österreicher, war nur wenig früher Professor an der Kunstakademie geworden. Er beharrte beim Impressionismus. In der Kriegszeit wurden er und seine Frau uns liebe und treue Freunde. Sie besuchten viel meine Vorlesungen. Ich bin ihm für manche Belehrung in bildender Kunst verpflichtet. Durch ihn kamen wir mit einer ganzen Reihe von jüngeren Dresdner Künstlern in nahen Verkehr. Er zeichnete mich in Kohle.

Die Verbindung mit der Tierärztlichen Hochschule schenkte mir gleich in den ersten Dresdner Monaten eine unerwartete Freude. Die Schüler der Kunstakademie kamen in meine Vorlesungen an der Technischen Hochschule. Für die Tierärztliche Hochschule begann ich, da die Anstellung sich verzögert hatte, im Dezember eine einstündige Vorlesung. Der Vortragsraum war recht umfangreich, aber ich hatte die unerwartete Freude, wieder vor einer größeren Hörschar zu sprechen. Soweit ich mich erinnere, über jüngste deutsche Dichtung. Also über einen Gegenstand, den ich aus dem Handgelenk erörtern konnte, ohne viel sorgliche Vorbereitung. Immer noch, auch zuletzt in Bern, hatte ich mir nicht zugetraut, schlankweg aus dem Vollen zu schöpfen. Endlich überwand ich meine Bedenken. Der Erfolg gab mir recht. Hätte ich doch sofort den Weg weiter beschritten. Dem Publikum, an das ich mich hier zu wenden hatte, entsprach das weit besser als Vorträge, die ich in steter Weiterbildung meiner Berner Vorlesungen mit viel Mühe vorbereitete. Konnte ich doch beobachten, daß die Zahl der Zuhörer sofort zurückging, wenn ich Neuerrungenes eindringlich und mit vielen Anführungen aus dem Schrifttum der Dichter,

über die ich sprach, und aus Schriften über sie brachte. Das widerfuhr mir sogar an der Technischen Hochschule, besonders aber, als ich zeitweilig in der Kunstakademie las. Doch glaube ich mich zu erinnern, daß die Vorträge an der Tierärztlichen Hochschule lange recht gut besucht waren, auch noch in der Weltkriegszeit.

In Dresden traf ich immer auf Leute, die mich zu erziehen wünschten. Auch wenn sie bei einem Abendessen neben mir saßen. Wir verkehrten viel in einem Hause, das ebenso durch den ärztlichen Beruf des Hausherrn wie durch die künstlerischen Neigungen seiner Gattin stets eine Menge hervorragender Menschen uns nahebrachte. Merkwürdigerweise neigten meine Tischnachbarinnen hier oft zu solchen Erziehungsversuchen. Da war eines Abends eine in meine Vorlesung über Romantik gegangen, in eine Vorlesung, die sogar an einer Universität von manchen zu einläßlich befunden worden wäre. Sie wollte romantische Stimmungen erleben, und ich redete von Parazelsus und von Jakob Böhme. Nun versicherte sie mir, ich spräche viel zu hoch für meine Hörer, nannte mir sogar einen Kollegen, der das besser verstünde und nie zu gelehrt werde. Ich schwieg, ich lachte sie nicht einmal aus. Gerade dieser Kollege war wegen der Langweile seines Vortrags und wegen der Enge seines Vorlesungsstoffes berüchtigt. Ich mußte das anhören, der doch schon anfang, in Dresden Mode zu werden.

Natürlich vor allem bei Damen. Wären sie minder eifrig zu mir gekommen, meine Hörerzahlen hätten, vor allem im Weltkrieg, nicht stetig zugenommen. Unter diesen Damen waren nicht wenige, die ernstlich Wissenschaft trieben und auch ihre Arbeiten veröffentlichen konnten. Hatte doch meine langjährige Bonner Assistentin Luise Thon schon in Dresden sich als sehr tüchtig erwiesen; in Bonn kam man ihr sofort mit Hochachtung entgegen. Leider nahm sie dann aus übergroßer Vorsicht die Professur an einer pädagogischen Akademie nicht an, legte vielmehr dem Minister nahe, ihr noch ein Jahr pädagogischer Vorbereitung zuzulassen. Dann aber ergaben sich unerwartete Hindernisse, bedingt durch die Weltgeschichte.

Doch auch unter den Damen, die nicht wissenschaftlich geschult werden wollten, hätte ich manche anzuführen, die ich gern und freudig meine Schülerinnen nenne. Vor kurzem sah ich eine dieser Hörerinnen wieder, nachdem wir jahrelang nicht zusammengetroffen waren. Wir verstanden uns sofort, als wären wir dauernd im Verkehr geblieben. Wir hätten uns nicht so rasch und so gut verstanden, wenn ihr ganzes Weltbild — wie sie mir versicherte — ihr nicht durch mich vorgezeichnet worden wäre. Auch in diesem Sinne will ich mich gern Damenprofessor nennen lassen.

War ich nicht schon in Bern Damenprofessor gewesen? Ich meine, auch als Berner Damenprofessor etwas geleistet zu haben. Die Damen des Berner Patriziats kümmerten sich vorher wenig um deutsche Dichtung. Sprachen sie

doch eher französisch als deutsch. Man kleidete sich, man wohnte nach französischem Vorbild; so las man auch Französisches und nicht Deutsches, nicht einmal die großen Schweizer Keller und Meyer. Diese Patrizierinnen zählten zuletzt zu meinen ständigen Hörerinnen.

Allein ich hatte schon in Bern Hörerinnen, die kamen, weil es Mode war zu kommen. Als sich in meinem letzten Berner Wintersemester eine vielbeachtete Schönheit einfand, eine richtige Vertreterin der „schicken Clique“ (so heißt in Bern diese Gesellschaftsschicht), sagte ich mir, es sei höchste Zeit für mich, von Bern abzugehen. Die Aula der Universität, in der ich meine einstündige öffentliche Vorlesung zu halten pflegte, war mir sicherlich nicht bewilligt worden, solchen Zwecken zu dienen. Allerdings hätte ich dann nicht nach Dresden gehen dürfen. Oder sollte es mich freuen, wenn mir Dresdner Kollegen versicherten, würdige alte Herren, daß sie gern vor Beginn meiner Vorlesungen sich in der Nähe meines Hörsaals aufhielten, um die hübschen Mädchen zu sehen, die zu mir kamen? Oder wenn es hieß, die Offiziere der Garnison könnten nicht begreifen, daß die Damen der Gesellschaft so viel von mir redeten? Oder wenn ich gar neben dem vergötterten Tenor der Dresdner Oper Tino Pattiera als berühmtester Mann Dresdens ausgegeben wurde? Lieber war mir, daß ich zu Beginn des Weltkriegs beim Ausmarsch der Truppen unter den Soldaten ein mir bekanntes Gesicht erblickte. Dank der gelockerten Ordnung solchen Ausmarsches konnten wir ein paar Schritte zusammen gehen; da dankte er mir noch für meine Vorlesung über Goethes „Faust“.

Aber es war anerkannte Tatsache geworden, daß ich mehr für die Stadt als für die Studenten der Hochschule da sei. Die Regierung schätzte das und erwies mir oft, wie sehr sie es schätzte. Schier ließe sich behaupten, die Stadt kümmerte sich mehr um mich als um die andern Professoren der Technischen Hochschule. Sie erfuhren im allgemeinen wenig Gunst von der Stadt. Wirklich erschien in einer illustrierten Zeitung einmal ein Heft über Dresden und brachte, soweit ich mich erinnern kann, nur Bildnisse des Rektors und Gurlitts neben meinem. Mein Name war nun einmal mit Dresden so eng verknüpft, daß später lange Zeit hindurch viele noch immer von Walzel in Dresden sprachen, während ich doch schon in Bonn war.

Das alles hatten mir meine Dresdner Anfänge nicht versprochen. Und es kam ohne mein Zutun. Es bereitete sich allmählich vor, und ich selbst war nicht wenig erstaunt, als es mir eines Tages als reife Frucht in den Schoß fiel. Kurz nach meinem Antritt der Dresdner Professuren sagte mir ein ausgezeichneter Schulmann, dessen Name schon durch seine Zeitschrift — sie wird immer noch fortgesetzt — vielen geläufig war, ich müsse in Dresden wie ein Diktator auftreten. Ich fühlte nicht die geringste Neigung und Anlage für solche Haltung in mir. War ich nun doch gegen meinen Willen in Dresden zum Diktator geworden?

Mein Ehrgeiz war befriedigt, mehr als befriedigt. Oder soll ich sagen: meine Eitelkeit? Wundern durfte ich mich nicht, wenn es hieß, ich fühle mich in Dresden so wohl, daß ich nicht daran denke, es noch anderswo zu versuchen. Als Bonn plante, mich vorzuschlagen, glaubte es sich der Gefahr ausgesetzt, ich werde ablehnen. Nur durch einen Zufall erfuhr es durch einen Dresdner Kollegen, der früher in Bonn gewesen war, daß diese Gefahr nicht bestand.

Nun schlugen die älteren Kollegen, die mich einst erziehen wollten, andere Töne an. Schultze hatte mir geraten, gelegentlich Vorträge für die Witwen- und Waisenkasse zu halten. Das werde gern gesehen und dürfe auf Dank hoffen. In meinen ersten Osterferien sprach ich dann in Wien über die faustische Natur. (Einer der Aufsätze des „Geisteslebens“ enthält das.) Sogar Minor schien befriedigt zu sein. So lockte es mich, den Vortrag in Dresden zu wiederholen. Ich wandte mich an den Vorstand der Rektoratskanzlei, mit dem ich mich sehr gut verstand, und bat ihn, mein Angebot an die Leitung der Vorträge für die Witwen- und Waisenkasse weiterzuleiten. Der Vortrag fand statt, war aber nicht sehr besucht, wohl auch weil — was ich noch nicht wissen konnte — das Jahr zu weit vorgeschritten war. Man besuchte in Dresden um diese Zeit kaum noch öffentliche Vorträge. (Treue Hörer meiner Vorlesungen im Wintersemester taten sogar erstaunt, wenn sie vernahmen, daß ich während des Sommersemesters nicht vielmehr in der Sächsischen Schweiz mich ausruhe.) Dann aber war der Vortrag für die Mehrzahl der Zuhörer zu hoch. Selbst mein Gönner Kuehl sagte mir das. Als ich im Herbst den Veranstalter auf der Straße traf, bot ich ihm an, bald wieder für die Kasse zu sprechen. Ich erlebte eine gründliche Abfuhr: Der Vortrag vom Frühjahr habe zu wenig eingetragen. Als ich dann im Weltkrieg einen meiner Vorträge für das Rote Kreuz hielt, erschien zu meinem Erstaunen auch der strenge Richter und meinte, er müsse den berühmten Redner doch auch hören. Er war ein ausgezeichneter und vielgenannter Fachmann, nur etwas hochmütig. Meine Überraschung war groß.

Kuehl ließ sich durch den Vortrag über die faustische Natur nicht abschrecken und übertrug mir nicht viel später die Rede, die bei der Preisverteilung in der Kunstakademie gehalten zu werden pflegte. Mein Vortrag beleuchtete jüngste Neuerungen der Bühnenausstattung. (Er steht in der ersten Auflage des „Geisteslebens“.) Zum erstenmal sprach ich vor dem Prinzen Johann Georg, dem Bruder des Königs und Kurator der Akademie. Wenigen war ich so verpflichtet wie bald ihm. Auch das danke ich Kuehl. Gut erinnere ich mich noch, daß ich an die Spitze meiner Vortragsnotizen die Worte „Euer Königliche Hoheit“ setzte, in roter Farbe, um diese mir noch ganz neue Ansprache nicht aus Zerstretheit zu versäumen. Oft genug hatte ich sie später anzubringen.

Als ich nach dem Vortrag zusammen mit Georg Treu die Akademie verließ, sagte er mir, ich möge mich nicht kränken, weil der Prinz mich nicht an-

gesprochen hatte. Er meide das. Der Prinz galt als wenig zugänglich. Ich kann das nicht bestätigen. Schon bei meiner ersten Audienz war er sehr gesprächig. Seitdem ist etwa ein Menschenalter vergangen, und so oft ich mit ihm zusammentraf, hatte er mir viel zu sagen. Er war der rechte Schutzherr der Künste, suchte zu leisten, was einst König Johann von Sachsen für Kunst und Wissenschaft getan hatte. Sein liebster Bereich war bildende Kunst. Gern erinnere ich mich besonders eines seiner Vorträge; er berichtete von den Ergebnissen einer Reise nach dem Orient, lebendig und aufschlußreich. Angesehene Vertreter der Kunstwissenschaft waren seine Begleiter gewesen. Verborgenes hatten sie zusammen entdeckt. Freude an diesen Gewinnen durchstrahlte die Rede.

Er war nicht nur gern Redner, auch Zuhörer. Oft kam er, wenn ich in Dresden einen öffentlichen Vortrag hielt. Sein Marschallamt klingelte dann am Nachmittag an und fragte, ob ich spreche und wo und wann. Einmal hatte ich vor dem König und vor einer umfänglichen Hofgesellschaft bei Prinz Johann Georg zu reden. Als ich den Mut hatte, während des Weltkrieges zusammen mit fachverwandten Kollegen in Dresden einen Ferienkurs durch mehrere Jahre laufen zu lassen, war er uns eine feste Stütze. Er hörte fast das ganze Programm an. Anfangs kam er mit einem oder dem andern Adjutanten; doch diese Herren waren augenscheinlich solcher Anstrengung nicht gewachsen und blieben bald aus. Mir wurde es so lieb, ihn unter den Zuhörern zu erblicken, daß ich einmal beim Betreten des Vortragsraumes gegen alle Gesetze höfischen Brauchs — wie man mich nachträglich aufmerksam machte — ihm zunickte. Der Prinz scheint mir diese Entgleisung nicht übel genommen zu haben. Überhaupt kam ich oft in die Lage, gegen die allergewöhnlichsten Vorschriften der Höflichkeit zu verstoßen. Wenn Prinz und Prinzessin an mir vorbeifuhren, überholten sie mich fast immer, so daß ich sie später erblickte als sie mich, und ich durch den Gruß der gütigen Prinzessin erst auf sie aufmerksam wurde. Wenn sie annahmen, ich sei eigentlich recht ungezogen, so dürfte ich ihnen das nicht verdenken.

Im Frühjahr 1933 wohnte ich zu Rom als Gastredner des Goethehauses in einem erlesenen Hotel nahe dem Park Borghese. Gleich am ersten Abend traf ich den Prinzen; ich saß fortan nach dem Abendessen bei ihm. Eines Sonntags lud er mich ein, mit ihm das Kloster der heiligen Cäcilie zu besuchen. Das mächtige Fresko Cavallinis war nur zu besichtigen, wenn man einen *Permesso* hatte. Mir wurde diese Fahrt nach den Hügeln jenseits des Tiber zu lieber Erinnerung.

Als ihm der Gegenbesuch des Kardinals Pacelli angekündigt wurde, teilte er es mir mit. Leider wartete ich die Ankunft des Kardinals nicht ab. So versäumte ich die Gelegenheit, den künftigen Heiligen Vater zu sehen. Hätte ich klüger gehandelt, ich brauchte jetzt nicht nach Bildnissen mir eine Vorstellung von diesem überragenden Charakterkopf zu machen, der ganz anders wirkt als die Erscheinung Pius des Elften.

Mir war die Güte, mit der mir Prinz Johann Georg stets entgegenkam, um so wertvoller, und ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als doch der König für mich wenig übrig hatte. Trotz mehrfacher Audienzen bei ihm, obwohl ich öfters Vorträge in seiner Gegenwart hielt, wußte er nie, wer ich war. Die letzte Audienz verlief — es war in der Kriegszeit — lange nicht im gewohnten großen Stil. Sonst wurde jeder Hofrangklasse je ein Raum zugewiesen. Die Professoren von Dresden und Leipzig zählten zur vierten Klasse, stiegen freilich durch die Titel, die ihnen verliehen wurden, zu höherem Rang empor. Bei der letzten Audienz waren überhaupt nur drei Herren vor mir angetreten. Der König ließ sich auch diesmal wieder auseinandersetzen, wer und was ich sei. Allmählich rückte er weiter fort und stand vor einem höheren Offizier in Felduniform. Zu meiner Freude vernahm ich, es sei Walter Goetz; er hatte gerade sein Amt in Leipzig als Nachfolger Lamprechts angetreten. Nach dem Ende der Audienz sprach ich ihn an. Er fragte mich, ob ich zum erstenmal dem Könige vorgestellt worden sei. Gewohnt, wie ich war, dem König mein Personale — wie die Amtssprache sagt — immer wieder zu geben, verstand ich die Frage zuerst nicht. Dann aber kündigte ich Goetz an, daß ihm vielleicht Gleiches bevorstehe. (Er dürfte schwerlich noch eine Audienz miterlebt haben.) Allein vielleicht wäre ihm das gar nicht widerfahren. Mehrfach hatte ich ja beobachten können, daß sich stets gut erkennen ließ, wer dem König zusagte und wer nicht. Eben hatte er sich freundlich mit dem einen ausgesprochen. Dann kam er zum nächsten. Sein Gesicht wurde sofort starrer, ganz anders sprach er zu ihm. So erging es mir. Bei der ersten Audienz konnte ich freilich gar nichts beobachten, ehe ich an der Reihe war. Denn ich stand im Zimmer der vierten Rangklasse als erster da. Unbekannt mit höfischen Bräuchen, in der Schweiz am allerwenigsten vorgeschult, konnte ich mich nur dunkel erinnern, gehört zu haben, daß ein König nicht angesprochen werden darf, sondern daß man seine Anrede abzuwarten hat. Ich erkundigte mich; man sagte mir, daß ich recht berichtet sei. Allein während es bei König Albert wirklich so gehalten worden war, galt jetzt das Umgekehrte. So stand ich vor dem König; er schwieg und ich schwieg. Endlich begann er. (Später bemerkte ich, daß sogar ein im Dienst ergrauter sächsischer Beamter dem gleichen Mißgriff ausgesetzt sein konnte, wenn er als erster im Audienzzimmer aufgestellt war. Der König begann das Gespräch mit der Frage: „Nu, Sie kommen wohl, sich für den Orden da bedanken?“ Er deutete dabei auf die Brust des Schweigenden.) Als ich dem König sagte, ich lese über Literatur, fragte er erstaunt, wozu denn eine Technische Hochschule Vorlesungen über Literatur benötige. War das ganz unberechtigt? Er erkundigte sich noch, unter welchem Minister ich angestellt worden sei. Auch das hatte rechten Sinn. Denn in der kurzen Zeit, die seit meiner Ernennung verstrichen war, erkrankte dieser Minister schwer und mußte eine Anstalt für Nervenranke aufsuchen. Meine Anstellung wurde trotzdem nicht rückgängig gemacht.

Die wenigen Minuten, die ich insgesamt mit dem Könige zu sprechen hatte, zeitigten noch manches Ähnliche. Hier aber soll die längst gedruckte Sammlung der Anekdoten von König Friedrich August dem Dritten nicht noch vermehrt werden.

Mit den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses kam ich nicht in Fühlung. Nur ein einziges Mal sprach Prinz Christian mit mir. Unter anderem kam da die Reihe Rebekka West, Anna Mahr, Rautendelein, Hanna Elias zur Geltung.

Schultze erzählte mir, wieviel Anteil an Geisteswissenschaft die Kronprinzessin Luise bewiesen habe. Er war mehrfach bei ihr geladen und hielt ihr Vorträge. Als ich nach Dresden kam, lag das schon in der Vergangenheit. Die temperamentvolle Österreicherin hatte Fesseln abgeworfen, die sie unerträglich fand. Nun konnte es nur schaden, wenn man für sie eingetreten war. Ein mir nahestehender Ministerialbeamter von reicher Erfahrung sollte dreimal und noch zu meiner Zeit Minister werden. Allein seine Frau hatte sich zu sehr für die Kronprinzessin eingesetzt.

Daß ich in der Kunstakademie über Bühnenfragen der Zeit sprechen konnte, ergab sich mir durch Einsichten, die mir in Dresden zuteil wurden. Bis dahin hatte ich mich nicht übermäßig viel um das Theater gekümmert und noch weniger um Bühneneinrichtungen. Nicht wie andere hatte ich in Wien ständig das Burgtheater besucht. Erich Schmidt war mit den Schauspielern, auch mit den Schauspielerinnen der „Burg“ eng befreundet. Sie ließen sich gern von ihm leiten. Bei meinem ersten Besuch erschien der Diener eines Hofschauspielers und brachte eine Anfrage seines Herrn mit, wie das Programm eines Vortragsabends zu gestalten sei. Die ebenso begabte wie feinfühlig-frühverstorbene Josephine Wessely, ein Liebling der Wiener, hatte in einem Stücke, einsam am Fenster sitzend, Goethes Mondlied zu sprechen. Sie ließ sich von Erich Schmidt beraten. Im ersten öffentlichen Vortrag Schmidts, dem ich anwohnte, saß Josephine Wessely ihm zu Füßen; deutlich sehe ich noch vor mir, wie er nach dem Vortrag vom Rednerpult zu ihr hinabstieg und sie mit Auszeichnung begrüßte. Minor wurde früh ständiger Besucher der Burg; wollte er doch selbst Schauspieler werden. Dank seinem guten Gedächtnis und seiner scharfen Beobachtungsgabe waren ihm die Großen des Burgtheaters in jedem Wort und in jeder Bewegung gegenwärtig, von Josef Wagner bis zu Kainz. Die Sammlung seiner Besprechungen, die kurz nach seinem Hingang gedruckt wurde, läßt das gut erkennen. Freilich spielte er auch an dieser Stelle das Alte gern gegen das Neue aus. Kainz ist er nie ganz gerecht geworden. Ihm schwebte ein festumrissenes Bild des Burgtheaterstiles vor, eines Stiles, dessen Wesen nach seiner Überzeugung bestehen bleiben mußte, noch wenn fortschreitende Zeit sich andere Ziele steckte und diese Ziele zuweilen übereilig und übereifrig auf Kosten echter Kunst zu erreichen suchte. Gewiß hatte er im Grundsatz recht. Und wollte Kainz etwa anderes? Er wäre

der Letzte gewesen, alten Burgtheaterstil dem Naturalismus zu opfern. Doch im Einzelfall war die Grenze nicht leicht zu ziehen. Als mir Minor einmal sagte, Kainz habe endlich im Burgtheater gelernt, sich nicht auf dem Absatz umzudrehen, kam mir das etwas zu theaterdienermäßig vor. Ich dachte daran, wie spöttisch Kainz selbst über die guten Burgtheaterdiener lächelte, die ihn freundlich belehrten: „Der Herr von Krastel hat sich nie an diesen Tisch gelehnt, sondern an den andern.“ (Allerdings war ich einmal Zeuge, wie Moissi in einer Probe von „Emilia Galotti“ Max Reinhardt fragte, ob er jetzt am Fenster stehen solle, und die Antwort bekam: „Sie sollen dort am Tisch sitzen“). Das Eigentliche und wohl Einmalige der Darstellungskunst meines Freundes Kainz hat Minor meines Wissens nie auseinandergesetzt. In Weimar bei einer Goethetagung kam es einmal zu einem Zusammenstoß der beiden. Zweimal wurde er mir berichtet von Persönlichkeiten, die ihn aus unmittelbarer Nähe beobachtet hatten. Dann aber beklagte sich Minor selbst in meiner Anwesenheit über den Vorfall. Man war am späten Abend nach altem Brauch im „Elephanten“ zusammen. Kainz, der am nächsten Tage als Tasso auftreten sollte, kam in später Stunde; er war eben in Weimar eingetroffen. Dieser Tasso Kainzens hatte bei der Aufführung im Burgtheater kurz vorher viel von sich reden machen. Kainz sprach die Schlußworte nicht als Gebrochener, sondern wie ein endlich Beglückter. Über diese Auffassung läßt sich streiten. Entspricht es indes nicht dem Wesen Goethes, Tragik zu mildern? Daß „Tasso“ nicht tragisch gedacht sei, hatten andere schon angenommen. Der Wert der Lebenskunst, die wie in den „Lehrjahren“ auch in „Tasso“ zuletzt zum Mittelpunkt wird, käme nach Kainzens Darstellung besser heraus, als wenn dieser Wert nur einem endgültig Geseiterten aufginge, nicht wie ein schwererrungener Gewinn, sondern wie etwas für Tasso Unerreichbares. Allein wie man über das denken mag, es war nicht sehr liebenswürdig von Minor, daß er Kainz mit den Worten empfing: „Mit Ihrem Tasso bin ich aber gar nicht einverstanden.“ Ich glaube das Gesicht Minors vor mir zu sehen, mit dem er das sagte, den Stimmklang zu vernehmen. Gesicht wie Stimmklang sollte die Schärfe der Worte sicherlich mildern. Kainz antwortete mit der Frage: „Warum denn, Herr Hofrat?“ Minor erwiderte, Josef Wagner habe das ganz anders gemacht. Darauf Kainz, Minor sei doch zu jung, um das aus eigener Erfahrung wissen zu können. Als Minor jetzt mit einem „Doch, doch“ antwortete, riß Kainz die Geduld und er rief: „Dann waren Sie noch zu jung, um das zu verstehen.“

Wohl auch, weil um mich herum vorzügliche Sachkenner am Werk waren, überließ ich die Bühne meinen gleichalterigen Freunden, überzeugt, daß sie sich jahrelang so eifrig vorbereitet hätten, wie ich das doch nicht mehr leisten könnte. Am wenigsten in Bern. Hier eröffnete man zu meiner Zeit den Neubau eines Theaters. Otto von Greyerz förderte die neue Bühne, nicht nur als Sachkenner, auch als gewandter Bühnendichter. Seine mundartlichen Spiele

glückten ihm gut. So wagte ich nicht, seine Kreise zu stören. Durch Kainz freilich rückten nicht nur Drama und Schauspielkunst mir nahe, auch die Gestaltungsmöglichkeiten der Bühne. Er machte mich auch mit einigen seiner Kollegen von der Burg bekannt.

Oft erhob sich gegen Kainz in Berlin der Vorwurf, er sei von seiner Augenblicksstimmung allzu abhängig, einmal sei er ganz bei der Sache, ein andermal liege ihm nichts an ihr. In Wien schien er und meinte er, das überwunden zu haben. Brauchte er doch nicht wie in Berlin monatelang Tag für Tag dieselbe Gestalt zu verkörpern. (Er liebte es nicht, wenn man von ihm sagte, er spiele Rollen, verwies mir einmal scharf den Ausdruck und erklärte, er spiele nicht Rollen.) Dennoch erlebte ich auch einmal in Wien, wie Kainz ganz neben seinem Hamlet stand. Ich kannte ihn viel zu gut, als daß ich das nicht sofort bemerkt hätte. Er ahnte nicht, daß ich unter den Zuschauern war. Sobald er nämlich wußte, daß er vor einem Freunde spiele, bot er Bestes. So lege ich wenig Gewicht auf die Tatsache, daß mir bei anderer Gelegenheit gesagt wurde, er habe so gut gespielt, weil er für mich spielte. Es hätte ebensogut ein anderer aus seinem großen Freundeskreis gewesen sein können.

Ich aber gewann durch ihn ein ganz anderes Verhältnis zur Bühne und ein ganz anderes Verständnis für sie. Ja erst durch ihn eröffnete sich mir die Welt, die hinter dem Vorhang liegt. Merkwürdig genug; denn mein Onkel Camillo Walzel leitete jahrelang das Theater an der Wien, und als ich noch die Schule besuchte, war mein Vater mit mehreren Burgschauspielern nahe befreundet. Auch unter dem Schutze Kainzens drang ich nur bis in seine Garderobe vor. So konnte ich allerdings ganz genau beobachten, wie Kainz, wenn er von der Bühne abging, sofort wieder nur er selbst war und weder die Stimmungslage noch den Stimmklang von der Bühne hinter die Kulissen mitnahm. Er war zu echt und zu wahr, als daß ihn der Brauch vieler, auch mancher Burgschauspieler, nicht angewidert hätte, den Bühnenkünstler im Alltag bemerklich zu machen, etwa gleich einem berühmten und bewunderten älteren Künstler des Burgtheaters bei der Ankunft an einer Bahnstation mit dem Klageruf „Erbarmt sich denn niemand unseres Gepäcks?“ den Träger heranzuholen, ungefähr mit dem Stimmklang König Lear. Nach einer Aufführung der „Versunkenen Glocke“ machte sich Kainz mit mir auf den Heimweg. Da ertönte im Bühnenhaus die kraftvolle Stimme Rautendeleins: „Ich muß ihn küssen.“ Kainz hatte einst zusammen mit Agnes Sorma der „Versunkenen Glocke“ den Weg gebahnt. Daß ihm die Wiener Darstellerin kaum als rechter Ersatz für Agnes Sorma galt, war den ganzen Abend hindurch nur zu gut zu beobachten. Zu väterlich freundlich beklopfte er ihren Rücken, wenn er sie umarmte. Sie aber ahnte wenig von seinem Lebensgefühl, wenn sie meinte, ihm mit ihrem pathetischen Liebesruf Freude zu machen.

Manche konnten es nicht begreifen und waren entsetzt, wenn Kainz beim Abgang von der Bühne mitten aus tragisch hochgespannter Stimmung einen Witz

machte. War ihm das nicht bestes Hilfsmittel, sich selbst von dieser Stimmung zu befreien und mit einem Ruck alles Komödiantenhafte auszuschalten? Solchen Übergang von Bühnenstimmung zum Leben, von der dargestellten Gestalt zum gewohnten eigenen Selbst beobachtete ich eines Tages in auch mich überraschender Weise. Kainz spielte einen alten zahnlosen Scheinheiligen Anzengrubers und hatte sich eine drastische Maske zurechtgemacht. Im Zwischenakt sprach ich mit ihm in seiner Garderobe. Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Ich berichtete ihm Schweres, das mir widerfahren war. Und nun blickten mir aus der entstellenden Maske seine klaren, ruhigen Augen entgegen, freundschaftlich, teilnahmsvoll und echt menschlich. Der Gegensatz von Maske und Mensch hätte kaum stärker sich auswirken können.

Aber mit alledem kam ich über die Grenze der Garderoben nicht hinaus. In den Bühnenraum warf ich kaum jemals einen Blick. Erst in Dresden wurde es anders. Das erlösende Wort sprach Geheimrat Meyer-Waldeck, der Sohn des einst oft genannten Heidelberger Professors, als ich ihn in der Generaldirektion der Hoftheater besuchte: Ein Professor der Literaturgeschichte an einer Technischen Hochschule müsse sich mit Bühnentechnik beschäftigen. Mir leuchtete das sofort ein. Meyer-Waldeck verpflichtete sich, mir Zutritt zur Bühne zu eröffnen. Der Generaldirektor Graf Seebach willigte ein, kam mir auch fortan recht freundlich entgegen. Wagners „Ring des Nibelungen“ sollte wieder einmal in vollem Umfang aufgeführt werden, eine berühmte Meisterleistung des Opernhauses, nicht zuletzt des von meinem Landsmann Ernst von Schuch geleiteten Orchesters. Ich erschien also am Bühneneingang und wurde dem Maschinendirektor, einem Schüler Brandts, anvertraut. Zu meiner Verwunderung stellte man mich unmittelbar hinter dem Vorhang an der linken Seite (vom Zuschauer gesehen) so weit vorn auf, daß im ersten Zwischenakt der Generaldirektor forderte, ich müsse etwas zurücktreten, wenn das Publikum mich nicht erblicken sollte. Von meiner neuen Aufgabe war ich derart erfüllt, daß ich wirklich zuerst nur auf die Kunstgriffe der Technik achtete, als ob mir das Werk selbst nicht wichtig genug gewesen wäre. Am Anfang des „Rheingolds“ gab es genug Technik zu beobachten. Ich durfte bestaunen, wie die Künstlerinnen an langen Drahtseilen in der Luft herumschwammen, vielmehr herumflogen; nicht lange darauf ersetzte eine neue bessere Einrichtung den Brauch, den ich jetzt zum erstenmal hinter den Kulissen zu sehen bekam. Nur selbstverständlich ist, daß solche erste Einblicke enttäuschen und vom Kunstwerk ablenken. Ich überwand das rasch und bemerkte bald zu meiner Freude, daß ich gerade Musikdramen von der Bühne aus viel eindringlicher miterlebte als vom Zuschauerraum. Der Augenblick, in dem mir Technik zum Zweiten, die Darstellung zum Ersten wurde, habe ich noch ganz deutlich in Erinnerung. Es vollzog sich, als ich die Stimme der Walküre Brünnhilde zum erstenmal vernahm. Diese Stimme wurde mir für viele Jahre zu etwas ganz Unvergleichlichem; ich konnte sie nicht oft genug

hören. An einem der folgenden Abende stellte ich mich Marie Wittich vor und bekannte ihr, warum ich das tat. Viel zu wenig bin ich musikalisch geschult, um begrifflich auszusprechen, was mir an ihrer Stimme so lieb war. Sie wurde in Dresden sehr hoch geschätzt, feierte besonders im „Ring“ Triumphe, war oft in Bayreuth tätig, hatte auch in London gesungen. Aber man mäkelte gern in Dresden an ihr, fand sie ihrer Vorgängerin Malten nicht ebenbürtig, sagte ihr nach, sie sei zu gute Hausfrau, um ganz gute Künstlerin sein zu können. Tatsächlich widerstrebte ihr nur alles Zigeunerhafte. Dann konnte auch ihr widerfahren, daß sie dann und wann neben der Rolle stand. Einmal beobachtete ich das sogar an einer ihrer sonst größten Leistungen, an der Todesverkündigung in der „Walküre“. Aber umgekehrt kam ich ein andermal kurz vor dem Ende des „Siegfried“ in den Bühnenraum und war in wenigen Minuten von der Kraft der Leidenschaft, die ich da miterlebte, überwältigt. Ihr Partner war Alfred von Bary.

Dieser Augenblick konnte mir am unwiderleglichsten bezeugen, daß mich die anfangs hemmende Nähe nicht mehr störte, der sogenannte Blick hinter die Kulissen nicht mehr dauernd enttäuschte. War ich doch auch, wenn ich ganze Abende unmittelbar an der Bühne mitmachte, nie vom langen Stehen ermüdet. Als junger Mensch hatte ich in Wien, im Stehparterre der Oper, bei der Aufführung des „Tristan“ Qualen gelitten. Freilich mußte ich damals an einer Stelle stehen bleiben, während ich hinter der Bühne den Platz wechseln durfte, mitunter von der linken nach der rechten Seite und wieder zurück ging oder auch von der Höhe die Bühne überblickte. Die Gespräche, die ich zuweilen zu hören bekam, störten mich nicht sonderlich.

Jahrelang wurde mir die Dresdner Oper eine reiche Quelle der Belehrung. Doch eines Tages begann eine gründliche Umgestaltung der Bühnenmaschinerie. Der ehrgeizige Maschinendirektor setzte volle Neugestaltung des Apparates der Musikdramen Wagners durch. Gewiß war es an der Zeit; der alte war schon recht abgenutzt. Doch nun sollte im Sinne Brandts alles möglichst wirklichkeits-echt sein. Ich selbst vertrat in dem Vortrag für die Kunstakademie die entgegengesetzte Ansicht; sie war gestützt auf allerjüngste Entwicklung der Bühnenausstattung. Im Neubau des Königlichen Schauspielhauses schloß sich der sehr begabte Adolf Linnebach als Direktor des Maschinenwesens den Gegnern des Bühnennaturalismus an und nutzte in diesem Sinne die nach neuesten Errungenschaften eingerichteten elektrisch angetriebenen Schiebebühnen. Das Opernhaus wurde mit ähnlichen Einrichtungen ausgestattet. Hier aber dienten sie einer möglichst wirklichkeitsechten Bühnenwirkung. Tatsächlich war das die ursprüngliche Absicht ihrer Erfinder.

Wie rasch es damals von der einen zur andern Richtung weiterging, war gut an Max Reinhardts Bühne zu beobachten. Eben hatte er noch die Drehbühne benutzt, um wegzuräumen, was den Eindruck, Echtes und nicht bloß Lein-

wand und Pappe dem Zuschauer vorzusetzen, hemmte. Gleicher Absicht dienten in Auftritten, die im Freien spielten, ganze Baumstämme und ein Rasen, der wie aus wirklichem Grase hergestellt erscheinen konnte. Kurz darauf wurde — etwa in Komödien Shakespeares — der Vorhang nicht mehr herabgelassen, wenn die Bühne sich drehte, also rückhaltlos zugestanden, nicht Wirkliches, sondern nur Bühnenspiel sei zu erblicken.

Die Dresdner Oper leistete mit ihren neuen technischen Hilfsmitteln ein Übermaß wirklichkeitsechter Bühneneinrichtung. Statt, wie es doch gemeint war, das Zeitmaß des Umbaus zu beschleunigen, benötigte man jetzt noch längere Zwischenakte als vorher. Im zweiten Aufzug des „Lohengrin“ wurde eine breite beschreibbare Galerie errichtet, die sich über drei Seiten der Bühne erstreckte. Vollends war, vor Beginn, dann zuletzt eine Eiche von mächtigen Ausmaßen aufzustellen; ihre Äste einzusetzen, war äußerst mühselig. (Sie hingen überdies an Drähten.) Zuweilen wurde man nicht fertig, und die Eiche mußte auf einige ihrer Äste verzichten. Schlimmer noch war, daß der umständliche Aufbau Gefahr für die Bühnenarbeiter bedingte. Noch mehr Gefahr für Besucher der Bühne, wie ich es war. Wirklich wurde eines Tages von der Generaldirektion angeordnet, daß fortan auch in Zwischenakten Besucher die Bühne nicht betreten dürften. So mied ich bald den mir vertrauten Raum. Meinte ich doch zu fühlen, daß der Maschinendirektor mir absichtlich Hindernisse in den Weg legte. Er mochte bemerkt haben, daß ich mit ihm nicht mehr einverstanden war, daß ich über Linnebach mich zustimmend in Zeitschriften äußerte, nicht aber über ihn.

Schlimmer als mir erging es den darstellenden Künstlern. Die Maschinerie drängte sich derart vor, daß sie an zweite Stelle rückten. Sie wurden behandelt, als wären auch sie nur Maschinen. Ich konnte das beobachten. Marie Wittich lag als schlafende Brünnhilde vor Beginn des zweiten Teiles des dritten Aufzugs „Siegfrieds“ schon auf einem Bühnenteil, der im Hintergrund der Bühne stand. Der Stein, auf dem sie ruhte, befand sich vorn auf diesem Bühnenteil. Beim Wechsel des Bühnenbildes hatte man es natürlich sehr eilig, wurde dieser Bühnenteil so geschwind verschoben, daß er recht kräftig an die Vorderbühne anstieß, und daß die Künstlerin beinahe von dem Stein herabgefallen wäre. Sie beschwerte sich sofort, wurde aber kräftig angeschnauzt. Ähnliches ergab sich mehrfach und verdarb den Künstlern die Stimmung.

So wurde mir zuletzt verleidet, was ich hoffnungsvoll begonnen hatte. Anderes noch wirkte in gleichem Sinn. Selbstverständlich nutzte ich die Erweiterung meiner Kenntnisse bald in Vorlesungen über die Bühne. Ich ging auf ein möglichst umfassendes Bild der Bühnengeschichte aus, berichtete auch von antiker Bühne, schritt dann weiter bis in jüngste Zeit. Die Zuhörer wurden auch auf die beiden Hofbühnen geführt, natürlich nicht während einer Vorstellung. Diapositive waren nicht leicht zu beschaffen; wesentlich nur für antike Bühne waren

sie im Handel. Immerhin bekam ich einen recht beträchtlichen Bestand an Diapositiven zusammen. Einzelnes konnte ich an Modellen darlegen, die mir Linnebach überließ. Mir aber schwebte vor, etwas wie ein Bühnenmuseum im Bereich der Technischen Hochschule zu stiften. Im Gegensatz zu andern ähnlichen Museen schaltete ich von vornherein aus, was nur den einzelnen Bühnenkünstler näherrücken sollte, sogar Bildnisse, vor allem, was nur biographisches Interesse hat. Es sollte ja ein Bühnen- und nicht ein Museum der ganzen Schauspielkunst entstehen. Wenig genug fand ich an Bühnengeschichtlichem in vielbesuchten Theatermuseen, weit eher Sammlungen von Lorbeerkränzen als irgendwelchen Beitrag zur Geschichte des Bühnenbaues und der Bühneneinrichtung.

Was ich plante, hätte viel Geld gekostet. Ich bewunderte immer, mit welcher Geschicklichkeit und wie rasch andere sich solche Mittel beschafften. Mich lachte ein Kollege der mechanischen Abteilung aus, als ich ihm berichtete, ich hätte für die geplante Sammlung ein paar hundert Mark vom Ministerium zugewiesen bekommen. Ich befragte einen mir wohlwollenden Ministerialdirektor des Ministeriums des Innern, wie ich mehr erreichen könne. Er verwies mich auf die wohlhabenden Dresdner Mäzene und fragte mich, ob ich zu ihnen Beziehungen habe. Ich nannte den Namen eines mächtigen Finanzmanns und erfuhr, daß er demnächst zum Geheimrat befördert werden solle. In dieser Lage seien die Herren zugänglich und gebefreudig. Umgekehrt käme vor, daß einer, der soeben einen Titel oder einen Orden erhalten hatte, sich ganz unzugänglich erwies.

So suchte ich die Gattin des Finanzmannes auf. Sie, sonst die Freundlichkeit selbst, kam mir aber auch gar nicht entgegen. Endlich stellte sie die Frage, was ich denn als Gegengabe zu bieten hätte. Auf dies Feilschen einzugehen, war ich nicht gewillt; und so erwähnte ich nichts von dem kommenden Titel. Weitere Versuche gab ich auf. Ich hatte genug an dieser Erfahrung. Der Plan des Bühnenmuseums war damit so gut wie erledigt. Der Weltkrieg machte ihn völlig zunichte.

Nach 1918 nahm ich den Gedanken nicht wieder auf, war auch mit andern Dingen zu stark belastet, als daß ich der Bühneneinrichtung viel Zeit hätte schenken können. Damals, in expressionistischer Zeit, erlebte die Bühne beträchtliche Wandlungen, immer mit der Absicht, möglichst von Wirklichkeit abzurücken. Soweit es mir glückte, verfolgte ich auch das. Stoff zur Geschichte dieses Kampfes gegen den Bühnenverismus zusammenzutragen, mußte ich versäumen.

Nun war es ja unmöglich geworden, zahlkräftige Gönner zu gewinnen. Gurlitt verhandelte damals mit dem Unterrichtsminister in einer Angelegenheit, die in Sachsen einst auf diesem Wege rasch erledigt gewesen wäre. Aber jetzt gab es weder Titel noch Orden. Gurlitt wies auf diesen Wandel hin. Der Minister

gab kleinmütig zu, es sei Dummheit gewesen, Titel und Orden abzuschaffen. Gurlitt antwortete: „Herr Minister, man hat noch ganz andere Dummheiten begangen.“

Ich hatte wirklich viel Zeit und viel Mühe an das Ergründen der Bühneneinrichtung gewendet. Mit, aber auch ohne Empfehlung durch die Dresdner Generaldirektion der Hoftheater, vielfach gefördert von Bekannten, die mir fachlich nahestanden, sah ich eine lange Reihe von Bühnen und machte vom Bühnenraum aus Vorstellungen mit. In Berlin die Hoftheater, das Deutsche und das Lessingtheater, dann die Bühnen von Köln, Kassel, München, Weimar, auch andere. Jetzt guckte ich auch in die letzten Winkel des Burgtheaters.

Ich war nun gewöhnt, mich hinter der Bühne zu bewegen. Überraschungen gab es trotzdem. So wollte man mich im Lessingtheater als einen der wenigen Reisigen verkleiden, die in einem Stück aus dem Mittelalter aufzutreten hatten. Das wagte ich nun doch nicht; die Aufführung sollte nicht durch eine Ungeschicklichkeit, die ich mir sicherlich geleistet hätte, beeinträchtigt werden.

Oft war ich hinter den Kulissen des Deutschen Theaters, sowohl des großen Hauses wie der Kammerspiele. Viel ging mir da auf. Mitunter war freilich zu beobachten, was man mir längst erzählt hatte, daß es bei Wiederholungen einen beträchtlichen Abstieg in Reinhardts Theatern absetzte. Er selbst legte nur auf die ersten vier bis fünf Aufführungen wert. Umbesetzungen waren an der Tagesordnung. Sie ergaben sich vielfach im letzten Augenblick. Eines Nachmittags kam — so erzählte man mir — Reinhardt ins Theater. Händeringend meldete man ihm, der „Kaufmann von Venedig“ könne nicht aufgeführt werden, da kein Shylock da sei. Alle Tauglichen hätten sich triftig entschuldigt. Kühl erwiderte er, im Café Metropole, der Sammelstelle entgleister Schauspieler, sei sicherlich einer zu finden. Tatsächlich glückte es. Aber der Ersatzmann kannte nicht den Wortlaut der Verdeutschung, die für das Deutsche Theater galt. Dadurch kam in der Gerichtsszene eine derartige Verwirrung zustande, daß Moissi mehr oder minder durch Erzählung des Vorgangs, der darzustellen war, das Weiterspielen ermöglichen mußte. Oder man fand eine Darstellerin der wichtigsten Frauengestalt eines Dramas weinend in ihrer Garderobe sitzen; sie erklärte, sie könne unmöglich mit einem Partner spielen, den sie noch nie gesehen hatte. An einer späten Wiederholung der vielbewunderten Neuinszenierung des ersten Teils von Goethes „Faust“ beobachtete ich, wie beim Oster-spaziergang an einer Stelle die Schauspieler fast samt und sonders ausglitten und hinfielen. Hoch oben rechts (von den Zuschauern gesehen) war das Stadttor angebracht. Die Straße lief längs der Hinterwand nach links und dann herab zum Bühnenboden. Sie war recht steil, und die Jutedecke, die den Erdboden andeutete, war durch die starke Abnutzung ganz glatt geworden. Ich stand auf der linken Seite unmittelbar unter der gefährlichen Stelle und konnte froh sein, daß mir keiner auf den Kopf fiel. Bald nach zehn Uhr ging ich heim.

Noch immer schritt die Darstellerin Gretchens unbeschäftigt hinter der Bühne auf und ab. Ich aber fühlte keine Neigung, eine Aufführung des ersten Teils noch länger mitzumachen, in der nach drei oder mehr Stunden Gretchen noch immer nicht auf der Bühne erschienen war. Auch dies langsame Schrittmaß war eine Folge der Verwahrlosung, der die späteren Wiederholungen verfielen.

Die Entgleisung im Osterspaziergang dürfte von den Zuschauern kaum bemerkt worden sein. Auf der Bühne des Deutschen Theaters herrschte damals ein wohltätig verschleierndes Dunkel. Selten wechselte es mit voller Beleuchtung ab. Wie abgenutzt die Bühnenausstattung war, ließ sich daher auch bei spätesten Wiederholungen kaum erkennen. Einmal freilich wurde Eduard Stuckens „Gawan“ von den Schauspielern des Deutschen Theaters und mit der Berliner Ausstattung in Dresden aufgeführt. Viel heller als in Berlin war das Bühnenlicht. Es enthüllte Schäden, die in Berlin unsichtbar blieben.

Der jähe Wechsel von hell und dunkel trug mir im zweiten Teil des „Faust“ eine böse Augenentzündung ein. Fünf Stunden lang hatte ich vom Zuschauer-raum die Augen auf die Bühne zu richten. Hinter der Bühne war ich später einmal im zweiten Teil gleicher Gefahr nicht ausgesetzt, dagegen diesmal mancher Enttäuschung. Doch gerade diese Enttäuschung bewies mir, wie gut das Ganze für die Schau des Publikums eingerichtet war.

Mehr als alles andere, was ich bei Reinhardt miterleben konnte, fesselte mich die Probe des ersten Aufzugs der „Emilia Galotti“, die ich oben erwähne. Staunte ich, daß Moissi als Prinz sich bis ins kleinste alles vorschreiben ließ, so staunte ich nicht weniger, daß Bassermann als Marinelli kaum einen einzigen Zuruf zu hören bekam. Bassermann soll ja jede seiner Rollen sorgsam ausgefeilt, dann aber die mühevoll errungene Gestaltung stets unverändert gespielt haben. War sich Reinhardt bewußt, daß bei solchem Verfahren er seine Ratschläge vergeblich vorgebracht hätte? Der Maler Conti hingegen mußte die zwei Auftritte, die ihm gehören, nicht weniger als dreimal wiederholen. Schade, daß ich nicht der nächsten Probe anwohnen konnte, um zu sehen, wieweit wirklich etwas erreicht war.

Auch wenn ich von diesem eindrucksvollen Erlebnis absehe, darf ich behaupten, daß ich damals nicht nur um das Technische der Bühne mich kümmerte. Neue Einblicke in das gesamte Bühnenwesen ergaben sich mir. Im Bereich der Kunst des Schauspielers hatte ich das Beste und Eigentliche schon dank Kainz erfassen gelernt. Doch im einzelnen war noch manches hinzuzugewinnen, wenn ich aus nächster Nähe beobachten konnte.

Vor allem lernte ich von Kainz, Dramen mit dem Auge des Künstlers zu sehen, zunächst des darstellenden. Wissenschaftliche Erforschung von Dichtung sollte das grundsätzlich zu lernen suchen. Ein einziger Beleg mag das zeigen.

Sehr früh, eigentlich schon auf der Schule, wehrte ich mich gegen die Annahme, Faust vertrete Spinozismus, wenn er den Allumfasser, den Allerhalter

preist. Ich hielt mich an den Wortlaut; er widerspricht tatsächlich dem Pantheismus. Er räumt dem Gefühl recht unspinozistisch allen Raum ein. Allein meine Fachgenossen waren damals gewohnt vom Spinozismus Goethes zu reden; daher blieb der Einspruch, den auch andere erhoben, unbeachtet. So gelangte ich eines Tages zu der spitzen Wendung: „Was man nicht definieren kann, das sieht man für Spinoza an.“

Eines Abends berichtete ich Kainz von diesen Dingen. Er entschied sofort, unsinnig sei, Faust zuzumuten, daß er von einem spinozistischen Glaubensbekenntnis nach wenigen Minuten, die letzten Bedenken Gretchens wegzuräumen, zu dem Schlaftrunk für ihre Mutter gelangt. Kainz meinte gewiß nicht bloß, philosophische Haarspalterei wäre üble Vorbereitung für alles, was unmittelbar folgt. Gewohnt, nicht am einzelnen zu haften, sondern das Ganze zu sehen, gewohnt vollends, sich als Schauspieler den Ablauf der Seelenvorgänge so zu vergegenwärtigen, daß er ihn glaubhaft darstellen konnte, drang er auch diesmal zum Wesentlichen vor: Übermaß religiösen Gefühlsausbruches öffnet dem Liebesgefühl die Schranken. Kainz drückt das wohl anders aus; gemeint hatte er nichts anderes.

Mühselig rang ich mich damals von dem Atomisieren meiner Wissenschaft zu Gesamtschau empor. Ein besserer Wegweiser als Kainz konnte mir nicht geschenkt werden. Als Schauspieler hatte er das Ganze, das er darzustellen hatte, vor seinem scharfen Auge. Doch auch das ganze Kunstwerk, das zu verwirklichen er mithalf. Oft genug klagte er mir über die vielen, die sich nur um ihr Rollenheft kümmern und alles andere auf der Probe hinzugewinnen zu können meinen. Kainz hätte wohl jedes Stück, in dem er auftrat, in Szene setzen können. Er hatte nur viel zu wenig Gelegenheit als Spielleiter sich zu betätigen, stieß sogar im Burgtheater auf alteingesessene Kollegen, die ihm das nicht gönnten.

Als Kainz, nachdem das Burgtheater ihn gewonnen hatte, zum erstenmal auftrat, empfand ich stärker als je zuvor, was es heißt, wenn ein Darsteller der Hauptgestalt dem ganzen Stück eine unverrückbare feste Bahn schafft. Die „Jüdin von Toledo“ wurde aufgeführt. In stetem Aufstieg aus Ruhelage zur höchsten Gespanntheit ließ er das Stück bis zum Ende des vierten Aufzuges sich emporringen. Am Schluß des vierten Aufzuges gelangte Wille und Stimmkraft des Königs Alfons zu letzter Stärke. Im fünften Aufzug stieg es abwärts zu Enttäuschung, zu Verzicht auf Rache, zu Resignation. So meint es ja Grillparzer.

Kainz' scharfer Verstand war da auch am Werke. War es nicht aber das Größte an ihm, daß er zu einer überzeugend echten Menschengestaltung gelangte, die durch den Verstand sich rechtfertigen ließ, nicht einem dumpfen Gefühl vertraute, das im entscheidenden Augenblicke das Rechte zu treffen hoffte? Dies

andre mochte einzelnen Erlesenen glücken, etwa einem Bernhard Baumeister. Gerade im Burgtheater beriefen sich viele auf den großen Künstler, der seiner Einfühlungsgabe vertrauen durfte und wußte, daß sie ihn richtig leiten werde. Ihnen stand indes diese Gabe in gleichem Ausmaß nicht zu Gebote. Ihnen war Kainz zu sehr Verstandesmensch, wohl auch weil ihnen selbst seine Verstandeskraft fehlte. Übersahen sie, daß der junge Kainz sich willig seinem Gefühl überlassen hatte, und daß er erst als reifer Künstler den engen Bund seines Verstandes mit seiner Fähigkeit errichtete, den Mittelpunkt der von ihm dargestellten Menschen zu erfüllen?

Dem Menschentum, das er mit sicherer Hand gestaltete, schenkte er die Macht seiner Sprechkunst. Diese erlesene Kunst des Redens wagte nach französischem Brauche einen auf deutschem Boden ungewohnt schnellen Schritt. Daß jedoch dieser Eilschritt nicht das Wesentliche seiner Sprechkunst war, erwiesen die vielen, die es ihm nachtun wollten und über ebenso unverständliches wie dem Ohre unerquickliches Schnellreden nicht hinausgelangten. Bei Kainz kam noch das nebensächliche Wort klar und deutlich zum Ausdruck. Dann aber erhob sich ihm — wie Schiller von den Franzosen sagt — die Sprache selbst zum Lied. Lächerlich wäre es, Kainz zuzumuten, er sei in das dem Schauspieler verbotene „Singen“ geraten. Das Musikhafte seines Sprechens ruhte vielmehr in der Architektur der Themenfolge. Der Aufbau, dem er als Darsteller festes Rückgrat schenkte, waltete in gleichem Maße beim Auf und Ab seines Vortrages. Nie wieder vernahm ich eine Stimme, die so, wie Kainz es vermochte, durch den Klang der Wortfolgen aus den Tiefen des Gleichgültigen und Dumpfen zu reiner Höhe der Umschau hinaufleitete. Dem Musiker sind solche Stimmungskurven geläufig, ja unentbehrlich. Am Ende eines Musikwerkes werden sie auch dem Laien ganz greifbar. Wenn Kainz Romanzen Schillers vortrug, setzte sich das um so stärker durch, als doch Schiller selbst meisterhaft Stimmungskurven durchführte. Leider hörte ich Kainz nie „Hero und Leander“ sprechen. Vielleicht ist diese Romanze das höchste Meisterstück der musikalisch gefühlten Baukunst Schillers.

Letztes und Wichtigstes aber blieb diesem Meister des Sprechens der Mensch, dessen Sprechen er vorzutragen hatte. Mir offenbarte sich das eines Tages in so überwältigender Weise, daß ich kaum wage, Näheres zu berichten. Der Eindruck war so überstark, daß ich unmittelbar darauf die Worte, die Kainz damals sprach, nicht hätte wiederholen können. Heute kann ich das noch viel weniger. War es doch auch weit mehr ein Gefühlserguß als eine verstandesmäßige Auseinandersetzung. Mir erschien es überdies wie ein Wunder, daß mir diese Offenbarung gerade in diesem Augenblick wurde.

Rechter Gedankenaustausch mit Kainz kostete viel Zeit. Man mußte Geduld haben. Er trug sein Herz nicht auf der Zunge. Stunden konnten vergehen, ehe

plötzlich sein Inneres sich auftat. Ich beobachtete das schon, als wir am Gießbach zusammenkamen. War er gut gelaunt, so machte er Witze, erzählte Anekdoten, berichtete komische Vorgänge des Bühnenlebens. So kam man auf weitem Umweg zum Eigentlichen. In Wien oder in Berlin traf ich ihn fast immer im Mittelpunkt von Menschen, die mir nicht zusagten. Er hatte zu wenig Widerstandskraft, diese Vielzuvielen abzuschütteln. So war es auch, als ich ihn an einem frühen Nachmittag in seiner Wiener Wohnung aufsuchte. (Ich war wieder einmal nach Wien gekommen, um mit meiner Mutter zusammenzusein.) Selten stieß ich bei Kainz auf unleidlichere Menschen. Einer war zusammen mit mir Schüler Minors gewesen. Dann war er Schullehrer geworden und hatte erfolgreich seine Stücke in Wien aufgeführt. Er verfügte über eine kräftige Stimme. Sie dröhnte noch, wenn er sich mit einem einzelnen unterhielt. Dies Dröhnen vernahm ich schon im Vorzimmer. Als ich eintrat, begrüßte er mich wohlwollend in gleicher Stimmlage. Bald wurde mir klar, daß er fast allein sprach, während Kainz und die andern Besucher einen wortarmen Chor bildeten. Er wollte sein jüngstes Stück im Burgtheater aufgeführt wissen, schien indes bisher wenig Entgegenkommen bei dem Leiter Paul Schlenther gefunden zu haben. Nun sollte Kainz es durchsetzen, sollte mit seinem Abgang vom Burgtheater drohen, wenn es nicht anders ginge. Müde und gelangweilt saß Kainz da. Ein anderer hätte einen so selbstbewußten Förderer zur Tür hinausbefördert. Das aber war nicht Kainz' Art. Stunde um Stunde verging, ehe endlich die sämtlichen Besucher abgezogen waren, die ich angetroffen hatte. Nun wollte auch ich gehen. Ich hielt es für unrecht, ihn, der völlig abgespannt zu sein schien, noch länger zu belästigen. Doch er bat mich, noch etwas zu bleiben. Bald gewann er seine ganze Frische zurück. Es war schon spät geworden, als er durch den Lauf unserer Unterhaltung zu der Frage gelangte, warum er nicht fähig sei, Faust darzustellen. (Bald darauf schenkte er dem Burgtheater eine — wie ich hörte — seiner größten Leistungen, den Mephisto im zweiten Teil. Ich selbst habe diesen Mephisto nie erlebt.)

Ungescheut entwickelte er, was ihm fehle, wenn er Faust darstellen sollte. Vor mir entfaltete sich ein überwältigendes Bild der Größe und der Beschwingtheit der Persönlichkeit Fausts. Mehr wage ich nicht zu sagen, wage auch nicht mit einem einzigen Worte anzudeuten, was ich da vernahm. Es würde nicht von fern an das heranreichen, was er sagte. Wie Schiller mit seinem Begriff der Idylle als eines Höchsten der Dichtung Sehnsucht nach einem Werk verband, das er nur planen, nie aber verwirklichen konnte, so kam in diesem ungewöhnlichen Augenblick bei Kainz Sehnsucht nach einer Haltung zum Durchbruch, die er nur zu erfühlen, nie zu erreichen vermochte. Oft genug warf man ihm vor, daß er über die Grenzen des Menschen seines Zeitalters nie hinausgekommen sei. Ist es nicht auch etwas Großes, so wie Kainz den Menschen seines Zeitalters kunstvoll zum Ausdruck gelangen zu lassen? Welcher Bühnenkünstler

hätte sich mit solcher Leistung nicht begnügt? Kainz stand auf einer Höhe des Geistes, die ihn nicht nur seine Eigenart, auch deren Gegenpol schauen ließ. Gut genug wußte er, wie dieser Gegenpol beschaffen war. Aber auch, warum ihm versagt blieb, ihn als Mensch und als künstlerisch Schaffender zu erreichen. Das bekannte er, als er mir die Persönlichkeit Fausts deutete.

Der große Augenblick hatte für mich ein unerfreuliches Nachspiel. Es war so spät geworden, daß die Straßenbahn den Betrieb schon eingestellt hatte. So hatte ich den weiten Weg vom Wiener Cottage zum Mittelpunkt des alten Wiens zu Fuß zurückzulegen. Das war nicht leicht. Der „Heurige“ wirkte sich gerade aus. Bis in den ersten Bezirk hinein mußte ich weite Bogen machen, um Angeheiterten auszuweichen. Sie lieben es bekanntlich nicht, daß man ihnen ausweicht, und empfinden es als schwere Kränkung, wenn sie es bemerken. In Bern war das gut zu beobachten. Mein Heimweg dürfte anderthalb Stunden beansprucht haben.

Nur noch eines Hinweises sei gedacht, den ich Kainz danke. Im Frühjahr 1910 konnte ich ihn in einem Dresdner Gasthof aufsuchen. Ich erschrak, als ich ihn erblickte. Er war plötzlich gealtert, während er kurz vorher noch ganz jugendfrisch gewirkt hatte. Er klagte über starken Schmerz im Unterleib. Zuweilen meine er, nicht weiterspielen zu können. Ich ahnte noch nicht, was das bedeutete. Mir legte er dringlich nahe, das Freilichttheater in Hertenstein am Vierwaldstättersee zu besuchen. Unerwartete Eindrücke hätten sich ihm vor kurzem da ergeben. Er selbst habe versprochen, im Sommer mitzuwirken. Bald darauf ging durch die Presse die Nachricht, Kainz habe sich einer schweren Krebsoperation unterziehen müssen. Sie schien geglückt zu sein. Die Zeitungen berichteten, daß er auf dem Semmering Erholung suche. Auf der Fahrt habe er in Wiener Neustadt mit Genuß zum erstenmal wieder ein Paar Frankfurter verzehrt. (Die Frankfurter von Wiener Neustadt waren berühmt und wurden an den Zug herangebracht.) Die Besserung hielt nicht an. Nach Hertenstein kam er nicht. Ich fand hier bestätigt, was er mir erzählt hatte. Aber die Nachrichten aus Wien verdarben mir die Freude. Um Sonnenwende ging er dahin. Ich verlor in ihm nicht nur den ausgezeichneten Belehrer, auch den liebsten Freund.

In Dresden kam ich mit vielen von der Bühne in nahe Fühlung, mit Schauspielern und Schauspielerinnen, mit Sängern und mit Sängerinnen. Sie mögen es mir nicht verdenken, wenn ich sage, daß sie für mich an Kainz nicht heranreichten. Freunde sind mir einige geworden, liebe Freunde. Ich nenne vor allen Alfred von Bary, den Heldentenor erst Dresdens, dann Münchens. Nicht von der Bühne aus wurden wir miteinander bekannt. Unser Hausarzt fragte mich, ob ich Mitglied einer Vereinigung werden wolle, in der von guten Sachkennern Vorträge über verschiedenste Gegenstände gehalten würden und dann jeder seine Meinung über das Vorgebrachte sagen könne. Vorsitzender dieser „Namen-

losen“ war Bary. Nicht nur als Künstler hatte er dazu gutes Recht, auch als Mann der Wissenschaft. War er doch schon Assistent an einer Klinik Leipzigs, als seine Stimme entdeckt und er für die Bühne gewonnen wurde. Hochgewachsen, wie er war, erfüllte er von vornherein alle Ansprüche, die an die Erscheinung Tannhäusers, Lohengrins, Siegfrieds oder Tristans gestellt werden können. Überdies durchgeistigte er, was er sang oder durch Gebärde ausdrückte, wie es nur wenige andere vermochten. Schweres Hemmnis waren ihm seine kurzsichtigen Augen. Um so hilfreicher stand ihm seine Gattin bei. Energisch und gewohnt, ihren Willen durchzusetzen, verschaffte sie sich gegen allen geheiligten Brauch die Erlaubnis, hinter der Bühne ihm möglichst nahe zu sein, um im Notfall sofort helfen zu können. Sie selbst war eine Künstlerin von ungemeiner Begabung, war Bildhauerin und erreichte in strenger Selbstzucht Großes. Schon hatte ich im Albertinum ihre Büste Barys gesehen; sie war polychrom gestaltet, aber doch nur Werk ihrer Anfänge. Strenger und einheitlicher Stil wurde mehr und mehr Kennzeichen ihres Schaffens. Wie ihr gegeben war, das Eigentliche und Wesentliche eines Gesichts zu formen, bestätigte mir vor kurzem in der Gruftkapelle des Schlosses Heiligenberg ihr Abbild des Prinzen Fürstenberg, der, fast noch ein Kind, 1916 in Rumänien fiel. Kindhaft wirkt sein Kopf in diesem Kunstwerk. Sie formte auch meinen Kopf. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich bekennen, ich hätte damals so aussehen können, wenn nicht das und jenes meiner Züge beeinträchtigend gewirkt hätte. Sie schuf ein Idealbildnis von mir. Ihr Richard Wagner wäre wohl anders ausgefallen, wenn sie Wagner jemals gesehen hätte. Im Lichtbild dargestellt, findet er sich vor meiner Schrift über Wagner von 1913. Ihr Bestes entstand, wenn sie den lebendigen Menschen beobachten konnte. In München saß ihr ein guter Teil des Königshauses; auch König Ludwig der Dritte.

Ihr starkes Temperament spielte ihr zuweilen übel mit, erschwerte den Verkehr mit ihr. Gegen mich war sie im allgemeinen recht nachsichtig, und ich konnte noch in München anregungsreiche Stunden mit ihr und mit Bary verbringen. Aber auch mir band sie manches an die Nase. Es bereitete ihr viel Spaß, die Menschen mit ihren Erfindungen zu necken. Böse war das nie gemeint, mir indes ging zuletzt alle Unbefangenheit im Verkehr mit ihr verloren. Dabei war sie hilfsbereit und immerzu bemüht, ändern etwas Gutes zu erweisen. Um so kräftiger wußte sie sich zu wehren, wenn ihr einer oder eine Unangenehmes antat. Ihre und Barys Kunst machte sie mit vielen bekannt. Sie verstand es sehr gut, sich und ihm Zutritt zu höchsten Gesellschaftskreisen zu verschaffen, ja ihnen ein gern gesehener Gast zu werden. Auch das sollte vor allem Bary fördern. Diesem Zweck ordnete sie unter, was sie tat und was sie sprach. Ihm diente sie mit der ganzen Kraft ihres starken Willens. Mußte man ihr da nicht vergeben, wenn sie durch Wunderliches verletzte? Konnte sie doch bestrickend liebenswürdig sein. Mit ihr zu plaudern, war ein Vergnügen.

Sie ging früh dahin, ließ Bary, der ihrer mehr und mehr bedurfte, allein zurück. Sein Lebensende scheint recht traurig gewesen zu sein. Zu viel hatte sie sich zugemutet und zuletzt ihre Spannkraft nur durch ein Übermaß von Arzneien aufrechterhalten; sie ahnte, daß sie sich dadurch zugrunde richte. So wurde sie aus eigener Schuld ihrer liebsten Lebensaufgabe untreu.

Die von Bary geleiteten „Namenlosen“ boten mir sehr viel Anregung. Fesselndes bekam ich zu hören, besonders im Meinungsaustausch nach den Vorträgen. Gehörte dem Kreise doch neben andern scharfsinnigen Köpfen der Sprachphilosoph K. O. Erdmann an, ein grundsätzlicher Widersprecher. Ich lernte bei dieser Gelegenheit, was einem Hochschullehrer unentbehrlich ist, in Meinungsaustausch mit wenig Worten klärend einzugreifen. Nur Vorübung war mir das Leiten von Seminarübungen gewesen, obwohl ich früh auf Aussprache möglichst vieler nach Seminarvorträgen der Studenten großen Wert legte. Ich erreichte bei den Namenlosen allmählich eine Art des Eingreifens, die mir in Übungen auf Hochschulen immer noch recht empfehlenswert scheinen will. Natürlich hatte auch ich meistens nicht alles billigen können, was ich anhörte. Aber ich ließ bald grundsätzlich andern den Vortritt. Sie brachten so viel Einwände, hatten oft die Absichten des Redners so wenig verstanden, daß ich, wenn ich zum Wort kam, sein Fürsprech werden konnte. So ergab sich wie von selbst die Möglichkeit, das, was mir als das wirklich Wertvolle des Vortrags erschien, ins Licht zu stellen. In Seminarübungen hielt ich es fortan meistens nicht anders. Tatsache ist ja, daß die Menschen lieber nein als ja sagen, wenn sie etwas zu hören bekommen, daß etwa der schärfste Theaterkritiker immer noch viel milder sich äußert als ein nicht geringer Teil der Zuhörer.

Zum Dank bekam ich von den Sprechern zu hören, ich habe sie besser erfaßt als die andern. Einmal kam ich sehr verspätet in eine Sitzung der Namenlosen. Vermutlich hatten amtliche Pflichten mich aufgehalten. Der Vortrag ging seinem Ende zu. Aus dem Meinungsaustausch konnte ich mir bald ein Bild der Absichten des Redners machen. So griff ich kühn genug ein und verteidigte wieder, wie ich gewohnt war, den Redner, der schon viel Schlimmes zu hören bekommen hatte. Zuletzt billigte er mir zu, keiner habe den Vortrag so gut begriffen wie ich, den Vortrag, den ich gar nicht gehört hatte.

Ich will da nicht ein Virtuosenstückchen berichten. Dergleichen wäre von vornherein ausgeschlossen, wenn die Zuhörer weniger zum Verneinen neigten und wenn sie dafür bereiter wären, sich in die Gedankengänge eines Redners einzuleben. Vielleicht war ich in diesem Falle auch mit dem Gegenstand des Vortrages vertrauter als die andern.

Auf dem Grazer Philologentag von 1909 sollte mir ein ähnlicher Streich nicht gleich gut glücken. Ein ausgezeichnete Anglist, der mit mir zusammen in Wien studiert hatte, sprach über Erscheinungen des Wortklanges. Ich kam zu-

sammen mit einigen andern, als der Vortrag bereits begonnen hatte, von einem vorzüglichen Mittagessen, das länger dauerte, als wir erwarteten. Auch unser Gastgeber, ein Fachgenosse, befand sich unter den Verspäteten. Nach dem Vortrag setzte die Diskussion recht matt und lahm ein, wie das oft geschieht. Um sie ein wenig flotter und sachlicher zu gestalten, ergriff auch ich das Wort und erinnerte den Redner daran, daß die von ihm vorgebrachten Beobachtungen an einer so bewußten Kunst der Form, wie sie bei Stefan George und in seiner Schule anzutreffen ist, nachgeprüft werden sollten. Die von mir gewünschte Wirkung blieb aus. Vermutlich galt man damals für überspannt, wenn man Stefan George als eine Erscheinung faßte, um die sich auch Wissenschaft kümmern sollte. Der Redner ging auf meine Anregung nicht ein. Hinterdrein erfuhr ich, es habe ihn verletzt, daß ich, ohne den ganzen Vortrag gehört zu haben, mich über ihn äußerte.

Nach Barys Abgang — also ungefähr in der Zeit des Weltkrieges — befreundeten wir uns mit dem Paare Helena Forti und Walter Bruno Iltz. Helena Forti kam von Prag als hochdramatische Sängerin — wie die Bühnensprache sagt — nach Dresden. Betrachtete man sie aus der Nähe, dann verspürte man Slawisches in ihren Gesichtszügen. Auf der Bühne hätte man eine überzeugendere Darstellerin der Frauen Wagners nicht sich ausdenken können. Hoch und schlank, mit rötlichem Haar, beherrschte sie die Gebärde meisterhaft. Wenn sie als Walküre zum erstenmal die Bühne betrat, dann sagte man sich, so und nicht anders müsse Brünnhilde aussehen, habe Wagner sich Brünnhilde gedacht. Ihre Stimmittel und ihre Gesangkunst waren nicht ganz auf gleicher Höhe. Da war sie kein voller Ersatz für Marie Wittich. Um so überzeugender gestaltete sie alles, was sie als Schauspielerin leistete.

Wir besuchten sie einmal in einem Münchner Gasthof und brachten einen jungen, sehr erfolgreichen Schweizer Lyriker mit. Natürlich bereiteten wir ihn bis ins kleinste vor. Ganz versunken in ihre Erscheinung saß er da und schwieg. Endlich rief er: „Madame, Sie singen?“ Sie mag uns in diesem Augenblick für recht ungewandt gehalten haben, daß wir einen ihr Fremden zu ihr, der großen Künstlerin Helena Forti, brachten, ohne ihn vorher zu belehren, wer sie sei. So aber war sein Ausruf gar nicht gemeint. Er schuf auch für die Bühne und durfte behaupten, daß er etwas von Schauspielkunst verstehe. Ihm war, als er sie betrachtete und reden hörte, ihre starke schauspielerische Begabung aufgegangen. Eigentlich wollte er sagen, wie es ihn wundere, daß sie nicht dem Sprechtheater angehöre. Doch der Eindruck war so stark, daß er nur die drei Worte herausbrachte, deren Sinn leicht mißzuverstehen war.

Wenn Helena Forti zu ihrer ersten Dresdner Zeit auftrat, war in der Künstlerloge fast immer Iltz zu erblicken. Auch er ganz versunken in ihren Anblick. Kurz nachdem wir die beiden kennengelernt hatten, wurden sie ein Paar. Iltz

wirkte in seiner Erscheinung jugendfrisch, spannkraftig, willensstark. Wirklich paßte sie ihre dämonische Persönlichkeit ihm an. Vielleicht war er zu sehr denkender Schauspieler. An Temperament fehlte es ihm gewiß nicht; man hätte ihn gern mit ungebrochenerer Natürlichkeit spielen sehen. Es drängte ihn, Bühnenleiter zu werden. Wirklich leistete er bald sehr Gutes als Generalintendant in Gera und dann in Düsseldorf. (Jetzt leitet er das Volkstheater in Wien.) Seine Frau war inzwischen auch von der Bühne abgegangen; treue Helferin, schulte sie die Schauspielerinnen und Sängerinnen Geras und Düsseldorfs in der Kunst der Gebärde. Iltz selbst, obgleich Schauspieler von Beruf, entwarf schon in Dresden Pläne der Operninszenierung, etwa der „Zauberflöte“. Auf diesem Wege erzielte er rasch seine stärksten Erfolge.

Wir sahen uns oft. Und wir sahen beide wohl in allen Rollen, die sie in Dresden spielten. Mitunter saß ein Teil des Paares mit uns im Zuschauerraum, während der andere auf der Bühne tätig war. Siegfried und Winifred Wagner lernten wir bei ihnen kennen. Dann legte sich weite Entfernung zwischen uns. Beim Wiedersehen freuten wir uns stets. Iltz besuchte uns in Bonn, immer noch frisch und energisch, immer noch mit etwas Jungenhaftem in seinem Wesen, mit diesem eigentlichen Zauber seiner Persönlichkeit.

Eine lange Reihe von Namen wäre aufzustellen, wenn die andern Dresdner Bühnenkünstler genannt werden sollten, die wir oft antrafen oder die bei uns erschienen: das Paar Plaschke-von der Osten, er ein erlesener schwerer Baßbariton von wohlthuend weichem Stimmklang, sie der erste Oktavian des „Rosenkavaliers“ von Richard Strauß, ein ausgezeichnet geschulter Sopran, ehrgeizig und jahrelang die wahre Beherrscherin der Dresdner Oper; Theodor Becker, der letzte schwere Held der deutschen Bühne, wie man ihn damals nannte, den ich nicht nur auf dem Theater, auch im gemeinsamen Schwimmbad um seine Muskelkraft beneiden lernte; Gertrud Treßnitz, deren Laufbahn nicht so glücklich verlief, wie sie verheißungsvoll begonnen hatte; Maria Fein aus Wien, die bald an das Deutsche Theater kam; Hans Fischer, der von Berlin nach Dresden kam und hier als ausgezeichnete Komiker, aber auch als Bühnenleiter sich sehr erfolgreich betätigte. Und manche andere.

Sehr viel bedeutete Paul Wiecke für Dresden. Er vertrat, als wir nach Dresden kamen, ungefähr das Gebiet von Kainz. Mir bedeutete das eher ein Hemmnis. Aber ich lernte bald den Künstler Wiecke schätzen, dann den Spielleiter und endlich auch den Theaterdirektor. In der Nachkriegszeit — ich war damals Berater des Unterrichtsministeriums, dem nun die einstigen Hoftheater unterstanden — konnte ich ihn gegen Angriffe der Mitbewerber um die Theaterleitung schützen. Wiecke stand mit vielen in naher Berührung, die uns befreundet waren. So wurden auch wir mit ihm recht vertraut. Mehrfach arbeiteten wir zusammen; ich begann mit einem Vortrag, er trug Dichtungen

vor, die ich vorher zu deuten versuchte. Auch im Leben konnten wir uns zu ihm bekennen, wenn andere sich von ihm abwandten.

Nun aber habe ich noch die reizvollste Künstlerin zu nennen, die zu unserer Zeit in Dresden wirkte, den wahren Liebling der Dresdner: Minnie Nast. Gut erinnere ich mich noch, wie sie auf mich wirkte, als ich sie zum erstenmal nicht auf der Bühne, sondern im Zuschauerraum eines Vormittagskonzertes erblickte. Die Eingangstür öffnete sich, sie blieb einen Augenblick in diesem Rahmen stehen, unmittelbar neben mir. Unverwischt ist mir der Eindruck ihres Lächelns, das mit kindlicher Zuversicht ausdrückte: „So, das ist jetzt Minnie Nast, und sie weiß, daß es euch Freude macht, sie zu sehen.“ Dies sieghafte Gefühl, schon durch ihre Erscheinung den Menschen ein Labsal zu sein, trug sie auch auf der Bühne, am sichersten in den „Schneidern von Schönau“. Nirgends hatte dies lustige Spiel den Erfolg, den es in Dresden hatte. Wahrscheinlich dank ihr. Dreimal sah ich sie als Veronika in den „Schneidern“, einmal an einem festlichen Abend, in Anwesenheit des Königs. Er ging um seiner Kinder willen zuweilen ins Schauspielhaus, las sogar mit ihnen vorher die Stücke Schillers, die besucht werden sollten. Aber in die Oper kam er so gut wie nie. (Minnie Nast versicherte mir hinterdrein, sie hätte lieber nicht vor ihm gesungen.) Immerhin erging es ihr nicht so schlimm wie Marie Wittich. Bei Hofe sang Marie Wittich einmal. Hinterdrein fragte der König sie, ob die Akustik des Saales wirklich so schlecht sei. Als sie ihn des Gegenteils versicherte, erwiderte er: „Warum schreien sie dann so fürchterlich?“ Die Dresdner Oper fordert starke Stimmkraft. (Wer in ihr zu singen gewohnt ist, verfällt leicht dem Fehler, zu kräftig zu singen.)

Minnie Nast war aber nicht nur dem Auge eine Freude. Sie war eine ganz große und echte Künstlerin, auch eine vorzügliche Lehrerin. Nie ging mir das so überzeugend auf wie eines Nachmittags im Hause der kunstsinnigen Frau Josephine von Arnim. Sie sang, was ich nie von ihr gehört hatte, auch Lieder Gretchens. Haarscharf geschulte Technik verband sich scheinbar mühelos mit echtem und stark empfundenem Ausdruck der Seele. Am liebsten war sie mir als Eva in den „Meistersingern“. Im nächtlichen Gespräch mit Hans Sachs, dann als eigentlicher Mittelpunkt und wahre Beherrscherin des ganzen Stimmengewebes am Ende des ersten Teils im dritten Aufzug. Als sie allzufrüh vom Theater abging, wählte sie die Mimi der „Bohème“ von Puccini. Sie wußte, daß für Dresden diese Rolle mit ihrer Persönlichkeit am engsten verknüpft war.

„Du kühnes herrliches Kind! Du meines Herzens heiliger Stolz!“ „Brünnhild, prangender Stern!“ „Brünnhilde, heilige Braut!“ „Isolde! Ach, Isolde, wie schön bist du!“ „O Wonne der Seele! O süße, hehrste, kühnste, schönste, seligste Lust! Ohne Gleiche! überreiche!“ Es gibt Künstlerinnen, denen es Großes bedeutet, sich derart gefeiert zu hören. Es gibt auch anders Veranlagte; sie freuen sich,

wenn sie Unmenschen darstellen können, und wenn der Text ihnen sichert, daß sie für Unmenschen gelten. Minnie Nast zählte zu jenen, nicht zu diesen. So lag ihr Eva wie — in den „Schneidern von Schönau“ — Veronika. Nicht darf übersehen werden, welche Ansprüche diese Gestalten an die Erscheinung ihrer Darstellerinnen erheben. Selten genug werden diese Ansprüche voll befriedigt. Um so beneidenswerter sind die Begnadeten, denen solche Befriedigung etwas Selbstverständliches bedeutet.

Die vierzehn Jahre in Dresden haben mich wirklich mit dem Theater nach recht vielen Seiten vertraut gemacht. Auf Reisen, besonders auf den vielen Fahrten zu Vorträgen, die ich von Dresden aus unternahm, ergänzte ich nach Kräften die neuerworbenen Kenntnisse. Der Übergang nach Bonn schloß das ab. Ich hatte hier schlechthin zu viel anderes zu leisten, und dies andere nahm mich zu stark in Anspruch und gestattete nicht, meine Dresdner Vorlesung über Theatergeschichte auszubauen. Auch fehlte mir alles, was ich für die geplante Dresdner Sammlung an Diapositiven und ähnlichen Unterrichtsmitteln erworben hatte. In der Inflationszeit war nicht daran zu denken, dergleichen für mein Bonner Seminar zu erwerben. Konnte ich doch nicht einmal sagen, wann ich es zu nutzen gedenke. Die Bonner Bühne hätte meiner Vorlesung manche neue Anregung schenken können. Denn Herr von Wecus führte hier die Bühnenmalerei zielbewußt und folgerichtig auf der Bahn weiter, die nicht Wirklichkeitsechtes erstrebt. Längere Zeit blieb ich mit dem Bonner Theater, mit seinem Leiter Albert Fischer, dann mit dem Spielleiter Bruno Schönfeld nahe verbunden. Und noch für geraume Zeit machten mir Vortragsreisen an andern Orten Bühnen zugänglich, nun besonders im Ausland, in England, in Rußland.

Aber die recht umfangreiche Zettelsammlung meiner Dresdner Vorlesung über Geschichte der Bühne blieb in Bonn so gut wie unberührt. Das kann mir jetzt beinahe Schmerz wecken. Durchblättere ich sie, so finde ich noch manches, was mir damals aufging und in einem Bericht über mein Dresdner Leben nicht fehlen sollte. Etwa ausführliche Darlegung des beträchtlichen Wandels, der sich damals in der Beleuchtung der Bühne durchsetzte, dank früher ungeahnten Wirkungsmöglichkeiten des elektrischen Lichtes. Adolf Linnebach zählte da zu den Bahnbrechern. Doch auch in Berlin auf dem Deutschen Theater gewann ich viel neue Einsicht in dies Bereich.

In Bonn wäre mir, hätte ich die Vorlesung gehalten, sogar ständige sachkundige Hilfe sicher gewesen. Mein Assistent Ignatius Gentges stellte einen guten Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit in den Dienst der Bühne. Ihm war das ganze Gebiet der Bühnengeschichte gut bekannt. Er benutzte jede Gelegenheit, die Hörer und Hörerinnen des Faches zu belehren. So durfte ich hoffen, daß er nach der Habilitation nachholen werde, was ich versäumt hatte. Leider kam das anders.

Heute rechne ich die Zeit und die Mühe, die mich mein Einblick in die Gestalt der Bühne und in deren Geschichte kostete, zu dem Vielen, das, im Lauf meines Werdeganges erarbeitet, scheinbar unverwertet liegen blieb. Recht mannigfaltiges habe ich drucken lassen, aber lange nicht alles, was mich beschäftigte. Widerfährt mir altem Manne doch noch immer, daß ich einen Gedankenzusammenhang aufzuzeichnen beginne und zuletzt nur einen Bruchteil des Geplanten herstelle. Bin ich zu ungeduldig? Lockt es mich nicht stärker, über vieles meine Stimme abzugeben als viel über einen Gegenstand zu sagen? Muß ich mich mit der Nachrede begnügen, mein Amt sei, anzuregen? Die Antwort überlasse ich andern.

Nur das eine darf ich ungescheut sagen: Mein Leben war noch weit mehr Mühe und Arbeit, als es den Anschein hat. Manches von dieser Mühe und Arbeit war ganz zwecklos. In zwei Fällen erwies sich das während meiner Dresdner Jahre. Beidemal sollte Dresden stark gefördert werden.

Der eine Fall war der Versuch, in Dresden eine Universität zu errichten. Ich fasse mich kurz. Den Weg zu einer Universität beschritt die Allgemeine Abteilung schon, als sie die anglistische und die romanistische Professur erstrebte und durchsetzte. Ich kann nicht leugnen, daß ich jeden weiterführenden Schritt nach Kräften förderte. Das Ministerium schien uns entgegenkommen zu wollen. Der allmächtige Oberbürgermeister Beutler war selbstverständlich gern hilfsbereit. Ihm dankte Dresden wirklich sehr viel, vor allem das neue Rathaus. Auf dem neuen Schauspielhaus stand ausdrücklich, daß es unter Friedrich August III. und unter dem Oberbürgermeister Beutler errichtet und eröffnet worden sei. Gern hätte Beutler sein Wirken mit der Eröffnung einer Universität Dresden gekrönt. Aber selbstverständlich stieß der Gedanke auch auf heftigen Widerstand. Nahe lag, daß die Vertreter der Technik nur ungern sich samt der Technischen Hochschule an zweiter Stelle gesehen hätten. Militärisch drückte man sich damals gern aus. Und so vernahm ich in Dresden schon viel früher den Satz: „Universitätsprofessoren sind Garde, nicht aber Professoren einer Technischen Hochschule.“ Seltsam war nur, daß Kollegen, die ohne weiteres auch an der Universität hätten wirken können, ja müssen, gegen den Plan Stellung nahmen. Ein angesehenes Mitglied der Chemischen Abteilung erklärte mit voller Schärfe, er lese seit langem für Techniker und denke nicht daran, seine Vorlesungen und Übungen für Universitätsstudenten umzugestalten. Wahrscheinlich wären solche Hemmnisse überwindbar gewesen. Tatsächlich scheiterte alles an dem Einspruch der Universität Leipzig. Sie behauptete, eine Universität Dresden wäre sicherer Untergang für die Universität Leipzig. Dresden und die Umgebung Dresdens wären zu verlockend, als daß nicht ein großer Teil der Hörer vorziehen müsse, nach Dresden zu gehen. Ferner habe Dresden so ausgezeichnete Kunstsammlungen, daß auch von dieser Seite Leipzig den Wettbewerb nicht aufnehmen könne.

(Verriet der zweite Einwand nicht, daß wir mit einigem Recht eine Universität anstrebten?) Die Verhandlungen zogen sich bis in die Nachkriegszeit hin. Mit dem ersten Unterrichtsminister der Republik kam eine größere Zahl von Kollegen zu einer Beratung zusammen. Er antwortete auf unsere Ansprache mit den uns geläufigen Einwänden, vor allem mit der Feststellung, der Staat könne nicht eine altehrwürdige Hochschule derart schädigen. Allein es schien uns, daß unsere Antwort ihm zusagte und daß er zuletzt das gute Recht, das wir vertraten, willig anerkannte. Das Zusammenbrechen des ganzen Unternehmens kam trotzdem bald.

Um uns zu entschädigen, wurde angefangen, die Allgemeine Abteilung allmählich in eine Art von pädagogischer Akademie zu verwandeln. Ich erlebte nur die Anfänge dieses Versuches in Dresden. Die Zahl meiner Vorlesungstunden vermehrte sich dadurch. Aber nun hatte ich immerhin mehr Pflichthörer als früher. Über die beträchtliche Weiterentwicklung, die sich nach meinem Abgang ergab, kann ich aus eigener Anschauung nichts berichten. Ein abschließendes Urteil über die pädagogischen Akademien zu fällen, dann über die Anstalten, die an ihre Stelle traten, bleibe der Zukunft vorbehalten.

Dresden erreichte also nicht, was damals in Frankfurt, Hamburg und Köln sich durchsetzte. Vielleicht wurden nach dem Weltkrieg zu viel neue Universitäten in Deutschland errichtet. Dann wäre ja gut, daß nicht auch noch Dresden sich anschloß. Ich lernte die ganze Frage in Bonn von der anderen Seite sehen. Nun war ja ich an einer alten Universität und erlebte mit, wie unerfreulich die neue Nachbarin für Bonn war, wie schwer manche Kollegen sich über den Wettbewerb beklagten. Freilich liegt zwischen Bonn und Köln eine viel geringere Entfernung als zwischen Leipzig und Dresden, zwischen Frankfurt und Heidelberg oder gar Gießen, zwischen Hamburg und Kiel. Vorzügliche Bahnverbindung macht in Bonn und Köln die Fahrt von einer Stadt zur andern nicht umständlicher und zeitraubender als die von manchem Vorort Berlins zur Universität. Bonner Studenten wohnten längst auch in Köln bei ihren Eltern. Ich hatte Kölner Studenten in meinen Vorlesungen und Übungen. Natürlich war auch mancher Bonner Student gewohnt, von Bonn nach Köln zur Universität zu fahren, um hier zu hören. Entscheidend aber bleibt wohl, daß nach der Errichtung der Universität Köln die Hörerzahlen Bonns zu einer bis dahin unbekanntenen Höhe anstiegen. Und auch Köln hatte nicht Grund, sich über geringen Besuch zu beklagen. Wäre das in Leipzig und Dresden anders gewesen?

Über den zweiten Fall, der mir zwecklose Mühe eintrug, fasse ich mich ganz kurz. War die Universität ein unerfüllter Wunsch geblieben, so konnte doch vielleicht in Dresden, wo so viele und so tüchtige Lehrkräfte der Bühnenkunst tätig waren, eine Theaterschule großen Stils erzielt werden. Der ehrgeizige und

tatenlustige Nachfolger Meyer-Waldecks, Geheimrat Adolph, wollte das in Gang setzen. Wieder ergab das viele Sitzungen, in denen Pläne geschmiedet wurden. Wiecke und andere Mitglieder der einstigen Hoftheater stellten sich gleich mir in den Dienst der schönen Aufgabe. Das Endergebnis war genau wie im ersten Fall ein Mißerfolg. Und wie im ersten Fall scheiterte alles an dem Einspruch Leipzigs. Die altberühmte Leipziger Anstalt, die sich der Ausbildung von Musikern befließ, duldeten den geplanten Wettbewerb Dresdens nicht. Sicherlich auch, weil etwas Anderes und Zeitgemäßeres entstehen sollte als ein sogenanntes Konservatorium.

Erwäge ich jetzt alle diese verlorene Liebesmüh, dann staune ich um so mehr über die leicht und schnell errungenen Erfolge, die unmittelbar vor dem Beginn des Weltkrieges der Technischen Hochschule ein Ordinariat der Anglistik und eines der Romanistik schenkten. Es bedurfte wirklich nur des Abganges einer Persönlichkeit, die durch viele Jahre mit mehr Geschäftigkeit als Gelingen das Französisch vertrat, um dem Ministerium Vorschläge durchführbar erscheinen zu lassen, die wir mit Zagen und mit wenig Hoffnung machten. Wir waren uns von Anfang an bewußt, daß etwas Rechtes nur zu schaffen war, wenn nicht länger ein Extraordinariat, sondern ein Ordinariat an unsrer Hochschule neuere Sprachen und Literaturen betreute. Adolf Stern hatte nicht nur über deutsche Literatur, auch über ausländische gelesen. Indem ich mich von Anfang an auf deutsche Dichtung und Sprache einschränkte, stellte sich schon Bedürfnis nach Ersatz für die von mir ausgeschalteten Fächer ein. Aber für welche der Sprachen sollten wir uns entscheiden? Wollten wir einen einwandfreien Gelehrten berufen wissen, so war keiner da, der Anglistik und Romanistik zusammen hätte treiben wollen. Zaghast genug schlugen wir zwar Anglisten und Romanisten vor, überließen indes der Regierung, welches Fach zu wählen sei.

Führende Fachvertreter nannten uns recht viel Namen. Nur Hanns Heiss in Bonn und Bernhard Fehr in Zürich, beide Privatdozenten, schienen mir wirklich wünschenswert zu sein. Ich wurde von der Technischen Hochschule nach Bonn und Zürich gesandt, um einen Eindruck von ihrer Kathederwirksamkeit zu gewinnen. Heiss hatte am Tage meiner Anwesenheit nur eine zweistündige altfranzösische Übung. Der Eindruck war günstig, wenn er auch nicht unmittelbar verriet, ein wie feinsinniger Redner von uns ins Auge gefaßt worden war. Fehr sprach geistvoll eine Stunde über Shakespeares „Hamlet“; dann aber folgte eine gleichfalls einstündige Sprachübung, die mir erwies, für unsere Sonderzwecke wäre ein besserer Lehrer gar nicht zu finden. Grundlage der Übung war eine englische Zeitung. Fehrs Fähigkeit, kühn ins englische Leben hineinzugreifen und dessen neueste Züge zu entwickeln, kündigte sich überzeugend an.

Unsere Vorschläge gingen an das Ministerium ab. Bald meldete Heiss mir, daß er zu einer Besprechung eingeladen sei. Unmittelbar nach dieser Unterredung

konnte er mir mitteilen, daß er den Ruf angenommen hatte. Ich war herzlich erfreut und ging am Nachmittag mit gehobenem Herzen zur Hochschule, meine Vorlesungen zu halten. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich hier mit Fehr zusammentraf. Auch er hatte schon mit dem Ministerium verhandelt und war gleichfalls zum Abschluß gelangt. Unsere kühnsten Hoffnungen waren mit einem einzigen Schlage erfüllt. Mir schwindelte. „Noch keinen sah ich fröhlich enden, Auf den mit immer vollen Händen Die Götter ihre Gaben streun.“

So schön ging es auch nicht weiter. Kurz darauf machte der Beginn des Weltkrieges einen dicken Strich auch durch diese Rechnung. Heiss konnte immerhin im Herbst schon an unserer Hochschule lesen. Sollte aber ein Schweizer nicht lieber den Antritt eines Amtes in Deutschland noch etwas verschieben? Ich selbst empfahl Fehr, etwas zu warten, freilich in der Hoffnung, daß zu Beginn des Sommersemesters die Lage günstiger sein werde. Nur in bescheidenstem Maße erfüllte sich diese Hoffnung. Wirklich übersiedelte Fehr um Ostern 1915 nach Dresden.

Beide gewannen sich bald das Dresdner Publikum. Am erfolgreichsten durch ihre öffentlichen Vorträge. Den schönsten Gewinn zog ich. Mit einem Schlage war ich von meiner Einsiedlerlage erlöst. Zusammen mit zwei vielversprechenden Vertretern nächstbenachbarter Fächer durfte ich nun wirken. Das bewährte sich sofort an den Abenden, die ich in Gang gebracht hatte, und an denen Vorträge über Dichtkunst und über deren Geschichte gehalten und in lebhaftem Hin und Her des Gedankenaustausches besprochen wurden. Wilhelm Creizenach hatte Dresden gewählt, als er für seinen Ruhestand ein Heim suchte. Auch er wurde steter Gast dieser Abende. Ebenso gesellte sich der geistvolle Eugen Schmitz zu uns. Er war zum Professor der Musikwissenschaft an unserer Hochschule ernannt worden; überdies wirkte er als Berichterstatter über Musik an den „Dresdner Nachrichten“. München überließ uns in ihm eine vorzügliche Kraft.

Im Herbst 1915 wagten Fehr und Heiss zusammen mit mir, einen Ferienkurs an der Technischen Hochschule zu eröffnen. Unseren Vorlesungen schlossen sich Vorträge aus verwandtem Gebiete an; auch aus Kunstgeschichte. Der Erfolg durfte uns zufriedenstellen. Wir hatten in der schweren Kriegszeit auf weniger Hörer gerechnet. Im nächsten Jahre steigerte sich noch der Besuch. 1917 freilich taten sich unvorhergesehene Hindernisse auf, vor allem durch Verlegung der Herbstferien. Dann aber verließ Fehr Dresden, um die hochangesehene Lehrkanzel Straßburgs zu übernehmen. Heiss wurde nach Freiburg berufen. Noch waren ihre Nachfolger zu wenig den Dresdnern bekannt; ich aber genas damals recht langsam von schwerer Krankheit. So kam der Kurs nicht zustande. Unmittelbar vor dem Umsturz hätte er sicherlich nicht viel Erfolg gehabt. Auch später wurde er nicht wiederaufgenommen.

6. Professur in Dresden

Recht kurz also war der Zeitraum, in dem wir drei, Fehr, Heiss und ich, engverbunden in Dresden wirkten. Fehr setzte unserem Bunde ein wertvolles Denkmal in seiner Schrift über Oskar Wilde von 1918. Bald indes wurden die beiden Freunde hervorragendste Mitarbeiter meines Handbuchs der Literaturwissenschaft. Fehrs Werk über die englische Literatur neuerer Zeit darf wohl als epochemachend gelten. Heiss' Darstellung der romanischen Literaturen des 19. Jahrhunderts mußte leider ein Bruchstück bleiben; aber der ungemeine Feinsinn dieser Arbeit wurde bald erkannt. Heiss begann in Freiburg früh zu kränkeln. Es waren für mich schwere Augenblicke, als ich 1933 im Frühjahr ihn besuchte, um mit ihm über den rechten Mann zu verhandeln, der das Angefangene vollenden sollte. Heiss war gesundheitlich ganz zusammengebrochen und erklärte, daß er selbst der Fortsetzung nicht mehr gewachsen sei. Es war ein Abschied fürs Leben. Bald erlöste ihn ein Schlaganfall von seinen kaum erträglichen Leiden.

Lange hat Fehr ihn nicht überlebt. Doch ihm war gegönnt, sich bis kurz vor seinem Hingang immer mächtiger zu entwickeln. Mit jeder Arbeit, die er veröffentlichte, stieg er höher und höher empor und erwies, daß er der hervorragendste Vertreter seines Faches war. Mir ist es wahre Freude, und es könnte mich stolz machen, daß ich den beiden ihre Wege ebnen durfte. Und daß sie mir treue Freunde geblieben sind. Es ist bitter, Jüngere aus dem Leben scheiden zu sehen. Doch der schmerzlichste Abschluß birgt noch das Wohltätige allen Abschlusses. Heiss und Fehr stehen jetzt vor meinem innern Auge verklärt da. Zwei ungewöhnlich Begabte, zwei akademische Lehrer von starker Wirkung, vor allem aber zwei Freunde, mit denen ich mich durchaus einstimmig wußte. Wer auch nur von fern weiß, was alles im Leben der Hochschulen zwischen Freunde treten kann, wird mir nachfühlen können, wie dankbar ich auf das ungetrübte Ganze dieser Freundschaftsbündnisse zurückblicke. Oft genug haben die beiden sich zu mir bekannt, wie ich mich zu ihnen bekenne.

Nur gestreift habe ich bisher das Entscheidendste und Zerstörendste, das ich in Dresden zu erleben hatte, den Weltkrieg. Es ist selbstverständlich, daß ich jetzt Ausführlicheres über ihn sage.

Von den vierzehn Jahren, die ich in Dresden verbrachte, war die erste Hälfte ihrem Ende nahe, als der Krieg begann. Daher war die zweite durchaus von ihm und von den Folgen bestimmt, die er zeitigte. Kurz nach Anfang des Weltkrieges wurde ich fünfzig Jahre alt. Wie in fast allem andern standen und stehen die nachfolgenden Jahre, also wesentlich das dritte Jahrhundertsviertel meines Lebens, zu den beiden ersten Vierteln in unüberbrückbarem Gegensatz.

Was Weltgeschichte heißt, und wie sie sich im Leben des einzelnen auswirken kann, ist uns allen erst seit 1914 klar geworden. Wir von damals hatten trotzdem gemeint, in einer geschichtlich bewegten Zeit zu leben. Trotz allem war

sie es nicht. Trotz den Kriegen von 1866 und 1870/1, trotz der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Dies Wiedererstehen war wie mit organischer Notwendigkeit gekommen. Wartete es nicht auf den einen Großen, der erfüllen konnte, was sich längst angekündigt und Schritt für Schritt vorbereitet hatte? Bismarck hat mit scharfem Auge das Notwendige dieser Wandlung erschaut und sie in solchem Sinne durchgesetzt.

Bismarcks Werk war mächtig genug, Europa noch fast ein Vierteljahrhundert nach seiner Dienstentlassung den Frieden zu erhalten, vielmehr ein Gefühl der Sicherheit. Oder bedeutete Deutschland wirklich eine Gefahr für den Weltfrieden? Es bedurfte der ganzen unentwegten Wühlarbeit des Königs von England und Oheims Kaiser Wilhelms II., um den Nachbarn des Deutschen Reiches diese angebliche Gefahr einzureden. Dennoch blieb das Deutsche Reich die zuverlässigste Grundlage des europäischen Gleichgewichts, blieb es, weil man es scheute, mit dem deutschen Heere und mit der deutschen Flotte anzubinden. Es schwebte zwar dauernd Angst vor einem Weltkrieg in der Luft. Wie aber dachte sich der Deutsche diesen Weltkrieg? Die Völker der Erde würden sich bekriegen, es würde also etwa der Kampf Rußlands mit Japan neu aufleben. Europa werde sich wahrscheinlich in zwei Parteien spalten. Auf der Seite des Deutschen Reichs werde nicht nur die Monarchie der Habsburger, auch Italien zu stehen kommen. Ja noch in zwölfter Stunde währte die deutsche Regierung, daß England nicht als ihr Gegner eingreifen wolle. Während doch gerade England den Weltkrieg zu einem Krieg aller gegen die Mittelmächte werden ließ.

Noch mehr kommt auf Englands Rechnung. Es schlug den weiten Umweg über Belgrad und über das Zerwürfnis Österreich-Ungarns mit Serbien ein, um das Deutsche Reich zu einer Kriegserklärung zu veranlassen.

Unerwartet war mithin fast alles für den Deutschen, was seit Anfang August in Gang kam. Wir waren nichts weniger als innerlich vorbereitet. Zu oft hatte es in den unmittelbar vorhergehenden Jahren den Anschein gehabt, der Krieg würde morgen beginnen; und es war nicht zum Krieg gekommen. Sollte es jetzt wirklich Ernst werden?

Gewiß erschien nicht nur mir der Meuchelmord von Serajewo als böses Vorzeichen. Ganz gegenwärtig ist mir noch der schwere Druck, der auf mir lastete, als ich in der katholischen Hofkirche dem Gedächtnisamt für Erzherzog Franz Ferdinand anwohnte. Am selben Tage feierte Karl Woermann seinen siebenzigsten Geburtstag. Ich war von der Kirche heimgefahren, um den Frack mit einem schwarzen Rocke zu vertauschen; und dann begab ich mich mit meiner Frau ans andere Ende Dresdens, um Woermann zu beglückwünschen. Ich hätte das gern in freudigerer Stimmung getan. Erging es Prinz Johann Georg ebenso? Er kam aus der Hofkirche. Ich wagte es nicht, ihn zu fragen.

Etwas früher stieß ich auf ein anderes böses Vorzeichen. Die studentische Sonnwendfeier am Bismarckturm auf den südlichen Höhen der Umgebung war mir immer lieb gewesen. Diesmal wollte ich meiner Schwägerin die stimmungsvolle Feier zeigen. Als wir mit der Elektrischen uns dem Turm näherten, entlud sich ein schweres Gewitter. Schon beim Aufstieg zum Turm strömten uns die ganz durchnästen Studenten entgegen. Die Feier konnte nicht abgehalten werden. Mir war das mehr als eine üble Enttäuschung. Und nur mir?

Als es dann wirklich Ernst wurde, mußte nach Landesbrauch eine Vollversammlung der Professoren stattfinden. Begriffen habe ich nicht, wozu das gut sein sollte. Mir wurde sie ein neuer Beweis, wie ganz unvorbereitet man war. Die Stimmung der Mehrzahl war tief bedrückt. Einer der mutigsten Kämpfer im Streit der Abteilungen, ein Norddeutscher, tröstete sich und andere mit der Hoffnung, Italien werde über den Brenner den Deutschen zu Hilfe eilen. Einer der Klügsten und Einsichtigsten berichtete mir, die Österreicher hätten eine Schlacht gegen Serbien gewonnen und zwanzigtausend Gefangene gemacht, darunter den serbischen Kronprinzen. Ich erklärte ihm sofort, daß ich das nicht glauben könne. Auf der Straße sprach mich dann ein mir Wildfremder an und erzählte mir das gleiche, versicherte auf meine Einwände hin, die Nachricht sei ganz sicher. Tatsächlich soll sie am Hauptpostamt angeschlagen gewesen sein. Sollte ich wirklich zu zweifellustig gewesen sein? Am Nachmittag wurde amtlich mitgeteilt, die Nachricht sei falsch. Daß mir, dem Österreicher, das unbesonnene Gerede böse mitspielte, brauche ich kaum zu sagen. Nach kurzer Zeit mißglückte der erste Vorstoß der Österreicher in Serbien. Weniger schmerzlich wäre das gewesen, wenn jenes Erlebnis nicht vorangegangen wäre. Hatte es doch verraten, was man von Österreich erwartete.

Wie innerlich unvorbereitet man war, erwiesen noch viel schlimmere Vorgänge. Wenige Tage nach Kriegsbeginn war alles Kleingeld aus dem Verkehr verschwunden. So bekam man die größeren Scheine, die man noch hatte oder die einem ausbezahlt wurden, nicht gewechselt. Dann drosselte man den Verkehr über die Elbbrücken ab oder gestattete ihn nicht den Wagen, weil irgendein Tor das Märchen von goldbeladenen Automobilen verbreitete, die von den Franzosen nach Rußland durchgeschmuggelt würden. (Am Rhein soll Gleiches vorgekommen sein.) Soldaten durchsuchten jeden Wagen, der über eine der Brücken fahren wollte. Als ich an einem sonnigen Augustmorgen einen altgewohnten Spaziergang über Blasewitz und Loschwitz nach der Neustadt versuchte, entdeckte ich auf der Elbbrücke Vorrichtungen, die jeden Wagenverkehr nicht nur unmöglich, sondern lebensgefährlich für den Fahrer machten. Ein paar Vorbeigehende fragte ich, ob die Brücke nicht befahren werden dürfe. Ahnungslos setzte ich mich durch diese Frage dem Verdacht aus, Spion zu sein oder wohl gar Lenker eines Goldautos. Glücklicherweise hatte ich einen Ausweis bei mir. Die enttäuschten Entlarver zogen knurrend ab.

Spione zu entdecken, wurde zum Sport. Wehe der Frau, die behaarte Backen hatte. Sie galt als verkleideter Spion. Die Angst vor Spionen soll sogar Lebensopfer gekostet haben.

Doch noch in anderem Sinn war man unvorbereitet. Ein Kaufmann legte uns nahe, Linsen und Bohnen zu hamstern. Denn sie stammten aus Rußland, würden also bald aufgebraucht sein; in Deutschland aber wüchsen sie nicht. Und da hatte man sich mit Rußland verfeindet? Wir hamsterten sie nicht. Das war mir ja vom ersten Augenblick ab klar, daß der Krieg länger dauern werde als jeder eilig zusammengeraffte Vorrat an Lebensmitteln. (Vielleicht hätten wir dennoch während des Weltkrieges mehr Vorräte sammeln sollen. Eigentlich fingen wir erst in Bonn auf den Höhen der Geldentwertung das Hamstern an; nach der Aufwertung der Reichsmark mußten wir dann erwägen, was mit Mehl geschehen sollte, in dem sich Würmer zu bilden anfangen.)

Neben all dem Mangel an innerer Vorbereitung wirkte um so beruhigender die Tatsache, daß die Mobilmachung in musterhafter Ordnung, gestützt auf ganz große Vorräte, verlief. Da war mit Weitblick vorgesorgt. Die Stimmung der Soldaten und nicht nur der Soldaten war ausgezeichnet. Der Deutsche fühlte sich als angegriffen, und er wußte, daß er alles einzusetzen haben werde, um zum Siege zu gelangen. Schon in den letzten Tagen des Juli war die vox populi helle Empörung gegen den Feind, zunächst gegen Serbien, dann gegen Rußland. Sie entschied unbedenklich, das Deutsche Reich dürfe sich nicht gefallen lassen, was ihm da von seinen Gegnern zugemutet wurde. Ein unverkennbarer gewaltiger Aufschwung des Vaterlandsgefühls und Vaterlandstolzes. Die Überzeugung setzte sich durch, der Krieg sei eiserne Notwendigkeit.

Noch mehr: Es war ein Aufschwung der ganzen Seele, als ob mit einem einzigen Ruck alles Kleinliche abgefallen wäre. Unterschiede im Stand, Gegensätze der Gesinnung waren wie weggeblasen. Man fühlte sich zu einer Einheit zusammengeschmiedet. Ansprachen und Reden kündeten diese Einheit, ohne den Anschein des Gemachten zu wecken. Wer früher die Worte Deutschland, Vaterland, Heimat aus Angst, sie abzunutzen oder gar zu entheiligen, nicht gern im Munde führte, brachte sie jetzt, getragen von einem großen Augenblick, willig und oft.

Beschämt fühlte ich mich, daß ich bei Kommersreden, die sich zum Deutschen Reiche bekannten und zu unentwegtem Kampf für dessen Rechte, mich hatte fragen können, ob im Ernstfall alles werde gehalten werden, was da versprochen wurde. Der deutsche Soldat leistete tatsächlich viel mehr, als zu hoffen gewesen war. Vor allem die Jugend, herab bis zu den Schülern der obersten Klassen höherer Schulen. Nach ein paar Tagen bangen Wartens kam Siegesnachricht auf Siegesnachricht, allerdings zunächst nicht aus Frankreich, sondern aus Belgien. Doch nicht lange darauf gewann es den Anschein, das deutsche Heer dringe

unwiderstehlich nach Paris vor. Dann freilich blieben mit einem einzigen Schlage die Siegesnachrichten aus. Man wartete und zerbrach sich den Kopf. Ein weltkundiger Kollege versicherte mir, die linke Flanke müsse gegen einen Vorstoß der Franzosen, die von Verdun aus den Deutschen in den Rücken fallen könnten, geschützt werden; und das könne nicht von heute auf morgen geschehen. Ein anderer, den ich spät abends am fernen Ende des Großen Gartens traf, wo er wohnte, sagte mir, er wolle nach der Stadt fahren, um die neuesten Kriegsnachrichten zu erfahren; es müsse doch endlich etwas Entscheidendes vorgefallen sein. Von der Marneschlacht ahnten wir nichts. In diesen Tagen der Ungewißheit durchwanderte ich Abend für Abend den Großen Garten. Einsam war es da und unheimlich; nur der geisterhafte Ruf eines Kauzes war ab und zu vernehmbar. Endlich kam die Nachricht von einem großen Siege, aber nicht aus Frankreich, sondern aus dem Osten. Die Schlacht von Tannenberg schien alle unsere Hoffnungen und Wünsche zu erfüllen.

Hindenburgs erster großer Sieg war uns Erlösung. In Galizien ging der Vorstoß der Russen unaufhaltsam weiter, mit einer Schnelligkeit, die uns Dresdnern Angst machen mußte. Näher und näher kamen sie uns. Der Leiter einer höheren Schule, ein Fünfziger und deshalb nicht zum Kriegsdienst herangezogen, versicherte mir, wenn Dresden durch die Russen bedroht würde, die Knarre noch einmal auf die Schulter zu nehmen. Litzmanns Siege in Polen verpflichteten nicht zuletzt Dresden, überhaupt Sachsen und machten die gefürchtete Drohung zunichte.

Allmählich wurde man sich bewußt, daß die Lage weniger schlimm für Deutschland war, als man gemeint hatte, freilich lange nicht mehr so gut wie zu Beginn des Krieges. Die Westfront war zum Schützengrabenkrieg verdammt, zu dessen „Bis hierher und nicht weiter“. Gewinn war schon, wenn die jungen deutschen Soldaten, die von der Schulbank an die Front versetzt waren, sich der kriegserfahrenen Engländer erwehren konnten, die ihnen gegenüber im Schützengraben lagen. Oder wenn sie in heldenmütigen erfolglosen Angriffen nicht zusammengeschoßen wurden.

Für unsereinen war Arbeit rechte Rettung. Ich setzte mich Anfang August sofort wieder an meinen Schreibtisch. Allein gern hätte ich irgendwie mitgetan und etwas Zeitgemäßeres geleistet. So bot ich mich den Ministerien an, mit denen ich in Fühlung war. Gern hätte ich mich schriftstellerisch im Dienste des Krieges betätigt, wäre auch an die Front oder wenigstens in die Etappe gegangen, um Stoff für solche Schriftstellerei zu sammeln. Man zog es vor, mich als Ersatzmann für Einberufene in einem der Gymnasien zu verwenden. Vier Monate lang leistete ich diesen Dienst. Als ich begann, konnte ich noch nicht wissen, ob ich an den Hochschulen Hörer und Hörerinnen vorfinden werde. Dann aber ließ sich das Wintersemester recht gut an. So hatte ich neben der gewohnten

Arbeit noch eine ungewohnte. Nach den vier Monaten wollte man mich nicht noch länger derart belasten; auch waren schon wieder genug Lehrkräfte da, Verwundete, die nicht länger Kriegsdienst tun, doch unterrichten konnten. So gab ich auf, was mir sehr lieb geworden war, und auch, ich darf wohl sagen, den Schülern. Beim Abschied stellte mir der Schulrektor ein Zeugnis aus, das mir bestätigte, wie gut ich mich mit meinen Schülern verstand: Er habe zum erstenmal in seiner langen Lehrtätigkeit erlebt, daß Schüler, vor die Wahl gestellt, ob sie die Lehrstunde besuchen oder einen Vortragsmeister hören wollten, sich einstimmig für die Lehrstunde entschieden.

Allerdings kam mir die ganze Haltung dieses Gymnasiums entgegen. Es schloß sich grundsätzlich jüngster Methodik des Unterrichts an. Auf Lockerung alter Fesseln lief das hinaus. Einwände blieben nicht aus. Es hieß, die Schüler lernten schlechthin zu wenig. Ein Vater, der mit dem Verhalten des Gymnasiums nicht einverstanden war, erzählte mir: Ein Schüler wird aufgerufen. Er teilt mit, er sei unvorbereitet; er habe am Vorabend ein Stück Ibsens besucht. Die Entschuldigung wird nicht nur als vollgültig hingenommen, sondern der Lehrer setzt hinzu, das sei sehr interessant; der Schüler möge doch von dieser Aufführung berichten. Mag das in Wirklichkeit so oder auch anders gewesen sein, es scheint den Schülern nicht gerade viel Fleiß beigebracht zu haben. Oder es wurde in den Stunden des Unterrichts in französischer Sprache kaum ein deutsches Wort gesprochen, vor allem französischer Text nicht verdeutscht. (Ich weiß nicht, ob diese unvorsichtige Abneigung gegen Übersetzen auch allerneuester Methode eigen ist.) Die Jungen lasen Schriften in französischer Sprache und behaupteten, sie verstünden sie gut. Wenn aber ein alter Schulinspektor verlangte, sie sollten ihm einen Satz verdeutschen, versagten sie leicht.

Gern gestehe ich zu, daß man mit Erfolg umfangreiche Werke, etwa Romane, lesen kann, auch wenn nicht jedes Wort einem geläufig ist. Im Weiterlesen ent-rätseln sich oft diese Worte. Das Ganze des Buches wird verstanden, noch wenn da oder dort ein Rest bleibt, den man nicht sofort verdeutschen konnte. Gerade dies Ganze litte, wenn man — bei einiger Kenntnis der Sprache — immer wieder im Wörterbuch nachsähe. Zolas Romanzyklus wäre ja sonst unlesbar gewesen; nutzte er doch sehr viel Ausdrücke, die auch in ausführlicheren Wörterbüchern nicht zu finden waren. Voraussetzung bleibt natürlich, daß man schon einigermaßen sich in einer Sprache zurechtfindet, vor allem sie zu sprechen fähig ist.

Ist es nicht ähnlich, wenn man in seiner Muttersprache einen Text liest, und wenn sich da Wörter einstellen, die man nicht kennt, vor allem Namen? Wer dann das Lesen sofort unterbricht, um sich in einem Nachschlagewerk Auskunft zu holen, kann nur Einbuße erleiden. Hätte er dies Unbekannte ruhig bestehen lassen, er wäre vielleicht bald im Weiterlesen zu genügendem Einblick gelangt.

Da trifft einer, der vielleicht noch nie den Namen Wilhelm Heinse vernommen hat, in einem Aufsatz über Goethe oder in einem Buch über Romantik auf diesen Unbekannten. Was er von Heinse in diesem Augenblick zu wissen benötigt, steht wohl ohnedies in dem Aufsatz oder in dem Buche. Das Lexikon, das er nachschlägt, dürfte ihm kaum mehr bieten als die Tatsache, daß es Wilhelm Heinse gegeben hat. Denn das Verzeichnis der Schriften Heinses dürfte ihm kaum verraten, was er im Augenblick wissen möchte. Eine Charakteristik Heinses lenkt ihn, je ausführlicher sie ist, um so weiter von dem Aufsatz oder von dem Buche ab. Vorträge richtig auf sich wirken zu lassen, ist nur möglich, wenn man sich von vornherein zugesteht, daß man manches gespannt hören werde, was man noch nie vernommen hat. Und wenn man über das Unbekannte wegschreitet, in der Hoffnung, das Ganze des Vortrags werde zu erfassen sein, ohne daß irgend etwas einzelnes restlos verstanden ist.

Ich hörte einmal einen Vortrag über Physik. Der Sprecher war ein berühmter Mann. Bewundern mußte ich sein Streben, den Laien, die vor ihm saßen, seinen Gegenstand ganz verständlich zu machen oder — wie das heißt — über Schwieriges ganz populär zu reden. Gleich zu Beginn gebrauchte er das Wort „Koordinate“ und verdeutlichte es auf schlichte und treffende Weise. So machte er aufmerksam, daß auch der Vortragssaal ein Koordinatensystem darstelle, daß also die Lage eines beliebigen Punktes in dem Saale genau angegeben werden könne, wenn sein Abstand von den Schnittlinien der Saalwände festgestellt wäre. Sah ich falsch, wenn ich den Eindruck hatte, daß manche Hörer nun vollends den ganzen Vortrag nicht verstanden, wie populär er auch war. Hatte der ausgezeichnete Gelehrte nicht, als er das Wort „Koordinate“ brachte, selbst etwas wie den Artikel eines Lexikons geboten, und zwar eines ganz besonders volkstümlichen und allgemein verständlichen? Die Hörer indes blieben bei diesem Artikel stehen, suchten ihn zu erfassen und kamen, derart gehemmt, dem weiteren Vortrag nicht nach. Wenn es wirklich nötig war, gleich zu Beginn etwas weithin Unbekanntes wie ein Koordinatensystem zu bringen, wäre es nicht noch förderlicher gewesen, das Unglückswort unverstanden verklingen zu lassen? Das hätte dem Verständnis des ganzen Vortrags sicherlich weniger Hindernisse in den Weg gelegt. (Vielleicht widerfuhr mir zuweilen Ähnliches, wenn ich Laien vor mir hatte.)

Ich beziehe mich auf noch Einfacheres. Wohl rieten uns unsere besten Lehrer auf der Schule, den lateinischen oder griechischen Text, den wir von Stunde zu Stunde zu „präparieren“ hatten, zuerst in ganzem Umfang zu lesen. Lang war er ja nie. Wir aber waren töricht genug, von Wort zu Wort vorzuschreiten und die uns nicht geläufigen Wörter mit deutscher Übersetzung ins „Vokabular“ einzutragen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie wir bei solchem Verfahren mit Demosthenes zurecht kamen. Ich schlage jetzt § 16 bis § 18 der ersten

olyntischen Rede auf. Schon beim zweiten Durchlesen wird mir klar, was Demosthenes meint, trotz dem ungewöhnlichen Satzbau. Wörter, mit denen ich beim ersten Lesen nichts anfangen konnte, beginnen mir ihren Sinn zu verraten. Lese ich ein drittes Mal, so bleibt nur recht wenig übrig, was ich, wenn ich schriftlich übersetzen sollte, im Wörterbuch nachzuschlagen hätte. Um wieviel leichter wäre mir diese Aufgabe auf der Schulbank geworden; war mir doch Griechisch damals viel geläufiger als jetzt.

Soll ich noch ausdrücklich hinzufügen, daß die inzwischen von mir gewonnene Einsicht in den Wert der Ganzschau mich veranlaßt hat, über diese Dinge hier mich so ausführlich zu äußern? Wie Schuppen fällt es einem von den Augen, wenn man den Blick auch nur ein wenig weiter schweifen läßt. So darf ich behaupten, schlimme und zeitraubende Hemmnisse stellten sich ein, wenn man mühselig von Wort zu Wort weiterkriecht, statt mutig über zunächst nicht ganz Verständliches weiterzuschreiten und nur ganz zuletzt noch diese unverstandenen Reste sich zu verdeutlichen.

Was ich da vorbringe, muß freilich richtig angefaßt werden, wenn es nicht schaden soll. Zu leicht bildet man sich ein, etwas ganz erfaßt zu haben und begnügt sich doch mit halbem Verstehen, das unter Umständen ein volles Mißverstehen sein kann.

Widerfährt dergleichen indes nicht auch an Texten in der Muttersprache? Ich bekenne, daß ich Wendungen Rilkes lange Zeit falsch auffaßte und mißverstand; als ich das ganze Gedicht auswendig gelernt und mir mehrfach aufgesagt hatte, ging mir endlich auf, wie die Wendung gemeint war, hinter der ich überscharfsinnig ganz anderes gesucht hatte. Das widerfuhr mir gerade dann, wenn Rilke einfacher und schlichter, als wir zu tun pflegen, und vor allem nicht in gewohnten Fachausdrücken berichtet. Wir nennen einen Abenteurer einen Scheinmenschen und stellen ihn den Seinsmenschen gegenüber, den echten Adligen. Rilke scheidet einfacher und mit minder gelehrter Wortwahl den „der schien“, von denen, „welche waren“. War ich wirklich zu ungeschickt, den Eingang seines „Abenteurers“ auf den ersten Schlag richtig zu verstehen?

Der dritte Absatz des Terzinenmonologes am Anfang des zweiten Teiles von Goethes „Faust“ scheint auch falschen Deutungen ausgesetzt zu sein. „Von Augenschmerz durchdrungen“, wendet sich Faust geblendet von der Sonne ab. Was er da erlebt, ordnet er in größeren Zusammenhang ein. Ist es nicht immer so, wenn ein sehnd Hoffen dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen hat und Erfüllungspforten offen findet? Bricht auch nicht dann aus ewigen Gründen ein Flammenübermaß? Wir wollten des Lebens Fackel entzünden, und uns umschlingt ein Feuermeer. Umwindet uns glühend Liebe oder Haß? Schmerz und Freude wechselt so ungeheuer, daß wir wieder nach der Erde blicken, uns in jugendlichsten Schleier zu bergen.

Sonnenaufgang wird für Goethe Symbol eines beglückenden und bedrückenden Lebensvorgangs. Doch eines Vorgangs, den zu erleben nicht jedem gegönnt ist. Wenigen ist die Sehnsucht erfüllt worden, und wird sie erfüllt, so auf die Welt zu wirken, daß ein Feuermeer von Liebe und Haß sie umschlingt, ein solcher Wechsel von Schmerz und Freude, daß sie am liebsten in ihre Jugend zurückfliehen möchten, um sich dem allen zu entziehen. Verborgensein bringt weniger Schmerz als der Ruhm.

Kann noch fraglich heißen, daß Goethe das Schicksal des großen Künstlers meint? Hatte er, was da angeführt wird, nicht erlebt, als er „Werther“ veröffentlichte? War die mächtige Wirkung des „Werther“ nicht auch Erfüllung sehnenenden Hoffens und höchsten Wunsches? Sollte das Werk nicht des Lebens Fackel entzünden? Und hatte er nicht mit dieser Fackel ein Feuermeer entzündet? Liebe stürmte auf ihn ein, doch auch Haß blieb nicht aus. Der unversehens weltberühmte Verfasser „Werthers“ mag da oft genug sich nach dem stillen Unbekanntsein seiner Jugendjahre gesehnt haben.

Goethe wußte, daß er durchaus nicht als erster und auch nicht als letzter das erlebte. Fast alle großen Künstler hatten Gleiches durchzumachen. Aber er wollte ja das Symbol des Sonnenaufgangs allseitig und wie etwas Wiederkehrendes und vielen Gemeinsames deuten. Ich gebe zu, daß der große Staatsmann, der große Feldherr, der Schöpfer einer Religion, zuweilen sogar ein großer Träger der Wissenschaft in den Umkreis des Symboles einbezogen werden kann. Und daß Goethe wohl auch an diese Männer dachte. Nun aber war es gar nicht Goethes Sache, Zug für Zug aufzuzeigen, wie und wann sich ereignen kann, was in seinen Symbolen enthalten ist. Er hielt sich an das ihm Vertraute; und das war ihm sein eigenes Erleben.

Schon „Götz von Berlichingen“ ließ ihn fühlen, was er von dem unversehens entzündeten Feuermeer zu sagen hat. Doch in noch weit stärkerem Sinne „Werther“. Wäre es etwa nicht goethisch, das Typische zu geben, das, was auch innerhalb seines eigenen Schaffens nicht nur einmal da war?

Mir ist diese Deutung allmählich aufgegangen, und zwar auch sie, wenn ich mir den Monolog einsam aus dem Gedächtnis aufsagte. Heute könnte ich keine andere Deutung anerkennen, weil mir meine zur Überzeugung geworden ist. Die Erläuterer scheinen entweder — wie auch sonst an schwierigen Stellen — gar nichts zu sagen. Oder sie leisten sich Verfehltes, machen etwa des Lebens Fackel zur Fackel der Lebensweisheit und lassen sie an der ewigen Lichtquelle der Erkenntnis entzündet werden. Soll dieser vielgeübte und wohlbedachte Versuch wirklich ergeben, daß verzehrende Flammen uns umlodern und durchdringen? Vorsichtiger kann man es ja gar nicht anfangen. Kluge Männer und Frauen machen es so, aber sie setzen sich dabei kaum der Gefahr aus, von Flammen ergriffen zu werden. Was sie da erleben, liegt weitab vom Sonnen-

aufgang und von dem Augenschmerz, den er weckt. Wie kann man nun gar das Erlebnis, das von Goethe hier vorgetragen wird, derart ins Sittlichvernünftige übersetzen, in dem „Höchsten“ den innern Frieden und die reine Klarheit sehen, die, wenn wir mit Aufbietung aller Kräfte ihnen nahegekommen zu sein meinen, von Leidenschaft überwältigt werden? Gesamtergebnis aber sei, daß überirdische Klarheit und Selbstbeherrschung uns nicht beschieden ist, und daß wir in den Schranken des irdischen Wirkens unser Glück suchen müssen. Ich frage nochmals: Was hat das alles mit dem Erleben des Sonnenaufgangs zu tun? Ihn aber erlebt der große Mensch, wenn er seinen ersten überwältigenden und doch zugleich schwerbestrittenen Erfolg erreicht, erlebt ihn so schmerzlich, daß er am liebsten wieder unbekannt und unbeachtet wäre. Die Deutung, die ich hier bekämpfe, meint ein Erleben, das noch dem Philister werden kann, nicht das Erleben eines Genies. Für ein Philistererlebnis hätte Goethe geringere Macht der Worte aufgeboten.

Oder enge ich den Umkreis des Symbols zu stark ein? Paßt es nicht auch für das Erleben der Liebe? Entzünden wir nicht des Lebens Fackel, wenn Liebesleidenschaft uns packt? Erhoffen wir sie nicht sehrend und ringen wir uns ihr nicht wie einem höchsten Wunsche zu? Und eröffnen sich uns durch sie nicht flügeloffen des Lebens Pforten? Dann freilich weckt das Übermaß der entfesselten Flammen in uns einen Widerstreit von Schmerz und Freude. Ein Feuermeer umgibt uns; glühend umwinden uns Liebe und Haß. Sehnsüchtig blicken wir zurück in unsere Jugend, die solchen Widerstreit nicht kannte. Keinem sei verwehrt, auch das in Goethes Worten zu suchen. Aber taugt der Wortlaut nicht da und dort besser für meine Deutung? „Zu bergen uns im jugendlichen Schleier“ entspricht besser einem Vorgang, der sich zwischen uns und der Welt als nur in uns selbst abspielt. Und wenn Liebe und Haß uns glühend umwinden, ist da nicht richtiger an Liebe und Haß zu denken, die uns die Welt entgegenbringt, als an den Widerstreit von Schmerz und Freude in der Liebe?

Selbstverständlich gibt es eine Unmenge von Stellen deutscher Dichtung und besonders in Goethes „Faust“, die genau so mißverstanden wurden und werden. Ich wollte nur einen mir hervorragend wichtigen Fall vorführen. Anderes in „Faust“, das jetzt endlich richtig erfaßt ist, war noch um 1900 manchem unverständlich. Ich hätte, was hier zu zeigen war, auch an einer dieser Stellen aufdecken können, etwa an Fausts Ausbruch „Was kannst du armer Teufel geben?“ in dem zweiten Studierzimmerauftritt des ersten Teiles. Hätte also erweisen können, wie mühselig man über Mißverstehen zu rechtem Verständnis allgemein vorgedrungen ist. Ich zog vor, Längstgesagtes nicht zu wiederholen.

Als ein Freund mir einst die Frage vorlegte, was eigentlich Faust im Studierzimmer mit den Worten meine, die er an Mephisto richtet, dachte ich noch nicht an das Mittel, das ich jetzt für solche Aufgaben in Gang setze, an das

Auswendiglernen, hätte es mir kaum zugetraut. Jetzt weiß ich, wie man bis ins letzte alles erleuchtet, wenn man jederzeit aus dem Gedächtnis etwas Schwerdeutbares sich aufsagen kann. Vielleicht weckte ich den Anschein der Oberflächlichkeit, als ich Lesen von Werken in fremder Sprache für empfehlenswert erklärte, auch wenn nicht dauernd das Wörterbuch nachgeschlagen wird. Jetzt betone ich nicht minder stark, daß Hesiod und die alte Inschrift von St. Afra auch an dieser Stelle recht behalten, und daß Arbeitsschweiß dem Erfassen eines Textes zu Hilfe kommt. Etwa Auswendiglernen. Ich gehe noch weiter und habe den Gegnern des Übersetzens frühgewonnene Erfahrung entgegenzuhalten.

Noch saß ich auf der Schulbank. Da lockte es mich, die „Vita Caroli Magni“ Einhards zu übersetzen; ich dachte es mir nett, wenn ich als Gymnasiast schon diese Verdeutschung drucken lassen könnte. Das Letzte war natürlich Unsinn. Wußte ich doch, daß ich Vorgänger hatte und ein Bedürfnis für mein Opus nicht vorlag. Gelernt habe ich bei meinem Versuche sehr viel, vor allem im Bereich des Wortausdruckes und zur Bereicherung meines Wortvorrats. Wer in seiner Muttersprache schreibt, beschränkt sich leicht auf einen engen Umkreis des Ausdrucks. Fremdsprachlicher Text ist anspruchsvoll. Das erweist sich noch deutlicher, wenn er nicht mündlich, sondern schriftlich verdeutscht wird. Der gewohnte Schatz von Wendungen genügt nicht. Wohl oder übel muß er bereichert werden. Wirklich meinte ich, nachdem ein guter Teil der „Vita“ erledigt war, mit einem Male mehr Freiheit und größeren Reichtum des Ausdrucks gewonnen zu haben. So konnte und so kann ich nur bedauern, daß auf meiner Schule schriftliches Verdeutschen nur wenig geübt wurde. Um so eifriger wurde Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und ins Griechische betrieben. Ob es uns immer förderte, bleibe dahingestellt. Für deutschen Wortausdruck lernten wir dabei wenig. Waren doch die deutschen Texte, die wir zu übertragen hatten, mehr oder minder aus lateinischem oder griechischem Sprachgefühl zurechtgemacht. Eines Tages — noch immer auf der Schulbank — begann ich, Goethes „Novelle“ ins Lateinische zu übertragen. Von Anfang an bemerkte ich, daß ich der Aufgabe nicht gewachsen war, ließ den Versuch auch bald liegen. Seltsamerweise dachte ich nicht daran, einem unserer Lehrer den Fall vorzulegen. Gleich der erste Satz der „Novelle“ stellte mich vor eine Frage, die ein Kundiger mir vielleicht beantwortet hätte. Einem kurzen Hauptsatz folgt ein längerer Nebensatz. Täuschte ich mich, als ich annahm, in der strengen Sprache Roms müßte der Hauptsatz zum Nebensatz, der Nebensatz zum Hauptsatz werden? Denn das eigentlich Wichtige und Wissenswerte steht im Nebensatz, während der Hauptsatz nur die Tageszeit und die Naturstimmung angibt, in denen sich das Wichtige abspielt:

„Ein dichter Nebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durcheinander bewegt sah.“

Vielleicht findet der oder jener, daß auch in deutscher Sprache das befremdet. Behaupten ließe sich, Naturstimmung habe den Alten nicht so viel bedeutet, daß sie um ihretwillen die gewohnte Satzordnung aufgegeben hätten. Nun versuche man aber, diese übliche Satzform herzustellen, indem man den Hauptsatz zum Vordersatz, den Nebensatz zum Nachsatz macht. Unerwartete Schwierigkeit ergibt sich. So müßte der fürstliche Schloßhof in den Hauptsatz übergehen. Wenn man sich mit dem Ausweg begnügt, das „als“ in den Vordersatz zu übertragen oder auch es durch „während“ zu ersetzen und den Nachsatz als Hauptsatz folgen zu lassen, klingt das Ganze ledern. Ich will das nicht noch aufzeichnen.

Grundsätzlich versuche ich seit langem angesichts ungewöhnlichen Satzbaus, das Anstößige zu beseitigen und die übliche Wort- und Satzordnung herzustellen. Was da herauskommt, rechtfertigt das Ungewohnte. Ganz wie angesichts des ersten Satzes der „Novelle“. An den Wort- und Satzverschränkungen Kleists läßt sich das gut erproben. Da schrieb vor etwa vierzig Jahren einer über Kleists Sprache und Stil. Wort- und Satzverschränkungen Kleists verzeichnete er in einem langen Strafregister; ausdrücklich tadelte er, daß Kleist durch solche Verschränkung die Sprache zu oft vergewaltige und die Klarheit der Rede und des Sinnes verdunkle. Nicht einmal die geringfügige Änderung im zweiten Druck der „Verlobung“ findet den Beifall des strengen Richters: „Indem sie aufstand, um das Zimmer zu verlassen“ wurde zu „Indem sie, um das Zimmer zu verlassen, aufstand“ (1, 333, 26). Die zweite Fassung soll für Kleist bezeichnend sein. Dann schrieben viele und schreiben viele unbewußt kleistisch. Doch natürlich liebt Kleist, Wörter und Satzteile nicht an der üblichen, sondern an ungewohnter Stelle erscheinen zu lassen. Schafft er dann etwa nicht Ausdruckswerte, die verschwinden und Ausdruckloserem Platz machen, wenn die übliche Stellung durchgeführt wird?

Doch bei den Göttern allen Griechenlands

Beschwör ich dich, die dich und mich regieren . . . (Amphitryon V. 254).

Man ordne fein säuberlich: Ich beschwöre dich bei allen Göttern Griechenlands, die dich und mich regieren. Wer zugesteht, daß diese Berichtigung hausbacken wirkt, bestätigt, daß Kleist durch die ungewohnte Wort- und Satzfolge etwas ausdrückt, was durch das gebräuchliche Nacheinander nicht erreicht wird. Vielleicht noch überzeugender wirkt: Der Befreier Deutschlands Hermann soll leben; oder auch: Hermann, der Befreier Deutschlands, soll leben; und dann Kleists: „Hermann soll, der Befreier Deutschlands, leben!“ (V. 374). Dann: Granaten, Kugeln und Kartätschen wälzten sich wie ein breiter Todesstrom daher; neben Kleists (V. 649 f. des „Homburg“): „Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen sich wie ein breiter Todesstrom daher.“

Auf dem Papier wirkt dergleichen ungewohnt. Ist es aber nicht Gestalt gesprochener Rede? „Sielzeug und Decken ließ ich ja, und einen Bündel Wäsche,

im Schweinekoben zurück.“ Wie hier im „Kohlhaas“ redet das Volk. Und weil Kleist gesprochene Rede schreibt, muß es den guten Sprecher locken, das zu rechter Wirkung zu bringen. „Ein Geschäft für Livia liegt, die Kaiserin, mir noch ob.“ Wie oft im Alltag wagt man beim Sprechen eine solche nachträgliche Apposition; selbstverständlich legt man anderen und stärkeren Ton auf solche verspätete Erläuterung. Der gute Sprecher braucht nur den andern Ton anzuschlagen, wenn er uns dies auf dem Papier Ungewohnte ganz begreiflich machen will. Wieder nur auf dem Papier wirkt verblüffend, daß im „Homburg“ (V. 271) ein Satz abgebrochen wird und erst nach zwei Versen Rede und Gegenrede anderer sich fortsetzt. Zumal wenn man nicht die ganze Stelle anführt, sondern nur von einem „auseinandergerissenen“ Satz meldet. Tatsächlich erzielt Kleist, was zu leisten war, hier meisterhaft. Dieser Augenblick ist entscheidende Voraussetzung der ganzen Handlung. Der Feldmarschall diktiert den Schlachtbefehl, eben den Schlachtbefehl, der von Homburg nicht befolgt wird. Ich brauche wohl nicht zu sagen, was Ursache ist, daß er mit seinen Gedanken an ganz anderer Stelle, bei Prinzessin Natalia, weilt und kaum vernimmt, was er zu hören bekommt. Soll das Stück verstanden werden, so muß der Vorgang uns ganz deutlich werden. Da hätte vielleicht ein anderer einem Beobachter überlassen, uns auf die Zerstretheit Homburgs aufmerksam zu machen. Hebbel etwa hätte das ihm liebe überausführliche „für sich“ angewendet, um diesen Kommentar einzuschieben. Kleist indes läßt den Feldmarschall in geschlossener Rede, als läse er vor, den Plan der Schlacht vortragen. Einen nach dem andern ruft er auf, erst Hennings, dann Truchß, dann Homburg. Die beiden ersten melden sich mit einem „Hier!“ und schreiben auf, was der Feldmarschall ihnen sagt. Noch ist Truchß an der Reihe; da meldet ein Heiduck der Kurfürstin, ihr Wagen sei vorgefahren. Und während (V. 267) der Feldmarschall schon beginnt, den Prinzen aufzurufen, nehmen Kurfürst und Kurfürstin voneinander Abschied. Dann wiederholt Truchß den letzten, für ihn bestimmten Satz. Nun beginnt der Feldmarschall zum zweitenmal „Der Prinz von Homburg...“. Doch auch diesen Zuruf überhört der Prinz, versunken in den Anblick Nataliens. Heimlich muß der Graf von Hohenzollern den Freund aus seinen Träumen wecken. Homburg fährt zusammen und ruft sein „Hier!“ Hohenzollern fügt noch ein: „Bist du bei Sinnen?“ Nun spricht Homburg errötend: „Was befiehlt mein Marschall?“ Der Feldmarschall setzt fort, was er begonnen hatte. Doch wieder drängt sich anderes dazwischen. Ausdrücklich sagt sein Schlachtbefehl, Oberst Kottwitz solle dem Prinzen mit seinem Rat zur Hand gehen. Aber Kottwitz ist nicht zu erblicken. So erkundigt sich der Feldmarschall bei Rittmeister Golz und erfährt, daß Golz an Kottwitz' Stelle erschienen sei. Der Prinz sieht wieder nach den Damen hin, überhört also die Fortsetzung des Befehls. Golz schreibt sie auf. Schon ist dem Prinzen Wichtiges entgangen. Da beginnt die Prinzessin, ihren Handschuh zu suchen. Kurfürst und Kurfürstin tauschen mit ihr Worte. Der

Prinz hat im Schlafwandel den Handschuh nachts ihr abgestreift und ruft für sich: „Herr meines Lebens! Hab' ich recht gehört?“ Vergeblich wiederholt der Feldmarschall die letzten Worte, die er vorher gesprochen hat. Und vergeblich fährt er fort: „Des Prinzen Durchlaucht wird...“ Der Prinz denkt nur an Prinzessin und Handschuh. So bleibt ihm, was der Feldmarschall sagt, unbekannt, so unbekannt, daß er, gerade wenn der Feldmarschall sagt, was des Prinzen Verhalten in der Schlacht entscheiden soll, mit einem „Wer? Lieber Golz! Was? Ich?“ sich an den Kameraden wenden kann. Abermals wiederholt der Feldmarschall seine letzten Worte. Homburg beginnt mitzuschreiben. Aber nur der Abschluß des Befehls tönt in ihm nach, das Verhängnisvolle: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen.“

Um Vergebung muß ich bitten, daß ich all das derart ausführlich verzeichne. Konnte ich anders das Kunstvolle dieses Gewebes kennzeichnen? Nicht ein einziges Mal, sondern mindestens fünfmal unterbricht der Feldmarschall seinen Befehl; oder er wird von andern unterbrochen. Um diesen Befehl rankt sich eine Fülle von Stimmen, verwirrend, aber sie soll verwirren. Denn nur so wird der Mißgriff des Prinzen möglich. Neben dem Hin und Her der vielen Stimmen ist eine Fülle von Gebärden aufgeboten, den Vorgang ganz greifbar zu machen. Hauptsache aber bleibt in diesem Musterstück bühnenmäßigen Ausdruckes der musikalische Aufbau. Kleist wußte gut genug, wie stark sich Melodieführung und Themenwechsel auch im Sprechdrama ausleben können. So stellt er in die Mitte des Ganzen den kraftvollen knappen Kommandoton des Feldmarschalls. Siegreich erhebt sich dieser Ton über die Töne, die ihn hemmen wollen. Wie Wellen stürmen diese Töne gegen ihn an; unerschüttert bleibt er bestehen, ein Fels. So unerschüttert, daß er nach allen Unterbrechungen wieder da anheben kann, wo er unterbrochen worden war. Muß den guten Sprecher nicht locken, das durchzuführen? Unterbrochen aber wird der Befehl auch vom Feldmarschall selbst. Wieder muß es den Schauspieler locken, an diesen Einschüben die Schwingungsweite seiner Stimme zu erweisen. Der trotz allem unentwegt fortschreitende Befehl ordnet das ganze Gewirre der Gegenstimmen, ein Orgelpunkt als Dominante, ebenso wie der unerschüttert dastehende Feldmarschall die ganze große Menge der Gestik überwindet, die den Vorgang zu stören droht, Homburgs seltsames Gebaren auf der einen Seite, die Abreise der Kurfürstin mit allem, was sich dabei ereignet, auf der andern.

Darf ich es nun lächerlich nennen, wenn einer aus diesem kunstvollen Gewebe einen Fetzen herauszieht und ihn zum Beleg der Satzzerreißung macht, die bei Kleist herrschen soll, natürlich einer verwerflichen Satzzerreißung? Mindestens erweist solches Verfahren, wie wenig vor nicht langer Zeit kunstvolles Gestalten eines größeren Ganzen begriffen worden ist.

Mein Rezept, das angeblich Anstößige zu beseitigen und an dessen Stelle das Allgemeinübliche zu setzen, wage ich diesmal nicht zu empfehlen. Es würde zu

grotesk wirken, zu kräftig erweisen, wie sinnlos das nörgelnde Geschwätz ist, Kleist zerreiße grundlos und mit übler Wirkung seine Sätze. Allein gern gebe ich zu, daß wenige es so machen wie er. Soll Ergebnis seines Verfahrens nur ungemene Lebensnähe sein? Mir scheint wichtiger, daß er der Bühne ihre letzten Geheimnisse ablauscht. Daß er, was der Bühne taugt, mit einer Kunst gestaltet, die vorher höchstens im Lustspiel sich durchgesetzt, die er selbst im „Zerbrochenen Krug“ erprobt hatte. Wenn das noch nicht von andern gewagt worden war, so lag es vielleicht auch an ihrer Absicht, nicht zuviel Bewegtheit der Bühne zuzumuten. Klassische Ruhe hält es anders. Auch der reife Schiller, sogar im Reichstagsauftritt des „Demetrius“.

Und so ist noch ein letztes Wort über all das zu sagen. Kleist will schlechthin seine Zuhörer oder Leser stärker anfassen, überwältigender bezwingen. Das verspüre ich schon, wenn er ungewöhnliche Wort- und Satzfolgen baut. Der Redner weiß, daß er Leute, die am Einschlummern sind, weckt, wenn er mit der sogenannten Inversion arbeitet. Darum liebte ein Meister der Redekunst wie Herder die Inversion und trat für sie ein. Das Ungewohnte rüttelt auf. Und da Herders Schreibe zum guten Teil Rede war, meidet er besonders in seinen Anfängen althergebrachtes Nacheinander der Worte. Voraussetzung ist immer ein Publikum, das nicht mehr auf das Vornehme und Schlichte gerichtet ist. Ungewohnte Wort- und Satzfolgen benötigt der Feinfühlige weniger als der Abgestumpfte.

Richard Wagner ist der rechte Wecker Abgestumpfter. Er brachte grundsätzlich so viel Ungewohntes, daß er lange der Gefahr ausgesetzt blieb, überhaupt nicht gehört zu werden. Sobald aber diese Gefahr überwunden war, entfaltete sich siegreich das Fesselnde seiner Tonfolgen, mochten sie auch alten Kunstvorschriften nicht gehorchen. Es gewann bald eine so große Macht, daß man nicht satt wurde, Wagners Musik zu vernehmen, und zwar um der neuen Tonfolgen willen, die anfangs als seine schlimmsten Verstöße galten.

Vor vielen Jahren — in Dresden — bat ich einen Musikkenner, mir, dem Laien, zu verdeutlichen, worin denn das Eigene und Besondere dieser Tonfolgen liege. Er wies mir nach, daß Tonfolgen, die auch vom Laien als eigentlich wagnerisch empfunden wurden, immer wieder Töne in anderer Reihenfolge bringen, als Musiklehre es fordert. Stellte man die gewohnte und überlieferte Folge her, so klang das gehaltlos. Damals eröffnete sich mir der Weg zu meinem Rezept. Was mir und andern an Wagners Musik lieb und unentbehrlich geworden war, widersprach der Kunstlehre. Wäre es den Vorschriften dieser Lehre gemäß geändert worden, so hätte Wagners Werk seinen Zauber eingebüßt. Ist das anders als bei Kleist, ja in Goethes „Novelle“?

Wenn man bei einem Schriftsteller, der etwas Gutes geleistet hat, auf Ungewohntes, auf Regelwidriges stößt, warum stellt man sich nicht grundsätzlich

die Frage, ob er etwa gar mit diesem Ungewohnten und Regelwidrigen etwas leiste, was mit Gewohntem und Regelgerechtem nicht zu erreichen ist? Wir alle schleppen mehr oder minder unklare Vorstellungen von guter und von schlechter Ausdrucksweise mit uns herum. Sie stammen zum Teil aus unserer Schulzeit, zum Teil aus Bekenntnissen von Sauberkeitsfanatikern des Stils, aus Vorschriften, die uns gelegentlich bekannt wurden. Statt jene Frage uns zu stellen, verurteilen wir voreilig. Das kann sogar ernstern Forschern widerfahren, die sich viel mit Satzbau beschäftigt haben. Womöglich tadeln sie dann Goethe, weil er mit Vorliebe „mich dünkt“ sagt oder „mich deucht“, nicht „es dünkt mich“ oder „es deucht mich“.

Wenn ich oben bemerkte, daß mir die Bräuche des Gymnasiums, an dem ich zu wirken hatte, entgegenkamen, so soll das gewiß nicht heißen, daß wir den Dingen nicht auf den Grund zu gehen suchten. Ich hatte nur Gott sei Dank nicht Noten auszuteilen und vollends nicht den Schülern mehr Aufmerksamkeit zu empfehlen oder gar ihr Benehmen zu tadeln; verhielten sie sich doch musterhaft. Ich machte es ungefähr wie in den Übungen der Berner Lehramtsschule, besonders bei der Beurteilung der Aufsätze. Auch hier lag mir daran, Gegenstände zu wählen, über die aus eigener Erfahrung von den Schülern etwas gesagt werden konnte. Vor allem, was sich ihnen durch den Kriegsbeginn aufgetan hatte. Sie sahen alle kampffreudig und siegesgewiß in die Zukunft, die auch sie bald an die Front rufen sollte. Da waltete wirklich ehrliche Überzeugung. Selten traf ich auf nur Gemachtes. (Freilich gestand mir nach einiger Zeit einer, daß er sich damals Krieg anders ausgemalt hätte, als er ihn nun zu erleben bekam.) Lessing, den Dichter und den Forscher, mit diesen frischen jungen Leuten zu lesen und sich mit ihnen über Lessing auseinanderzusetzen, war mir helle Freude.

Als wir voneinander Abschied nahmen, stifteten sie mir zum Andenken eine kunstvolle Radierung. Dann und wann hörte ich noch von dem einen oder dem andern. Aber ich weiß nicht einmal, wer von ihnen den Weltkrieg überlebte, wer nicht.

Meine Befürchtung, der Krieg könne mich zur Untätigkeit verurteilen, war unnötig gewesen. Die Zahl meiner öffentlichen Vorträge nahm zu. Sie war schon vor Kriegsbeginn recht stattlich geworden. Vortragsreisen wurden mir erst in Dresden zur Gewohnheit. Von Bern aus sprach ich an naheliegenden Orten, in Herzogenbuchsee, in Interlaken, in Thun. Dann einmal in Zürich für den Hottinger Lesezirkel. Eine spätere Einladung des Lesezirkels mußte ich ablehnen; ich sollte als Ersatzmann über Gerhart Hauptmann sprechen, getraute mir aber noch nicht zu, von einem Tag auf den andern das zu leisten. In Wien entwickelte ich damals meine Ansicht von Hebbels Werk und Wesen. Der Vortrag weitete sich zu meinen „Hebbelproblemen“ von 1909 aus. Fortan machte ich es mir zur

Pflicht, meine öffentlichen Vorträge baldigst drucken zu lassen. So entstand eine Reihe von Aufsätzen, der ersten Fassung des „Geisteslebens“: die zweite bringt noch spätere Dresdner Arbeiten, ebenso das „Wortkunstwerk“ von 1926. Die Schriften über Hebbel und seine Dramen, über Richard Wagner, über Ibsen, über Ricarda Huch, dann das Heft „Leben, Erleben und Dichten“ entstammen gleichfalls Vorträgen aus der Dresdner Zeit in Hamburg, Wien, Posen und Frankfurt a. O. Die Hamburger Tage von Anfang 1913 sind mir immer noch besonders liebe Erinnerung. Allerdings ist mir bekannt, daß in Hamburg, auch wenn die Hörer gern und zahlreich Gefolgschaft leisten, stets ein paar Neunmalweise beträchtlich zu tadeln haben. Zeugnisse für diesen Brauch bekam ich noch viel später zu sehen oder zu hören. Meine sechs Vorträge über Hebbel fanden in dem recht großen Hörsaal des Kolonialinstitutes statt. Der Zudrang war und blieb stark. So kamen die Hörer lange vor Beginn, ausgerüstet mit Stullen, die ihnen das Warten erleichtern sollten. Der Posener Vortrag über Ibsen erzielte die höchste Auflagenziffer innerhalb meines Schrifttums. Er steht in beiden Fassungen des „Geisteslebens“ und erreichte als Sonderdruck in der Inselbücherei meines Wissens das 37. Tausend.

Ein mehrstündiger Vortrag in Zürich brachte mich wieder mit meinen Berner Hörern in nahe Fühlung. Er erörterte nach Diltheys Verfahren die Bedeutung der Weltanschauung des Dichters für sein Werk. Mir war es da nur wenig um sogenannte Weltanschauungsdichtung zu tun, also nur um einen Teil der Dichtkunst. Sondern ich versuchte aufzudecken, daß alle Dichtung mehr oder minder von der weltanschaulichen Haltung ihres Dichters abhängig ist, von einer Haltung, die noch besteht, wenn der Dichter ausdrücklich sich gegen den Begriff Weltanschauung wendet. Ist doch grundsätzliche Weltanschauungslosigkeit auch nur eine einzelne Form von Weltanschauung. Was ich brachte, sollte der ideengeschichtlichen Ergründung von Dichtung dienen. Zu Beginn der Vortragsreihe schloß ich alle reinformale Schau aus. Nur eine knappe Zusammenfassung dieser Vorträge — sie war der Inhalt eines Vortrages, den ich unmittelbar nach Zürich in Bern hielt — wurde damals gedruckt. Ich selbst vollzog kurz darauf die mir sehr wichtige Wendung vom Betrachten des Gehalts zu der Ergründung der Form. Lange genug hatte ich ideengeschichtlich gearbeitet und dieser Richtung meines Faches den Weg zu bahnen versucht. Sie entfaltete sich nun so mächtig, daß mir selbst mitunter es des Guten zuviel wurde. Es war höchste Zeit, die Bedeutung der Kunst im Dichtwerk wieder einmal in den Vordergrund zu schieben, sollte nicht Geschichte von Dichtung ganz zu Ideengeschichte werden. Schon wirkten Schriften meines Faches wie philosophiegeschichtliche Versuche. Im Spätsommer 1911 sprach ich in Zürich; 1915 entstanden meine Aufsätze über Plotin und über Herbart, dann das Heft über die künstlerische Form des Dichtwerks; die ersten Schritte zu einer Würdigung der Kunstgestalt von Dichtung tat ich schon früher. Wegen dieser Wendung, deren ich mir natürlich schon vor 1915 bewußt wurde,

gelangten die Züricher Vorträge nicht zu schriftlicher Ausgestaltung. Doch ein Teil meiner Arbeit „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“ wurzelt in ihnen.

Auch über die Züricher Vorträge kam mir ein seltsam verneinendes Urteil eines Tages zu Ohren. Man sei verwundert gewesen, daß ich unvorbereitet nach Zürich gekommen sei. Das klang so seltsam, daß ich es zunächst nicht verstand. Ich kam nicht besser, aber auch nicht schlechter vorbereitet als zu allen meinen Vorlesungen. Aus der umfänglichen Sammlung meiner Notizzettel, die zum guten Teil aus Abschriften wichtiger Stellen der von mir untersuchten Schriftsteller bestand, hatte ich mir geholt, was mir für die Absichten des Vortrages taugen könnte. Die so gewonnene Auswahl war derart umfangreich, daß ich sorglich das Wichtigste auslesen mußte. Es geschah bis zum letzten Augenblick in immer neuer Sichtung und zuweilen auch Umordnung des Bestandes. In einsamem Wandern klärte sich mir allmählich der Stoff immer mehr ab, rundete sich zu einem notwendigen Nacheinander. Die Last, die ich da auf mich nahm, war nicht leicht. Mir und wohl auch den Zuhörern wäre manche Mühe erspart geblieben, wenn ich weniger darauf bedacht gewesen wäre, mich auf Schritt und Tritt mit andern auseinanderzusetzen und immer wieder von den Ansichten anderer zu meinen fortzuschreiten. Ich baute da später stark ab und gestattete mir selbst mehr Spielraum. Allein Wissenschaft war mir und ist mir auch heute noch Prüfen und Ablehnen oder auch Weitertreiben der Arbeit anderer. Nicht aber kann ich es Wissenschaft nennen, wenn einer bewußt oder unbewußt den Anschein weckt, was er sage, sei noch von keinem gesagt worden, während er auf vielen vielen Seiten doch oft genug nur vorbringt, was vor ihm schon geboten worden war. Nennt doch mancher überhaupt keinen seiner Vorgänger. Bequemer ist ja, sich um bestehende Forschung gar nicht zu kümmern. Wissenschaft kann ich es auch nicht nennen, Vorgänger nur dann anzuführen, wenn man ihnen etwas auszuwischen hat.

Ich glaube, in Zürich wie anderswo meinen Stoff immer beherrscht zu haben. Daß ich schon sehr früh mit Willen nicht Vorträge vorher niederschrieb und mehr oder minder vorlas, war hier längst zu erwähnen. Die Handschrift meiner Arbeit über Hebbel und seine Dramen mußte allerdings fertig sein, ehe ich nach Hamburg abfuhr. (Ebenso viel später die meines Weimarer Vortrags über das ästhetische Glaubensbekenntnis Goethes und Schillers.) Ich tat das nicht gern, weil ich wohl wußte, um wieviel besser die Niederschrift wurde, wenn ich sie nach dem Vortrage abfaßte. Fällt einem doch in letzter Stunde noch manches Gute ein, zuweilen sogar erst im Laufe des Sprechens. Das ausgearbeitete Manuskript nahm ich weder in Hamburg noch in Weimar zum Rednerpult mit.

Mir wurde das seltsame Züricher Urteil gedeutet, man hätte erwartet, daß ich eine fertige Arbeit vorlese. Noch in meiner Berner Zeit erklärte mir der aus-

gezeichnete, mir nahe befreundete Vortragsmeister Emil Milan, Vorlesungen sollten vorgelesen werden. Er hörte damals in Zürich. So kann die Ansicht eines meiner Berner Freunde und Schüler von einst richtig sein, man sei in Zürich so wenig gewohnt gewesen, einen Akademiker frei sprechen zu hören, daß mein Vorgehen die guten Leute befremdete. Meinten sie etwa, ich improvisiere alles? Ein Dresdner Kritiker sagte einmal von mir, ich wecke den Anschein, aus dem Stegreif zu sprechen. Er wußte natürlich, daß es nicht der Fall war und ist. Ich nahm das wie hohes Lob hin. Denn wer aus dem Stegreif spricht, gewinnt den Hörer sofort für sich und läßt ihn nicht leicht los. Beim Vorlesen einer Vorlesung dämmert der Hörer gern vor sich hin.

Auch mein Aufsatz über analytische und synthetische Literaturforschung wurde aufgezeichnet, nachdem ich auf dem Grazer Philologentag ihn vorgebracht hatte.

Vortragsleistungen, wie ich bald sie nach den Anfängen in Dresden durchzuführen hatte, besonders längere Vortragsreisen hätte ich früher kaum mir zumuten dürfen. Noch in Dresden erwiderte ich einer geübten Rednerin, die Mitglied eines Vortragsverbandes war und mich aufforderte, diesem Verbands gleichfalls beizutreten, ich könnte mich zu wenig auf meinen Hals verlassen und müßte gewärtigen, im entscheidenden Augenblicke durch Katarrh behindert zu sein. Sie wunderte sich und meinte, ich spreche doch, wie man sprechen soll, wenn man den Hals nicht unnütz angreifen will.

Lange Jahre hielt ich Vorträge, ohne zu ahnen, wie ein Redner mit seinen Stimmitteln zu verfahren hat. In diesen Dingen war ich ein „selbwhäsen kint“; und so war, was ich bot, „ze krump“. Man hatte mir in Wien einst nahegelegt, bei einem Hofschauspieler in die Lehre zu gehen. Der Rat war um so richtiger gewesen, da ich doch schon auf der Schule vorgehalten bekam, ich spräche zu leise. Ich war rasch gewachsen und neigte etwas zur Dicke. So sagte einer unserer Lehrer einmal, ich sei ein Kerl wie ein Bär und zirpe wie eine Grille. Natürlich dachte er nicht von fern daran, sich um die Ursache dieses Fehlers zu kümmern und ihm abzuhelpen. Auf der Universität dachte gleichfalls kein Mensch daran, mir den richtigen Weg zu zeigen. Vollends gab es hier noch keine Pflicht, Übungen in der Kunst des Redens mitzumachen. Ich weiß nicht einmal, ob solche Übungen damals abgehalten wurden.

Wie in andern Dingen nahm ich mir Erich Schmidt auch da zum Muster. Er arbeitete stark mit Nasenresonanz. Sicherlich waren die Sprechmuskeln Schmidts gut geübt und widerstandsfähig. Seine Stimme lag ziemlich weit hinten. Trotzdem ermüdete er nicht rasch. Doch all das war für einen Nachahmer sehr gefährlich. Mir erwies sich diese Gefahr in Bern. Im Winter 1902/3 las ich über die Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Ich fügte lange Anführungen ein, las sie im Eilschritt vor. Der Hals wurde immer widerspenstiger. Krampfartige Erscheinungen stellten sich ein. In den Osterferien gingen wir nach Bellagio. Schon unterwegs verspürte ich Halsschmerzen. In Bellagio herrschte Grippe. Ich ver-

fiel ihr und begann stark zu fiebern. Glücklicherweise behandelte mich ein guter Arzt und machte mich wieder gesund.

Lange hatte ich mit Halsärzten nichts zu tun gehabt. Jetzt erfuhr ich, wie stark mein Hals durch Verengung auf der linken Seite der Nase beeinträchtigt war. Als ganz kleines Kind war ich auf die Nase gefallen; das Nasenbein wurde verkrümmt, ein Knochenauswuchs entwickelte sich und verstopfte die Nase. Der Berner Arzt wollte operieren; ich konnte mich dazu nicht entschließen. Folge des Zustandes der Nase war, daß ich den Mund immer offen hielt, also nicht durch die Nase atmete. Auch über das Gefährliche der Mundatmung belehrte mich als erster der Berner Arzt. (Sie ist ein Erbübel des Hauses Habsburg.) Aber die Beschwerden, die mir Nasenatmung bereitete, hinderten mich, seinem Rate zu folgen und mir trotz allem Mundatmung abzugewöhnen. Erst in Dresden tat ich das. Wenn ich indes am Abend aus einer Gesellschaft heimging, konnte ich es nicht durchführen, da ich dann durch die Nase keine Luft bekam.

Immerhin ging mir in Dresden allmählich auf, daß richtiges Sprechen den Kehlkopf entlastete. In stetem Verkehr mit Schauspielern und Sängern lernte ich bald von dem einen, bald von dem andern recht viel. Als mir Kainz viel früher einmal sagte, Kitzeln im Halse beruhe auf falschem Stimmansatz, fühlte ich mich nur gekränkt. War ich doch überzeugt, ein guter Sprecher zu sein. Erst in Dresden lernte ich die Stimme — wie es heißt — von hinten nach vorn zu legen, dann durch Tiefatmen vor dem Sprechen mir das Atmen während des Redens zu erleichtern. Dann das Stützen der Stimme. Gertrud Treßnitz empfahl mir sehr richtig, die Brust ungefähr am untern Ende der Rippen einzuziehen. Das wirkte auf mich wie ein kühlender Umschlag um den Hals. Sängerinnen drücken gern die Arme über dieser Stelle zusammen. Das sieht nicht immer erbaulich aus. Der Redner erleichtert sich das Stützen der Stimme, indem er den Arm oder auch nur die Hand auf eine feste Unterlage, etwa auf das Rednerpult oder auf einen Tisch aufstützt. (Einmal sah ich, wie ein bekannter Kathedersprecher zu gleichen Zwecken den rechten Arm scharf abwinkelte, während er dauernd von einer Seite des Pultes zur andern wanderte. Schön konnte ich das nicht finden; wirkte es doch, als wolle er seine Zuhörer bedrohen.) Wie wertvoll solches Aufstützen ist, erprobte ich vor kurzem an einem jungen Prediger. Er hatte sich angewöhnt, die beiden Hände um besserer Eindringlichkeit willen zu bewegen. Nun kann man ja auch bei solchen Gesten die Stimme stützen, aber nur wenn die Arm- und Handmuskeln sich spannen. Das tat er nicht; so bekam die Handbewegung etwas Flatterndes, die Stimme wurde schwach, trotz gutem Stimmansatz, ja die Linienführung der Rede unsicher. Ich empfahl ihm, die Hand auf die Brüstung der Kanzel zu legen, unter Umständen auf sie zu drücken. Ich staune, wenn ich ihn jetzt höre, über Kraft, Festigkeit, Klarheit und Wirkungsfähigkeit seiner Stimme.

Am wichtigsten aber bleibt wohl, mit von Luft erfülltem Brustkasten zu reden. Ich machte mir zur Regel, im Laufe des Tages bei jeder Gelegenheit tief zu atmen. Vor allem auf dem Wege zum Vortrag. Tiefatmen wird gehemmt, wenn man im Wagen zum Vortrag fährt. In freier Luft und im Gehen ist Tiefatmen ein Spiel, nicht im geschlossenen Raum und im Sitzen. Mir wurde das alles so geläufig, daß ich an Atemholen nicht mehr zu denken brauchte, wenn ich auch länger als eine Stunde redete.

Das letzte Geheimnis erschloß sich mir auch in diesem Bereich durch eine Künstlerin. Minnie Nast beobachtete einmal an mir, daß ich die Schulter hob, wenn ich tief atmete. Sie verwies mir das. Die Schultern müsse man vielmehr herabdrücken.

Selbstverständlich erschwert auch Sitzen die Atemgymnastik. Man beobachte doch, wie Bühnendarsteller, wenn sie sitzen müssen, mit sichtlicher Mühe vor ihrem Einsatz Luft schöpfen; stehen sie, so wird der ganze Vorgang auch scharfen Beobachtern entgehen.

Erich Schmidt stand auf dem Katheder. Minor saß; aber ich hörte Vorträge Minors, die er stehend durchführte. Als getreuer Schüler und Nachahmer Schmidts begann ich stehend. Meringer machte mich sehr richtig aufmerksam, daß der Kopf leichter und besser arbeitet, wenn man sitzt. Daß man dann schlechthin müheloser denkt. In Bern, wo ich mich zu Beginn gedrungen fühlte, das Letzte aus mir herauszuholen, saß ich zunächst. Aber je größer die Räume wurden, in denen ich zu sprechen hatte, desto mehr gewöhnte ich mich wieder an Stehen. Fast ahnungslos kam ich damals der Stimmwirkung durch Stehen zu Hilfe. Deutlicher enthüllte sich mir bald der geistige Unterschied, der sich beim Sitzen und beim Stehen auswirkt. Wer sitzt, wird ruhiger, bedächtiger, schlichter; wer steht, gewinnt etwas von einer gespannten Feder, wirkt eindringlicher, weckt den Anschein, überreden zu wollen, während der Sitzende vielleicht überzeugender erscheint. Allein wer überreden möchte, fesselt die Hörer schneller und dauernder. Er stellt sie vor Entscheidungen und zwingt sie, zu diesen Entscheidungen Stellung zu nehmen.

Ich möchte indes nicht behaupten, daß ich auf solche Überredungskunst ausging. Lag mir ja alles daran, schlicht zu wirken. Verzichtete ich doch aus diesem Grunde auf alle Kunstgriffe der Rhetorik. Schon in Bern fragte man sich, woher die Wirkung meiner Vorträge stamme. Ich brächte ja gar nichts von den Rednerkunststücken, mit denen ein Kollege seine Hörer besteche.

Immerhin erreichte ich in Dresden bald eine Mühelosigkeit des Vortrags, die ich bis dahin nicht gekannt hatte, obwohl immer noch meine geschädigte Nase Hindernisse mir in den Weg stellte. (Noch sollte es Jahre dauern, ehe da Abhilfe sich ergab. Später ist von ihr zu berichten.) Um die Nase und mit ihr

den Kehlkopf zu schonen, legte ich die Stimme möglichst hoch hinauf, sprach ich — wie man das nennt — über den Atem weg. Mich hätte warnen sollen, daß die unangenehme Wirkung der Stimme Minors auf gleicher Gewohnheit beruhte. Dann sagte mir Erich Schmidt, als wir gemeinsam Wilamowitz hörten, dieser vorzügliche Sprecher hätte eigentlich ein angenehmeres Organ im Leben als auf dem Katheder. Doch die Pflicht, in großen Hörsälen zu lesen, lege ihm nahe, die Stimme in die Höhe hinaufzuschrauben. Das ist ja nicht nur weniger anstrengend; es erleichtert auch das Hören.

Die Urteile, die ich nun über meine Sprechweise vernahm, widersprachen sich. Der eine fand, ich hätte eine vollkommen durchgebildete Tenorstimme; er wollte mich womöglich zum Sänger ausbilden. Andere urteilten ungünstiger und bedauerten, daß ich so verkünstelt rede und dem Zuhörer dadurch lästig falle. Dergleichen Ansichten hört man zufällig, wenn man unerkannt das Gebäude verläßt, in dem man gesprochen hat. Oder mir wurde versichert, wie schön es geklungen habe, als ich beim Vorlesen eines Gedichtes in die Tiefe hinabging. Schöner also wohl als der Stimmklang meines Vortrages.

Jetzt indes habe ich eines Gewinnes zu gedenken, der mir gleichfalls in Dresden zufiel. Nicht nur wegen dieses Gewinnes. Vielmehr ist von einem der seltsamsten Erlebnisse zu berichten, die mir in wissenschaftlichem Betrieb unterliefen.

Einer der erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiet der Germanistik, Vertreter seines Faches an altberühmter großer Universität, mußte eines Tages erleben, daß man sich über ihn lustig mache. Ich vernahm von seinen jüngsten Errungenschaften überhaupt zunächst nur durch Universitätsklatsch, durch den übeln Klatsch, der sich innig freut, einem Großen etwas auszuwischen und ihm nachzusagen, daß er auf seine alten Tage kindisch geworden sei. Verkündige er doch, daß Vers oder Prosa bald mit vorgestrecktem, bald mit eingezogenem Unterleib vorzutragen sei, je nachdem der Verfasser selbst, als er seine Sätze formte, den Bauch wölbte oder nicht. Wer diese Regel nicht befolge, entstelle den Text. Goethe müsse mit vorgestrecktem Bauche, Schiller mit eingezogenem gesprochen werden. Ja sogar Figuren aus Messingdraht habe dieser alte Herr zurechtgebogen, die den Beschauer zwingen sollten, die richtige Haltung zu gewinnen. Ein dankbarer Gesprächsstoff; konnte man doch über diese Dinge tüchtig sich auslachen.

Eduard Sievers hatte für einen der Führer seines Faches gegolten, wenn nicht gar als der wahre Führer seiner Wissenschaft. Jetzt verfiel er dem Spott der Anfänger. Einst hatte er als einer der sogenannten Junggrammatiker Sprachforschung neugestaltet. Das wandte sich natürlich auch gegen jüngste Vorgänger, also auch gegen Wilhelm Scherer. Jetzt konnten Forscher, die sich damals mitangegriffen fühlten, und deren Schüler meinen, der alte Gegner sei endlich entlarvt.

Sievers leugnete nie, daß er nur weitertrieb, was ein anderer entdeckt und vertreten hatte. Er wollte nur diesen ändern zu seinem Recht gelangen lassen. Joseph Rutz beobachtete, daß zwischen Körperhaltung, zunächst dem Verhalten der Rumpfmuskeln, und Klangfarbe der Stimme ein enger Zusammenhang walte. Beim Singunterricht war ihm das aufgegangen. Weiterschreitend gelangte er zur Feststellung einer Reihe von Typen, wies auch in bildender Kunst, in Musik und Dichtung, ja im Leben Träger dieser Typen nach. Der erste Typus schiebt den Unterleib waagrecht nach vorn. Die Stimme hat dunkeln und weichen Klang; der Atem ist tief. Der zweite schiebt die Unterleibsmuskeln gleich oberhalb der Hüften waagrecht nach rückwärts und wölbt die Brust vor. Der Stimmklang ist hell und weich, der Atem höher als beim ersten Typus. Der dritte schiebt die Bauchmuskeln an den Seiten des Rumpfes entweder abwärts vorwärts oder abwärts rückwärts. Der Stimmklang ist hell und hart. Bei Muskelschub nach vorwärts ist der Atem höher als bei Muskelschub nach rückwärts. Zum ersten Typus zählen Julius Cäsar und die römischen Kaiser, dann Napoleon, Goethe, Schubert, Bruckner. Zum zweiten Friedrich der Große, Schiller, Beethoven, Weber. Zum dritten die Statuen der alten Griechen, Liszt, Richard Wagner.

Ehe man diese Typenscheidung beurteilt oder sie gar als Schulmeisterei verwirft, sollte man an sich und an andern Versuche machen. Man setze sich ans Klavier und spiele abwechselnd Beethoven und Schubert. Dabei beobachte man möglichst genau, ob man beim Übergang von einem zum andern nicht etwas wie eine Verschiebung der eigenen Bauchmuskeln fühlt. Leichter beobachtet man solche Verschiebung angesichts von Werken bildender Kunst. Am merklichsten wurde sie mir, als ich im Sommer 1915 die alte Pinakothek in München durchwanderte. Ich dachte, als ich sie betrat, nicht von ferne an Rutz und an seine Typen. Dann aber drängten sich mir die Verschiebungen, wenn ich von Dürer zu Rubens und zu den Franzosen weiterging, an mir selbst so stark auf, daß ich sie scharf verfolgte. Bald konnte ich auch feststellen, daß die Menschen auf den Bildern wesentlich die typische Haltung ihres Malers wiesen. Daß etwa Dürers Gestalten die Haltung des zweiten Typus wahren, die ihm selbst eigen ist. (Selbstverständlich kann das nur in Bausch und Bogen gelten. Oder soll Dürer zugemutet werden, daß er nie einen Träger anderer Typen gesehen und nachgebildet hat?)

Schon dieses Münchner Erlebnis ist nach verschiedenen Seiten lehrreich. Ich hätte die Unterschiede minder stark empfunden, wenn ich nicht vorher wochenlang im Starnberger See geschwommen und an seinen Ufern weite Wanderungen unternommen hätte. Verfettete Bauchmuskeln reagieren schlecht. Sievers selbst sagte einmal, nach Weihnachten taue er nicht gut für solche Beobachtungen, da er um diese Zeit zu viel Süßes zu essen bekomme. Vorteilhaft ist es ferner, wenn man nicht sitzt.

Dann indes kann angesichts von Werken bildender Kunst nicht geschehen, was bei Wiedergabe von Musik oder von Dichtung leicht eintritt. Musiker und Rezitatoren verfallen oft dem Fehler, falsch zu reproduzieren, das heißt nicht typengerecht.

Damit stoßen wir auf die Kernfrage vor. Die Menschen sind gewohnt, nach ihrem eigenen Typus zu rezitieren oder zu musizieren. So treffen sie das Richtige nur, wenn sie Text oder Musik ihres Typus vorzutragen haben, verfehlen das Rechte, wenn sie einen andern Typus vor sich haben. Es gibt natürlich Ausnahmen, gibt Menschen, die sich derart einfühlen, daß sie unbewußt ihren eigenen Typus aufgeben und dem Typus sich anpassen, der wiederzugeben ist. Das ist längst geschehen; und so hat man auch vor Rutz richtig und typengerecht gesprochen und Musik vorgetragen. Rutz macht nur zum bewußten Grundsatz, was von glücklich Begabten erreicht worden war, und zeigt, wie man sich anzustellen hat. Er rationalisiert, was im besten Fall gefühlsmäßig getrieben worden war. Nicht länger bleibt es seit Rutz Sache der Begabung; jeder Willige kann es erreichen.

Wenige jedoch sind willig. Es ist gar nicht leicht, den Menschen, die ungehemmt Goethe in Schillers Typus zu sprechen gewohnt sind, ihren Fehler nachzuweisen; oder Schiller nach Goethes Typus. Wohl gibt es Kennzeichen für das Unrichtige. Lesen in falschem Typus zwingt immer, von neuem anzusetzen; Pausen entstehen, die den Fluß der Worte unterbrechen. Will man indes solche Fehler andern recht deutlich machen, so gerät man leicht in Übersteigerungen. Gefahr droht, dann auch Richtigelesenes so vorzutragen, daß es grotesk wirkt. Diese Dinge konnte ich oft bei Versuchen beobachten. Entweder überhörten die Neulinge das Wesentliche; oder aber sie lachten, wenn man das Charakteristische des Typus wie unter eine Lupe legte.

Zu den Kennzeichen, an denen sich das Falsche ermessen läßt, zählt auch rasche Ermüdung. Die Stimme wird überanstrengt und versagt allmählich. Zu allem, was oben über Griffe zu melden war, die das Sprechen erleichtern, tritt also noch typengerechter Vortrag hinzu. Fülle die Lunge mit möglichst viel Luft, wähle den besten Stimmansatz; dennoch wirst du ermüden, wenn du in falschem Typus wiedergibst, wenn du Goethe in Schillers Typus sprichst oder wenn du Schubert im Typus Beethovens vorträgst. Ich halte das für durchaus richtig. Nur gegen eins wehre ich mich und wehrte ich mich immer: Wer nach Rutz arbeitet, darf nicht glauben, daß er sich um Atemgymnastik, Stimmansatz und Verwandtes gar nicht zu kümmern braucht. Mußte ich doch zuweilen Anwälte von Rutz' Grundsätzen mit dem Atem ringen sehen. Sie schadeten ihrem Schützling.

Im Ganzen kann ich nur empfehlen, sich längere Zeit in Rutz' Lehre einzuleben und an sich und andern sie zu erproben. „Sein Urteil befreit nur, wer

sich willig ergeben hat.“ Geduld ist nötig, um so mehr Geduld, je weniger motorisch man veranlagt ist. Vieler Herrschaft über den eigenen Körper bedarf es, wenn die verschiedenen Typenhaltungen erzielt werden sollen. Und nur, wer seinen Körper genau kennt und jede Verlagerung seiner Muskeln sofort verspürt, kann der schwersten Aufgabe gerecht werden, der Aufgabe, den Typus von Gehörtem oder Gesehenem festzustellen.

Sievers war ein Wunder solcher Veranlagung. Früh schon, lange ehe er von Rutz vernahm, betätigte er als Philologe diese Anlage. Die Melodie eines Gedichts war in ihm so lebendig und so festumschrieben, daß er die geringste Abweichung vom Wortlaut fast schmerzlich verspürte. Arbeitete etwa Goethe ein jugendlich sorgloses, mundartlich getöntes Lied später für den Druck um, so wußte Sievers, auch wenn er den Urtext nicht vor sich hatte, mit voller Sicherheit zu sagen, wo die alte Melodie durch eine Änderung gestört war. Das bedeutet viel für den Textkritiker. Ganz gewiß ist in den großen Tragödien der Griechen eine Menge von Lesarten nicht auf den Verfasser zurückzuführen. Sievers konnte, und nur dank der von ihm verspürten Abweichung von der Melodie, den Finger auf die Stellen legen, die nachträglich eingefügt worden waren.

Konnte ihm etwas willkommener sein als Rutz' Entdeckungen? Statt des nicht leicht erfaßbaren Begriffes der Sprechmelodie reichte ihm die neue Lehre handliche Ausdrücke für die Gegensätze, die er beim Abhören der Melodie beobachtet hatte. Dankbar nahm er sie auf.

Doch blieb er nicht bei Rutz stehen. Er bildete die neue Lehre weiter aus. Hier soll dieses Weitergehen nicht geschildert werden. Ein paar Worte über die Wandlung, die sich da vollzog, stehen in meiner Arbeit „Gehalt und Gestalt“. Schon an dieser Stelle deutet sich die Frage an, ob Sievers nicht die schlichte Ordnung, die bei Rutz waltet, zu etwas recht Verwickeltem gemacht hat. Nur eins sei erwähnt: Rutz war überzeugt, daß jeder nur und immer seinen Typus, vielmehr die Unterart eines der Typen vertritt. Sievers stellte fest, was andere schon vermutet hatten, daß der einzelne auch Abwandlungen seines Untertypus, vielleicht sogar Wechsel zwischen seinem eigentlichen Haupttypus und einem andern durchmachen kann. Nicht nur an Goethe beobachtete Sievers solche Wandlung, auch an sich selbst. Stellte Sievers damit nicht die philologische Verwertbarkeit der Typenlehre in Frage?

Beobachtet der Philologe an irgendeinem Texte wechselnden Typus, so kann er nach den Erkundungen Sievers' nicht sagen, ob nicht vielleicht doch von demselben Verfasser stammt, was andern Typus weist als das ganze Werk. Die Stelle kann ja zu anderer Zeit entstanden sein, in einem Augenblick, der dem Verfasser andere Typenhaltung nahelegte.

Soviel ich weiß, beobachtete Sievers zuletzt am Eingang des Nibelungenlieds eine abwechslungsreiche Menge von Typen. (Er selbst versicherte mir, diese wie andere Beobachtungen aus seiner Spätzeit seien gebucht; er habe dafür gesorgt, daß jene Aufzeichnungen nach seinem Hingang sorglich verwahrt würden.) Überholt diese Feststellung wirklich die früher gewonnene Einsicht? Dichtung, die von Mund zu Mund ging, ehe sie aufgezeichnet wurde, muß ja eine Fülle von Typen des Klanges enthalten. Hat indes Sievers wirklich erreicht, genau zu sagen, was von dem endgültigen Dichter stammt und was nicht? Und erschweren seine Ansichten von den typischen Gegensätzen des Klanges die Antwort auf diese Frage nicht weit mehr, als daß sie sie erleichterten?

Trotzdem war, was er erstrebte und leistete, außerordentlich und fruchtbar. Er wußte immer Entscheidendes zu sagen, wenn ein Werk von zwei oder mehreren Verfassern stammt, die den Anteil eines jeden nicht ausdrücklich kenntlich gemacht, ja eher mit Willen unbestimmt gelassen haben. Welche „Xenien“ von Goethe, welche von Schiller stammen, war mit wenig Erfolg von manchen errechnet worden. Für Sievers war es leicht, die Frage zu beantworten. (Auch das sollte sich in seinem Nachlaß finden.) So wandte auch ich, als ich für die Inselausgabe der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ eine Einleitung zu schreiben hatte, mich an Sievers mit der Frage, was von Wackenroder, was von Tieck stammt. Sein Bescheid ist in der Einleitung mitgeteilt.

Wenn Sievers in seiner Spätzeit die Typenlehre vor einer Schar von Zuhörern vertrat, weckte er leicht den Eindruck eines alten Zauberers, der seine Wundertaten um jeden Preis für echt ausgeben will. Mir will scheinen, daß dieser Eindruck ihn schädigte, als er vor dem Berliner Ästhetikerkongreß von 1913 sprach. Ähnliches spürte ich, als er am Ende des Jahres in einem Nebenraum der Dresdner Oper stundenlang Versuche an Chor und Künstlern vornahm. Ich hatte das veranstaltet.

Sievers war längst gewohnt, geduldig viel Zeit solchen Versuchen einzuräumen, zumal wenn er mit ganz Unvorbereiteten zu tun hatte. Er begann kurz vor Mittag, unmittelbar nach der Ankunft des Leipziger Schnellzuges. Etwa um halb vier Uhr schloß er den Versuch. Natürlich verliefen sich allmählich die Versuchspersonen, die dem Chor angehörten. Um so treuer blieben ihm ein Kapellmeister und ein Regisseur; beide schienen auf seine Gedanken einzugehen. Plaschke gesellte sich zu uns und fühlte sich augenscheinlich gefesselt. Bald folgte ihm seine Frau, Eva von der Osten. Sie kam von einer Probe des „Tristan“. Allmählich hatte sie die Frauen Wagners eine nach der andern sich erkämpft. Sie lagen ihr nicht. Wer die rechte Gestalt und die rechten Mittel für den Oktavian des „Rosenkavaliers“ hat, dann für Bizets Carmen, wird mit Elsa oder gar mit Brünnhilde nicht leicht fertig. Isolde schien ihr große Mühe zu machen. Sie war müde und verstimmt.

Für Sievers aber bedeutete es viel, wenn er eine der Größen des Hoftheaters als Versuchsperson verwerten durfte. So baten wir, auch Plaschke, sie, etwas zu singen. Sie stimmte „Kennst du das Land . . .“ an.

Unmittelbar vorher erklärte Sievers seine Messingfiguren den Zuhörern. Diese Figuren hatte er ganz selbständig erdacht. Nur seine ungewöhnliche motorische Empfänglichkeit leitete ihn bei dieser Erfindung. Er bog den Messingdraht so lange zurecht, bis die Gestalt, die er ihm gegeben hatte, in ihm selbst eine der von Rutz für die einzelnen Typen und für ihre Unterarten geforderten Muskelstellungen wachrief. Mit Erfolg erprobte er dann die Figuren an anderen. Eine der wichtigsten Figuren war als Halbkreis geformt. Blickt man sie so an, daß der Halbkreis offen dem Auge zugekehrt ist, dann sollte sich der Unterleib vorwölben. Drehte man sie um, so sollte der Unterleib zurückgedrängt werden. Im ersten Falle also die Haltung des ersten, im zweiten die des zweiten Typus nach Rutz.

Schuberts „Mignon“ entspricht dem ersten Typus; ihm gehören Goethe wie Schubert an. Sievers bat Frau Plaschke, ihre Augen auf die Figur zu richten. Er hielt die Figur typengerecht. Mitten im Lied kehrte er die Figur um. Er selbst, dann die Herren von der Oper, auch Plaschke, erklärten einstimmig, die Stimme habe sich geändert. Die Künstlerin wollte das nicht zugeben; und ärgerlich fügte sie hinzu, es müßte traurig um sie bestellt sein, wenn sie dergleichen nicht bemerkte.

Ich selbst war durch den ganzen Vorgang viel zu erregt, als daß ich ein Urteil gewagt hätte. Aber ich bedauerte nun, daß Frau von der Osten überhaupt bemüht worden war. Wie peinlich mußte ihr das Vorkommnis in einem Augenblick sein, in dem die gewohnte Selbstsicherheit ihr durch die Proben des „Tristan“ erschüttert war.

Wir andern waren samt und sonders durch die lange Dauer des Versuchs überreizt. Das erwies sich, als wir mit Sievers ein verspätetes Mittagessen einnahmen. Gleich beim Betreten des Eßraums stürzte man sich auf die Anzeigen der Dresdner Blätter, um zu erkunden, welchem Typus sie zuzurechnen wären . . . Ich setzte mich an den Schreibtisch und begann den Aufsatz über Sprache der Kunst (zweite Fassung des „Geisteslebens“).

Aber ich muß zugeben: Was an diesem Nachmittag Sievers geleistet hat, wäre keinem seiner Anhänger geglückt. Wirklich durfte keiner sich anmaßen, im Bereich seiner Kanglehre es mit ihm aufzunehmen. Sie ist ganz auf ihn zugeschnitten, dank einer Anlage, die nur ihm eigen war. Seine Einfühlungskraft war und blieb etwas Unerreichbares für seine Schüler. So ergab sich auch oft, daß seine Schüler es ihm nicht rechtmachten, wenn sie, überzeugt, nur seiner Lehre zu folgen, Klangfragen zu lösen suchten. Rutz war und ist viel weniger der Gefahr ausgesetzt, seine schlichteren Grundsätze falsch angewendet zu sehen,

wenn sie von guten Kennern seiner Methode verwertet werden. So hielt ich mich, wenn ich meinen Hörern die Typenlehre auseinandersetzte, wesentlich nur an Rutz. Jetzt scheint man sich um die Typenlehre nur noch wenig zu kümmern. Ich bedauere das lebhaft; denn mir und — wie mir scheint — meinen späteren Schülern erstand aus ihr manche willkommene Hilfe. Vor allem beim Vortrag.

Im Druck äußerte ich mich weder damals noch später ausführlich über Rutz und Sievers. Ich überließ das denen, die den Stoff besser beherrschten als ich. Die ganze Typenlehre der beiden ist viel leichter im Gedankenaustausch mit Hörern als durch das geschriebene Wort zu verdeutlichen. Bedarf man doch einer Fülle von Abbildungen, wenn man das Wesentliche der Lehre dem Leser vortragen will.

Überdies hatte ich wahrlich genug anderes zu schreiben. Schon in Dresden. Sehe ich meine Listen durch, so muß ich über die Menge der Leistung staunen. In den sieben ersten Jahren meiner Dresdner Zeit war nicht nur erreicht, was ich zu Beginn mir vorgenommen hatte, also gerechtfertigt, daß ich von Bern nach Dresden gegangen war, um für Schriftstellerei freieren Spielraum zu gewinnen. Meine Erwartungen waren weit übertroffen. Als wenig bekannter Fachgelehrter fing ich in Dresden an. Jetzt wußten die Verleger, daß sie mit meinen Arbeiten Geschäfte machen konnten; und sie bemühten sich in solcher Absicht um mich. Zeitschriften und Zeitungen warben um meine Mitarbeit. Feuilletonkorrespondenzen schlossen sich an. Der Herausgeber einer solchen Korrespondenz erklärte mir, er könne mich nicht entbehren, da kein anderer Vertreter meines Faches weiteren Kreisen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung gleich mündgerecht zu machen fähig sei. Ich legte zunächst auf dies Urteil nicht viel Wert; der Mann war ein windiger Geselle und nahm ein übles Ende. Allein aus meinen Vorträgen und Schriften gewann ich mehr und mehr die Überzeugung, daß ich mich geben dürfe, wie ich mich gab, ohne auf Schritt und Tritt mich zu fragen, ob ich auch populär genug sei. Ich darf behaupten, daß viele und sehr angesehene meiner Fachgenossen es nie so weit brachten, sondern aus Angst, nicht verstanden zu werden, unsicher und ungeschickt wurden, wenn sie sich an die große Menge wandten.

Dresden kam mir an dieser Stelle dankenswert zu Hilfe. Zunächst Paul Schumann und Fritz Kummer, die Schriftleiter des „Dresdner Anzeigers“. Die wissenschaftliche Beilage brachte vom ersten Augenblick ab umfangreichere Beiträge von mir. Dann aber eröffnete sich mir Zutritt zu einer Zeitschrift, von der ich das nie erwartet hätte, zum „Kunstwart“. Sie war den Literarhistorikern, die irgendwie mit Wilhelm Scherer zusammenhingen, recht wenig geneigt. Ferdinand Avenarius, ihr Herausgeber, aber war ein überragender Kopf und eine ganze große Persönlichkeit. Ihm machte es nichts aus, daß ich den Mitarbeitern,

die bisher in Sachen der deutschen Dichtung und ihrer Geschichte das Wort geführt hatten, als räudiges Schaf erschien. Sein Name war genannt worden, als die Nachfolge Adolf Sterns erwogen wurde. Er hätte sicherlich an der Technischen Hochschule und an der Kunstakademie sehr Gutes geleistet. Ich sprach nie mit ihm über die Mitarbeiter, die gegen meine Fachgenossen gekämpft hatten und dann über mich herfielen. Ich sprach auch nichts mit ihm über die Tatsache, daß ich ihm den Weg zur Technischen Hochschule verschlossen hatte. Nahm er doch alles in zu hohem Sinne, als daß solche persönlichen Dinge ihm viel bedeuteten hätten. Gut erinnere ich mich der Feier, die aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages veranstaltet wurde. Seine Rede war schlicht, aber doch von dem stolzen und berechtigten Bewußtsein getragen, für deutsche Kultur habe er Ungewöhnliches geleistet. Dem deutschen Bürgertum der sogenannten wilhelminischen Zeit erschloß er die wahren Werte deutscher Kunst. Was er da aus großer Vergangenheit holte und dem Tage zuführte, hat immer noch hohe Bedeutung, auch für eine Nachwelt, die jenes Bürgertum in Acht und Bann getan hat. Mir wurde es eine große Freude, als Mitarbeiter des „Kunstwarts“ seinen Absichten dienen zu können. Avenarius starb unerwartet und früh, bald nachdem ich Dresden verlassen hatte.

Nur flüchtig weise ich noch auf das Viele hin, das neben allem, was ich anführte, in den ersten sieben Dresdner Jahren schriftstellerisch von mir zu leisten war: Auf die Ausgabe von R. Hayms „Romantischer Schule“, die mich weit mehr Arbeit kostete, als es scheinen mag. Immerhin fand sie guten Absatz und mußte bald neuaufgelegt werden. Dann auf meine Sammlung „Pandora“, zu der ich allerdings nichts an eigener Forschungsarbeit beisteuerte. Durch Otto Ludwigs Nachlaß fühlte ich mich stark belastet. Der Nachlaß war zwar dem Goethe- und Schillerarchiv einverleibt worden. Aber Otto Ludwigs Tochter Cordelia lieferte nicht alles ab, fürchtete sie doch, ihren Vater zu schädigen, wenn sie ganz Vertrauliches der klatschsüchtigen Welt auslieferte. Etwa die Tagebuchaufzeichnungen seiner Kalender. Mit seiner winzigen Schrift trug er vielerlei ein: Briefentwürfe, Angaben über das Werden seiner Werke, aber auch kleine und kleinste Ausgaben, die der Tag brachte. Erforschern seines Schaffens war und ist die Reihe der Kalender unentbehrlich. Allein Cordelia Ludwig hütete ängstlich diesen Schatz und ließ keinen an ihn herankommen. Sie meinte, man könne aus ihm zu genaue Kenntnis der überbescheidenen Lebensführung ihres Vaters holen. Kämpfte sie doch für den Nachruhm dieses echten Dichters. Mir war Otto Ludwig schon durch Erich Schmidts Vorlesungen wichtig geworden. Es liegt nahe, warum Schmidt weit mehr Neigung für Ludwig als für Hebbel hatte. Wahrscheinlich bestärkte ihn überdies sein vertrauter Freund, der Wiener Hofschauspieler Lewinsky, in solcher Entscheidung. Lewinsky half der Tochter Ludwigs in ihrem Kampf für den Vater. Mein Vorgänger Adolf Stern schenkte uns eine vorzügliche und recht vollständige Ausgabe von

Ludwigs Schriften, erfüllte so einen Herzenswunsch Cordelias. Allein Hebbel hatte die Welt vor die Wahl gestellt: entweder Hebbel oder Ludwig. Zur Zeit meiner Ankunft in Dresden hatte etwas wie eine Wiedergeburt Hebbels eingesetzt. Cordelia empfand das als persönliches Leid. Sie sah ihren Vater wieder in den Hintergrund gedrängt. Tatkräftig und doch unglücklich veranlagt, litt sie schwer unter dieser Fügung. So wollte sie mich zum Bundesgenossen gewinnen. Sie besuchte meine Vorlesungen. Oft gingen wir zusammen nachhause. Es war nicht leicht, mit ihr auszukommen. Ihr beträchtliches Geltungsbedürfnis veranlaßte sie, Menschen wie mich mit allem Klatsch zu quälen, den man ihr ins Haus trug. Rasch nacheinander konnte sie einem reiches Lob spenden und niederträchtige Verleumdungen mitteilen. Mit Behagen setzte sie mir einmal mein Bild vor, das in irgendeinem Blatte stand; es beruhte auf einem sehr unglücklichen Lichtbild, das ein Berner Photograph hergestellt, ich aber nie weitergegeben hatte. Als ob sie immer wieder versichern wollte: Ich kann dich auch verletzen. Ich nahm das alles hin, weil ich die Wurzel ihrer üblen Laune kannte, ihre tatsächlich recht hilflose Lage und das Bewußtsein, in ihrem Lebenskampfe wenig Erfolg zu haben.

Dresden war wenig geneigt und befähigt, ihr rechte Hilfe zu leisten. In Dresden lebten seit langer Zeit zu viel Anspruchsvolle, die sich für große Künstler hielten und von einem engen Anhängerkreise derart gewertet wurden. Das macht alles Urteil unsicher. So mag zu seinen Lebzeiten Ludwig hier vielen wie ein Sonderling vorgekommen sein, der wohl auch etwas geleistet hatte, aber mehr Anerkennung forderte, als ihm gebührte. 1911 wurde Ludwigs Büste auf der Bürgerwiese aufgestellt. Ich sprach am Abend des Tages über ihn. Hinterdrein versicherte mir ein älterer sehr angesehener Kollege, ein Mathematiker, er hätte bisher gedacht, Ludwig hochzuschätzen, sei eine Grille Adolf Sterns gewesen. Wenn indes auch ich Gleiches verträte, so müßte er nun doch dies Urteil zu seinem machen. Schier ließe sich die Büste auf der Bürgerwiese als Maßstab für das Verhalten Dresdens fassen. Hatte der nicht recht, der an jenem Abend im Gespräche mit mir ihr Monumentalität absprach? Ganz anders löste Adolf Hildebrand die Aufgabe.

Cordelia war 1911 nicht mehr am Leben. Die Arme nahm ein qualvolles Ende. Nach einem Unterleibseingriff bildeten sich Verwachsungen, die ihr den Verdauungsvorgang unmöglich machten. Ihr kräftiger und widerstandsfähiger Körper verlängerte nur die Schmerzen, an denen sie zugrunde gehen mußte. Ein langsames zernichtendes Hinsterven. Kurz vor ihrem Ende übergab sie mir alles, was von dem Nachlasse ihres Vaters noch in ihren Händen war. Die Kalender sollte ich früher oder später vernichten. Die Entscheidung blieb in meinen Händen. Ich hätte natürlich klüger gehandelt, wenn ich den Auftrag ablehnte. Aber ich wollte der Sterbenden nicht wehtun. Im Hintergrund lag die Aussicht, diese Aufzeichnungen, die ich noch nicht kannte, für die Wissenschaft zu retten. Bald

sah ich ein, welche Last ich mir aufgeladen hatte. Kaum hatte es sich herumgesprochen, daß die Kalender in meinen Händen seien, da kamen von vielen Seiten Bitten, sie zu wissenschaftlicher Verwertung auszuleihen. Um mir Ruhe zu schaffen, übergab ich die Kalender dem Goethe- und Schillerarchiv, wohlversiegelt und mit der Bestimmung, daß unter keiner Bedingung vor einer längeren Frist das Paket geöffnet werden dürfe. Überdies behielt ich mir vor, es gelegentlich wieder in meine Verwahrung zu nehmen, falls etwa die Aussicht sich mir eröffnete, die Kalender in einer Arbeit über Ludwig zu verwerten. 1911 gewann ich den Verleger Georg Müller in München für den Plan, eine große wissenschaftliche Ausgabe der Werke Ludwigs zu veranstalten. Ungefähr gleichzeitig wollte Paul Merker, damals in Leipzig, jetzt in Breslau, eine solche Ausgabe durchsetzen. Wir taten uns zusammen; H. H. Borchardt in München gesellte sich zu uns. Ich übernahm die Briefbände. Borchardt kam mir in dankenswerter Weise zu Hilfe. Noch konnte ich selbst mich nicht an die Arbeit machen. Allein die Kalender holte ich mir jetzt zurück. Die Ausgabe begann zu erscheinen. Borchardt und Merker legten drei Bände Erzählungen und den Erbförster vor. Da begann der Weltkrieg und setzte dieser Ausgabe wie anderen ähnlichen des Verlages Georg Müller ein vorzeitiges Ende. Das Mißgeschick, unter dem Ludwig, aber auch seine Tochter zu leiden gehabt hatten, machte sich wieder bemerklich.

Seitdem ist nun bald ein Menschenalter verstrichen. Immer wieder mußte ich Anfragende bescheiden, daß ich ihnen die Kalender nicht übergeben dürfe. Endlich entschloß ich mich, sie dem Goethe- und Schillerarchiv zurückzustellen und diesmal die Bedingungen fallen zu lassen, unter denen ich sie von Cordelia erhalten hatte. Brach ich das ihr gegebene Wort? Oder bestand vielmehr die Gefahr nicht länger, um derentwillen sie mir dies Wort abforderte? Ludwig und seine Tochter sind längst über alle Zeitlichkeit hinausgeschritten. Sollte jemals einer die ganz vertraulichen Stellen des Kalenders hämisch beleuchten, so wird nur ihn selbst das schädigen. Letzten Endes sind die Kalender Teil von Ludwigs Nachlaß. Dieser Nachlaß wurde einst von dem Hause Sachsen-Weimar-Eisenach erworben. So hätten die Kalender sofort dem Weimarer Archiv übergeben werden müssen. Ich holte nach und machte gut, was einst versäumt worden war.

Drohte meiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit und meinen öffentlichen Vorträgen nicht das Schicksal der kritischen Ausgabe von Otto Ludwigs Werk? Zu Beginn des Weltkriegs hätte ich gewiß nicht erwartet, daß er mir auf beiden Gebieten eine beträchtliche Weiterentwicklung bringen werde. Meinte ich anfangs, ich könne Deutschland und meiner Heimat Österreich in schwerster Lage gar nichts nützen, zuletzt wurde ich mir bewußt, daß ich doch ein Schärflein Nutzen beizubringen vermochte.

Erst während des Weltkriegs rief man mich zu Vorträgen ins Ausland. Die Schweiz war in solchem Sinne mir nicht Ausland gewesen. Dagegen kam ich

während des Weltkrieges überhaupt nicht in die Schweiz. Den Antrag, in Davos deutschen Internierten Kurse zu bieten, mußte ich leider ablehnen, da ich zu gleicher Zeit in Amsterdam verpflichtet war, und zwar im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Diese Vorträge waren als Propagandavorträge gedacht. Ich hielt mich auch diesmal an meinen Grundsatz, solche Werbung nicht unmittelbar zu treiben, sondern Verständnis für deutsche Kunst und für die ihrer wesentlichen Züge zu wecken, die als minderwertig vielen galten. Der Amsterdamer Vortrag steht mit der Überschrift „Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik“ in der zweiten Ausgabe des „Geisteslebens“, einer meiner ersten Versuche, Wölfflins Grundbegriffe auf dem Gebiet der Dichtkunst durchzuführen. Er wirkte, wie mir noch nach Jahren versichert wurde, in Holland stark nach, wurde auch zuerst in der holländischen Zeitschrift „Neophilologus“ veröffentlicht; mit ihr blieb ich seitdem in enger Fühlung. Vor allem aber schenken mir die Amsterdamer Tage von 1918 das Freundschaftsverhältnis mit J. H. Scholte, dem Germanisten der Amsterdamer Universität, auch die Beziehung zu Jan van Dam; er war damals noch Student, wirkte, als ich nach Bonn kam, hier als Lektor und ist längst Scholtes Kollege geworden. Ihnen danke ich es vor allen, daß ich fortan viel in Holland zu sprechen hatte, in Amsterdam auch zu besonders festlichen Gelegenheiten.

Wie hier nach dem Westen, hatte sich die Grenze meines Vortragsgebietes schon kurz vorher nach dem Osten erweitert. Gouverneur von Warschau war der Eroberer von Antwerpen und Nowogeorgiewsk, Hans von Beseler. Feinsinnig und der Kunst zugetan, ließ er in Warschau Vorträge deutscher Forscher und Dichter veranstalten, nicht nur in der Absicht, den Offizieren und den Beamten, an deren Spitze er stand, geistige Anregung zu bieten, gewiß auch um den Polen deutsches Wesen zugänglicher zu machen. Mein Zögling von einst, Leopold von Andrian, bekleidete damals das Amt des österreichischen diplomatischen Residenten. Er hatte die Güte, Beseler nahezu legen, ob ich mich an diesen Vorträgen nicht beteiligen könnte. Um Weihnachten 1916 kam ein Sendling Beselers zu mir und brachte die Einladung, legte mir zugleich nahe, um Beselers willen über Goethe zu sprechen. Der Vortrag steht gekürzt mit der Überschrift „Goethe und die Kunst der Gegenwart“ im vierten Jahrbuch der Goethesellschaft. Freilich war mir mehr um die Kunst der Gegenwart als um Goethe zu tun. Nie vorher und nie später trieb ich gleich stark Propaganda; für die jüngste deutsche Kunst und für Österreich. Als ich den ersten Abend im Kreise der deutschen Beamten verbracht hatte, wollte ich beinahe verzagen. Sollten sie doch am nächsten Tage von mir zu hören bekommen, daß in jüngster deutscher Kunst endlich wieder der Geist zur Herrschaft kommen wollte, nach langen Jahren bewußter Preisgabe des Geistes und der Kraft des Willens, einer Preisgabe, deren Wurzeln im deutschen Materialismus des 19. Jahrhunderts lagen;

allerdings galt der Materialismus längst für überwunden, lebte sich indes im Positivismus und Relativismus noch kräftig aus. Die Befreiung des Geistes erscheint mir immer noch als das eigentlich Große des sogenannten Expressionismus. Er fing an, was unter anderer Flagge bald weitergetrieben wurde. Doch wenn mir glücken sollte, meine Warschauer Zuhörer für diese Befreiung zu gewinnen, mußte ich nicht befürchten, sie würden unter der rauhen Hülle expressionistischer Kunstform ihn nicht entdecken? Und wie würden sie über den Kampf des Expressionismus gegen den Krieg denken? Soweit Österreich in Betracht kam, hatte ich freilich an Ort und Stelle einen wirksamen Bundesgenossen. Der feinfühligere Erzähler Robert Michel, ein Freund Andrians, hatte sich in Warschau die Herzen der deutschen Kameraden gewonnen. Er saß zusammen mit Andrian unmittelbar vor mir, als ich sprach. Leicht war es mir nicht, über ihn mich in seiner Gegenwart zu äußern. Als nach dem Ende meiner Rede Beseler mir entgegenkam, mir die Hand drückte und eine kurze Ansprache hielt, übertraf er weit meine Erwartungen, machte er alle meine Befürchtungen zuschanden. Er hatte bis ins letzte begriffen, wie ich es meinte, vor allem den Leitgedanken meines Vortrags, daß trotz allem neueste Kunst mit Goethe näher verwandt war als mit dem Impressionismus, dem sie durch ihren Kampf für den Geist ein Ende machte. Wenn sie auch sich selten auf Goethe berief, während der Impressionismus das gern tat.

Leider sollte der für mich so schöne Abend ein übles Nachspiel haben. Eine Berliner Zeitung brachte einen längeren Artikel unter der Überschrift „Beseler für den Expressionismus“. Er berichtete, wie in meinem Vortrag die Namen deutscher bildenden Künstler und Dichter auf die Hörer herabhagelten, und wie Beseler das in seiner Ansprache billigte. Wie ich es eigentlich gemeint hatte, blieb unerwähnt. Man schickte mir von Warschau das Machwerk zu und teilte mir mit, es habe einen schlechten Eindruck gemacht. Sollte ich also doch dafür bestraft werden, daß ich diesmal der Propaganda nicht so sorgsam aus dem Wege gegangen war wie sonst? Ich konnte nur erwidern, daß es nicht meine Schuld sei, wenn die deutsche Verwaltung in Warschau die Korrespondenten der deutschen Zeitungen so wenig fest in der Hand hatte, daß dergleichen Übergriffe möglich blieben. Schon in Warschau mußte ich beobachten, daß diese Korrespondenten, statt die empfindlichen Polen zu schonen, sie durch hämische ironische Äußerungen verletzten und den Deutschen dadurch schadeten. Daß in Warschau nicht alles ganz stimmte, hatte ich schon an Ort und Stelle erkannt. Ich mußte dringlichst beim Kurator der Universität kurz nach der Ankunft meine Karte abgeben. Soviel ich weiß, bekam er immer zweihundert Einladungen zu diesen Vorträgen. Als ich nach meinem Vortrage den mir bekannten Rektor der Universität aufsuchte, begrüßte er mich mit der Frage: „Wie kommen Sie nach Warschau?“ Ich antwortete ihm: „Gestern hielt ich hier einen Vortrag.“ Er war auf das höchste erstaunt. Hatte auch er keine Einladung bekommen? Und was

war mit den zweihundert Karten geschehen? Hatte man sie in den Papierkorb befördert?

Überhaupt gewann ich den Eindruck, daß die Polen recht kühl gegen die Deutschen sich verhielten. Gar nicht schien es, als wären sie dankbar, von Rußland befreit zu sein. Die höheren Schichten der Gesellschaft waren verschwunden. Im Gasthof und im Kaffeehaus war man nicht besonders entgegenkommend. Am wenigsten dürften die sehr beträchtlichen Anstrengungen der Deutschen, die Schulen des Landes gedeihlicher zu machen, den Polen eingeleuchtet haben. Die Polen suchen Kultur an anderer Stelle als wir. Wie sie es meinten, ging mir am Warschauer Ballett auf. Zum erstenmal sah ich mit rechtem Verständnis diese Tanzkunst, die auf einer ungemeinen Herrschaft über den Körper beruht, ihn gewichtlos zu machen scheint, den Tanz wie ein Spiel übernatürlicher Kräfte wirken läßt.

Die Herren der Beamtentafel nahmen sich viel Mühe, mir Warschauer Kunst zu zeigen. Ein geschulter Kunsthistoriker führte mich zu den Barockbauten, auch zu verstecktesten. Manches war da zu sehen. Aber hatte sich in Wien und in Dresden Barock nicht weit mächtiger entfaltet? Die Wiener Barockbauten waren am Ende des 19. Jahrhunderts, sicherlich dank dem Kampf Gurlitts für das Barock, dem Wiener, auch mir wertvoll geworden. Immerhin beobachtete ich willig, wie in Warschau Barock abgewandelt und mit dem Leben verbunden worden war.

Sehr überraschte mich das Warschauer Winterwetter. Unmittelbar vor meiner Abreise von Dresden war nach einem sehr milden Jahresanfang schwerer Schneefall eingetreten, erste Ankündigung der Kälte, die bis in den März reichen sollte. Schon den Dresdner Hauptbahnhof zu erreichen, war nicht leicht. In Berlin sah es aus, als könnte ich mit meinem nicht sehr umfangreichen Gepäck vom Anhalter nicht zum Bahnhof Friedrichstraße gelangen. Mit vieler Mühe gelang es mir, eine Droschke zu finden. Sie war wegen des schlimmen Zustands der Straßen mit zwei Pferden bespannt. Es ging dauernd über kleine Hügel festgestampften Schnees. Kaum waren wir am Ziel angelangt, stürzten sich andere auf das Fuhrwerk. Der Kutscher erklärte, er könne unmöglich den Pferden noch eine Fahrt zumuten. Am Morgen, in Alexandrowo, fand ich es recht kalt. Dennoch überraschte es mich, daß ich in Warschau 12 Grad R. unter Null antraf. Schnee lag auf den Straßen. Aber es ging sich ganz leicht; er war trockener Staub. Die Kälte war so wenig zu verspüren, daß ich einmal in einem offenen Auto längere Zeit fahren konnte, ohne irgendwelche unangenehmen Folgen zu beobachten. Nun begriff ich, daß Balten über Kälte in Deutschland klagen. Augenscheinlich liegt das an unserer feuchteren Luft. Um so mehr fror ich auf der Heimfahrt. Schon machten sich die Folgen des Kohlenmangels fühlbar. Der Zug fuhr vom Anhalter Bahnhof mit starker Verspätung ab. Er war recht voll, aber bald war ich allein.

Auf der Hinfahrt war noch kräftig geheizt, auf der Rückfahrt augenscheinlich gar nicht. Ich lief auf und ab, um mich zu erwärmen. Völlig durchfrozen kam ich in Dresden an.

All das war Kleinigkeit neben den Erlebnissen meiner Rückfahrt von Bukarest. Im November 1917 hielt ich dort Vortragskurse für Soldaten. Die Hinfahrt verlief glimpflich. Sie ging über Wien. Hier blieb ich nur wenige Stunden und fuhr dann mit meinem älteren Neffen — der jüngere stand an der Isonzofront — nach Budapest. Wenig erfreulich war der Anblick österreichischer Soldaten, die auf den Bahnsteigen des Wiener Ostbahnhofes lagerten. Schlimmeres sollte alsbald kommen. Wir waren in einem der letzten Wagen untergebracht. Der Speisewagen war recht weit entfernt. Ich bestellte für uns das Abendessen, als ein Kellner sich zeigte. Wir suchten zum Speisewagen vorzudringen. Es war nicht leicht. Die Gänge der Wagen waren dicht besetzt mit Soldaten. Zum Teil lagen sie schlafend auf dem Boden. Wir mußten mühsam über sie wegsteigen. Als wir endlich angelangt waren, war für uns kein Platz zu finden, trotz der Vorherbestellung. Unverrichteterdinge stolperten wir wieder zurück, immer in Angst, auf Soldaten zu treten.

Ich war zum erstenmal in Budapest. Merkwürdig genug; denn bis zum Jahre 1907 war ich nach Budapest zuständig. Mein Großvater hatte diese Zuständigkeit einst erworben. Auch im Kriegszustand war die Stadt noch lockend schön. Die Lage an einem Wasser, von dem es auf der einen Seite unmittelbar zu hügelartigen Erhöhungen emporsteigt, erinnert an Stockholm, auch an Florenz. (Manche wollen auch in Dresden sich an Florenz gemahnt fühlen; besonders auf der Brühl'schen Terrasse.) Obwohl der Kriegsschauplatz Anfang 1915 viel näher an Budapest herangekommen war als an Berlin oder an Wien, schien Budapest mir vom Kriege weit unberührter. Nicht nur die großen, schweren Körbe, in denen, unmittelbar am Bahnhof, Frauen Kuchen anboten, weckten solchen Eindruck. Die Verpflegung war überhaupt noch recht gut. Den ungarischen Speisewagen auf der Strecke Budapest—Orsowa übertraf nur noch der rumänische. Ohne viel Belästigung durch den Zoll gelangte ich nach Craiova. Hier wurde der Schlafwagen abgehängt, und ich stieg um. Bald entdeckte ich in einem der andern Abteile einen Herrn, der nur ein deutscher Universitätsprofessor sein konnte. Ich stellte mich vor und lernte so den Bonner klassischen Philologen August Brinkmann¹⁰⁾ kennen. Wir ahnten nicht, daß wir bald zusammen an derselben Universität wirken sollten. Mir war das Zusammentreffen mit diesem Manne guten alten Schlages sehr wertvoll. In Bukarest hörte ich mit viel Gewinn seine Vorlesung über antike Bühne. Sein Sohn Hennig wurde in Bonn einer meiner liebsten Hörer. Da Brinkmann selbst in Sachen des Lebens wenig Bescheid wußte, konnte ich ihm in Bukarest mehrfach Winke geben, für die er mich seiner Dankbarkeit versicherte.

Die Ankunft war nicht erfreulich. Der mit diesen Dingen Beauftragte erschien zwar am Zuge, aber nur, um Brinkmann abzuholen. Mir sagte er, ich werde erst am nächsten Tage erwartet. Wirklich war in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, in dem auch Brinkmann untergebracht war, für mich kein Zimmer bereit. Man führte mich in ein schmieriges Loch. Ich versuchte, das Waschbecken in einen benutzbaren Zustand zu bringen, gab das aber bald auf; es war nicht möglich. So bestand ich darauf, ein besseres Zimmer zu erhalten. Mit einiger Mühe war das zu erreichen. In diesem Zimmer hatte augenscheinlich ein höherer rumänischer Beamter gewohnt. Die Schränke, in denen sein Eigentum untergebracht war, blieben verschlossen. Da indes der Raum recht groß war, konnte ich mit dieser Unterkunft einverstanden sein. Die Mahlzeiten wurden in dem Kasino gereicht, das in dem augenscheinlich einst vorzüglichen Restaurant Enescu und Andrescu eingerichtet worden war. Von solcher alten Pracht war allerdings nur wenig übriggeblieben. Wenn man sich etwas Besonderes leisten wollte, ging man nachmittags in eine Konditorei und ließ sich Schokolade mit Schlagsahne geben. Ich glaube mich zu erinnern, daß auch die Schlagsahne bald der Vergangenheit angehörte, wie überhaupt die Verpflegungsverhältnisse immer mäßiger wurden. Man legte mir dringlich nahe, auf dem Markte Lebensmittel zu kaufen und sie nach Hause zu senden. Die Auswahl war nicht groß; Erbsen waren am reichlichsten zu bekommen. Dann besorgte ich die nötigen Kistchen. Nun aber stand ich unversehens vor einem unerwarteten Hindernis; es schien unüberwindlich zu sein. In ganz Bukarest gab es keine Nägel. Glücklicherweise fiel mir ein, daß ich an einen sächsischen Industriellen empfohlen war, der dem Verpflegungsamt angehörte. Ich suchte ihn auf und fand alle benötigte Hilfe. Am nächsten Vormittag trat ein Soldat bei mir an; er nagelte die Kistchen und brachte sie zur Post. Es dauerte etwas lange, ehe die Sendungen ihr Ziel erreichten. Aber was sie brachten, waren für uns Ausgehungerte Leckerbissen.

Ich sollte zwei Wochen in Bukarest vortragen. Da Hin- und Rückreise allein schon eine Woche in Anspruch nahm, wäre ich volle drei Wochen meinen Dresdner Hörern untreu geworden. So bat ich, alles auf eine einzige Woche zusammenzudrängen. Soweit ich mich erinnern kann, waren zwei Vorlesungen angesetzt, eine mit drei Wochenstunden und eine mit einer. Jetzt mußte ich acht Stunden in einer Woche abhalten. So blieb mir wenig freie Zeit. Erfreuliches gab es auch diesmal. Einer meiner Hörer wurde später mein Bonner Kollege, der Anglist Schirmer; er sagte mir nach Jahren noch viel Nettes über die Bukarester Vorlesung. Gleich nach der ersten Vorlesung stellte sich mir ein hochgewachsener frischer Fliegerleutnant vor. Ich hatte über Worringers Begriff „Gotik“ gesprochen. Er wollte wissen, ob Stefan George solche Gotik vertrete. Ich konnte das nicht bejahen. Aber die Frage war mir etwas Überraschendes. Es war in den Kriegsjahren etwas still um George geworden. Meldete er sich doch selbst spät im Kriege an. Das Gedicht „Der Krieg“ von 1917 war soeben

ausgegeben worden. Ich kannte es noch nicht. Nun bekam ich es zu lesen und staunte nicht wenig über diesen neuen Ton Georges. In dem Fliegerleutnant aber stand endlich einmal einer aus der deutschen Jugend vor mir, dem durch George eine neue und höhere Geisteshaltung zuteil geworden worden war. Bisher war mir das nicht geglückt; auch in Bonn traf ich auf wenige, die Gleiches erlebt hatten. Eines Abends sprach einer dieser wenigen vor einigen meiner Hörer über George. Als ich dann die Versammelten bat, sich über den Vortrag zu äußern, fügte ich an, nun könnten sie sich endlich über einen Dichter aussprechen, der ihnen am Herzen läge. Sie schwiegen; keiner schien viel von George zu wissen. Das ist ja leider der Fluch einer Anhängerschaft, wie sie George gewonnen hatte. Diese guten Leute machen so viel Lärm, daß man meinen könnte, sie verträten eine große Menge. Tatsächlich war mir in Bonn George immer wieder vorgehalten worden, im Gegensatz zu Dresden. Klang da nicht etwas wie ein Vorwurf mit, daß ich mich zu wenig für ihn einsetze? Näher besehen, enthüllte sich, daß in Bonn wesentlich nur zwei Fachgenossen, dann einige wenige Studenten für George kämpften. Sie taten dies mit dem unerträglichen Hochmut aller Cliques, blickten verächtlich auf alle herab, die ihrem Kreise nicht angehörten. Der Schule Georges brachte dies Verfahren manchen Gewinn, aber auch schweren Schaden.

Die umfangreichere Bukarester Vorlesung — sie erörterte Fragen der Kunstgestalt von Dichtungen — war besser besucht als die einstündige über jüngste Dichter. Ich hätte an Stelle dieser zweiten Vorlesung Tauglicheres bieten können. Allein man hatte mich nicht aufmerksam gemacht, daß Goethes „Faust“ erwünscht gewesen wäre. Tatsächlich las über ihn ein fleißiger Schüler Kösters. Er hatte die kleinen Geschäfte der Vorlesungsreihe zu besorgen und war stark in Anspruch genommen. In freien Augenblicken bereitete er sich auf „Faust“ vor. Mir wäre die Aufgabe willkommen gewesen und leichter geworden.

Viel Zeit blieb mir nicht, mich in Bukarest umzusehen. Herzlich bedauerte ich, im November und nicht im Frühjahr gekommen zu sein. Immerhin hatte ich einmal, bei der Heimkehr von einer Abendgesellschaft, auf einem der Boulevards den starken Eindruck, im Orient zu sein. In weitem Umkreis eröffnete sich dem Blick der nächtliche Himmel; die Sterne hoben sich von dem tiefdunkeln Hintergrund mit außerordentlicher Helligkeit und Klarheit ab. Das wirkte viel orientalischer als die völlig westliche Stadt mit ihren Palastbauten, auch als die vielbegangene Hauptstraße mit ihrem ständigen Auf und Ab deutscher, österreichischer und bulgarischer Offiziere und ihrer Begleiterinnen.

Einmal besuchte ich das Theater. Wedekinds „Erdgeist“ wurde aufgeführt. Voran ging eine lange Reihe von Filmaufnahmen. Daher wurde es bald nach Beginn des Stückes so spät, daß ich vorzeitig heimging. Freund Hanns Heiss, der wie ich an den Kursen beteiligt war, war mitgekommen, ging aber noch früher, verärgert über die Rücksichtslosigkeit, mit der man uns zuerst dahin

setzte, dann dorthin, ehe man uns in Ruhe ließ. Ich hatte ihn nie so ärgerlich gesehen. Vielleicht kündigte diese Gereiztheit die schwere Krankheit an, die ihn vor seiner Abreise befahl. Er blieb nicht wie ich nur eine Woche in Bukarest, sondern volle vierzehn Tage. Halb bewußtlos im Fieber des Typhus fuhr er heim. Viele Wochen lag er im Krankenhaus zu Dresden.

So schwer wurde mir die Heimkehr nicht gemacht. Aber auch ihm widerfuhr manches von meinen unangenehmen Erlebnissen; ihn traf das noch schwerer als mich. Schon auf der Hinreise stimmte nicht alles. Ich fuhr natürlich mit Militärfahrkarte. Aber es wollte den Veranstaltern der Kurse nicht glücken, mir die Schlafwagenkarten von Dresden nach Wien und von Budapest nach Craiova zu verschaffen. So ersuchten sie mich, diese Karten in einem Reisebureau zu kaufen. Der Betrag wurde mir natürlich ersetzt. Unvorsichtigerweise reiste ich von Bukarest nur mit der Zusage ab, ich werde in Craiova einen Schlafwagenplatz vorfinden. Nicht einmal meine Bitte wurde erfüllt, für alle Fälle mir eine Militärfahrkarte erster Klasse auszustellen. Diese Karten wurden im Bureau der Kurse ausgestellt; es hätte wenig Mühe gekostet, statt der zweiten Klasse die erste einzusetzen. In Craiova wurde mir mitgeteilt, ich sei der fünfte, der einen Schlafwagenplatz nicht erhalte. (Ähnlich erging es dem kranken Heiss.) So mußte ich vom frühen Abend bis zum nächsten Nachmittag mit ungarischen Unteroffizieren zusammen sein. Ferner mußte ich mit meinem Gepäck in Orsova das Zollamt aufsuchen. Auf der Hinfahrt war ich im Schlafwagen geblieben. Ich war noch nicht an der Reihe, da ging das elektrische Licht aus. Nach längerer Zeit waren Kerzen beschafft. Endlich war alles erledigt. Ich tastete mich in dem dunklen Bahnhof zu meinem Zuge zurück. Nebeneinander standen Zug und Gegenzug, glichen sich wie ein Ei dem andern. Ich stieg ein, fand mich aber nicht zurecht. Es war der falsche Zug. Glücklicherweise kam ich noch rechtzeitig in mein Abteil. Noch waren wir nur zu zweit. Der ungarische Unteroffizier nahm sich meiner sehr freundlich an und deckte mich sorgfältig zu. Sicherlich tauschten wir ein paar Worte. Am Morgen begrüßte ich ihn und bekam die Antwort: „Nix daitsch!“ So sprach ich fortan auch nicht mit seinen Kameraden, die bald jeden Platz besetzt hatten. Von Waschen war keine Rede. Die Waschbecken waren schwapp voll schmutzigen Wassers. Die Mahlzeiten wurden so etwas ungemütlich. Bei der Ankunft in Budapest teilte man mir mit, daß kein Schlafwagenplatz nach Breslau für mich vorgemerkt sei. So blieb mir nur der Ausweg, den Neffen meines Schwagers, bei dem ich auf der Hinreise gewohnt hatte, wieder aufzusuchen. Er stand in diplomatischem Dienst Ungarns. Am nächsten Tage nahm ich mir eine Schlafwagenkarte auf eigene Kosten. Als ich dann einstieg, wunderte ich mich, daß auf die Wagen graue Scheibchen herabfielen; es sah aus wie verbranntes Papier. Tatsächlich war es Schnee. Am Tage war schönster Sonnenschein gewesen. Ich war allein im Abteil und legte mich mit Behagen zu Bett. Nun war doch wohl das Schlimmste überwunden.

Wenn ich nachts aufwachte, kam es mir vor, als rückten wir nicht gerade sehr schnell vorwärts. In Oderberg hatten wir tatsächlich wegen des Schneefalls zwei Stunden Verspätung. Zunächst ging es allerdings weiter. Doch in Kandrzin hieß es, wir müßten entweder im ungeheizten Wagen warten, bis uns der nächste D-Zug mitnähme. Oder wir könnten mit einem Bummelzug bis Oppeln fahren und dort in einen D-Zug umsteigen. Ich entschied mich für das zweite, begann auch sofort, mich zu waschen. Wir wurden auf ein anderes Gleis gestellt. Plötzlich gab es einen bösen Stoß. Eine Maschine war etwas unsanft mit uns in Berührung gekommen. Ich flog mit dem Kopf an das obere Bett; das Ohrläppchen blutete. Ich öffnete die Abteiltür. Vor mir stand der Schlafwagenschaffner, ganz schwarz, da er gerade den Ofen heizte. Ich war ganz weiß vom Seifenpulver; Seife hatten wir nicht mehr.

Als ich mich zum Wartesaal begab, glitschte auf dem vereisten Boden mein Träger, ein stämmiger Soldat, aus und fiel hin. Im Wartesaal des schönen neuen Bahnhofes waren ungefähr zweihundert oder mehr zusammengedrängt. Zum Frühstück gab es nur Malzkaffee mit zwei Scheiben Brot. Alles Weitere verlief programmgemäß. Der Zug nach Breslau war übervoll und nicht gerade sehr reinlich. Man male sich meine Freude aus, als ich in Breslau einen tadellos sauberen sächsischen Zug vorfand. Nun war ich wirklich geborgen. Die Fischklops im Speisewagen schmeckten mir vorzüglich. Gegen Abend war ich endlich daheim.

Trotz allem ist mir Bukarest in lieber Erinnerung, auch Warschau. Daß ich mit Schritten eines Siegers da wie dort eroberten Boden maß, mußte ich freilich bald büßen, am stärksten nach einigen Jahren in dem von Franzosen besetzten Bonn.

Ich wundere mich heute, daß ich diese Anstrengungen damals leicht überwinden konnte. Die Weltkriegszeit hatte mich heruntergebracht. Nochmals muß ich versichern, daß ich mich unmittelbar vorher jugendlicher fühlte als je, beweglicher und widerstandsfähiger. Weite Märsche legte ich mühelos zurück. In dem unzuverlässigen Sommer 1910 blieben wir lange in Dresden und warteten auf beständigeres Wetter. Um endlich vom Schreibtisch wegzukommen, fuhr ich an einem schönen Morgen ins Erzgebirge. Ein junger Fachgenosse begleitete mich. Wir stiegen von Kipsdorf nach Oberbärenburg hinauf. Am Nachmittag wanderten wir viele Stunden umher. Dann ging er wieder hinab, während ich oben blieb. Am nächsten Morgen wanderte ich nach Teplitz; nachmittags kehrte ich heim, nicht ohne Beschwerden, da ich mir eine mächtige Blase gelaufen hatte. Ich telephonierte meine Frau an. Mein Begleiter war eben bei ihr. Er berichtete vom Vortage und von dessen Anstrengungen; er sei noch müde und nehme an, daß ich einen Ruhetag gehalten hätte. Freilich hatte er noch nach Kipsdorf herabgehen und dann nach Dresden fahren müssen, während ich oben in

frischer Bergluft geblieben war. Er staunte, als er vernahm, daß ich abermals etwa sechs Stunden unterwegs gewesen sei.

Daß ich mich so wohl und beweglich fühlte, war zum guten Teil durch strenge Diät bedingt: viel Obst, wenig Fleisch, noch weniger süße Speisen, noch weniger Alkohol. Der Krieg warf vor allem diese Diät um. Eines Tages begann ein Fußgelenk zu schmerzen. Ein Kollege, der gern aß und noch lieber trank, kündigte mir Rheumatismus an. Ich lehnte das entrüstet ab, da die nun erreichbare Nahrung noch immer meinen Ernährungsgrundsätzen nicht zu widersprechen schien. Tatsächlich kehrten fortan mit größerer oder geringerer Unterbrechung Schmerzen wieder, die vom Arzt bald als rheumatisch, bald als gichtisch bezeichnet wurden. Sie waren zuweilen recht unangenehm. Oder aber es knackte in den Gelenken, wenn ich ging.

Im Sommer 1917 — nach Warschau und vor Bukarest — sandte man mich nach Bad Aibling in Oberbayern; ich solle Moorbäder nehmen. Der sehr einsichtige Kreisarzt erklärte sofort, ich sei Moorbädern nicht gewachsen, müsse mich mit Solbädern begnügen. Ich kam nicht vorwärts und blieb bei Untergewicht stehen, obwohl die Ernährung wesentlich besser war als in Dresden. Vielleicht machte ich mir zu viel Bewegung. Längere Wanderungen waren mir überhaupt verboten. Dann las ich, töricht genug, Korrekturen. Mein Betrieb war damals so stark, daß ich nicht wochenlang die Post in Dresden sich anhäufen lassen konnte. Im selben Gasthof wohnte einer der ersten Rechtsanwälte Württembergs. Er hatte ein Tippfräulein mitgebracht und im Gasthof ein Arbeitszimmer sich eingerichtet. Unser Wirt versicherte mir, ich bekäme mehr Post als der berühmte Jurist.

Von Aibling ging es dann noch für ein paar Tage nach Berchtesgaden. Nun glaubte ich, mir wieder Bewegung zutrauen zu dürfen. An einem Vormittag glückte mir ein genußvoller Ausflug. Am nächsten wollte ich über den Obersalzberg nach der Purtschellerhütte wandern. Ich hatte mich überschätzt. Der Weg war weiter, als ich gemeint hatte. Und als der Aufstieg zur Hütte begann, befiel mich ein Anfall von Schwindel, der mir nahelegte, umzukehren. Herzlich müde kam ich am Obersalzberg an, erhielt aber in einem Gasthof nur Malzkaffee und trockenes Brot. Unmittelbar vor dem Mittagessen traf ich in Berchtesgaden wieder ein. Ich hatte weniger, als ich dachte, Freude an der Mahlzeit. Nachmittags war mir elend zumute, nachts konnte ich nicht schlafen und fieberte. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß auch andere ähnliches erlebten. Fischvergiftung schien vorzuliegen. Mein Zustand besserte sich bald. Aber der geringe Erfolg der Aiblinger Bäder war ganz aufgehoben.

Gleichwohl unternahm ich Bukarest und Amsterdam. Wäre ich nach Davos statt nach Amsterdam gegangen, so hätte ich mir vielleicht Übles erspart.

Ich sehe mich mit meiner Frau durch den Großen Garten vom Arzte heimgehen. Die mir längst gewohnte Umwelt war mir mit einem Schlage völlig

verändert. Als ich den Durchblick zur Fürstenstraße erreichte, war trotz frühlinghaftem Sonnenschein, was ich erblickte, mit einem Male trostlos entfärbt. Seit langem hatte ich mir zum Grundsatz gemacht, einen Halsarzt nicht öfter als viermal nacheinander zu besuchen. Wußte ich doch, daß dann die Natur sich selbst überlassen bleiben muß, wenn durch die Behandlung nicht Überreizung der Nerven eintreten soll. Mir sagte ein unüberwindbares Gefühl, daß ich lang andauernde Erkrankung durchmachen werde. Gleichwohl ahnte ich noch nicht, daß ich fast anderthalb Jahre Schlimmes auskosten und in dieser Zeit Dauergast des Krankenhauses werden müßte.

Sechs Wochen wurde ich zu Hause behandelt. Immer wieder meinte ich, wieder in Ordnung zu sein. Und immer wieder gab es Rückfälle. Endlich war durch eine Gewaltkur das Fieber überwunden. Ich hatte nun noch gerade genug Kraft, mich zum Weißen Hirsch hinauffahren zu lassen. Sechs Wochen in einem Sanatorium — nicht bei Lahmann — brachten volle Genesung, dank vor allem einem vorzüglichen Bademeister. Wieder war ich früh genug fertig, um meine Lehrtätigkeit rechtzeitig zu beginnen.

„Nulla dies sine linea.“ Das hatte ich mir in Dresden zur Pflicht gemacht. Auch auf Erholungsreisen gönnte ich mir nicht volle Ruhe. Es schien mir undenkbar, lange Pausen eintreten zu lassen. Die konservative Behandlung der Oberkieferhöhle griff den Kopf beträchtlich an. Mit einem nadelartigen Instrument wird jedesmal die hintere Nasenwand durchbohrt und durch dies winzige Loch die Höhle ausgespült. Saß ich darauf an meinem Schreibtisch, so sollte mir kaum etwas glücken. Meine Listen bezeugen mir, daß ich in jedem der Jahre 1918 und 1919 je fünfzig Veröffentlichungen hatte. Wie ich das anfang, ist mir heute ein Rätsel. Als ich in den Scharlachpavillon abgeliefert wurde, sagte mir die Schwester, ich habe auf mindestens sechs Wochen zu rechnen. Glücklicherweise war in der zweiten Hälfte dieser Zeit mein Zustand für mich kaum noch gefährlich, dafür ich um so gefährlicher für andere. Das Wetter war sehr schön, und ich verbrachte einen guten Teil des Tages auf einem großen gedeckten Balkon; immer allein, da der Pavillon wenig besetzt war. Hier verfaßte ich die Mitteilung an die Mitarbeiter des Handbuches der Literaturwissenschaft.

Allmählich sammelte sich eine kleine Bücherei in meinem Zimmer an. Sie wurde natürlich, ehe sie abgeholt werden durfte, sorgfältigst mit Formalindämpfen entseucht. So viel Zeit hatte ich schon lange nicht an Lesen wenden können. Ich beobachtete dabei Überraschendes. Farben wirkten in den ersten Wochen ungewohnt stark auf mich. Nicht nur auf Fieber möchte ich das zurückführen. Da stand neben mir eine gar nicht ungewöhnliche Nachttischlampe, Messing mit grünem Schirm. Ich empfand sie wie ein Märchenwunder, als käme sie aus einer Schatzkammer edler Gesteine oder gar aus tausendundeiner Nacht. (Als Kind empfand ich buntes Glas ähnlich.) Diese Überempfindlichkeit gegen Farben machte sich jetzt auch geltend, wenn ich in Dichtungen Farben geschildert las.

Wie einem Verliebten Liebeslieder weit mehr zu sagen haben als sonst, und wie diese Liebeslieder verblassen, wenn sein Gefühl sich allmählich herabstimmt, so schwelgte ich damals in Farben, deren Leuchtkraft allmählich wieder abnahm und mir heute nicht länger gleich viel zu sagen hat. Gottfried Keller, etwa in den „Vertauschten Liebesbriefen“, noch mehr im „Don Correa“, bleibt mir indes immer noch auch in dem Sinne der Farbenfreude ein Meister des Kolorits. Dagegen mag im Krankenhaus der grüne Ritter des „Don Quijote“ mir kräftiger geleuchtet haben als jetzt. Muß ich noch hinzusetzen, daß solches Auf und Ab der Wirkung in jeder, auch in rein geistiger Beziehung sich beobachten läßt, wenn man nach längerer Zeit abermals liest, was man einst gelesen hat? Folgerichtig sollte keinem verargt werden, wenn ihm eine Dichtung oder ein Kunstwerk überhaupt weniger sagt, als man selbst zu vernehmen meint. Oder wenn einer entzückt ist, wo wir kalt bleiben. Früher oder später können wir selbst uns der Schau dieser andern nähern.

Meinen amtlichen Pflichten suchte ich in dieser Krankheitszeit möglichst nachzukommen. Dennoch konnte ich nicht verhindern, daß ich 1918 und 1919 einige Wochen vor Semesterschluß von meinen Hörern für kurze Zeit Abschied nahm und dann die Vorlesungen nicht wieder aufnehmen durfte. Besonders schwer fiel mir das 1919. Als ich vom Erzgebirge herab kam, ging ich vom Bahnhof in die Hochschule und teilte mit, daß ich am nächsten Tage wieder lesen wolle. Als dann nach einiger Zeit der Gelenkrheumatismus sich minder fühlbar machte, nahm ich sogar an Prüfungen teil; freilich fühlte ich mich hinterdrein nicht wohl.

Meine Krankheitszeit fiel in böse Jahre. Wie sich im Juli und August 1918 die Kriegslage änderte, ging mir erst nach der Heimkehr aus dem Krankenhaus auf. Ich hatte dort Zeitungen gelesen, doch nicht rechten Einblick gewonnen. Als wir auf der Fahrt nach Reichenhall in München ankamen, war es ganz anders als vorher. Seit 1915 waren wir Jahr für Jahr im Sommer nach Oberbayern gegangen und hatten stets in München neueste Siegesnachrichten zu hören bekommen. Diesmal klang es bei weitem nicht so schön. Unser Wirt in Reichenhall sagte mit voller Sicherheit voraus, es werde noch vor Ende des Jahres Frieden geben; habe er doch ganz richtig das Ende des Krieges mit Rußland vorausgesagt. Ich konnte ihm nur entgegnen, daß dann der Friede wenig Schönes bringen werde. Er behielt recht, aber auch ich. Lange wiegte ich, töricht genug, mich in dem Wahn, nach einiger Zeit werde die Kriegslage für Deutschland wieder günstiger werden. Kurz vor meiner Erkrankung hatte ich ja — besonders in Bukarest — ungehemmte Hoffnung auf endgültigen Sieg bei den Offizieren der Mittelmächte angetroffen. Dann freilich erschien mir die Frühjahrsoffensive von 1918 als bedenkliches Wagnis. Von allen Seiten predigte man uns, der deutsche Schutzwall im Westen sei unüberwindlich und könne jahrelang sich halten. Tatsächlich wurde diese Offensive zum übelsten Fall einer Erscheinung, die bei den siegreichen Vorstößen der Deutschen im Weltkrieg

immer wieder auftrat. Auch in Rumänien und an der italienischen Front gab es nach überwältigenden, unglaublich rasch errungenen Erfolgen ein Bis hierher und nicht weiter. Im Frühjahr 1918 war es nicht anders, endete nur schlimmer. Zunächst wurden die Schützengräben des Feindes wie mit einem einzigen Stoß überwunden; und tief ins Land erstreckte sich der Vorstoß. Dann indes wurde das Schnellerrungene ebenso schnell aufgegeben. Was folgte, drängte zur Katastrophe.

Unser Zahnarzt, Hauptmann der Reserve, war ganz nahe an Paris herangekommen. Bald darauf war er wieder in Dresden. Wir erblickten auf dem Fußboden seines Ordinationszimmers Teile seines Kriegsgepäcks. Mir war das ein Stich ins Herz; was es eigentlich bedeutete, wurde mir aber noch immer nicht klar.

Erst in den Wochen, die ich nach Reichenhall wieder im Krankenhaus verbrachte, gewann ich richtigeren Einblick. Der vorzügliche klassische Philologe und Mytholog Wilhelm Roscher besuchte mich und berichtete von schweren Sorgen, die ihn drückten. Die bulgarische Front begann damals zu wanken. Kaum hatte ich das Krankenhaus verlassen, hörte ich aus dem Munde eines Sachkundigen, wenn die Kartoffelernte schlecht ausfiel, käme es zur Revolution. Wenige Wochen später vollzog sich der Umsturz. In Sachsen war er sichtlich so wenig unabwendbar, daß für unsereinen nur ratloses Staunen übrig blieb. Fern vom Mittelpunkt der Stadt bekamen wir wenig von den Straßenvorgängen zu sehen. Etwa Leute mit roten Abzeichen, die einen Frontkämpfer in Uniform anschnautzten und sich eine grobe Antwort mußten gefallen lassen. Oder Aufzüge mit Musik. Das Leben ging seinen alten Gang weiter; er war ja schon am Ende des Weltkrieges recht unschön geworden.

Wahlen wurden ausgeschrieben. Die Technische Hochschule hielt es wieder einmal für nötig, eine Sitzung abzuhalten. Höhere Ministerialbeamte nahmen Teil. Ein vor kurzem noch mächtiger, ja gefürchteter Ministerialdirektor, ein strenger Konservativer, wußte am Ende seiner Ausführungen nichts anderes zu raten, als daß man sich sehr gut überlegen müsse, wen man wähle. War das sonst nicht üblich? Er selbst soll für die Demokraten gestimmt haben.

Neue Minister traten auf. Sie wechselten rasch. Als Gurlitt im Ministerium einen ihm befreundeten hohen Beamten besuchte, fragte ihn dieser: „Herr Geheimer Rat, darf ich Sie mit unserem Minister bekannt machen?“ Gurlitt antwortete mit einer Anekdote: Ein weltberühmter Berliner Maler wurde von einer Dame, die rasch hintereinander dreimal geheiratet hatte, gefragt, ob sie ihm ihren Gatten vorstellen dürfe. Er erwiderte: „Ach, wissen Sie, gnädige Frau, den überschlage ich.“

Die neuen Minister kamen gegen die eingesessenen höheren Beamten nicht auf. Diese sächsischen Staatsdiener verfügen über ungemeine Sachkenntnis und trei-

ben ihre Geschäfte in strenger altüberlieferter Form. Mit einem Minister, der vom Streit der Parteien herkommt, werden sie rasch fertig. Da verlangte ein solcher Neuling, daß ihm künftig alle Akten vorzulegen seien. Das wurde ohne Einsprache hingenommen. Am nächsten Tage kam ein Amtsdienner nach dem andern mit einem hohen Stoß Akten in das Zimmer des Ministers. Sie wurden auf dem Fußboden aufgebaut, da sonst im Zimmer kein Platz für sie war. Die Sache war erledigt. Der Minister verzichtete auf Einblick in alle Akten.

Im Unterrichtsministerium nahm das eine andere Wendung, als ein Schulmann die Leitung übernahm. Er verstand doch immerhin einiges von den Geschäften seines Amtes. Doch auch er zog den kürzeren. Er berief einen temperamentvollen Leipziger Extraordinarius, eine gewinnende Erscheinung, ins Ministerium und machte ihn zum Ministerialrat. Die alten Beamten erklärten, für diesen neuen Kollegen sei kein Arbeitsbereich frei. So wurde ihm das und jenes zugewiesen, das die andern wenig lockte. Ich beobachtete ihn in einer Sitzung, zu der er die Herren der Technischen Hochschule gebeten hatte. Ich kam über den Eindruck nicht hinweg, es mache ihm großen Spaß, endlich auch einmal etwas zu tun zu haben. Ich weiß nicht mehr, um welchen Gegenstand es sich handelte. Wichtig war er gewiß nicht.

Das war in einer Zeit, die Deutschland immer näher an den Abgrund heranzuführte. Schlag folgte auf Schlag. Von segensreicher Wirkung des Friedens war nichts zu verspüren. Die Reichsmark entwertete sich von Tag zu Tag. Aber die Regierung tat manches, uns das Leben zu erleichtern, vor allem um unser Einkommen dem gesunkenen Wert der Mark anzupassen. Wir fühlten uns geschützt und waren dankbar. So konnte meine Lehrtätigkeit wieder ihren gewohnten Weg beschreiten. Bald kamen auch wieder Vortragsreisen zustande. Meine Erkrankung hatte mir solche Fahrten unmöglich gemacht. Vielleicht hätte ich mich mehr schonen sollen. Aber was ich wagte, schadete nicht, wenn ich auch zuweilen mich ungeahnten Gefahren aussetzte. Für die Frühjahrsferien 1920 verpflichtete ich mich zu einer Vortragsfolge in Kassel. Sie sollte in zwei Teile zerfallen; zwischen beiden Teilen war eine längere Unterbrechung angesetzt; die Zwischenzeit durfte ich zuhause verbringen. Als ich nach Kassel kam und entdeckte, wie die Gasthofpreise gestiegen waren, legte ich dem Veranstalter nahe, die ganze Folge auf einmal abzuhalten. Ich wollte dem Unternehmen nicht unnötig hohe Auslagen zumuten. So hatte ich an vier aufeinanderfolgenden Tagen zu sprechen, und zwar je zwei Stunden. Am ersten Vormittag wanderte ich in dem mir gutbekannten Park von Wilhelmshöhe umher. Noch lag Schnee in der Gegend des Herkules. Froh sah ich, daß ich mir wieder Märsche zumuten durfte. Das wirkte sich am Abend günstig aus.

Zwischen den beiden Stunden war eine Pause angesetzt. Ich hätte lieber die anderthalb Stunden ohne Unterbrechung gesprochen. Nicht zum erstenmal fiel mir nach solcher Pause das Wiederaanfangen schwer. Am letzten Abend war noch

viel vorzubringen. So bat ich, diesmal nicht unterbrechen zu müssen. Man bewilligte mir das. Ich aber hielt, ohne es beabsichtigt zu haben, den längsten meiner Vorträge. Er beanspruchte weit mehr als zwei volle Stunden. Am Ende fühlte ich mich ganz frisch. Das lag wohl auch an dem Verhalten der Hörer. Kaum aber war ich auf der Straße, verstopfte sich meine Nase. Ich hatte ihr also, wenige Monate nach schwerem Eingriff, doch zuviel zugemutet. Hinterdrein war ich Gast einer Enkelin Chamissos. Spät kam ich in den Gasthof zurück. Mein Zustand war noch schlechter geworden. Mit starkem Nasenkatarrh fuhr ich am nächsten Morgen ab. Damals gab es am Morgen nur einen Bummelzug, der bis Halle an jeder Haltestelle stehen blieb, also gegen fünfzigmal. Aber es lohnte sich, daß ich nicht später mich auf den Weg machte. Am nächsten Tage war die ganze Verbindung zwischen Kassel und Dresden für längere Zeit unterbrochen. Die Arbeiterschaft der Umgebung Halles war in vollem Aufruhr.

Daß gutes Essen einem Vortrag dienlich sein kann, erwies sich mir einmal in der Nachkriegszeit. Einer Vortragsfahrt nach dem Harz sollte ein Abend in einem Städtchen sich anschließen, das in der Nähe Bremens liegt. Zunächst hatte ich in Braunschweig, Goslar und Harzburg zu reden, dann noch einmal in Braunschweig. Kurz vor der Abfahrt von Dresden brachte mir staubiger Wind eine Reizung des Kehlkopfes. Nach dem ersten Vortrag in Braunschweig merkte ich, daß der Hals noch schlimmer geworden war. In Goslar wurde mir das Sprechen nicht leicht. Doch zu meiner Überraschung genügten ein paar einfache Maßnahmen, mir über Nacht zu helfen: Tee, den mir die Dame zu trinken gab, bei der ich als Gast weilte, dann ein Prießnitzumschlag und kaltnasse Socken, über die noch Wollsocken angelegt wurden. So wurde mir an den beiden folgenden Abenden in Harzburg und in Braunschweig wieder ganz wohl zumute. Dann übernachtete ich in Hannover. Von da brachte mich stundenlange Bummelfahrt an mein Ziel. Ich stieg in dem ländlichen Gasthof ab, in dem ich zu reden hatte. Der Vortragsraum war auch für Theateraufführungen berechnet und hatte eine Bühne. Für mich war auf ebener Erde ein riesiges Schreibpult aufgefplant. Ich bemerkte sofort, daß es ungünstig wäre, in einem so umfangreichen, nicht ansteigenden Raum nicht etwas höher zu stehen als die Zuhörer. So bat ich, mir auf die Bühne einen Stuhl zu stellen, auf den ich mich stützen könnte. Beklommen fragte ich mich, ob ich nicht über die Köpfe meiner Zuhörer wegreden werde. Dann nahm ich mein Abendbrot. Man reichte mir ein Stück Roastbeef von einem Umfang, der mir seit Kriegsbeginn, also seit bald sieben Jahren, nur noch sagenhaft gewesen war. Alle Hemmungen waren sofort überwunden. Der Saal war gut besetzt. (In dem bildungsstolzen Harzburg mußte ich vor wenigen reden.) So kam ich in rechte Stimmung.

In Bern traf ich am späten Abend vor Beginn meiner Vorträge in der Aula immer mit einem Kollegen zusammen, der vor mir las. Er pflegte mich zu fragen, ob ich schon gegessen hätte. Ich mußte das bejahen und erhielt darauf den

Bescheid: „Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht der Schlag trifft!“ Sollte er unrecht haben? Noch bei andern Gelegenheiten war mir ausreichende Nahrung gute Hilfe für meine Wandervorträge, am erfolgreichsten später einmal in Gent. Zur Goethefeier 1932 hatte ich zweimal in Brüssel und einmal in Gent zu sprechen. Ich war Gast des deutschen Gesandten Graf Lerchenfeld. Er brachte mich im Auto nach Gent. Uns erwartete zunächst ein Bankett. Nicht bloß diesmal ging mir auf, wie erlesen und wie reichlich in Belgien solche Bewirtungen sind, und wie gute Weine man vorgesetzt bekommt. Mußte ich mich aber nicht zurückhalten, wenn der Vortrag nicht gefährdet sein sollte? Ich tat es, aber was ich aß und trank, war immer noch beträchtlich. Zu meiner Überraschung wurde mir meine Rede leicht wie kaum jemals. Daß sie gefiel, wurde mir nach Jahren ausdrücklich bestätigt. Als mich die flämische Universität Gent zum Ehrendoktor machte, erinnerte die Ansprache des Rektors ausdrücklich an die Rede von 1932.

Am nächsten Tage hatte ich in Brüssel diese Rede nochmals zu halten. Auch der feinfühligste Graf Lerchenfeld fand, daß ich in Gent besser gesprochen hätte. Sollte ich etwa künftig vor meinen Vorträgen ein Essen im Stile Belgiens verlangen?

Während des Weltkrieges und in den folgenden Jahren sprach ich sicherlich fast immer unterernährt. Da fand während des Krieges einmal in Berlin, im Beethovensaal, eine Versammlung statt, die sich mit der Zukunft der deutschen Bühne beschäftigte. Rede folgte auf Rede. Ich hatte zu beginnen. Die Auseinandersetzung wollte kein Ende nehmen. Ich hatte noch nicht das Abendessen eingenommen und wußte, daß nach halb elf im Hotel nichts mehr gereicht werden durfte. Bis zum Schlusse mußte ich ausharren. Versehentlich ging ich auf einem Umweg zum Gasthof zurück. Als ich anlangte, waren die Eßräume schon geschlossen. Ich wollte das Versäumte am nächsten Morgen nachholen und verlangte Käse zum Frühstück, man beschied mich, die Verwalterin des Vorratschrankes sei noch nicht da; sie habe den Schrankschlüssel bei sich. Das spielte sich damals in einem der großen Berliner Hotels ab. Glücklicherweise traf ich im Zuge nach Dresden gute Bekannte, die trotz allem immer etwas Gutes zu futtern hatten; sie bewahrten mich davor, halbverhungert daheim anzukommen.

So war es in der Kriegszeit. Dann wurde es noch ärger. 1921 hatte ich auf der Kieler Woche zu reden. Gern denke ich an die Kieler Tage. Freilich erschütterte mich der Anblick des leeren Hafens. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert hatte ich ihn in vollem Glanze bewundert. Um so stärker empfand ich, was es hieß, daß in der Zeit schwerer Demütigung Deutschlands etwas von der Bedeutung der Kieler Woche geleistet werden konnte. Selten sprach ich vor einem erleseneren Publikum. Der Aufforderung, im nächsten Jahre wieder an der Woche teilzunehmen, konnte ich leider nicht nachkommen. Ich erhielt sie spät. Man benötigte einen Ersatzmann. Ich hätte eingegangene Verpflichtungen absagen müssen. Auch war ein Vortrag für die Kieler Woche nicht aus dem

Ärmel zu schütteln. Die Zustände der deutschen Bahnen waren inzwischen noch schlimmer geworden. Sie waren schon 1921 wenig erfreulich.

Ich hatte am Tage nach dem Kieler Vortrag in Essen zu reden. Das war ohne Schlafwagen kaum durchführbar. So bestellte ich schon in Dresden ein Bett. Am Abend fuhr ich von Kiel nach Altona. Hier wurde mir der Bescheid, daß für mich nichts vorhanden sei. Statt mich sofort niederlegen zu können, mußte ich gegen zwei Nachtstunden herumsitzen, ehe ich einsteigen konnte. Der Zug war nicht stark besetzt. Ich erhielt einen Platz erster Klasse. Allein in Bremen strömte es in den Zug. Die Abteile erster Klasse wurden dank ihrer Einrichtung nicht mit sechs, sondern mit acht Reisenden besetzt. Den größten Teil der Nacht verbrachte ich auf dem Gange. Neben mir saß eine ältliche Französin; sie hatte ihren Schoßhund über mir im Gepäcknetz untergebracht; er hörte auf den vielversprechenden Namen „Siphon“. In Essen ging ich am morgen sofort zu Bette. Aber es war auf der Straße zu unruhig. Wenn ich am Einschlafen war, weckte mich ein schwerer Lastwagen. Rettung wurde mir am Nachmittag der Stadtgarten. Nie hätte ich erwartet, mitten in Essen so viel Grün und so hübsche Spazierwege zu finden. Am nächsten Tage ging es nach Krefeld. Entzückend ruhig war es da. Alles heimelte mich an. Krefeld gemahnte mich damals an Holland. Als ich die Stadt, in der ich später oft vortrug, näher kennen lernte, verlor sich freilich dieser erste Eindruck.

Daß ich bald noch viel Schlimmeres auf Eisenbahnfahrten erleben sollte, ahnte ich freilich nicht. War doch der Leidensweg Deutschlands noch lange nicht an seinem Ende angelangt.

Die Zahl meiner Wandervorträge nahm nach dem Umsturz von 1918 und trotz ihm beträchtlich zu. Ursache war mein Versuch, von Arbeiten über enger umgrenzte Gebiete zu weiter ausgreifender Darstellung fortzuschreiten. Entstand doch dergestalt ein nicht sehr teurer Band, der für viele zugänglich und ihnen willkommen war. Trotz der hohen Auflagenziffer meiner kleinen „Deutschen Romantik“ fehlte in meinem Schrifttum noch eine zusammenfassende Arbeit, die auf einen großen Leserkreis rechnen durfte.

Mehrfach waren seit langem Verleger an mich mit der Frage herangetreten, ob ich geschätzte Darstellungen der deutschen Dichtung fortsetzen wolle. Ja sogar die Geschichte der deutschen Literatur in Paul Schlenthers Bandreihe. Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung war mir angeboten worden. Zu einer Zeit, in der ich ganz gewiß nicht geleistet hätte, was der tatsächliche Verfasser leistete. Kurz nach der Ankunft in Bern sollte ich das gewichtige Werk Kobersteins bis zur Gegenwart weiterführen. Auch da fühlte ich mich der Aufgabe nicht gewachsen. Wilhelm Scherer fortzusetzen, legte mir ein angesehener Verlag nahe; aber der Weltkrieg verhinderte die Verwirklichung des großgedachten Unternehmens.

Ende 1917 erschien zum erstenmal der „Scherer-Walzel“. So hörte ich später den Band nennen. Ein dankbarer Schüler Scherers, Friedrich Ramhorst, riet einem ihm befreundeten Verleger, dem Neudruck von Scherers Werk — es war dreißig Jahre nach Scherers Tod frei geworden — einen Anhang folgen zu lassen, der auf wenigen Seiten bis zur Gegenwart führen sollte, und diesen Anhang mir anzuvertrauen. Mich lockte das, doch ich stellte die Bedingung, daß dieser Anhang etwa acht Bogen umfassen sollte. Ich war mir bewußt, daß ich auch unter dieser Bedingung mich auf das knappste auszudrücken hatte. Im Sommer 1917 schrieb ich den Anhang nieder. Im Herbst las ich den Schluß des Anhangs dem Dresdner Ferienkurs vor. Es war eine schwere Zumutung. Nicht nur, weil weder ich noch meine Hörer gewohnt waren, mich dergestalt vorlesen zu hören. Schwieriger noch wurde für den Zuhörer, einen Text zu erfassen, der wegen gedrängter Kürze und wegen des Mangels an Ruhepausen sogar an einige Leser hohe Anforderungen erhob. Mir wurde das schon zu Beginn des Vorlesens stark fühlbar. Um so mehr bewunderte ich die Geduld, mit der man bis zuletzt durchhielt. Nie wieder hätte ich dergleichen versucht.

Der Absatz des Scherer-Walzel war günstig. 1928 erreichte der Band in vierter Auflage das 29. Tausend. Auf diesem Wege nahm der Umfang meines Anhangs zu, da ich doch mit jüngster Dichtung Schritt halten wollte. Gleichfalls 1928 erschien er in einem Sonderdruck von fünftausend Exemplaren. Seit 1921 folgte eine Bibliographie, von einem kundigen Fachmann hergestellt; sie umfaßte natürlich auch die ältere deutsche Dichtung.

Selbstverständlich lockte die Darstellung der jüngsten Dichtung mehr Käufer als der Neudruck von Scherers Werk. Schon weil dieses in der Originalausgabe weit verbreitet war und immer noch verbreitet wurde. Um dem Bedürfnis nach einer Geschichte der neuesten deutschen Dichtung entgegenzukommen, bot ich schon 1919 eine beträchtliche Erweiterung des Anhangs, mit der Überschrift „Die Deutsche Dichtung seit Goethes Tod“. Sie war so rasch vergriffen, daß ich gleich wieder an die Arbeit gehen mußte. In zweiter Auflage (6.—10. Tausend) wurde 1920 diese ausführlichste meiner Darstellungen des Stoffes zu einem Bande von mehr als 500 Seiten. Bald wünschte der Verleger eine neue Auflage. Doch die Überfülle anderer Arbeit, dann mein neues Lehramt in Bonn machte mir unmöglich, seinem Wunsche nachzukommen. Heute bedauere ich das.

Allerdings hatte ich damals eine andere Darstellung des Stoffes vorzubereiten. Gegen meine Absicht sah ich mich genötigt, für mein „Handbuch der Literaturwissenschaft“ die gesamte deutsche Dichtung vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart zu übernehmen. Ich hätte am liebsten nur Hochklassik und Romantik dargestellt. Auch um mit den Arbeiten, die aus der Ergänzung von Scherers Werk entstanden waren, nicht selbst in Wettbewerb zu treten. Oft hatte es mich bedrückt, daß Julian Schmidt sein Werk über die deutsche Literatur seit Leibniz immer wieder gründlich umgearbeitet hat. Gewissenhafte müssen die ver-

schiedenen Fassungen berücksichtigen, wenn sie über das Werk Zutreffendes sagen wollen. Nun kam ich ins gleiche Fahrwasser. Wirklich erlebte ich bald, daß man mir vorwarf, Hervorragende nicht zu kennen, während ich sie in ausführlicherer Darlegung erörtert hatte.

Der Weltkrieg näherte sich seinem Ende. Da forderte mich eine große, bekannte Verlagsgesellschaft auf, ein umfangreiches Handbuch der Literaturwissenschaft herauszugeben. Bestens empfohlen war sie durch die Teile des „Handbuchs der Kunstwissenschaft“, die damals schon vorlagen. Dies Handbuch war ein Unternehmen von großem Ausmaß und von umfassendem Reichtum, ein Unternehmen, wie sonst nur wissenschaftliche Akademien es wagen, und das ohne staatliche Unterstützung sonst kaum durchführbar ist. Fritz Burger hatte dies Handbuch geleitet. Er fiel im Weltkrieg. A. E. Brinckmann wurde sein Nachfolger. Vor kurzem konnte Brinckmann das Werk abschließen.

Mich überraschte der Mut des Verlages. In schlimmer Zeit wollte er einen kühnen Versuch wagen, gestützt auf die Tatsache, daß sogar der Weltkrieg dem Erscheinen des Handbuchs der Kunstwissenschaft unüberwindliche Hindernisse nicht in den Weg gelegt hatte. Freilich ahnte der Verlag nicht, daß die kommende Entwertung der damals schon absinkenden Reichsmark ihm einen bösen Strich durch die Rechnung machen werde.

Ich hatte wenig Neigung, das Angebot anzunehmen. Die Lust am „Arrangieren“, die mir Minor nachsagte, war mir ja längst abhanden gekommen. Gerade Dresden bewies mir, um wieviel wichtiger es für mich sein mußte, ungestört den Aufgaben nachzuleben, die sich mir in Schreibe und in Rede stellten, als andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So gab ich bald die Fortsetzung meiner „Untersuchungen“ auf, obwohl sie, nicht länger Sammlung von mir geleiteter Dissertationen, sogar recht gute Arbeiten vielversprechender Anfänger gebracht hatten. Die Sammlung „Pandora“, die ich kurz vor dem Weltkrieg begann, war von vornherein nicht nur für wissenschaftliche Leser bestimmt. Viel Freude machte sie mir nicht. Sie wäre wohl auch ohne den Weltkrieg bald zum Stocken gekommen. Kurz vor dem August 1914 verpflichtete ich mich trotzdem, eine streng wissenschaftliche Fachzeitschrift zu leiten, zusammen mit einem Vertreter des älteren Teiles meines Fachs. Noch im Juni hatte ich ihn, den Erlanger Germanisten Franz Saran, an seiner Wirkungsstätte aufgesucht und mit ihm den Plan eindringlich besprochen. Aufsätze anderer lagen mir bereits vor. Die Zeit aber zwang uns, das Beginnen zu verschieben. Der Verleger selbst war an der Front. Seine Vertreter waren nicht sehr sachkundig. Erstaunt war ich, als sie mich wegen einer Besprechung mahnten, die ich noch nicht veröffentlicht hätte. Erstens hatte ich nicht gedacht, daß mir dies Verlagswerk nur unter der Bedingung zugesandt worden sein sollte, daß ich es bespreche. Zweitens war ich für dies Werk mehrfach und mit Erfolg in Vorträgen und Schriften sehr kräftig eingetreten, hatte es viel wirk-

samer empfohlen, als wenn ich in einer Zeitung es angezeigt hätte. Daß mich der Gedanke, diese Zeitschrift herauszugeben, immer weniger lockte, verschwieg ich nicht; es sprach sich herum. Nach Kriegsende berief sich der Verleger auf dieses Gerücht und legte mir nahe, zurückzutreten. Er hatte andere gefunden, die besser als ich erfüllen konnten und auch erfüllten, was zu leisten war. Saran war inzwischen gestorben.

Eine Zeitschrift, die sich längere Zeit hält, schenkt ihrem Herausgeber viel Macht. Noch wenn er selbst nicht hervorragend ist. Indem ich auf die Herausgabe dieser Zeitschrift verzichtete, gab ich nicht wenig auf. Dennoch kann ich auch heute nur sagen, daß mich die Geschäftstätigkeit eines solchen Herausgebers nur gehemmt hätte.

Viel weniger Ansprüche an meine Zeit sollte das Handbuch stellen und stellte es tatsächlich. Dennoch zögerte ich. Da suchte mich der Verleger mit seiner Gattin und mit seinem Verlagsdirektor in Dresden auf, um mich zu überreden. Der persönliche Eindruck war nicht gerade gewinnend. Aber was sich im Verlaufe des Gespräches herausstellte, ließ mich die Angelegenheit mit anderen Augen sehen. Da wurden Namen genannt, die in Betracht kämen, wenn ich nicht zu gewinnen wäre. Gewiß vortreffliche Forscher. Doch als Vertreter deutscher Wissenschaft, besonders vor dem Ausland, auf das ja das Handbuch rechnen mußte und wollte, wären mir andere willkommener gewesen. Diese andern hätten indes sicherlich das angebotene Amt abgelehnt.

Bequemer für mich wäre gewesen, wenn ich trotzdem einem der Genannten die Herausgabe überlassen hätte. Wahrscheinlich wäre der Umfang meiner Beiträge zum Handbuch nicht geschmälert worden. Im rechten Augenblick aber fiel mir ein, daß ich mir seit einiger Zeit zum Grundsatz gemacht hatte, trotz allem lieber zu leiten, als mich der Leitung anderer zu überlassen.

Im Park der Dresdner Kunstaussstellung, im Bereich des Großen Gartens, war einmal ein Wahrsager tätig. Oft war ich an seiner Hütte vorbeigegangen, ohne sie zu betreten. Eines Abends — ich war allein und meine Frau war verreist — stand ich wieder vor dieser Hütte und betrat sie, um mir die Zeit zu vertreiben. Er sah aus wie ein wohlhabender Geschäftsmann, war mithin wahrscheinlich ein guter Menschenkenner. Ich sollte ihm etwas aufschreiben. Also ein Grapholog. Vor Graphologie habe ich Angst; sie kann den Menschen tief ins Herz schauen. Schlagfertig bin ich in solchen Augenblicken gar nicht. So blickte ich mich um, ob ich etwas zum Abschreiben fände. Wirklich hing vor mir ein Anschlag an der Wand, der irgend etwas verbot, wahrscheinlich Rauchen. Das malte ich aufs Papier, überzeugt, daß ich damit einen minderwertigen Eindruck mache. Doch ich bekam alles mögliche Schöne über mich zu hören. Mittendrin aber sagte er mir, nach meiner Anlage solle ich mit andern nur dann arbeiten, wenn ich der Leitende, nicht einer der Geleiteten wäre.

Je länger ich mir das überlegte, desto mehr überzeugte ich mich, daß er durchaus recht hatte. Oft genug war mir bewiesen worden, daß ich wenig dazu taue, mir von Schriftleitern Vorschriften machen zu lassen. Unter Schriftleitern verstehe ich hier auch die Herausgeber von mehr oder minder wissenschaftlichen Sammelwerken. Früh schon mußte ich erleben, daß man gewöhnlich ganz spät, etwa nach dem Abschluß der Arbeit, erfährt, was einem sofort hätte gesagt werden müssen. Erich Schmidt machte mir ein schönes und wertvolles Geschenk, als er mir die Einleitungen zu zwei Bänden der Schriften der Goethesellschaft anvertraute, zu der Briefsammlung „Goethe und die Romantik“. Als ich ihm die Einleitung zum ersten Bande überreichte, fand er sie zu wortreich. Hatte er nicht aber selbst mich einige Jahre früher gewarnt, ihm nachzugeraten und anspielungsreiche Gedrängtheit zu wahren? Immerhin sollte meine Arbeit gesetzt werden. Vorher fragte man von Weimar an, welchen Satz ich wünsche. Törichterweise wählte ich nicht den engsten Satz, den ich in älteren Bänden der Schriften der Goethesellschaft vorfand. Kaum war alles gesetzt, so wurde mir mitgeteilt, der Text müsse nochmals gekürzt werden, da der Band sonst zu umfangreich und vor allem die Postversandgebühr zu hoch würde. Was nun geschah, war höchst unerquicklich. Ich hatte unter dem Text viel Anmerkungen mit den Seitenzahlen der Belegstellen angebracht. Damals war es noch nicht üblich, die gesamten Anmerkungen dem Texte folgen zu lassen. Durch die Kürzungen verschob sich der Inhalt der einzelnen Seiten. So konnte bei erster Korrektur die endgültige neue Nummer der Anmerkungen nicht angegeben werden; erst in zweiter Korrektur wurde das möglich. Vollste Aufmerksamkeit und peinlichste Genauigkeit erfordert das. Ich aber war, als dies vor sich ging, in den Anfängen meiner Berner Lehrtätigkeit und ohnedies an schwerer und verantwortungsvoller Arbeit. Wie einfach wäre es gewesen, wenn Weimar sich die ganze Sache vorher überlegt hätte, und bloß von dem Satz gekürzt worden wäre.

Im allgemeinen machte ich die Erfahrung, daß Herausgeber von Zeitschriften, die verlangten, ich solle einen Aufsatz kürzen, sich arg vergriffen. Es wurde mir nicht schwer, den Aufsatz anderswo unterzubringen. Er ging dann meistens in meine Aufsatzsammlungen über. Eines Tages wird man wohl feststellen, daß der immer mehr um sich greifende Brauch, nicht über eine recht niedrige Höchstzahl von Seiten hinauszugehen, die deutschen Zeitschriften schwer geschädigt hat.

Noch manches wäre über das Verhalten von Herausgebern zu berichten, über ihre Gewohnheit, erst nach Empfang des Manuskriptes sich über Dinge zu äußern, die dem Verfasser von Anfang an hätten auseinandergesetzt werden müssen. Ich möchte aber nicht noch ausführlicher belegen, daß ich an Leitung, die mir zuteil wurde, recht wenig Freude hatte, daher auch lieber ungeleitet meinem Handwerk nachging. Ich mußte dem Dresdner Wahrsager recht geben.

Das entschied auch bei der Verhandlung mit den Vertretern dieses Verlages. Nun wurde mir klar, daß ich die Leitung des neuen Handbuches übernehmen müsse, wenn anders etwas daraus werden solle, das mir richtig schien. (Ausdrücklich sage ich nicht: Wenn etwas Richtiges daraus werden solle.) Im selben Augenblick war mir auch klar, daß ich die Fehler meiden müsse, in die andere verfielen. Ich durfte den Mitarbeitern nicht post festum dreinreden; ja ich wollte es auch nicht zu Beginn tun, jeder sollte nach seiner Fassung selig werden. So habe ich es auch gehalten. Meine Aufgabe war wesentlich nur, rechte Mitarbeiter zu gewinnen und dann die Grenzen zwischen ihren Gebieten zu wahren. Am allerwenigsten indes durfte ich meinen Mitarbeitern irgendeinen methodischen Blickpunkt zum Gesetz machen.

Daß ich den Mitarbeitern möglichst freie Hand lassen wolle, sagte ausdrücklich das Programm „Für die Herren Mitarbeiter“, das ich 1918 im Sommer verfaßte: „Keinem sei es vorenthalten, das zu geben, was nach seiner eigenen Überzeugung ihm als das Beste erscheint.“ „Ein Werk wie das geplante kann und soll nicht auf einen einzigen Ton gestimmt sein.“

Kritik hält es gern für ihre Aufgabe, durch Einspruch ihre Sachkenntnis zu erweisen, auch ihren Scharfsinn. Mir persönlich wurde von solchem Brauche aus vielfach das Sinnloseste entgegengehalten, das einer aushecken kann. Nur ein einziger Beleg sei erwähnt: Zum Erscheinen der zweiten Auflage meiner kleinen „Deutschen Romantik“ verriet ein Schweizer Kritiker der Welt, nur durch Mißverständnis wäre diese zweite Auflage zustande gekommen. Man hätte ganz anderes erwartet und deshalb das Büchlein gekauft. So werde wohl keiner die zweite Auflage erwerben wollen. (Natürlich am wenigsten, wenn man durch unsern Kritiker den wahren Sachverhalt kenne.) Man schämt sich, gegen solchen Unsinn Einspruch zu erheben. Ich tat es auch niemals; jetzt aber gehört ja das der Vergangenheit an.

So machte die Kritik dem Handbuch auch den Vorwurf, daß es methodisch uneinheitlich sei. Die Mitarbeiter seien durchaus nicht bestrebt, sich an die Gesichtspunkte zu halten, die ich in dem Bande „Gehalt und Gestalt“ verträte. Wäre es nicht Wahnwitz, ein Werk solchen Umfanges wie das Handbuch irgendeiner Methode dienstpflichtig zu machen? Einseitigkeit hätte sich dann gewiß ergeben. Wie vollends aber konnte man glauben, wirklich hervorragende Mitarbeiter wären zu gewinnen, wenn ihnen vorgeschrieben würde, sich an eine Schau zu halten, die etwas Neues war? Oder sollten die Mitarbeiter ihre Arbeit nicht früher beginnen als nach dem Erscheinen von „Gehalt und Gestalt“? Ich konnte mich im Programm nur auf das Schriftchen „Wechselseitige Erhellung der Künste“ berufen, als ich mit aller Vorsicht einiges zugunsten sogenannter vergleichender Betrachtung von Dichtwerken vorbrachte. Immerhin wagte ich die Frage, ob das Wesen der klassischen französischen Tragödie sich nicht leichter ergründen lasse, wenn man sie mit der Tragödie

der Antike, Shakespeares, der Spanier und auch der Deutschen zusammenhält, als wenn man sie nur in die Entwicklung der französischen Dichtung einfügt. Ausdrücklich fügte ich hinzu, daß daneben Verknüpfung der französischen Tragödie mit ihrem Volke und mit ihrer Zeit bestehen zu bleiben habe. Diese Verknüpfung sei ja am besten zu erkennen, wenn der Gegensatz zur Tragik anderer Völker und anderer Zeiten festgestellt ist. Darf ich annehmen, daß heute schon für Gemeinplatz gelten kann, was ich da vorbrachte? Dennoch berührte es einen jungen Gelehrten, der mir von gewichtigen Persönlichkeiten wärmstens empfohlen wurde, so unangenehm, daß er erklärte, unter solchen Voraussetzungen müsse er Mitarbeit ablehnen. Sei er doch gewohnt, die tragédie classique aus dem französischen Geistesleben abzuleiten.

Auch er mag bald anders gedacht haben. Mir aber ging ein Mitarbeiter verloren, der dem Handbuch zur Zierde gereicht hätte. Wieder einmal stieß geistesgeschichtliche Schau mit Ergründung der Kunstgestalt hart zusammen, mußte ich erleben, daß man mich mit den Waffen schlagen wollte, die ich selbst schmieden geholfen hatte. Als ob das eine nicht ebenso nötig wäre wie das andere, das eine nicht ohne das andere nur Unzulängliches zu bieten hätte.

Immerhin legte das Programm den Mitarbeitern nahe, im Handbuch möglichst viel über das Kunstwerk des Dichters zu sagen, nicht bloß über das Gedankliche der Dichtung. Auch mir wäre lieb gewesen, wenn ich im Handbuch häufiger Kunst- und zuweilen weniger Gedankenbetrachtung angetroffen hätte. Um so mehr freute es mich, wenn Forscher wie Bethe, Fehr, Heiss und andere, wie besonders Günther Müller sich über den künstlerischen Ausdruck der Dichter und Dichtungen ihres Bereiches äußerten. Doch weiß ich auch die andern zu schätzen. Nie hätte ich daran gedacht, eine willige Schar sorglich und streng Abgerichteter im Handbuch vorzuführen wie ein Leutnant den Zug der von ihm gedrillten Soldaten auf der Parade.

In Dresden konnten nur die Grundlagen des Handbuchs bereitet werden. Für Bonn blieb noch sehr viel übrig. Ja mein Übergang nach Bonn bedeutete für das Sammelwerk, aber auch für meine eigenen Beiträge ungemein viel. Schier erschrecke ich, wenn ich jetzt erwäge, was alles unerfüllt geblieben wäre, hätte ich das Handbuch in meiner Dresdner wissenschaftlichen Einsiedelei durchführen müssen. So darf zu den Gründen, die mich nach Bonn führten, auch die Ausgestaltung des Handbuchs gezählt werden.

Ist es indes überhaupt nötig, diese Beweggründe hier so ausführlich zu erörtern wie die des Übergangs von Bern nach Dresden? Nur Fernstehende, die meinten, ich fühlte mich in Dresden so wohl, daß ich jeden Ruf an eine andere Hochschule ablehnen müsse, konnten nicht begreifen, daß ich von der Elbe an den Rhein ging. Und zwar in schwerer Zeit. War doch Bonn besetztes Gebiet. Das war allerdings eine böse Zugabe.

Dresden war ja ursprünglich als Durchgangsstation gedacht. Mir wurde von dem Machthaber, der mir den Weg nach Dresden eröffnet hatte, sofort versichert, Straßburg werde demnächst frei werden. Dann sei mir die Straßburger Professur offen. Straßburg wurde bald frei. Ich stand auf der Liste an erster Stelle. Aber in nur noch schlimmerem Sinne wiederholte sich, was ich 1906 erlebt hatte, diesmal dank einem unzweideutigen Treubruch. Klatsch wollte sogar wissen, daß ich an dritter Stelle angesetzt worden sei. Soviel ich weiß, waren zuerst zwei jüngere Fachgenossen angeführt; dann aber hieß es, wenn es möglich wäre, einen in Amt und Würden Tätigen zu gewinnen, so käme ich in Betracht. Also eine Geldfrage. Man tröstete mich hinterdrein: Hätte man gewußt, daß der in Ruhestand versetzte Vorgänger so rasch sterben werde, so wäre ich sein Nachfolger geworden. Ich unterlasse nähere Mitteilungen; gute Kenner von Fakultätsintrigen werden das Spiel, das da getrieben worden war, leicht durchschauen.

Auch Freiburg entging mir. Als ich, nach vielen Jahren, in Freiburg sprach, wurde mir verraten, wem ich das zu danken hatte. Ein vielgenannter Philosoph von großem Einfluß machte die Bemühungen meiner Gönner zuschanden. Man konnte mir nur versichern, wie sehr man das jetzt bedaure.

Aber noch viel Übleres hatte ich durchzumachen, als kurz nacheinander Wien und Berlin zu besetzen waren. Leider weiß ich viel zuviel von den Vorgängen, die sich da abspielten. Ich will das nicht alles hier vorsetzen.

Jacob Minors und Erich Schmidts früher Tod verschoben für mich die Lage in bösem Sinne. Denn nun war auch ich in die erste Reihe eingerückt, und keiner war da, der als anerkannte Autorität sich über mich geäußert hätte. Nach Schmidts Hingang verkündete eine Zeitung, als sein Nachfolger kämen nur Adolf Köster in Leipzig und ich in Betracht. Sachsen war fortan nicht wenig stolz, uns zu besitzen. Köster wurde nach Berlin berufen. Er lehnte ab. Dann hieß es, Roethe wolle nun warten, bis einer der Jüngeren reif für Berlin wäre. Nach einiger Zeit kam Julius Petersen nach Berlin. Ich hatte in Roethe bis dahin einen treuen Helfer gesehen.

Die Wiener Beratungen verzögerten sich, weil ein neuer Vertreter der Professur erwartet wurde, die einst von Heinzl bekleidet wurde. Er war wie ich Schüler Heinzels. Wir hatten einst Bruderschaft getrunken. Hintenherum hörte ich, er wolle mich vorschlagen. Dann erging auch von Wien ein Ruf an Köster; er lehnte ihn gleichfalls ab.

Ich unterlasse alle näheren Mitteilungen über die Kameraderie, die das alles ausheckte. Aus gleichem Grunde wurde nun ein Schüler Roethes gegen mich ausgespielt. Kurz vor Semesterschluß sollte sich die Sache entscheiden.

Am Anfang des Jahres hatte ich in Hamburg die Vorträge über Hebbel zu halten, um mich als künftigen Vertreter meines Fachs an der geplanten Univer-

sität Hamburg vorzustellen. Der Weltkrieg machte die Aussicht zu nichte. Dann sollte ich nach Krakau berufen werden. Dieser Ruf traf tatsächlich ein, als Wien vor der endgültigen Entscheidung stand. Dresden setzte alles an, mich zu behalten, stellte aber die Bedingung, daß ich auch Wien ablehnen sollte, wenn von Wien ein Ruf käme. Ich willigte ein. Freilich hatte ich immer noch freie Hand. Denn die Neufestsetzung meines Gehalts sollte erst vom Oktober ab gelten. Ich hätte also weder Sachsen geschädigt noch etwas zurückzahlen müssen, wenn ich dennoch nach Wien gegangen wäre. Doch ich wollte mit meinem gegebenen Worte nicht spielen. So sandte ich einem vertrauten Freunde einen Brief, der in der entscheidenden Sitzung verlesen werden sollte. Er enthielt die ausdrückliche Erklärung, daß ich einen Ruf nach Wien nicht annehmen könne. Er wurde tatsächlich in der Sitzung verlesen.

Man machte mir später schwere Vorwürfe wegen dieser Erklärung. Niemand habe ernstlich daran gedacht, mir den Ruf nach Wien unmöglich zu machen. Ich hätte mir und der Universität Wien geschadet. Ich konnte nur erwidern, daß ich das ganze Ränkespiel satt und übersatt hatte. Auch wußte ich zu gut, was alles gegen mich aufgeboten worden war.

Eine Rolle spielten da auch meine Dissertationen. Sie seien zu wenig strengwissenschaftlich. Das zielte sogar auf wertvolle Arbeiten, die ich in diesen Blättern schon zu nennen hatte. Ja Minors Nachfolger bildete sich ein, er müsse in Wien gutmachen, was in Minors Dissertationen unzulänglich geblieben war. Da wirkte sich altes Vorurteil reichsdeutscher Gelehrter aus. Österreichische Dissertationen wurden zum überwiegenden Teile nicht gedruckt. Das kann ja schädlich wirken. Aber gerade Minors Schüler durften es wirklich mit reichsdeutschen Fachgenossen aufnehmen. Er selbst nahm seine Lehraufgabe nichts weniger als leicht.

Das spielte im Jahre 1913. Kurz nach Beginn des Weltkrieges bemühte sich Basel, mich zu gewinnen, wiederholte den Versuch auch noch ein paar Jahre später. Äußere Schwierigkeiten, bedingt durch den Krieg, führten mich zu einer Ablehnung des Rufes. War ich vielleicht zu ängstlich und zu vorsichtig? So kam es immer wieder nicht zur Rückkehr an die Universität, also auch nicht zu Wiederaufnahme meiner „Berner Schule“, wie man das zu nennen pflegte. Noch lange Jahre blieb ich Professor einer Technischen Hochschule. Was das bedeutete, war mir wieder einmal recht fühlbar geworden, als die Wiener Frage im Gange war. Ich fuhr im Frühjahr 1913 von Wien nach Dresden. In meinem Abteil saß ein Ehepaar aus Wien. Allmählich ging mir auf, daß ich einen Wiener Kollegen mit seiner Frau vor mir habe. Lange vorher hatte ich ihn kennen gelernt. Einmal war ich mit ihm in der Nacht zusammen von einer der Sommerfrischen am Fuße des Kahlenbergs nach der innern Stadt gewandert, da die letzte „Tramway“ schon abgegangen war. Die gutgeschulten Beine des Geographen hatten mir zu schaffen gemacht. Mir wurde nicht leicht, anderthalb

Stunden lang solchen Dauerlauf zu leisten. Jetzt sprach ich ihn an und stellte mich vor. Noch immer sehe ich sein enttäushtes Gesicht vor mir, als er erfuhr, daß ich nur an einer Technischen Hochschule tätig sei.

Der mir befreundete Ministerialdirektor lud mich kurz vor Weihnachten 1920 zu einer Besprechung ein. Es waren nicht nur angenehme Dinge zu erörtern. Er aber wollte mir sichtlich sein Wohlwollen merklich machen und kam zuletzt auf die Frage zu sprechen, ob ich einen Ruf nach einer andern Hochschule annehmen würde. Ich erwiderte, meines Erachtens sei ich schon zu alt, um noch einen Ruf zu erhalten.

Etwa ein halbes Jahr später teilte man mir aus Holland mit, daß ich für Bonn ausersehen sei. Ministerium und Fakultät waren gleich geneigt, mich zu berufen. Einige Wochen später traf der Ruf ein.

Roethe war nicht länger Berater des preußischen Unterrichtsministeriums. Er soll um diese Zeit gesagt haben, früher hätte das Ministerium bei ihm angefragt, ehe es einen Ruf ergehen ließ; jetzt aber berufe es Leute, die er nie empfohlen hätte. Meinte er etwa mich?

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich den Ruf annehmen müsse. Ich hatte in Dresden mehr gewonnen als nur neue Schau eines einzelnen Gebietes deutscher Dichtung. Nach Bern und nach Dresden wurde ich berufen, weil ich für einen guten Kenner der deutschen Romantik galt. In Dresden entwickelte sich mir aus solcher Kenntnis die Überzeugung, daß mein Fach wieder geistesgeschichtlich sich verhalten müsse. Bald aber kam die Einsicht hinzu, daß geistesgeschichtlich gedachte Dichtungsgeschichte leicht das Wichtigste übersehen könne, die Tatsache, daß der Dichter ein Künstler ist, seine Schöpfungen Kunstwerke sein wollen. Gerade angesichts dieser Tatsache hatte man sich vielfach in unzulänglichen Gefühlsausdrücken ergangen, hatte der Impressionismus alles Verwerten von Grundbegriffen abgelehnt. Dringlich erschien mir die Aufgabe, scharfumrissene Begriffe zu erzielen, die genau und eindeutig bezeichnen, welche Wesenszüge ein Dichtwerk an sich trägt, im Gegensatz zu andern oder auch in mehr oder minder enger Verwandtschaft mit ihnen. In diesem Sinne sind Heinrich Wölfflins kunstgeschichtliche Grundbegriffe gedacht.

Diese Lehre vom „Sehen“ einer Dichtung suchte ich nach Kräften auszugestalten. Schon lag mir mein Band „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“ zu gutem Teil niedergeschrieben vor. Es mußte mir höchst wichtig sein, meine Ergebnisse zu erproben. Nur an einer Universität war das eigentlich zu leisten. Denn wahrer und strengster Maßstab für den Wert meines Vorgehens war die höhere Schule. Wirklich wurde mir nach kurzer Wirksamkeit in Bonn dankbar versichert, wie brauchbar die von mir aufgestellten Gesichtspunkte für den Schulunterricht seien. Die scheinbar ganz einfache und leichte Aufgabe, über ein einzelnes Dichtwerk etwas Treffendes zu sagen, etwa über ein lyrisches Gedicht,

war nun endlich lösbar. Hatte man sich nicht gern mit unzulänglichen Ersatzmitteln begnügt? Mit Inhaltsangaben, mit Feststellung der Versart, mit Angabe lebensgeschichtlicher Voraussetzungen, kurz mit Dingen, die den künstlerischen Sinn des Werkes nicht von ferne andeuten? Wohl empfanden viele daneben auch Gegensatz der Ausdrucksform, wenn sie Verwandtes miteinander zusammenhielten. Aber nur ganz wenige konnten aussprechen, durch welche Kennzeichen kunstvollen Ausdruckes sich der erste Monolog Fausts („Habe nun, ach! Philosophie . . .“) von dem zweiten („Darf eine solche Menschenstimme hier . . .“) unterscheidet. Den Unterschied der geistigen Haltung zu bestimmen, war leichter und geläufiger.

Gerade die höhere Schule scheint es zuweilen wie Erfüllung eines langgehegten Wunsches empfunden zu haben, daß ich ihr zeigte, wie kunstvoller Ausdruck des Dichters den geistigen Gehalt einer Dichtung nicht weniger, zuweilen viel unmittelbarer erschließt als das Begriffliche der Worte.

In Dresden war mir der rechte Weg zur höheren Schule verschlossen. Anfangs versuchte ich, mit der Schule in Fühlung zu kommen. Wünsche, die ich im Ministerium vorbrachte, wurden scheinbar zustimmend aufgenommen, blieben aber unerfüllt. Auch die Lehrerschaft verhielt sich zurückhaltend. Nur wenige wahrten dauernde Beziehungen zu mir. Mein Gastspiel in einem der Gymnasien Dresdens zu Beginn des Weltkrieges änderte an diesem Zustand nicht viel. Wenn ich also mein in Bern gern und — ich darf das wohl sagen — erfolgreich geübtes Amt der Heranbildung von Lehrern noch einmal aufnehmen sollte, so konnte dies nur an einer Universität geschehen. Das entschied um so kräftiger für Bonn, als ich doch jetzt Dinge zu bieten hatte, die in Bern mir noch fernlagen.

Hätte ich Bonn abgelehnt, so wären die Vorlauten, die immer zu mäkeln haben, über mich hergefallen und hätten erklärt: Nun sehe man, wie wenig ich auf meine methodischen Vorschläge vertraue. Wenn mir auch nur ein bißchen Ernst mit meinen Vorschlägen wäre, hätte ich unbedingt nach Bonn kommen und auf einem Boden, den ich trotz allem in Dresden nicht besaß, meine Ansichten erproben müssen.

In ganz anderem Sinne als noch 1913 bedurfte ich jetzt einer Universitätslehrkanzel. Was an Einsicht ich in Dresden gewonnen hatte, wollte endlich auf den rechten akademischen Wegen sich verbreiten und durchsetzen. Durch achtundzwanzig Semester habe ich in Bonn diese Aufgabe zu erfüllen versucht. Ich möchte das in der Arbeit meines Lebens nicht missen. Ich müßte es missen, wenn ich in Dresden geblieben wäre.

Gewiß spielten auch noch andere Gründe mit. Aber sie fielen neben dem Hauptgrunde nicht schwer ins Gewicht. Verstimmungen, die mir nahelegten, mein Heil anderswo zu suchen, gab es in meiner letzten Dresdner Zeit ganz wie in Bern.

Im Ministerium war man sich bewußt, mir freundlich gesinnt zu sein und mir möglichst entgegenzukommen. Freilich blieb es meistens bei Versprechungen. So lag mir viel daran, zu den Hoftheatern nähere Beziehungen zu gewinnen. Tatsächlich bot man mir auch eine Stelle in einem Ausschuß an, der die Leitung der Hoftheater übernehmen sollte. Aber dieser Ausschuß wurde dann auf drei Personen eingeschränkt. Da war natürlich für mich kein Platz. Ein anderer Weg, mich mit den Staatstheatern in amtliche Fühlung zu bringen, wollte sich nicht finden.

Ich hatte mir von Anfang an vorgenommen, mich diesmal nicht durch goldene Fesseln binden zu lassen. Daß Dresden jedes Berliner Angebot übertreffen werde, war ja vorauszusehen. Ja sogar, daß Berlin mir nicht gewähren werde, was ich in Dresden hatte. Der Berliner Dezernent wünschte dringlich, daß ich vor der Entscheidung nach Bonn führe. Er war überzeugt, die Eindrücke, die ich da erhalte, würden mich ganz für Bonn gewinnen. Als nach der Rückkehr von Berlin das sächsische Ministerium sich mit mir aussprach, mußte ich folgerichtig jede endgültige Antwort verschieben, ehe ich in Bonn gewesen war, aber auch versprechen, daß ich dann nochmals mündlich verhandeln werde.

Die Reise verschob sich aber. In den letzten Tagen des Juli wurde der abgehende Vertreter meines Faches in Bonn gefeiert. Man fand es richtig, daß ich nicht nach Bonn käme, ehe er abgereist war. Hatte er sich doch einen andern Nachfolger gewünscht, ja dem preußischen Ministerium ein Separatvotum übersandt. Mir lag viel daran, mit frischen Kräften das neue Lehramt anzutreten. So gingen wir nach Alexandersbad im Fichtelgebirge; im Vorjahr hatte es uns gutgetan. Am 30. August mußten wir wieder in Dresden sein, um ein ungewöhnliches Familienfest zu feiern. Von Alexandersbad fuhr ich nach Bonn, während meine Frau allein blieb; ich wußte, daß sie gut behütet war. Die Bonner Eindrücke konnten nicht günstiger sein. Vor allem lernte ich die Kollegen kennen, die den Ruf angeregt hatten. Auch das galt mir für eine besondere Ehre, daß nicht Freunde, sondern Männer, die mich nie gesehen und gesprochen hatten, auch nicht brieflich mit mir verkehrten, für mich eingetreten waren. Bonn festigte meinen Entschluß endgültig.

Am Abend vor meiner Abfahrt saßen wir hoch über dem Rhein im Garten der „Lese“. Das war wirklich schön, so schön, daß später nur minder Schönes folgen konnte. Zum erstenmal sprach ich mit der Frau Rudolf Meißners, mit „Lorle“. Viel hatte man mir von ihr schon erzählt, aber nie hatten wir uns getroffen. Der Name Lorle erweckt falsche Vorstellungen. Ich dachte, in der Enkelin F. Th. Vischers ein Schwabenmädle kennen zu lernen: Sie entpuppte sich als echtste Wienerin. So gab es viel über Wien und über Wiener und Wienerinnen zu reden. Ich fühlte mich wie zuhause.

Und nun sollte ich noch zu einer Besprechung nach Dresden fahren, während die Entscheidung doch getroffen war? Mir wären dann kaum volle drei Wochen

für Alexandersbad übrig geblieben. So schrieb ich an das sächsische Ministerium und bat, mich meines Versprechens zu entbinden, teilte auch mit, wie ich zu handeln gedenke. Man ließ mich auf Antwort warten. Nun begann Berlin zu drängen. Mir blieb nichts anderes übrig, als um meine Entlassung aus sächsischen Diensten zu bitten.

Als unmittelbar vor unserer Abfahrt nach Bonn ein Kreis von Freunden und Bekannten zusammenkam, dankte mir Paul Wiecke, damals der Leiter des Schauspielhauses, für das viele, das ich für diese Anstalt getan hatte. Ich wollte ändern und mir nicht den hübschen Abend verderben, indem ich diesen Dank ablehnte. Schwer aber wurde mir, ernst zu bleiben. Was ich auf dem Herzen hatte, blieb unausgesprochen, wie es in Bern unausgesprochen geblieben war. Hat man sich aus guten Gründen über etwas zu beklagen, so macht man sich vor, wie man eines Tages abrechnen werde. Kommt endlich der letzte Augenblick für solche Abrechnung, dann unterläßt man sie, weil sie neben allem andern einem schon unerheblich erscheint.

Ich gestehe zu, daß ich mich etwas eilig aus Dresden entfernte. Daß mir dann die Zeit fehlte, brieflich die große Menge von Bekannten mit uns in Fühlung zu erhalten. Nach Dresden selbst kam ich stets nur noch für wenige Stunden. Wurde ich doch nie wieder aufgefordert, in Dresden zu sprechen. (Eine einzige Ausnahme mußte ich ablehnen, weil ich es für unwürdig hielt, einem guten und beliebten Rezitator das Wagnis der Veranstaltung aufzubürden.) Das deutet auf ein Mißverhältnis zu den Dresdnern hin, von dem ich bis dahin wenig verspürt hatte. Ich schrieb dann noch jahrelang für Dresdner Zeitungen, aber auch das nahm ein Ende, und ich mußte mir Unhöflichkeiten von einem Zeitungsherausgeber gefallen lassen, mit dem ich noch lange nach meinem Abgang in enger Fühlung gestanden und der mir immer alles Schöne und Gute gesagt hatte.

7. Professur in Bonn (1921—1933)

Nachfolger Litzmanns

So war der Ausklang Dresdens nicht ungetrübt. Konnte man mir nicht verzeihen, daß ich den Dresdnern untreu wurde? Bern machte es anders. So ist mir Bern und sind mir Berner bis heute lieb und vertraut geblieben. Glücklicherweise fühlte ich mich immer wieder, wenn ich in Bern eintraf, und wehmütig nahm ich Abschied. Und Dresden?

Doch gerade weil das so war und ist, betonte ich in diesen Aufzeichnungen, wieviel mir Dresden gegeben hat. Ausdrücklich meine ich mit diesen Worten nicht, daß ich mir in Dresden viel schenkte. Dankbar bin ich mir bewußt, daß mir Dresdner auf meinem Lebenswege Wertvolles zu geben hatten, daß mir in

Abschied von Dresden / Umgang in Bonn

Dresden Boden geschenkt wurde, auf dem zu säen lohnte. Aber noch ist anderes zu sagen, das für Dresden spricht.

Am liebsten schlosse ich jetzt meine Erinnerungen ab. Denn was ich von Bonn und über mein Wirken in Bonn vorbringen kann, reicht an einer wichtigen Stelle nicht an meine Berner Erlebnisse und vor allem nicht an meine Dresdner Zeit heran. In Bonn wurde ich vollends zu einer rastlosen Arbeitsmaschine. In Bern und noch mehr in Dresden stand ich mitten im Leben und hatte ich ein reiches Leben. Mir sagte ein jüngerer Bonner Kollege, ich wisse wohl nicht, was ich in Dresden erreicht hätte; sonst wäre ich nicht nach Bonn gekommen. Die Verantwortung für dieses Urteil muß ich ihm überlassen. Allein ich weiß sehr gut, was ich in Dresden besaß, und zwar in hohem Maße, und was ich fortan entbehren mußte: Mitleben des Lebens. Wenn ich neuen Freunden in Bonn berichtete, wie reich und wie vielseitig unser gesellschaftlicher Verkehr in Dresden war, so fragten sie, wie wir es in Bonn überhaupt aushalten könnten. Sie hatten dabei vor allem die vielen Künstler im Auge, mit denen wir in Dresden verbunden waren. Unumwunden gebe ich zu, daß Verkehr mit unsereinem nicht an Verkehr mit Künstlern heranreicht. In Bonn sagte ein älterer Kollege, der bald in Ruhestand trat, meiner Frau, als sie ihm etwas über unsern Dresdner Umgang berichtete, ihr stünde in Bonn Besseres bevor, nämlich Verkehr mit großen Gelehrten. Ist der Umgang mit großen Gelehrten grundsätzlich etwas Angenehmes oder nicht? Ich bin überzeugt, daß er es in der großen Mehrzahl der Fälle nicht ist. Es gibt rühmensewerte Ausnahmen. Es gab und gibt sie auch in Bonn. Allein große Gelehrte vergessen nicht gern, daß sie große Gelehrte sind; daher grollen sie jedem, der nicht durch Wort und Gebärde ihnen dauernd zu verstehen gibt, er schätze in ihnen den großen Gelehrten. Und nun gar die Gattinnen der großen Gelehrten, die ihre Männer immerfort preisen und andern nahelegen, daß sie, verglichen mit ihren Männern, doch nur Leute zweiten Ranges sind.

Überhaupt die Damen. Glücklicherweise erledigten die harten Kriegs- und Umsturzjahre manchen heiligen Brauch, der in Bonn gegolten hatte. Eine ältere Kollegin erzählte mir von ihren ersten Bonner Erlebnissen; sie war nicht Deutsche. Als die erste Nachmittagsgesellschaft, an der sie teilnahm, nicht und nicht enden wollte, empfahl sie sich. Es war Sonntag; ihre ganz jungen Kinder waren allein zuhause; sie bangte sich um sie. Bittere Vorwürfe wegen dieses Fehltritts bekam sie von einer Kollegin zu hören. Sie dürfe nicht fortgehen, ehe die älteste Geheimrätin ihre Handschuhe anzöge. Das nächstemal erkundigte sie sich sofort, wer die älteste anwesende Geheimrätin sei. Als sich der Nachmittagsstee immer länger ausdehnte, setzte sie sich neben die alte Dame und fragte sie mit liebenswürdigem Lächeln, ob sie nicht bald ihre Handschuhe anziehen wolle... In Dresden stieß man nur ganz selten auf solche Strenge der Umgangsform. Zu Beginn waren wir bei einem Ministerialrat geladen. Ehe es

zu Tisch ging, stand alles. Meine Frau legte einer Kollegin nahe, sich mit ihr zu setzen. Die Dame erwiderte, das sei unmöglich, ehe ihre Exzellenz sich gesetzt hätte.

Stehen lernte man ja in Dresdner Gesellschaften. Wenn nun gar Mitglieder der königlichen Familie von einem zum andern schritten und mit ihnen Worte tauschten, war an Sitzen nicht zu denken. Allerdings ging es in diesem wie in andern Bereichen der Dresdner Kultur bergab. An einem Abend beim Prinzen Johann Georg stand ich neben dem Vorsitzenden der Stadtverordneten und wartete gleich ihm auf die Ansprache des Prinzen. Da begann mein Leidensgefährte ziemlich laut zu schimpfen, daß man sich die Beine in den Bauch stehen müsse. Bereitete sich schon damals der Umsturz vor?

Damen in akademischen Kreisen erheben mitunter hohe Ansprüche, auch wenn ihre Gatten nicht zu den Zierden der Hochschule zählen. Sie wissen sich durchzusetzen. Ihr Name wird mit Ehrfurcht ausgesprochen, als stünde er längst an erster Stelle in der Geschichte der Wissenschaft. Fernerstehende und besonders Neuankömmlinge finden sich dann schwer zurecht, dringen jedoch in den Kern der Angelegenheit, wenn sie erkunden, daß die anspruchsvolle Dame eine GröÙe fünften oder sechsten Ranges zum Gemahl hat. Böse Zungen reden von dem Armen nur mit der Umschreibung: der Mann von Frau N.

Wir zogen in Bonn weislich den Umkreis unseres Verkehrs sehr eng. War doch auch in den ersten sieben Jahren unsere Wohnung viel zu klein, als daß wir viel Gäste hätten bei uns sehen können. Als wir 1928 endlich eine größere fanden, erschienen bei uns fast nur noch einige wenige recht gute Bekannte, dafür desto mehr Studenten und Studentinnen. Das ging freilich ganz ins Große. Unmöglich hätten wir alle Mitglieder meines Seminars einladen können. Ihre Zahl bewegte sich meistens um zweihundert. So blieb es der Assistenz überlassen, den mir besonders Nahestehenden zu sagen, daß wir an einem bestimmten Tage fünf bis sieben empfangen würden. Überdies wurde ungefähr ein Dutzend unserer guten Bekannten geladen. Beim ersten Versuche kamen im ganzen etwa fünfzig. Unsere Vorräte wollten nicht ganz zureichen. Einmal aber wurden es gar achtzig. Da war es etwas eng bei uns; stand doch nicht einmal ein Garten zur Verfügung. (Das recht geräumige Haus, in dem wir wohnten und derzeit noch wohnen, liegt inmitten einer sehr bescheidenen Anlage von Gebüsch.) Wer spät kam, fand nicht viel zu essen vor. Die Stimmung war gleichwohl ausgezeichnet. Manche saßen auf dem Fußboden. Mit großem Hallo begrüßt wurde eine weibliche Hilfskraft, die ein Plättbrett hereinschleppte und es über zwei Stühle legte.

Die Unterhaltung war stets in vollem Gange. Man hatte gar kein Bedürfnis nach Einlagen. Gelegentlich wurde gesungen oder ein Gedicht gesprochen. Einmal kam zufällig ein vielgenannter rheinischer Dichter, als eine solche Zusammenkunft stattfand. Er las eine humoristische Geschichte vor, die er noch

nicht veröffentlicht hatte. Einige waren undankbar genug, über die Länge dieser Geschichte zu klagen. Man hatte sich ja so viel zu sagen. Höhepunkt dieser Nachmittage war mein fünfundsechzigster Geburtstag. Obwohl das Semester noch nicht begonnen hatte, rückte — mir ganz unversehens — ein Fackelzug an. Ein junger Student hielt eine Ansprache. Alles verlief frisch und ungebunden, so daß weder Wort noch Gebärde feierlich steif geriet.

Gegen sieben Uhr zogen die meisten immer ab. Wir waren ihnen dafür dankbar. Es wäre sonst für uns doch etwas anstrengend geworden und für unsere Gäste wahrscheinlich langweilig. Nur selten blieben ein paar Gäste noch etwas bei uns, zunächst Nichtstudenten. Wahrscheinlich war die knappe Zeitbemessung das eigentliche Geheimnis des Erfolges. Mir wenigstens war es stets unerträglich, dergleichen Zusammenkünfte in Infinitum ausgedehnt zu sehen. Je später es wird, desto übler bekommt es. Doch in Dresden und ebenso am Rhein kann man gar nicht lange genug zusammensitzen. Mit jeder Stunde wird man stumpfsinniger. Man hockt nebeneinander und hat sich nichts mehr zu sagen. Was hübsch begonnen hatte, wandelt sich in drückende Langweile. Am nächsten Tage ist man müde und unlustig. So schlägt man alle Freude tot, während man sie doch wecken wollte. Mit Schauern denke ich an die Stimmung, in der ich nach einer großen Festlichkeit in Dresden am frühen Morgen — es war im Spätfrühling — bei vollem Sonnenschein eine gute halbe Stunde heimgehen mußte — die Elektrische verkehrte noch nicht — in Frack und Lackschuhen.

Als ich nach Bonn kam, hätte ich nicht gedacht und wagte ich nicht zu hoffen, daß ich mit meinen Studenten noch einmal so vertraut freundschaftlich verkehren werde. Gewiß kamen auch in Dresden Hörer und Hörerinnen zu uns ins Haus. Aber nur wenige und erlesene. (Die große Menge blieb mir unbekannt.) Fast nie ging ich in Dresden von meinen Vorlesungen ungeleitet heim. Eine witzige Freundin sprach einmal von der Wolke, die mich dann umgibt. Gattin eines Malers, dachte sie augenscheinlich an Deckengemälde des Barocks, auf denen irgendeine Hauptgestalt über Wolken sich erhebt, die ihrerseits Engel tragen. Die Wolkenengel, die mich geleiteten, waren wesentlich weiblichen Geschlechtes. Das war ja recht hübsch, aber nicht ganz das, was ich in Bern gewohnt gewesen war. Da geleiteten mich Studenten nach Hause, auch Studentinnen. In Damengesellschaft fühlte ich mich nicht. Ein grenzenlos aufrichtiger Student aus Töß bei Winterthur — J. C. Heer sagte mir einmal: „Wir Tößer sind die größten Lummel in der Schweiz“ — erklärte, ich müsse mit ihm und mit seinesgleichen heimgehen, nicht mit den Damen unter meinen Hörerinnen; dann bliebe ich jung. Er meinte die Kolleginnen, die meine Vorlesungen besuchten. Noch besitze ich ein Bild, auf dem ich mit einem meiner Berner Hörer und mit seiner Frau die Freitreppe der neuen Berner Universität heruntergehe. Aufgenommen wurde das von seinem Bruder. Der ganze Vorgang

7. Professur in Bonn

wurde von einem Schweizer Studenten photographiert, ohne daß wir es ahnten. Die beiden Bilder sind mir ein Sinnbild des Verhältnisses, das zwischen mir und meinen Studenten in Bern herrschte.

Damals war ich ungefähr vierzig Jahre alt. In Bonn begann ich unmittelbar nach dem Abschluß meines sechsundfünfzigsten Lebensjahres. Bern war mir die Stadt meiner Jugend gewesen. Nach Bonn kam ich als alter Mann. Neid erfüllte mich, wenn ich auf junge Kollegen traf, die mit ihren Hörern in guter Beziehung standen. Ich empfand da etwas als endgültig verloren, was ich einst besessen, in Dresden aufgegeben hatte. In Seminarübungen entwickelte sich zwar rasch ein reger Meinungs Austausch mit meinen Hörern, doch ehe ich noch Gelegenheit hatte, ihnen das Neue mitzuteilen, das ich bieten konnte, überschütteten sie mich mit Hinweisen auf ihre Gewährsmänner, besonders auf Scheler. Allein das wurde bald anders. Als ich im Frühjahr zum erstenmal einen Ausflug mit einigen meiner Hörer unternahm, wurde Frage auf Frage an mich gerichtet. Sie wollten durchaus Näheres über meine Ansichten vernehmen. Ich konnte mich nur freuen, wie angeregt unser Meinungs Austausch war. So bahnte sich innere Annäherung an.

Verpflichtet bin ich für vermittelnde Hilfe ganz besonders Ignatius Gentges. Er bereitete sich auf die Doktorprüfung vor, als ich ihn kennen lernte. Noch hatte ich keinen gefunden, der schon als Student sich so erfolgreich schriftstellerisch betätigte. Schon konnte er ein Theaterjahrbuch herausgeben. In Krefeld geboren, vereinigte Gentges in sich Vorzüge des Rheinländers, Beweglichkeit, rasche Auffassung, Lebhaftigkeit, Stoßkraft, Verständnis für neue Schauweisen. Vor allem aber war er ein sehr guter Organisator. So war er rasch Mittelpunkt eines umfangreichen Freundeskreises geworden. Diesen Kreis führte er mir zu. Fast alle legten die Doktorprüfung bei mir ab. Er schulte sie. Immer hatte er Vorschläge bereit, den Betrieb des Seminars zu verbessern. Ja nur seiner Tatkraft war zu verdanken, daß dies Seminar endlich einen Assistenten für die neuere Abteilung bewilligt bekam. Bisher gab es nur einen schlechtbezahlten Bücherwart; als ich nach Bonn kam, war das ein gewiß tüchtiger Germanist. Aber er konnte mir fast gar keine Hilfe leisten, liebte es auch nicht, sich als Bücherwart sonderlich anzustrengen. Ich hatte versäumt, bei den Verhandlungen mit dem Ministerium auf einen Assistenten zu bestehen. Als die Stelle des Bücherwarts frei wurde, setzte Gentges durch, daß ich um Bewilligung eines Assistenten einkam. Sie erfolgte tatsächlich. Und Gentges wurde als erster Assistent.

Die Arbeit, die vor seiner Ernennung zu leisten war, wäre nicht erledigt worden, wenn ich mir nicht aus Dresden Hilfe mitgebracht hätte. Mir stand dort in Edith Aulhorn eine freiwillige Assistentin bei, stets bereit, auch Mühseliges und Langweiliges sorglich durchzuführen. Sie folgte mir nach Bonn und blieb in meinem ersten Semester hier. Rückstände der Katalogisierung erledigte sie in rascher Zeit. Wie in Dresden nahm sie auch in Bonn mir eine Menge

von zeitraubenden Geschäften ab. Sie war eine der wenigen Dresdner Hörerinnen, die wissenschaftlich arbeiteten und Wertvolles veröffentlichten. Leider widmete sie ihre Arbeitskraft bald andern Aufgaben und ging so meinem Fache verloren. Nach ihrer Abreise halfen mir zunächst andere Damen, die von ihr angeleitet worden waren. Dann übernahm Luise Thon, die mich in Dresden gehört hatte, solche Hilfeleistung. Sie konnte nach nicht langer Zeit die Nachfolge Gentges' antreten.

Gentges gewann leicht die Menschen. Doch wirkte er auf andere zuweilen auch ungünstig. Er hatte viele Freunde, aber manchen Feind. Die beiden Vertreter des älteren Faches fühlten sich durch Litzmann beeinträchtigt. Litzmann setzte es durch, daß fast alle Dissertationen auf dem neueren Fachgebiet sich bewegten. Zuletzt freilich trat er das Amt eines Dokorenvaters an Carl Enders ab; aber immer noch fanden sich die Vertreter des älteren Faches, soweit Dissertationen und Doktorprüfungen in Betracht kamen, fast kaltgestellt.

Diesen beiden Herren dankte ich vor allen andern den Ruf nach Bonn. Es war nur selbstverständlich, daß ich nach Kräften ihren Wünschen nachkam. An preußischen Universitäten war es Brauch, daß in der mündlichen Doktorprüfung nur der Referent der Dissertation sich betätigte, nicht auch ein Vertreter des nächstbenachbarten Faches. Bisher hatte in Bonn entweder der Vertreter des älteren Faches geprüft oder der des neueren, je nach dem Gegenstand der Dissertation. Nicht nur aus Dankbarkeit, auch überzeugt von der engen Zusammengehörigkeit des älteren mit dem neueren Fache ging ich sofort auf den Wunsch der beiden Germanisten ein, das künftig anders zu halten und in der Prüfung eine halbe Stunde dem älteren und eine halbe Stunde dem neueren Fache zuzuteilen. Nur dann war der Neigung der Prüflinge ein Riegel vorgeschoben, sich während ihrer Lehrjahre um das andere Fach gar nicht zu kümmern. Ich freilich gewann nichts bei dieser Änderung.

(In Naumann übernahm ein ungewöhnlich zugkräftiger Lehrer die Nachfolge Meißners. Naumann war an den alten preußischen Brauch gewöhnt und wünschte ihn wiederhergestellt zu wissen. Brachte er doch eine ganze Reihe von Doktoranden mit, die nie auf eine Prüfung beim Vertreter des neueren Faches gerechnet hatten. Ich bewilligte das sofort, freilich überzeugt, daß diese Doktoranden sich nun gar nicht um mich kümmern würden. So wurde es auch. Das spielte in meinen letzten Semestern. Zu prüfen hatte ich ohnedies genug.)

Eines Tages bekam ich zu hören, daß Gentges an der immer noch geringen Zahl der Doktoren des älteren Gebietes schuld sei. Wirklich mußte Gentges zurücktreten; seine ganze Weiterentwicklung wurde dadurch gehemmt, ja fast zerstört. Zugegeben sei, daß er als Assistent nicht immer peinlich genau sich an die Vorschriften hielt. Aber ist das für einen Rheinländer nicht selbstverständlich? Die Strafe war viel zu hart; sie war ungerecht. Habilitieren konnte er sich nun nicht mehr. Zäh und rastlos arbeitete er fortan auf dem Gebiete, für das

er besonders befähigt war. Und so glückte ihm trotz allen Hindernissen, sich einen guten Namen zu machen.

Er bewährte früh eine besonders glückliche Hand, zu rechtem Vortrag einer Dichtung anzuleiten. Überkommenes war ihm geläufig, auch Rutz und Sievers. Doch grundsätzlich zielte er auf das Geistige, das die Kunstform nicht nur erfüllt, auch bedingt. Im Mittelpunkt stand und steht ihm die Frage, wie die Gestalt einer Dichtung auch im Vortrag durch rechtes Erfassen ihres Gehaltes zum rechten Ausdruck gelangt. Ich konnte mir triftigere Erfüllung meiner eigenen Absichten nicht wünschen.

Unmittelbar vor dem Angriff, der sich gegen Gentges richtete, überließ ich ihm zwei meiner Stunden in einem Ferienkurs. In diesen zwei Stunden bot er den recht zahlreichen Zuhörern so viel und brachte es in derart überzeugender und anziehender Weise, daß würdige Geheimrätinnen eifrigst mittaten und mit Mund und Geste sich an den Sprechübungen beteiligten. Ich ging dann mit einem Kollegen und mit dessen Frau heim, erfüllt wie wir waren von Gentges' Leistung. Wir trafen seinen erbittertsten Widersacher und erzählten ihm ahnungslos von Gentges' großem Erfolge. Er wurde bleich wie weißes Papier. Ich erschrak, ahnte aber noch nicht, was das zu bedeuten hatte. Fürchtete er etwa, daß dieser Erfolg seine Intrige hemmen könnte?

Was Gentges damals leistete, wurde nach seiner Absetzung Grundlage seines weiteren Lebens. Jahrelang hielt er fortan Kurse ab, in denen er die Zuhörer zu rechter Wiedergabe von Dichtungen anleitete. Über ganz Deutschland erstreckte sich das, aber auch über deutsches Ausland, besonders über die Schweiz. Heute sprach er im fernen Osten, am nächsten Tage ging es an den Rhein. Große Spannkraft war nötig. Doch auch der Erfolg trug ihn. Der Bühnenvolksbund sorgte für die Veranstaltung der Kurse. Nach dem Zusammenbruch dieses Unternehmens setzte Gentges auf eigene Faust das Begonnene fort. Neben dieser mühevollen Arbeit konnte er immer noch schriftstellerisch tätig sein, ja sogar als Schriftleiter.

Der Angriff auf Gentges spielte sich hinter meinem Rücken ab. Der Kurator der Universität hatte mich oft zu diesem ausgezeichneten Assistenten beglückwünscht. Jetzt nahm er ohne Einspruch den ganzen Klatsch, der mühsam zusammengeklaut war, wie unwiderlegliche Wahrheit hin. Der eigentliche Angreifer ging überhaupt gern nach dem Grundsatz „divide et impera“ vor. Es gelang ihm, mich auch mit dem ausgezeichneten Romanisten Wilhelm Meyer-Lübke zu verfeinden. Doch nur für kurze Zeit. Mir war es sehr lieb, daß ich zu dem charaktervollen, von mir hochverehrten Gelehrten bald wieder gute Beziehung gewann und ihm in den letzten Jahren seines Lebens auf Spaziergängen wieder Gesellschaft leisten durfte.

Daß Gentges sich nicht folgerichtig weiterentwickeln und die akademische Laufbahn nicht einschlagen konnte, war für mich ein übler Verlust. Auch in

diesem Falle rächte sich, daß ich in Dresden vierzehn Jahre lang nicht in der Lage war, Schüler heranzuziehen. Die Zahl der Dissertationen, die ich in Bonn zu betreuen hatte, ist sehr hoch. Doch kaum einer der Verfasser und kaum eine beschritt den in der Dissertation begonnenen Weg. Was früh Marie Joachimidege ge glückt war, erzielte fast niemand, sich als Schriftsteller einen vielbeachteten Namen zu machen. Nicht einmal schriftstellerisch Hochbegabten glückte das. Vielmehr verstummten sie unter dem Druck des Broterwerbes. Es gab und gibt eine große Menge von Bonner Walzelschülern, wie sie sich gern nannten. Doch um meine Berner Schule kümmerte man sich viel. Die große Mehrzahl meiner Bonner Schüler blieb weiten Kreisen unbekannt.

So glückte es mir auch nicht, einen meiner Schüler zu habilitieren. Ansätze dazu gab es wohl, aber früher oder später kam ein unübersteigliches Hindernis. So habilitierte ich eigentlich nur Benno von Wiese. Er kam von Jaspers. Später versicherte er mir, erst durch mich literaturwissenschaftlich arbeiten gelernt zu haben. Rasch wurde er Professor in Erlangen. Heinrich Lützel er ist freundlich genug, sich als meinen Schüler zu bezeichnen. Er besuchte wirklich längere Zeit mein Seminar und leistete sehr Gutes auf meinem Wege einer Erforschung des Zusammenhanges von Gehalt und Gestalt. Obwohl vor allem Theoretiker der bildenden Kunst, weiß er Ästhetik der Dichtkunst stets einsichtig und förderlich zu treiben. Aber eigentlich hatte er sein Studium schon bei andern abgeschlossen und war durch sie bestimmt, als wir in Fühlung kamen. Seine Habilitation verlief glänzend. Paul Clemen, Dyroff und Rothacker waren zusammen mit mir Lützeler's Paten. Dyroff versicherte mir, er habe nie einen besseren Habilitationsvortrag gehört. Seine Lehrtätigkeit brachte ihm große und wohlverdiente Erfolge. Seiner Bücher sind nicht nur viele; sie dürfen auch gewichtig heißen. Mein Verdienst an diesen Leistungen möchte ich indes nicht überschätzen.

Unmöglich könnte ich über meine Bonner Dissertationen so genau berichten, wie ich es über die Berner tat. Es sind ihrer zu viele, und ihre Verfasser und Verfasserinnen stehen nicht in gleich scharfen Umrissen vor meinem Auge. Am wenigsten möchte ich die Arbeiten, an denen ich innerlich beteiligt war, von den andern scheiden, die weniger auf meine Rechnung kommen. Nur eins sei angemerkt: Noch weit mehr als einst in der Schweiz ergab sich, daß die eigentlich schöpferisch Veranlagten unter meinen Hörern schon in der Dissertation ihre eigenen und nicht meine gewohnten Wege gingen. So etwa Hannes Maaßen; als Schriftsteller und vor allem als Schriftleiter leistet er Ungewöhnliches. Hennig Brinkmann, Sohn des klassischen Philologen, stand am Abschluß seiner Vorbereitung, als ich nach Bonn kam. Seine Dissertation betraf mein Fach nicht. Wir kamen uns näher und näher; er veröffentlichte viel und Wertvolles, trat auch sehr sachkundig für meine Anschauungen ein. Er habilitierte sich in Jena; leicht wurde ihm nicht gemacht, die ihm gebührende Stellung zu

7. Professur in Bonn

erreichen. Aber darf ich überhaupt ihn als meinen Schüler bezeichnen? Dann wäre er einer der ganz wenigen Walzelschüler, die jetzt an führender Stelle akademisch tätig sind. Martin Rockenbach prüfte ich kurz nach meiner Ankunft in Bonn. Er war längst mit meinen Schriften vertraut, bezeugte das auch in der Prüfung. Als Schriftsteller und als Schriftleiter war er ungemein tätig. Seit langem aber habe ich die Fühlung mit ihm verloren.

In England gelang es meinen englischen Schülern wesentlich leichter, an Hochschulen anzukommen. Soll es doch eines Tages heißen haben, wenn man in England Geschichte der deutschen Literatur akademisch vertreten wolle, müsse man mein Schüler sein. So schlimm war das allerdings nicht. Doch viel veröffentlicht haben meine Gefolgsleute auch in England nicht. Einzige Ausnahme ist Mary Beare in Cambridge. Was sie drucken ließ, ist sachkundig und klar dargestellt und fördert, bringt Ergebnisse, die von deutscher Wissenschaft noch nicht erreicht worden waren. Sehr zu bedauern ist, daß ein so begabter, urwüchsiger und selbständiger Kopf wie Oliver Edwards, jetzt in Cardiff, nur seinen Beitrag zu meiner Sammlung „Wortkunst“ herausbrachte. Hoffentlich schenkt uns Kathleen Cunningham (in Bangor) eine versprochene Arbeit über Paul Ernst. Marjorie Lawson blieb, heimgekehrt nach Nordamerika, ja auch bei ihrer geistreichen Studie über den Begriff der Spannung nicht stehen.

Gleiches gilt von Magdalena Klein, von Julius Haupt, von Gert Buchheit, während Paul Schaaf sich von Forschung zu Dichtung wandte. Doch die Mehrzahl verfiel in Schweigen. Kaum zu begreifen bleibt, daß Paul Ludwig Kämpchen nach seiner vielbeachteten Schrift über die „numinose Ballade“ und Arthur Hermann Fink nach seiner scharfsichtigen Untersuchung von Maxime und Fragment die Flinte ins Korn warfen. Besonders eng verbunden fühlte ich mich mit Heinz Mertens. Von ihm stammt das ungewöhnlich eingehende Register zu meiner „Deutschen Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart“. Dieser Rheinländer vertiefte sich mit Feingefühl in das Wesen der Wiener Dichtung um 1900 und in das bewußt Unheldenhafte ihrer Helden. Die Hoffnungen, die ich auf ihn setzte, blieben unerfüllt. Früh ging er dahin. Selbstverständlich ist mit diesen wenigen Namen die lange Reihe tüchtiger und förderlicher Dissertationen meiner Bonner Zeit nicht ausgeschöpft. Mir aber liegt nicht daran, hier für sie die Trommel zu schlagen. Was ich jetzt über sie vorbrachte, entstammt meinem tiefen Bedauern, verheißungsvolle Anfänge nicht weiterentwickelt zu sehen. Das gilt leider auch von der klugen und echt wissenschaftlich denkenden Wanda Kampmann. Sie wie andere sind aus meinem Gesichtskreis verschwunden; das wäre wohl kaum geschehen, wenn sie ihre schriftstellerische Tätigkeit fortgesetzt hätten.

Die ganze große Menge von Dissertationen hätte ich nicht betreuen können, wenn nicht ausgiebige Unterstützung mir zu Hilfe gekommen wäre. Zuerst natürlich Gentges. Dann Luise Thon und neben ihr bald auch Paul Tack, der

rasch zum zweiten Assistenten ernannt wurde. Luise Thon selbst machte die Doktorprüfung in meiner Bonner Frühzeit. Ihre „Sprache des deutschen Impressionismus“ eröffnete die Sammlung „Wortkunst“; ein nicht nur mir sehr wichtiger Beitrag zur Erforschung gegensätzlicher Ausdrucksmöglichkeiten der Dichtkunst. Wenn ich Dichtkunst Wortkunst, Dichtwerk Wortkunstwerk nannte, so lag das in der Richtung meiner Gestaltergründung, aber auch wechselseitiger Erhellung der Künste. Ergründet Erforschung bildender Kunst die Mittel, mit denen der Künstler arbeitet, so ist es auch Pflicht des Erforschers von Dichtung, die Ausdrucksmittel des Dichters festzustellen, vor allem das wichtigste, das Wort. Als eine der dringlichsten Aufgaben erscheint mir, die Bedeutung der grammatischen Kategorien für die Unterschiede im Ausdruck der Dichter ins Auge zu fassen. Geschehen war das längst. Belege finden sich in „Gehalt und Gestalt“. Früh kümmerte man sich um die Bedeutung des Unterschiedes verbalen und nominalen Ausdrucks für die Dichtung. Freilich wurde dann gern empfohlen, was nicht allein selig macht, und abgelehnt, was durchaus berechtigt ist.

Am entscheidendsten wies Karl Vossler den rechten Weg. Meisterhaft enthüllte er den Sinn der Gegensätze, die sich ergeben, wenn der eine diese und der andere die entgegengesetzte grammatische Kategorie liebt, der eine also etwa verbal, der andere nominal sich auszudrücken vorzieht. Vossler beschritt immer den ganzen Weg, der von der Gestalt zum Gehalt führt. Er enthüllte, wie in der Sonderart des Ausdruckes die Sonderart des geistigen Verhaltens sich ausprägt. Nicht nur von einzelnen, auch von ganzen Völkern.

Mein Aufsatz „Der Dichter und das Wort“ (Bonn a. Rh. 1927) mustert besonders bezeichnende Fälle dieses Zusammenhangs. Er nennt eine Reihe von Forschern, die wie Vossler solchem Zusammenhange nachgehen. Er bezieht sich auf Luise Thons Untersuchung. Er gedenkt auch Wilhelm Schneiders.

Schneider hatte bereits Vorstöße auf diesem Feld versucht, ehe wir uns kennen lernten. Zunächst noch mit ausgesprochener Neigung, für die eine grammatische Kategorie einzutreten und etwas voreilig gegen die andere sich zu wenden, etwa in verbalem Ausdruck ein Kennzeichen des wahren Dichters festzustellen, nominalen Ausdruck indes minderwertig zu nennen. Schneider war schon längere Zeit in Köln an einer höheren Schule tätig. Sein Beruf legte ihm nahe, dem Schüler zu sagen, was richtig und was falsch ist. Mir war wichtig, daß er ein scharfes Auge für grammatische Kennzeichen des Stils besaß. Wirklich leistete er bald Vorzügliches auf diesem Gebiet, wenn auch zuweilen die alte Neigung noch mitsprach, abzulehnen, was immerhin einiges Lebensrecht besaß. Ich aber konnte mir nichts Besseres wünschen, als einen Mitkämpfer, der unermüdlich an einer Fülle von einzelnen Erscheinungen den Gehalt des besonderen Wortausdrucks feststellte. Indem Schneider in seinen „Ausdruckswerten

der deutschen Sprache“ (Leipzig und Berlin 1931) grundsätzlich Zweipoligkeit des Ausdrucks zum Leitfaden machte, gelangte er zu sehr geglückten Grundbegriffen des Wortstiles: Begrifflich-Sinnlich, Klar-Dunkel, Knapp-Breit, Abstand haltend-Andringlich. Oder Spannungsarm-Spannungsreich, Plastisch-Musikalisch, Glatt-Rauh, Einhellig-Vielhellig. Das soll nicht etwa eine einheitliche Terminologie vorschreiben. Sondern es macht auf die vielfältigen Möglichkeiten des Ausdrucks aufmerksam, die in Dichtungen sich darbieten, fördert mithin das „Sehen“. Eine Fülle von Gesichtswinkeln ergibt sich, von denen aus gesehen werden kann.

Wilhelm Schneider bot überdies eine Reihe von anderen förderlichen Arbeiten. Er ging weiter zu zusammenfassender Darstellung eines größeren Bereiches der Dichtungsgeschichte, indem er das Werk der auslandsdeutschen Dichter schilderte. Abermals ist Schneider einer der nicht wenigen, die in Zusammenhang mit mir gern und mit Erfolg schriftstellerische Leistungen vorlegten, aber im eigentlichen Sinn des Wortes nicht meine Schüler sind. Paul Tack ist aller Schriftstellerei ebenso abgeneigt, wie sie für Schneider gerneübter, ja selbstverständlicher Brauch ist. Tack wurde es schon nicht leicht, seine Dissertation abzuschließen. Sie bekämpft einsichtig den Wahn, die Sprache des Dramas müsse möglichst einmaliger und persönlicher Ausdruck der einzelnen Bühnengestalt sein. Begreifen läßt sich, daß im Lauf des 19. Jahrhunderts die Neigung zu Psychologie wegen ihres Bedürfnisses zu atomisieren, einseitige Überspitzung des sogenannten Charakteristischen vertrat und der Bühnengestalt nur noch Worte zugestand, die Zug um Zug dem Charakter entsprechen und ihn enthüllen. Das berief sich auf Shakespeare. Tack kann nachweisen, daß gerade Shakespeare die Sprache „überrollenmäßig“ gestaltet, sie nicht nur zum einmaligen Ausdruck einer einzelnen Rolle macht, sondern ein höheres Formgesetz erfüllen läßt. Scharf und klar ist das in einem Heft der „Wortkunst“ dargetan, knapp und eindringlich. Wenn Tack spricht, gönnt er sich mehr Worte. Doch widerstrebt ihm, auf dem Papier so ausführlich zu sein. Tack hielt bei festlicher Gelegenheit einmal eine Rede auf mich. Gern hätte ich sie hinterdrein gelesen und aufbewahrt. Er hatte nichts aufgezeichnet und war nicht zu bewegen, nachträglich das Gesprochene niederzuschreiben. So ist, was mir Freude gemacht hatte, bis auf winzige Restchen meinem Gedächtnis entschwunden.

Er ist der geborene Sprecher. Leyhausen schulte ihn. Als er nach Bonn kam, erklärte er mir sofort, daß er Vortragsmeister werden wolle. Oft gab ich ihm bei Übungen, aber auch sonst Gelegenheit, seine Vortragskunst zu betätigen. Bald auch, den Hörern auseinanderzusetzen, wie Vortrag zu gestalten ist. Nachdem er längere Zeit sich derart betätigt hatte, dann zusammen mit Luise Thon als Berater und Lenker der Verfasser von Dissertationen, holte sich ihn der Fachvertreter an der Universität Kapstadt als Gehilfen. Mehrere Jahre blieb er dort und entwickelte sich weiter, diente auch der deutschen Sache durch

seine Rezitationen. Er war zuletzt nahe daran, die Nachfolge des Mannes anzutreten, der ihm das Wirken in Kapstadt möglich gemacht hatte. Man entschied sich indes für einen andern Deutschen, der in Cambridge Lektor gewesen war und seitdem dort privat unterrichtete. Ich kenne ihn und meine behaupten zu dürfen, daß er an Tack nicht heranreicht. So war es für Tack richtiger, nach Deutschland zurückzukehren. War doch das Lektorat für Sprechkunst in Bonn frei geworden. Tack wurde Lektor und erfreut sich sehr guten Erfolges.

Er macht es anders als Gentges. Der Unterschied soll hier nicht erörtert werden. Auch nicht der Unterschied, der zwischen Gentges, Tack und meinem Neffen Felix von Trojan besteht. Denn auch dieser ältere Sohn meiner Schwester ist seit Jahren Lektor der Redekunst, und zwar in Wien. Merkwürdig verschieden kann dieses Amt aufgefaßt werden.

Felix von Trojan erwies sich früh als ungewöhnlich vielseitig begabt, so vielseitig, daß Gefahr der Zersplitterung bestand. Zum Leidwesen ihres Vaters, der früh als Statthaltereirat aus dem Dienste Niederösterreichs ausschied, wollten seine beiden Söhne nicht den Weg des Beamten einschlagen. Ich weiß, daß ich da mitschuldig bin, nicht weil ich ihnen etwa geraten hätte, meinen Weg zu gehen. Im Gegenteil. Zu gut wußte ich, wie gefährlich das akademische Glücksspiel ist. Sie aber wollten es machen wie ich. Allein wenn sie sich mit deutscher Dichtung beschäftigten, so dachten sie vor allem an Drama, vielmehr an Theater. Floß doch auch in ihren Adern Bühnenblut.

Die Mutter meines Vaters war eine recht bekannte Bühnensängerin gewesen. In Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaisertums Österreich ist ihr Leben und ihr Wirken dargelegt. Bejahrte Buchhändler berichteten mir häufig, wie beliebt sie in Leipzig war, wo sie längere Zeit wirkte. Sie war in Wien geboren; ihre Eltern aber stammten aus Südtirol. Von ihr kommt der italienische, vielleicht lombardische Typus, den wie ich viele ihrer Nachkommen weisen. Dann aber die Neigung zur Bühne. Endlich wohl auch das Gefühl, in Italien sich heimisch zu fühlen, ein Gefühl, dessen ich erst in jüngster Zeit mir ganz bewußt geworden bin.

Auch ein Vetter von mir neigte zum Schauspielerwesen, wurde aber nach einigen Irrwegen schließlich Oberstleutnant bei den Radetzkyhusaren. Mein Großvater war Offizier gewesen. Sein jüngster Sohn wurde Generalmajor. Längst schon zählte er zum Offiziersadel. Dessen älterer Sohn wurde im Weltkrieg gleichfalls Generalmajor; der jüngere Sohn ist der Radetzkyhusar. Am stärksten wirkte sich das Bühnenblut in dem zweiten Sohn meiner Großeltern aus. (Mein Vater war der Älteste.) Gern wäre Camillo Walzel Schauspieler geworden, scheint indes, soviel mir erzählt wurde, irgendwie auf diesem Felde versagt zu haben. Wie sein Vater und wie sein jüngster Bruder wurde er Offizier. Bald aber wählte er den Beruf eines Kapitäns der Donaudampfschiffahrts-

gesellschaft. Diese Stellung war damals stark umworben. Die gesellschaftlichen Pflichten, die er auf seinem Dampfboot zu erfüllen hatte, wahrte er so erfolgreich, daß man gern auf seinem Schiffe fuhr. So lernte er seine Gattin kennen, die Tochter eines wohlhabenden adligen Hauses. Alles schien bestens geordnet. Da scheiterte sein Dampfboot. Wie gut er auch angeschrieben war und wie mächtige Gönner ihm beistanden, er mußte doch aus dem Dienst der Gesellschaft scheiden. Ungefähr zu gleicher Zeit vernichtete der Börsenkrach von 1873 das Vermögen seiner Frau. Alles stand auf dem Spiele. Ihm blieb nur der eine Ausweg, die Begabung zu verwerten, die er schon bewährt hatte. Ihm lag, Bühnentexte zu schaffen, besonders travestierende. Ich möchte ihn da zur Schule Nestroys rechnen. Er hatte einen Decknamen benutzt. Er zerschnitt seinen Namen in zwei Teile und nannte sich zunächst, indem er das L verdoppelte, Wall. Jetzt holte er die zweite Hälfte heran, abermals mit Verdopplung des Schlußlautes. Als F. Zell wurde er berühmt genug, um eine Zeitlang als einer der Träger der klassischen Wiener Operette auf dem Vorhang des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin abgebildet zu erscheinen. F. Zell war, verbunden mit Richard Genée, wohl der beliebteste Librettist seiner Zeit. *Fatinitza*, *Boccaccio*, *Donna Juanita*, *Seekadett*, *Nacht in Venedig*, *Bettelstudent* erhalten ihn noch der Gegenwart lebendig. Mag immer der Librettist weit hinter dem Komponisten angesetzt werden, Modernisierungen seiner Texte, wenn sie auch alles andere als glücklich sind, entfremden seinen Namen dem Publikum. Allein längst setzten sich seine Wendungen so fest im Gedächtnis der Welt, daß man ahnungslos noch immer sie gebraucht. Von ihm stammt das geflügelte Wort „Schwamm drüber!“. Die Sammler geflügelter Worte bezeugen das. Es war der Kehrreim eines Couplets. „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt“ ist uns doch wohl noch immer geläufig. Und manches andere aus seinen Texten. Es ist immerhin eine Leistung, die Sprache seines Zeitalters derart zu bedingen.

Ich erlebte als Kind den Werdegang der Wiener Operette, der Schöpfungen Johann Strauß', Suppés, Millöckers und ihrer Genossen. Wir besuchten die Operetten, deren Text von Onkel Camillo stammt, bald nach der Erstaufführung. Die alten Wiener Drehorgeln, die „Werkel“, spielten die Melodien dieser Operetten uns den ganzen Nachmittag vor; zuweilen in unliebsamem Wettbewerb gleichzeitig zwei bis drei solcher Ohrenmarterkasten. Die Luft war geschwängert von der Wiener Operette. Ich nahm das als selbstverständlich hin und machte mir darüber wenig Gedanken. Ich ahnte nicht, daß diese Wiener Operette ein langes Nachleben haben sollte, ja, daß sie für die Nachwelt die eigentliche große Leistung des Singschauspiels um 1890 werden sollte. Nach Richard Wagners Hingang wurde auf deutschem Boden sehr lange Zeit überhaupt nichts Kunstvolleres auf dem Boden der Bühnenmusik geleistet. Seit Jahrzehnten nimmt diese Wiener Operette von einst, voran „Fledermaus“ und

Onkel Camillo Walzel (F. Zell) als Operettenlibrettist

„Zigeunerbaron“ (ihr Text stammt nicht von meinem Onkel), eine ehrenvolle Stelle im Spielplan der deutschen Opernbühnen ein. Sie ist — wie man in Wien sagt — aus der Vorstadt in die Bühnen der inneren Stadt vorgedrungen. Viel länger dauerte es, ehe Ferdinand Raimund das erreichte.

Onkel Camillo nahm im Bühnenleben der Vorstadt eine beträchtliche Stellung ein. Längere Zeit war er Direktor des Theaters an der Wien. Sollte das nicht auch mich zur Bühne locken? Wirklich dachte ich auch nicht einen Augenblick daran, mit der Bühne in unmittelbare Fühlung zu kommen. Oben war zu berichten, wie spät und auf welchen Umwegen ich das endlich tat. Ich galt den Brüdern meines Vaters für zu ernst; richtiger wäre zu sagen: für zu ungewandt. Sie waren mit mir und mit meiner Erziehung gar nicht einverstanden und ließen mich das fühlen. Besonders Onkel Camillo. Oft war ich sein Gast in Weißenbach an der Triesting, mitten in lieblicher Waldlandschaft. Er schuf sich da ein reizvolles Heim. Er selbst hatte keine Kinder. Desto mehr erzog er an mir herum. Ich will nicht leugnen, daß ich manches von ihm lernte. Angenehm war indes dieses Hofmeistern nicht. Geschah es doch fast immer in Anwesenheit anderer. Dabei gestand mein Onkel mir oft, daß er mich um der Bildungsmöglichkeiten willen, die mir zugänglich waren, beneidete. Ihm war es in seiner ersten Jugend nicht so gut ergangen. Im Hintergrund stand wohl die Ansicht, um wieviel besser ihm alles gelungen wäre, wenn er es auch so gut gehabt hätte. Wohlbemerkt bin ich gar nicht überzeugt, daß er mit mehr Schulbildung noch Wertvolleres geleistet hätte. Er war gewiß alles andere als ungebildet. Aber zugleich war in ihm noch etwas Urwüchsiges und Unverbildetes; und das gab vielleicht seinen Libretti den besten Reiz. Ich verspürte das oft, wenn ich Operettentexte anderer zu hören bekam, die ihre Schulbildung bewußt, ja vielleicht sogar in Gegensatz zu meinem Onkel zur Schau trugen. Die klassische Wiener Operette war zu stark auf Nestroys ironischen Ton gestimmt, um viel Bildungsaufputz zu ertragen. Sie war noch ganz naiv. Erst später entwickelte sich aus ihr die sentimentalische Operette, die in Liebessachen Töne ernsterer Leidenschaft anschlägt. Franz Léhar wurde ihr erfolgreichster Vertreter.

Vielleicht hätte man die Verwandtschaft meines Onkels mit der Wiener Volksbühne stärker empfunden, wenn er, in Magdeburg geboren, ein weniger korrektes „Schriftdeutsch“ gesprochen hätte, weniger „nach der Schrift“ (sprich: Schriiift), wie es in Wien heißt. (Genée war Norddeutscher.)

Schon als Gymnasiast, dann als Student, aber auch später suchte ich vergeblich eine Brücke von meiner Wissenschaft zu seinem Schaffen. Gern hätte ich ihn ausgefragt, aber ich befürchtete eine Abfuhr. Gern hätte ich gewußt, welchen Anteil Genée an seinen Operettentexten hatte. Genée war geschulter Musiker und scheint nur an den Stellen, die zu vertonen waren, geholfen zu haben. Daß mein Onkel die Couplets selbständig gestaltete, ergab sich mir auch aus einer Mitteilung, die er mir einmal machte. Das Couplet „Nur für

Natur hatte sie Sympathie, unter Bäumen süßes Träumen liebte Gräfin Melonie“ stammt nicht von ihm. Der geniale Alexander Girardi hatte ihn gebeten, an die Stelle eines Couplets einer neuen Operette ein anderes setzen zu dürfen, das von einem bekannten Wiener Volksdichter stammte. Mein Onkel gab das zu, fühlte sich aber verletzt. Gerade dieses Ersatzcouplet wurde so beliebt, daß alle Wiener Schusterjungen es auf der Straße piffen oder gar mit dem Text sangen. Mit der Operette selbst hatte es natürlich gar nichts zu tun. Es dankte seinen Erfolg sicherlich der unvergleichlichen Kunst Girardis.

Als der „Bettelstudent“ entstand, ersuchte mich mein Onkel, ihm Schriften über das Leben Polens und über polnischen Adel zu nennen. Ich verschaffte ihm zwei solcher Schriften, weiß aber nicht, ob er sie benutzt hat. Abermals scheute ich eine Anfrage.

War er doch zu geneigt, mir Unangenehmes zu sagen. Nach der Maturitätsprüfung war ich wieder einmal in Weißenbach an der Triesting. Ich brachte das Gymnasialprogramm mit den Ergebnissen der Prüfung mit. Ich hatte als Primus omnium ein recht schönes Zeugnis bekommen. Er aber errechnete, daß unter den Abiturienten, die ein Vorzugszeugnis erhalten, einer war, der vom Jahre 1866 stammte. Ich war mit ihm besonders befreundet. Er war sehr begabt. Mein Onkel wollte nun wissen, warum ich nicht schon längst die Abschlußprüfung gemacht habe. Mein Freund war nicht volle zwei Jahre jünger als ich, aber gewiß frühreif. Wir waren dann noch auf der Universität zusammen, entfremdeten uns allmählich einander, und ich sah ihn erst wieder, als er auf einem Wiener Gymnasium meine beiden Neffen zu Schülern hatte. Ich kam damals von Dresden nach Wien. Bald darauf starb er.

Ich selbst indes möchte dem Geschick nicht undankbar scheinen. Schon in meiner Dresdner Zeit, als ich Schüler nur ganz ausnahmsweise bilden konnte, trösteten mich Wohlwollende: Zwar nicht durch gesprochenes Wort, aber durch meine Schriften ergäbe sich mir ein immer zunehmender Kreis von Schülern. Wirklich nannten und nennen sich manche meine Schüler, die ich nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam. Oder erst sehr spät. Da waren, besonders im Ausland, die vielen, die sich von meiner Darstellung der deutschen Romantik angeregt fühlten, allen voran dank meinem hochverehrten Freunde Arturo Farinelli seine zahlreichen Schüler, die auf dem Gebiet der deutschen Romantik sich betätigten. Dann mancher, der sich in meinem Sinne zu ideengeschichtlicher Betrachtung der Dichtwerke und ihrer Schöpfer entschloß. Endlich die mir zustimmenden Erforscher der Kunstgestalt von Dichtungen und des inneren Zusammenhanges von Gestalt und Geisteshaltung.

Ich füge ausdrücklich hinzu, daß auch ich mich oft nicht genannt sah, wenn man unzweideutig nicht nur sich von mir angeregt fühlte, auch willig meine Worte anführte. Ich meine nicht etwa Plagiate. Sondern es trat etwa eine neuartige Darstellung der Geschichte deutscher Dichtung auf den Plan. Sie recht-

fertigte ihr Verfahren in der Einleitung, rechnete da mit bestehenden Werken über den Gegenstand ab. Die Einwürfe, die erhoben wurden, konnte ich nur anerkennen, tat das auch in einer Besprechung. Hatte ich ähnliches doch schon selbst vorgebracht. Aber diese Einleitung schien von mir nichts zu wissen. Um so mehr erstaunte ich, als ich im Text längere Anführungen aus meiner Darstellung neuerer deutscher Dichtung antraf, mit Angabe meines Namens. Also nur versehentlich war ich in der Einleitung nicht genannt worden? Ich könnte manche ähnliche Versehen anführen. Einer, dem ein solches Versehen widerfahren war, erzählte mir jüngst, er habe eine neue Arbeit veröffentlicht, ohne den einzigen Aufsatz zu nennen, auf den sich diese Arbeit stützen konnte; der Aufsatz stammte von ihm selbst.

Der Verfasser der neuen Literaturgeschichte wurde wegen der Anführungen aus meinen Schriften von einem Kritiker schwer getadelt, der jedes Jahr mindestens einmal über mich herfiel. Allerdings gab er sich dann meist ärgerliche Blößen. Am schlimmsten, wenn er nicht merkte, daß er sich gegen allgemein Bekanntes wendete, das ich ohne Angabe des Verfassers und ohne Anführungszeichen gebracht hatte, in der Überzeugung, jeder müsse wissen, daß ich Worte Goethes oder ähnliches im Auge hatte. Ihm widerfuhr einmal, Verse aus „Lilis Park“, die er ohne Quellenangabe irgendwo vorfand, der geistlichen Dichtung des 17. Jahrhunderts zuzuweisen.

Wie mich Kritik zu behandeln pflegte, ist hier längst erwähnt. Ihr Verhalten hat nicht verhindert, daß sich sehr viele zu mir bekannten. Doch gerade die Tatsache, daß mich Gelehrte des In- und Auslandes ihren Anreger, ja ihren Führer nannten, wirkte hemmend auf meine Bonner Lehrtätigkeit und beraubte mich einer Fähigkeit, die ich in Bern gewonnen und gern bestätigt hatte. War ich, als ich nach Bonn kam, schon zu alt, als daß ich noch einmal hätte leisten können, was ich in Bern angebahnt hatte, nämlich die Erziehung akademischen Nachwuchses? Der geniale Wilhelm Scherer hatte das in ausgezeichneter Weise verstanden. Als ich in Bonn anfang, war ich schon ein Jahrzehnt älter als Scherer es bei seinem Hingang war. Jung muß man sein, wenn man liebe- und verständnisvoll Jünger erziehen soll. Weil Scherer in jungen Jahren das tun konnte, opferte er gern seine Zeit, Schüler zu leiten und zu fördern, die etwas zu leisten fähig schienen. Gewiß traf er auf hervorragend Veranlagte. So war bald eine Lehrkanzel nach der andern von seinen Schülern besetzt. Sie machten ihm Ehre. Fraglich indes darf bleiben, ob er, wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, noch immer dies Erzieheramt mit gleicher Hingabe verwaltet hätte.

Und so kann ich jetzt sagen, was mir das lange vergebliche Warten in Dresden an Schlimmem eigentlich eingetragen hat: Ich war nicht mehr geduldig und hingebungsvoll genug, um Jüngere Schritt für Schritt zum akademischen Lehramt emporzuleiten. Ich war vermutlich auch zu anspruchsvoll. Erich Schmidt

7. Professur in Bonn

sah früh in mir den künftigen Hochschullehrer. Überdenke ich jedoch, was von meinem Verhalten und von meinen Leistungen ihn zu solcher Hoffnung veranlaßte, so muß ich zugeben, daß mir in Bonn ein gleichveranlagter Schüler mit ungefähr ähnlichen Leistungen noch lange nicht genügt, und ich ihn nicht zur Habilitation angeregt hätte. Oder auch, daß ich Schüler, die auf dem Wege zur Dozentur waren, zu wenig betreute und ihnen zu wenig die Zügel anlegte. Ich ließ sie zu frei herumlaufen. Das Ende war, daß sie zu einer Habilitation überhaupt nicht gelangten.

Und nun sei auch noch ein Letztes gesagt. Die Vorbereitung auf die Doktorprüfung, vor allem die Leitung der Dissertation, war in meinem Bonner Seminar sehr gut organisiert. Die Assistenten Gentges, Thon, Tack unterstützten mich vorzüglich. Aber vielleicht wurde zuweilen ihre Hilfe manchen ein Hemmnis. Je selbständiger meine Hörer waren, desto weniger vertrugen sie die strenge Aufsicht der Assistenz. Kundige hatten mir in Bonn bald gesagt, gute Assistenten seien eine vortreffliche Brücke vom Professor zu seinen Hörern, aber auch eine Mauer, die ihn von seinen Hörern trenne. Wirklich zogen Schüler, die gute Hoffnungen weckten, es mehrfach vor, sich Fächern zuzuwenden, die ihnen mehr Bewegungsfreiheit ließen. Ich merkte das allmählich; die Kennzeichen solcher Abneigung gegen die Assistenten wurden mir geläufig. Daher behielt ich eine Reihe meiner Bonner Doktorkandidaten ganz für mich. Mit gutem Recht war ich überzeugt, daß sie nur unter dieser Bedingung leisten würden, was sie leisten konnten. Sie wurden mir nicht untreu. Wenigstens nicht vor der Promotion. Aber es konnte vorkommen, daß ein sehr begabter gleich nach dem Druck seiner Arbeit abschwenkte. Diese Arbeit galt Fachkollegen als Zeugnis, daß er einer meiner Musterschüler sei. Man wünschte weitere Arbeiten von ihm für eine Zeitschrift. Ich kannte nicht einmal seine Anschrift und konnte das Angebot nicht an ihn weitergeben, hörte auch seitdem nichts mehr von ihm.

Was ich da sage, soll nichts weniger als ein Vorwurf gegen meine Assistenten sein. Nicht an ihnen, sondern an der Sache selbst lag es, daß ich auf solche Schwierigkeiten stieß. Auch an mir selbst. Ich war mir gut bewußt, daß ich selbst den vielen, die von der Assistenz betreut wurden, nicht das hätte leisten können, was die Assistenz ihnen gab. In Bern war das anders gewesen. Da hatte ich keine Assistenten. Die Dissertationen kosteten mich in Bern so viel Arbeit und Zeit, daß meine eigene Schriftstellerei zu kurz kam. In Bonn hätte ich mir das nicht leisten dürfen. Als ich den Bonner Ruf annahm, drückte ein Fachgenosse mir sein Beileid aus, daß ich fortan selbst nicht so werde weiterarbeiten können, wie ich in Dresden gearbeitet hatte. Füglich darf ich behaupten, daß ich es doch zustande brachte. Begreifen kann ich das heute so wenig, wie ich die Fülle meiner Leistung in der zweiten Hälfte meiner Dresdner Zeit begreife. Am wenigsten, wenn ich mir vergegenwärtige, wie winzig mein Arbeitszimmer mehr als sechs Jahre lang war.

Ich will ganz kurz berichten. Zunächst von schriftstellerischer Arbeit. Für mein Handbuch der Literaturwissenschaft hatte ich die erste Hälfte von „Gehalt und Gestalt“, die ich noch in Dresden aufzeichnete, druckfertig zu machen und die beiden Bände der „Deutschen Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart“ zu verfassen. Für „Gehalt und Gestalt“ wurden mir zwei jüngere Bonner Kollegen dankenswerte Helfer, ein Romanist und ein Philosoph. Diesem las ich das Ganze vor und bekam von ihm manchen Wink. Jener übte recht strenge Kritik, brachte mich aber vor allem in Fühlung mit Arbeiten seines Gebietes, die mir nicht nur dienlich waren, auch Ähnliches erstrebten wie ich. Ich dankte ihm durch die Widmung der „Deutschen Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart“. Er steht da neben Farinelli und Fehr.

Als ich an diese Arbeit ging, hatte ich mich schon gewöhnt, in die Maschine zu diktieren. War mir doch Sprechen liebe Gewohnheit geworden. Eine Menge von Hindernissen entfiel dadurch. Wie übel diese Hindernisse mir mitspielen, erfahre ich auch heute noch, ja vielleicht stärker als einst. Der Umgang mit der Schreibmaschine fiel mir, als ich in Dresden ihn begann, entschieden leichter als jetzt. Jahrelang benutzte ich die Mignonmaschine der AEG. Ihre Einrichtung ist ganz anders als die allgemein gewohnte. Der Übergang zur Triumphmaschine wurde mir nicht leicht. Bald begann ich zu diktieren. Doch selbstverständlich läßt sich eine wissenschaftliche Untersuchung, die ins einzelne geht, nicht diktieren. So mußte ich immer wieder selbst Hand anlegen. Zumal in jüngster Zeit, als ich mich nach umfassender und zusammenfassender Arbeit grundsätzlich zu Einzeluntersuchungen wandte. Freilich verspürte ich bald, daß der Fluß der Worte und Sätze litt, wenn ich nicht diktierete. Man fühlt sich beschwingter beim Sprechen, man formt großzügiger. (Ich vermeide absichtlich den Ausdruck: bewußter.) Man meint zu bauen, nicht nur Sandkorn an Sandkorn oder bestenfalls Stein an Stein zu setzen.

Hing das bei mir mit der längsterworbenen Erfahrung zusammen, daß mir das Aufzeichnen meiner Vorträge nach dem Vortrag immer willkommener war als vorher? Meine Vorträge ruhten auf längerer Gedankenarbeit. Auf das, was ich in die Maschine sagte, bereitete ich mich bei weitem nicht gleich sorgfältig vor, nicht einmal so wie auf Vorlesungen. Allein was ich zu diktieren hatte, war zum überwiegenden Teile irgendwie von mir schon gesprochen worden. Und schon in Dresden hatte ich mich gewöhnt, den Stoff meiner Vorlesungen in einer Art Wiederholungsunterricht ohne irgendwelche besondere Vorbereitung zu entwickeln. Wie fruchtbar dergleichen Repetitorien sein können, war mir schon in Bern aufgegangen. Dankbar bin ich einem meiner Berner Hörer, einem klugen jungen Manne, daß er mir nahelegte, solche Wiederholungen zu versuchen. Mehr und mehr gewöhnte ich mich daran, es ungefähr so zu machen wie der Berner Kollege, dessen Orgelkonzerte im Münster stets gern besucht wurden, besonders von Durchreisenden. Am stärksten wirkte er, wenn er aus dem Stegreif

spielte, wenn er — wie man das nennt — auf der Orgel phantasierte. Es hieß, daß er gern irgendwo die Tastatur anschlug und als gutgeschulter Musiker und Komponist von den angeschlagenen Tönen aus weiterschritt oder vielmehr sich weiterführen ließ. Auf dem Wege zu solchen Stegreifvorlesungen überlegte ich mir nur, wie ich anfangen solle, um von diesem Anfange aus mit Erfolg weiterzuschreiten. Das war eine gute Vorbereitung des Diktierens.

Was ich mir zutrauen durfte, erfuhr ich durch einen Zufall. Für die Bonner Vortragsgesellschaft, zu deren Vorstandsmitgliedern ich zählte, sollte ein damals vielbeachteter Dichter sprechen. Ich war damals mit öffentlichen Vorträgen stark belastet. Um so willkommener war mir, ausnahmsweise nicht am Pulte stehen zu müssen, sondern unten bei den Zuhörern zu sitzen. Als ich hinkam, eilte der Vorsitzende auf mich zu und berichtete mir, der Vortragende sei noch nicht erschienen und er selbst bemühe sich seit längerer Zeit vergeblich, ihn mit dem Fernsprecher zu erreichen. Ob ich geneigt wäre, an Stelle des Dichters zu sprechen, und womöglich über ihn. Ich hatte mich noch nie in Zusammenhang über ihn geäußert, nur dann und wann das eine oder das andere seiner Bücher herangezogen. So lehnte ich zunächst ab und empfahl ihm, einen von den beiden Kunsthistorikern, die ich im Saale erblickte, um einen Vortrag zu ersuchen. Er antwortete, die beiden hätten versichert, ich werde sprechen. Ich bat um ein paar Minuten Bedenkzeit. Im Auf- und Abgehen sagte ich mir, wenn die Herren mir das zutrauten, so müsse ich es doch wohl leisten können. Dann überlegte ich mir, wie ich den Vortrag aufbauen solle. Und ich sprach wirklich eine knappe Stunde lang.

Oft genug und immer noch erinnert man mich an diesen Vortrag und an seine Wirkung. Am nächsten Tage erklärte eine Bonner Zeitung, die Zuhörer hätten mehr Gewinn gehabt, als wenn der Dichter selbst dagewesen wäre. Aber zwei Tage später stand in diesem Blatte ein Eingesendet: Man habe sich lange überlegt, ob man, um den hochgeschätzten Dichter zu sehen und zu hören, zwei Mark opfern solle oder lieber für diesen Betrag eines seiner Bücher kaufen. Man habe das Opfer gebracht. „Und dann sprach so ein Professor.“ Ich hatte also mein Fett weg.

Wer nämlich nicht Mitglied der Gesellschaft war, konnte für zwei Mark eine Eintrittskarte erwerben. Richtig wäre gewesen, wenn man den Kartenbesitzern vor dem Vortrag gesagt hätte, die Karten könne zurückgeben, wer mit dem Tausche nicht einverstanden sei. Schon am Vormittag nach meinem Husarenstreich versicherte mir ein rechtskundiger Kollege, der gleichfalls dem Vorstand der Gesellschaft angehörte, üble Folgen könnten sich ergeben, wenn jemand gegen den ganzen Vorgang Einspruch erhebe. Es geschah nicht. So hatte ich immerhin die Gesellschaft vor dem Verlust bewahrt, den ihr der Ausfall des Vortrags gebracht hätte. Die Saalmiete war recht beträchtlich.

Mir aber lag nun die Versuchung nahe, fortan mich weniger sorgfältig auf öffentliche Vorträge vorzubereiten. Mußte ich den Gang des Vortrags wirklich so gut im Kopfe haben, daß ich genau wußte, wo das und jenes vorzubringen sei? So genau, daß mir sogar der Wortlaut einzelner Stellen feststand? Wirklich gibt es bei meinem Verfahren ein Zuviel der Vorbereitung. Das merkte ich zuweilen. Statt zu fördern, belastet es den Redner. Es kann ihn ermüden. Aber wenn neunmal Vertrauen auf erworbene Fertigkeit des Sprechens und auf die gehobene Stimmung des Augenblicks erfolgreich hilft, so kann beim zehnten Male das alles versagen. Denn mitunter sind die Hindernisse überstark. Lange Fahrt auf der Eisenbahn, überfüllte Abteile, unerwartete Verspätung des Zuges durch starken Schneefall, Waten in fußhohem Schnee vom Bahnhof zum nahen Vortragsraum, Mängel dieses Raumes sind nur wenige Beispiele, die ich willkürlich herausgreife. Nicht immer löst sich das so in Wohlgefallen auf, wie ich es einmal in Osnabrück erlebte. Ich war um Mittag angekommen, bei schönem Wetter. Nachmittag setzte Dauerregen ein. Ich wurde bei dem Versuch, die schöne Stadt zu durchwandern, patschnaß. Von meinem Gasthof zum Vortragsraum war der Weg nicht weit. Dennoch kam ich durchnäßt an. Das schlimme Wetter verringerte die Zahl der Zuhörer beträchtlich. Nur ein paar junge Leute wagten, dem Wetter zu trotzen. Ich bat sofort, den Vortrag in einen kleineren Raum zu verlegen. Das spielte sich in einer höheren Schule ab; so war meine Bitte leicht zu erfüllen. Nun stand ich fast mitten unter den Zuhörern, als ob ich mit und nicht zu ihnen reden sollte. Sie folgten meinen Worten mit so sichtlich regem Anteil, daß mir dieser Abend eine liebe Erinnerung wurde. Umgekehrt mußte ich anderswo erleben, wie vorhergehende Hindernisse mich derart ermüdeten, daß mein Mund versagte und mir das Artikulieren schwer fiel. Oder mein Wunsch und meine Gewohnheit, zum Vortrag lieber zu gehen als zu fahren, brachte mich auf den Holzweg. Zwei Städte des westfälischen Industriegebietes sind durch die Eisenbahn voneinander geschieden. Man teilte mir mit, wir hätten nur unter der Eisenbahn durchzugehen, um zum Vortragsraum zu gelangen. Aber die Brücke, unter der wir zu gehen hatten, trägt — soviel ich mich erinnere — nicht weniger als dreißig Gleise. Erhitzt, ermüdet und verspätet kamen wir an; ich mußte sofort beginnen.

So blieb ich bei meinem alten Brauch, mich lieber zu sorglich als zu wenig vorzubereiten. Hatte ich dagegen in die Maschine zu diktieren, so brauchte ich ähnliche Hindernisse nicht zu befürchten, fand auch die rechte Stimmung ohne viel Mühe. Die gewohnte Helferin, der gewohnte Raum, das Bewußtsein, daß ich jede Störung mir verboten hatte, halfen mit. Stundenlang konnte das getrieben werden. So schritt die Arbeit jedesmal beträchtlich vorwärts.

Darum ist die Liste meiner Bonner Veröffentlichungen so lang. Die zweite Ausgabe des „Geisteslebens“ brachte 1922 noch nicht Bonner Arbeiten, unterschied sich indes stark von der ersten, indem sie mehr als ein halbes Dutzend

lange Dresdner Aufsätze hinzunahm. So mußte auch der Titel geändert werden; denn nun bewegte ich mich nicht nur auf dem Boden des 18. und 19. Jahrhunderts, sondern auf dem „alter und neuer Zeit“, begann mit Plotin und schritt weiter ins 20. Jahrhundert. Um nicht zu viel Raum zu beanspruchen, schaltete ich einige Aufsätze der ersten Ausgabe aus. Das „Wortkunstwerk“ umfaßt Bonner Zuwachs und Älteres, das nicht ins „Geistesleben“ aufgenommen worden war. Es sollte, da „Gehalt und Gestalt“ damals nur den Abnehmern des ganzen „Handbuchs“ zugänglich war, Einblick in meine methodische Schau den andern erleichtern, in ideengeschichtliche wie in formgerechte. Die erste Ausgabe des „Geisteslebens“ war Minor zugeeignet, in der zweiten gesellten sich meine beiden andern Lehrer Heinzel und Erich Schmidt zu ihm. Das „Wortkunstwerk“ stiftete ich als meinen Dank den Herausgebern und Mitarbeitern meiner Festschrift 1924 „Vom Geiste neuerer Literaturforschung“.

In knappstem Umfang vermittelten drei Hefte der „Deutschkundlichen Bücherei“ des Verlages Quelle und Meyer, bei dem das „Wortkunstwerk“ erschien, meine Forschungsergebnisse auf den von mir besonders gepflegten Gebieten: „Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts“, die „Dichtung der Gegenwart“, „Vom Wesen der Dichtung“; die „Geistesströmungen“ erreichten bald eine zweite Auflage. Dagegen ist die Schrift „Der Dichter und das Wort“ eindringlichere Erörterung des Gegenstands, als sie in „Gehalt und Gestalt“ vorliegt. „Heinrich von Kleists Kunst“ ist ein von mir in der Universität Bonn gehaltener Festvortrag. Ausführlichere Wiedergabe des an gleicher Stelle veranstalteten Festvortrages von 1932 ist „Goethes Allseitigkeit“. Zur Eröffnung der literaturwissenschaftlichen Abteilung der Allard Piersonstiftung an der Universität Amsterdam sprach ich 1932 über „Zusammenhänge der Weltichtung“ (Heft 1 der Vortragsammlung dieser Stiftung).

Für die „Festausgabe“ des Bibliographischen Instituts in Leipzig verfaßte ich Einleitungen zu Goethes Erzählungen in ungebundener Rede (Bd. 9—14). Gern hätte ich diese Einleitungen etwas überarbeitet und in einem Bande vereinigt. Aber der erste Versuch, einen Verleger zu gewinnen, scheiterte an dessen Bedenken, der Bedarf sei durch die Ausgabe des Bibliographischen Instituts gedeckt. Ich hielt und halte das nicht für richtig. Auch die Festausgabe wurde von den vielen nicht gekauft, die längst eine andere Ausgabe von Goethes Werken besaßen oder vielleicht sogar mehrere. Wäre ein Band von mir über Goethes Erzählungen erschienen, so hätte sich die Fachforschung mit ihm beschäftigt und wohl nicht nur sie. Mir ist nicht bekannt geworden, daß irgendein Fachgenosse sich um die Einleitungen gekümmert hätte. Die einzige wissenschaftliche Besprechung (richtiger: Besprechung mit wissenschaftlichen Ansprüchen) sagte dem Abschnitt über den Aufbau der „Lehrjahre“ nach, er bringe nur eine Inhaltsangabe. Tatsächlich und ausdrücklich nutzt er die ausgezeichnete, immer noch nicht veraltete Darstellung dieses Aufbaus in Friedrich Schlegels Athenäum Aufsatz „Über

Goethes Meister“. Schlage ich ein um 1920 vielgerühmtes Buch über Goethe jetzt auf, so muß ich feststellen, daß es über den Aufbau der „Lehrjahre“ nichts bietet, was auch nur von ferne an F. Schlegels Aufsatz heranreicht. Um so weniger, weil es ja doch die endgültige Fassung nicht anders als die große Mehrzahl der Forscher dem Urmeister aufopfert, nur freilich weniger unbedenklich und mit mehr Einblick in Goethes Kunst, Menschen zu schaffen, als Gustav Roethe in seinem Weimarer Vortrag. Es bleibt bei höflichen Verbeugungen vor der geistigen Würde und Ordnung, die an die Stelle der sinnlichen Gewalt des Urmeisters trete. Schlegel hatte wirklich Treffenderes vorzubringen.

Endlich entstand in den ersten Bonner Jahren noch mein Beitrag zur Propyläenweltgeschichte, eine Charakteristik der Aufklärung, des Klassizismus und der Romantik. Noch mehr als sonst legte ich das Schwergewicht auf die weltanschaulichen Untergründe dieser Zeitalter. Ich hätte gut getan, nicht übervorsichtig früh haltzumachen; aber ich wußte nicht und konnte nicht ahnen, daß die von dem Herausgeber gewonnenen Mitarbeiter, die über Dichtung, Musik und bildende Kunst der nachromantischen Zeit berichten sollten, ihn im Stiche ließen und ihn zwangen, auf wenigen Seiten meinen Beitrag fortzusetzen. Während ich für meine zwei Kapitel mehr als hundert Seiten zugeteilt bekam, mußte Walter Goetz die ganze geistige Bewegung des 19. Jahrhunderts und des ersten Drittels des zwanzigsten auf etwa hundertzwanzig Seiten zusammendrängen; die Kunst hatte sich in diesem Rahmen mit wenig Raum zu begnügen.

An Neuauflagen war in Bonn die fünfte der kleinen Romantik und die fünfte von Hayms „Romantischer Schule“ zu besorgen, dann eine der Fortsetzung Scherers. Das „Prometheussymbol“ wurde beträchtlich ergänzt. Auch an diesen Neuauflagen machte ich die üble Erfahrung, daß die Forschung sich wenig um sie kümmerte, ja von ihrem Bestehen oft nichts wußte. Erging es doch sogar der zweiten Fassung des „Geisteslebens“ nicht anders. Immer sah ich sogar noch die Erstdrucke der einzelnen Aufsätze angeführt. So war für manche die nicht geringe Mühe, die ich an Ergänzung und Vertiefung dieser Aufsätze gewendet hatte, zwecklos vertan. War das vielleicht die schlimme Folge der hohen Zahl meiner Veröffentlichungen? Daß meine Arbeiten sich wechselseitig im Wege standen, ging mir früh auf. Wenn einer gar so fruchtbar ist, verlangt er etwas viel von seinen Lesern. So begnügen sie sich mit einer Auswahl, mehr oder minder überzeugt, daß sie nicht viel Neues anträfen, wenn sie noch das oder jenes andere heranzögen.

Am schlimmsten fuhr die Arbeit über Goethes Allseitigkeit. Sie ertrank im Strom der Schriften des Festjahres 1932, obwohl Einsichtige ihr zustimmten. Sie war ein erster Versuch, nach Jahren umfassender Zusammendrängung wieder möglichst mich ins einzelne zu versenken. Seitdem setzte sich das bei mir immer stärker durch. So alsbald in der Schrift „Romantisches“ von 1934. Sie untersucht die frühe Kunstschau Friedrich Schlegels und Adam Müllers Ästhetik. Ich

freue mich, daß ein vorzüglicher Sachkenner die zweite Arbeit vor kurzem als die beste Gesamtdarstellung Adam Müllers von literarhistorischer Seite bezeichnete. Von dieser Veröffentlichung und von den folgenden Arbeiten sei später noch etwas vorgebracht.

Als Herausgeber des „Handbuchs“ hatte ich in Bonn noch manches zu leisten. Immer noch waren Mitarbeiter anzuwerben. Sprang doch mehr als einer ab. Oder Erkrankung hinderte den Abschluß des Angefangenen. Ein Glücksfall war, daß ich endlich in J. Schwietering den rechten Darsteller der deutschen Dichtung des Mittelalters gewann. Ich hätte mir keinen besseren wünschen können. Ist ihm doch wie mir geläufig, Dichtung mit bildender Kunst zusammenzuhalten.

Bonn schenkte mir für den Ausbau des „Handbuchs“ ganz unerwartete und sehr ausgiebige Hilfe. Der Orientalist, der kurz nach mir in Bonn zu wirken begann, stellte sich mir bei der Auswahl der Mitarbeiter über Orientalisches tatkräftig an die Seite. Ihm waren die deutschen Fachgenossen persönlich gut bekannt und er wußte, wer in Betracht kam, wer nicht. Ich entschloß mich auf seinen Rat, das orientalische Gebiet stärker auszubauen, als ursprünglich gedacht war. Ich gewann den Verlag für diesen Plan und für die Ausdehnung des Umfanges des „Handbuchs“. Anfangs schien die große Zahl der Subskribenten eine derart willkürliche nachträgliche Erweiterung des Programmes unmöglich zu machen. Wir fanden den guten Ausweg, die Hefte über Orientalisches nur regelmäßigen Abnehmern anzubieten, die sie zu erwerben wünschten. Wieviele auf diese Hefte verzichteten, erfuhr ich nicht. Wer es tat, schädigte sich. Denn Vorzügliches entging ihm. Ich erinnere nur an Richard Wilhelms Werk über die Literatur Chinas.

Nicht immer wurde ich in Bonn so gut beraten. Die Verfasserin des Bandes über nordische Literatur war ihrer Aufgabe nicht ganz gewachsen, soweit neuere Dichtung darzustellen war. Das wirkte sich um so schlimmer aus, als doch altnordische Poesie in Andreas Heuslers ausgezeichnetem Werk „Die altgermanische Dichtung“ dem „Handbuch“ eingegliedert war, also eine Fortsetzung der Arbeit Heuslers erstehen sollte. Gerade diese Fortsetzung machte mir viel Herausgebermühen. Ein Jüngerer, der damals sein *os magna sonatorum* auf methodischem Boden ertönen ließ, lieferte mir ein fast vollständiges Manuskript. Ich mußte es ihm leider zurückstellen. Seitdem scheint er verstummt zu sein. Am besten hätte ich einen jungen Universitätskollegen ausgewählt, der sich seitdem gut bewährte. Man riet mir in Bonn ab.

Leider kam es nicht zu einem Bande über niederländische Dichtung. Nach langem Warten und nach endlosen Verhandlungen wurde mir eine umfängliche Arbeit geliefert. Sie ruhte auf guten Kenntnissen und wäre mir willkommen gewesen. Sie war in deutscher Sprache abgefaßt, allerdings in holländisch gefärbter. Luise Thon nahm sich große Mühe, da Ordnung zu schaffen, traf

aber bei der Verfasserin auf wenig Entgegenkommen. Der Verlag lehnte es ab, die Arbeit in vollem Umfang zu übernehmen, und berief sich auf den Vertrag, der eine bescheidenere Bogenzahl festsetzte. Auf beiden Seiten blieb man un-nachgiebig. Das Ende vom Liede war, daß der Verlag, der das „Handbuch“ abschließen wollte, auf die niederländische Dichtung verzichtete.

Das war für mich ein schwerer Schlag; fühlte ich mich doch mit Holland eng verbunden. Doch noch eine Reihe von ausländischen Literaturen fiel dem Verlag zum Opfer. Ich erinnere besonders an Ungarn. Das „Handbuch“ enthält die Werke Sakulins über russische und Kleiners über polnische Literatur; tschechische und serbokroatische Literatur ist vertreten. Aber Ungarn fehlt. Ich unterlasse es, die Gründe auch nur anzudeuten, die der Verlag ins Feld führte. Überhaupt wurde der geschäftliche Verkehr mit dem Verlage immer unangenehmer. Das Band, das mich mit dem Verlage verknüpfte, riß endlich ebenso wie meine Geduld. Entscheidender Anlaß war das Verhalten des Verlages bei Gelegenheit der Fortsetzung von Hanns Heiss' Torso. Ende vom Liede war, daß der Verlag sich überhaupt nicht mehr um mich kümmerte, mich zwar immer noch als Herausgeber auf den Titelblättern nannte, aber selbstherrlich urbi et orbi verkündete, das „Handbuch“ sei nach Abschluß der noch im Gange befindlichen Bände vollendet. Selbstverständlich bin ich unschuldig an diesem Gerede. Ich erhebe hier ausdrücklich Einspruch. Das „Handbuch“ ist tatsächlich unvollständig, und zwar wesentlich durch die Schuld des Verlages. Er hatte bald so viele Handbücher vertrieben, daß ihm meines gleichgültig wurde.

Ich begnüge mich hier, nur von diesem einen Erlebnis mit Verlegern zu berichten. Wollte ich darlegen, wie Verleger mich behandelt haben, so müßte ich viel Raum beanspruchen. Denn ohne Abdruck der Belege könnte das un-glaubwürdig wirken. Geriet ich endlich doch noch an einen Verleger, der wirklich viel aufbot, mir entgegenzukommen und mir beizustehen, so verdarb im letzten Augenblick ein böser Zufall alles. Wie beneidete und beneide ich andere, denen ihr Verlag zuverlässige und treue Stütze war, nicht nur für kurze Zeit, sondern während ihres ganzen Lebens.

Meine Verleger suchte ich mir so gut wie nie aus. Ich wartete auf Angebote. Wirkte immer noch mein alter Mangel an Fähigkeit nach, aus eigenem Antrieb zu handeln? Sicherlich auch Erfahrung an den Verlegern, an die ich mit einem Antrag herankam. Wieviel auch mir von Verlegern angeboten wurde, und wie oft ich solche Angebote ablehnen mußte, ich stieß doch stets auf Widerstand, wenn ich Verlegern etwas vorschlug. Selbst wenn Verleger mir verpflichtet waren. Am meisten bedauere ich, daß ein alter angesehener Verlag etwas Ähnliches wie das „Handbuch“ von mir wünschte, als ich schon durch den Vertrag mit dem andern Verlag gebunden war.

Über mein Bonner Wirken meine ich Verneinendes genug gesagt zu haben. Jetzt darf ich wohl andeuten, daß Bejahendes sich auch antreffen ließ. Daß

Verneinendes in so weitem Ausmaß bestand, glaube ich am besten durch ein Gleichnis erklären zu können: Wer in einer großen Fabrik als Arbeiter oder als Leiter einer Gruppe von Arbeitern tätig war, macht sich nicht leicht und nicht gern zum selbständigen Handwerksmann, wenn er auch sein Handwerk gut versteht. In diesem Sinne erschwerte sich meinen Schülern Selbständigkeit. Als junger Lehrer war ich solcher Gefahr nicht ausgesetzt. Alten Gelehrten widerfährt leicht, was mir in Bonn widerfuhr.

Doch bezeugte man mir viel Dankbarkeit. Undankbar wäre ich, wenn ich das nicht anerkennen wollte. Ich darf hier die drei Gelegenheiten nicht verschweigen, bei denen in festlicher Form mir gesagt wurde, was ich erzielt hatte. Mein sechzigster, fünfundsechzigster und siebzigster Geburtstag boten den Anlaß.

Als wir am Tage der Feier des fünfundsechzigsten Geburtstags an der Festtafel saßen, sagte der Kollege, der den verreisten Rektor vertrat, in seiner Ansprache, er staune, daß ich in nur acht Jahren eine derart große Zahl von Schülern an der Bonner Universität ausgebildet habe. Mich überraschte das. So hatte ich die Dinge noch nicht gesehen. Aber jetzt mußte ich zugeben, daß man sie so sehen könne. War doch diese zweite Feier wesentlich von meinen Bonner Hörern veranstaltet. Sie wählten diesen Anlaß, weil sie nicht voraussehen konnten, ob fünf Jahre später noch ein engerer Zusammenhang zwischen den germanistischen Fachstudenten und mir bestehen werde. Damals rutschte die Emeritierung bald hinauf und bald hinunter, trat bald nach dem achtundsechzigsten, bald schon nach dem fünfundsechzigsten Geburtstag ein. Ich selbst bekam ein Emeritierungsschreiben als Weihnachtsgeschenk schon nach meinem fünfundsechzigsten Geburtstag und erfuhr erst kurz vor Beginn des Sommersemesters, daß ich noch weitere drei Jahre mein Amt zu verwalten hätte. (Wer im Oktober geboren ist, wird erst am 1. April des nächsten Jahres emeritiert. So geschah es auch 1933.)

Ich empfand die Feier von 1929 stets als den Ausdruck des Dankes meiner Hörer für meine Bonner Lehrtätigkeit. Sie wurde dadurch traulicher als die beiden anderen. Ich sollte — so darf ich annehmen — verspüren, was ich als Lehrer und Mensch meinen Schülern geworden war. Bei den beiden andern Anlässen stand meine wissenschaftliche Tätigkeit im Vordergrund. 1924 wurde mir die Festschrift „Vom Geiste neuer Literaturforschung“ überreicht; 1934 das Anschreiben von mehr als zweihundert Gelehrten, Freunden, Schülern, das in der Zeitschrift „Dichtung und Volkstum“ abgedruckt ist. Eine lange Reihe meiner Bonner Doktoren ist in ihm enthalten; aber ihre Namen wechseln ab mit Namen führender Forscher des In- und Auslands. 1929 übergab man mir eine handschriftliche Festschrift, die nur Beiträge meiner Schüler, der Wiener, der Berner, der Dresdner und hauptsächlich der Bonner enthält.

Die Festschrift von 1924 nahm ich aus den Händen meines nächsten Bonner Fachgenossen Rudolf Meißner entgegen. Er selbst hatte ihr einen mir sehr wert-

vollen Beitrag geliefert. Mein Aufsatz „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ (Euphorion Bd. 33) knüpft an diese Arbeit Meißners an. Seine Ansprache war ebenso feinfühlig wie verständnisvoll. Fünf Jahre später nahm auch er das Wort an der Festtafel. Er traf alles, was ich erstrebte, so meisterlich und so wohlwollend, daß ich mir einen besseren Deuter meines Wesens nicht hätte ausdenken können. Wenn ich ihm etwas von meinen Schriften sandte, und er den Empfang bestätigte, so blieb dieser Eindruck bestehen oder verstärkte sich noch.

Leute, die uns beide gut kannten, versicherten mir oft, es sei ihnen unbegreiflich, daß wir nicht freundschaftlich miteinander verkehrten; wir würden uns ausgezeichnet verstehen. Ich freilich bin überzeugt, daß er mir im Gespräch nie gesagt hätte, was er in festlicher Anrede oder gar in Briefen mir zubilligte. Es lag und liegt ihm nicht, derart mit einem andern zu reden. Darf ich eine ungeweinte Keuschheit der Seele als Ursache solchen Verhaltens betrachten?

Wer ihn nicht genau kennt, wird diese Annahme verkehrt nennen. Denn Meißner liebte es, sich als Rauhbein zu geben. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß er sich ein Stachelhalsband angelegt hat, um seine empfindliche Seele zu schützen. Er ist in erster Linie Künstler, ist der mit Musik Vertrauteste, den ich je näher kennen lernte. Wir hatten einmal gemeinsam bei guten Freunden zu Abend gegessen und dann geraucht. In vorgerückter Stunde setzte sich Meißner ans Klavier und spielte und sang Richard Wagner. Zuerst was ihm besonders liegt, Hans Sachs und Beckmesser. Bald aber griff er weiter aus; dank dem großen Umfang seiner Stimme durfte er sich das leisten. Höhepunkt wurde die Todesverkündung aus der „Walküre“, und zwar beide Stimmen. Wie zur Erholung fügte er zuletzt ganze Auftrittreihen aus dem „Barbier von Bagdad“ an, der ihm ans Herz gewachsen ist. Solchen Reichtum der Begabung traf ich noch bei keinem andern an. Wirklich kann er mit diesem Reichtum freigebig Verschwendung treiben. Frau Lorle Meißner trat oft mit viel Erfolg in Konzerten auf. Manches mag sie ihm verdanken. Soviel ich weiß, ließ sie sich auch öffentlich von ihm auf dem Klavier begleiten. Meißners Einfühlungskraft im Bereich der Musik ließ den Hörer ganz vergessen, wie rauh er sonst zu sein pflegte. Er war es nicht nur seinen Prüflingen gegenüber. Auch im Verkehr mit Kollegen. Gerade da gestattete er sich viel. So saß er einmal in dem engen Umkreis einer Kommissionssitzung neben einem sehr angesehenen Kollegen, der es liebte, im Stehen zu reden. Das wirkt befremdend, wenn nur ein paar Leute am Tisch sitzen. Plötzlich drückte ihn Meißner auf den Stuhl und rief: „Sie sind zu lang.“ Der andere mißverstand das und sagte, er werde sofort schließen; sei er doch zu ausführlich geworden.

Das eine Beispiel möge hier genügen. Merkwürdig war nur, daß Meißner es nicht vertrug, wenn ein anderer ihm mit gleicher Münze zurückzahlte. Desto eifriger nahm er für sich das Recht in Anspruch, sich selbst zu verspotten.

Diese humoristische Haltung ging bei ihm bis zur Grausamkeit, als wollte er die Menschen von sich abschrecken. Lag da nicht wieder übergroße Empfindlichkeit im Hintergrund? Wollte er nicht andern nahelegen, sie möchten ihn nicht verspotten, weil er selbst das so gründlich besorgte, daß andere neben ihm wie Stümper wirken müßten? Abschrecken liebte er überhaupt. Festlichkeiten im Hause Meißner waren immer von so vielen besucht, daß man sich fragen mußte, wie sie alle Platz finden konnten. Er aber stellte sich ans offene Fenster und rief Nachzüglern zu, sie möchten besser nach Hause gehen; Platz für sie sei nicht mehr da. Sie ließen sich natürlich nicht beirren. In Göttingen soll er einmal eine Vorlesung über Hartmanns „Iwein“ mit den Worten begonnen haben: „Wir beschäftigen uns in diesem Semester mit der langweiligsten Dichtung des langweiligsten Dichters des Mittelalters.“

Ich überlasse es andern, die eigentliche Quelle solchen Verhaltens seelenkundlich aufzudecken. „Gesmaehet unde gezieret ist, swä sich parrieret unverzaget mannes muot, als agelstern varwe tuot. der mac dennoch wesen geil: wand an im sint beiddu teil, des himels und der helle.“

Nur noch eins füge ich an: Im Verkehr mit mir mied Meißner stets „agelstern varwe“, soweit sie in derber Spottlust sich auslebte. Ich fand das ehrenvoll für mich. Hätte ich indes jemals von solcher Ausnahmestellung aus sein vertrauter Freund werden können? Solche Ausnahmestellung bedingt Abstand, nicht innere Annäherung. Wer sie einzunehmen hat, verspürt zuweilen ein zuwenig in sich. Gewiß fand auch er mich zu reserviert.

Wenn ich nicht Meißners vertrauter Freund wurde, so blieb es auch bei andern Bonner Kollegen nicht viel anders. Überhaupt erwarb ich ja in meinem Leben mehr Freundinnen als Freunde. In Bern, nicht aber in Dresden traten mir Männer wirklich nahe. Der einzige, mit dem mich in Bonn echte Freundschaft verbindet, gehört einem andern Berufskreise an.

Noch einer, und zwar ein Kollege, hätte mir Verwandtes bedeuten können. Er ging mir indes früh verloren. Jünger als ich, scheinbar ganz jugendlich frisch, immer noch mit dem Äußern eines Korpsstudenten, erlag er einer Spitalinfektion, weil sein Herz nicht mehr kräftig genug war. Noch konnte es im wachen Zustand fünfzehn Embolien überwinden; die sechzehnte kam im Schlaf und ließ ihn nicht wiedererwachen.

Als ich Karl Hirsch, den Leiter der Bonner medizinischen Klinik, zum erstenmal erblickte, war er mir zu würdebewußt und herablassend. Später entdeckte ich, daß er diese Miene immer aufsteckte, wenn er unter Kollegen erschien. Inzwischen war mir klar geworden, daß ich in meinem ganzen Leben einem bessern Arzt nicht nahegekommen war. Nach meiner langen Erfahrung zerfallen die Ärzte in zwei Gruppen. Die eine, weit zahlreichere, macht den Kranken ängstlich und erzieht ihn zum Hypochonder. Die andere schenkt ihm

neuen Lebensmut, indem sie ihn fühlen läßt, wie trotz dem und jenem größeren oder kleineren Leiden er doch immer noch recht lebensfähig und lebenskräftig ist. Die unfasslichen Fehlgriffe der ersten Gruppe mußte ich recht oft beobachten. Da leidet etwa einer an schwerer Kopfgrippe. Wenn sie endlich überwunden ist, sagt so ein Unglücksmensch von Arzt, er sei froh, daß es so glimpflich abgelaufen sei. Er hätte befürchtet, daß sich epidemische Gehirnhautentzündung einstellen werde, sogenannte Genickstarre oder Meningitis; gäbe es doch einige Fälle in der Stadt. Natürlich fürchtet der Genesene fortan bei jedem tüchtigen Schnupfen, er werde der Genickstarre verfallen. Man muß nicht einmal besonders hypochondrisch veranlagt sein, um solcher Angst zu verfallen. Leider leisten auch vorzüglich geschulte Ärzte sich dergleichen Fehlgriffe.

Junge Ärzte sind besonders geneigt, sich derart zu verhalten. Sie möchten beweisen, wie gute Diagnostiker sie sind. Folglich haben sie stets etwas Bedenkliches zu entdecken. Sie untersuchen etwa einen Älteren mit nicht sehr kräftigem Herzen. Sie fragen ihn, ob er nicht auch bemerke, seine Füße seien aufgedunsen. Er möge doch künftig gut auf sie achtgeben. Sehen sie ihn dann nach ein paar Tagen wieder, so versichert er ihnen, er finde die Füße ganz in Ordnung. Sie vergaßen inzwischen, was sie ihm geraten hatten, und schnauzen ihn an, er solle nicht so hypochondrisch sein. Sollten sie nicht richtiger sich selbst anschnauzen?

Die ungewöhnliche Fähigkeit Karl Hirschs, hypochondrische Hemmungen zu beseitigen, fühlte ich schon bei oder vielmehr nach der ersten Untersuchung, die er an mir vornahm. Als ich heimging, beobachtete ich sofort, wie beschwingt mein Gang plötzlich war. Hirsch sagte mir über mein Herz Beruhigendes, nachdem andere Ärzte mir recht viel Angst gemacht hatten. Ich hätte ein Herz wie ein junges Mädchen und solle mir ja keine Sorge wegen niedrigen Blutdruckes machen. Besuch eines Sanatoriums sei für mich nicht länger notwendig. Seit meiner schweren Erkrankung von 1918/19 hatte ich mich in solchen Anstalten behandeln lassen, zuletzt in Alexanderbad. Sein Urteil über mich war mir um so wichtiger, weil ich nach längerer Zeit endlich erfuhr, daß weder Scharlach noch Gelenkrheumatismus mir nachhaltigen Schaden gebracht hatten.

Alles, was er sagte, war humoristisch getönt, ja burschikos. Mir tat das gut. (Ich weiß, daß manche andre dies schlecht ertrugen. Ihnen waren Ärzte mit ernstem Gesicht und mit feierlichen Umgangsformen lieber.) Allein angesichts bedenklicher Erkrankung konnte er es auch anders halten. Als ich 1924 einen Bronchialkatarrh, der nicht weichen wollte, von der Schweiz heimbrachte, zog er die Zügel fester an. Am liebsten hätte er mich wieder in die Schweiz geschickt, nach Pontresina. Tatsächlich ging ich nach Ems und wurde dort von einem Arzte, den ich schon kannte, in kaum drei Wochen wiederhergestellt. Auch weil die Kurzeit ihrem Ende nahe war, ging das so rasch. Ferner erwartete mich die Feier meines sechzigsten Geburtstages in Bonn. Am nächsten Morgen

suchte ich Hirsch auf. Er war mit dem Erfolg der Kur sehr zufrieden und sagte mir: „So, nun mache ich Ihnen das schönste Geburtstagsgeschenk: Sie dürfen wieder rauchen.“

Er konnte noch viel burschikoser sein. Er pflegte mich bis zur Hauptpforte seiner Klinik hinauszubegleiten. Der Weg ging durch sein Wartezimmer. Im Wartezimmer rief er mir zu: „Nun sehen Sie einmal zu, daß Sie da rauskommen.“ Er meinte natürlich: aus dem Unwohlsein. Aber was mögen die Wartenden sich gedacht haben? Eine Dame hoffte einmal, durch ihn von Kopfschmerz befreit zu werden, der sie seit Jahrzehnten in immer wieder neuen Anfällen quälte. Nach kurzer Untersuchung sagte er ihr: „Sie behandle ich nicht, damit Sie nicht hinterdrein sagen, der alte Esel habe Ihnen auch nicht geholfen.“

Mein jugendliches Herz blieb das Leitmotiv seiner Verordnungen. Als ich zu Belfast in der Nacht nach der Ehrenpromotion eine arge fieberhafte Verdauungsstörung bekam, ließ Freund Williams einen Arzt kommen. Auch er fand mein Herz „juvenile“. Hirsch, der große Karl Hirsch, war beglückt, als ich ihm das erzählte; er freute sich, daß der junge irische Kollege ihn bestätigte.

Eines Tages aber entdeckte ich schmerzlich, warum er mir so viel Schönes über mein Herz sagte. Weil sein eigenes Herz zu versagen begann. Eine Nikotinvergiftung, die ihn befiel, war nicht Ursache, sondern Folge der gebrochenen Widerstandskraft seines Herzens. Das wurde ganz klar, als ihm die Ansteckung in der Klinik Lungenentzündung brachte. Monatelang zog sich die Erkrankung hin. Ich hatte nicht den Mut, ihn aufzusuchen, weil ich befürchten mußte, er werde an meinem Gesicht merken, wie schlecht es ihm gehe. Endlich, an einem schönen sonnigen Spätherbsttage, raffte ich mich auf. In der vorhergehenden Nacht war er gestorben.

Als ich ihm bei einem Besuche wieder einmal etwas vorgejammert hatte, sagte er mir: „Sie haben ja einen recht guten Arzt.“ Diesen guten Arzt sollte ich nicht lange behalten. Was er mir war, hat mir keiner ersetzt. Wenn ich verstimmt und unpäßlich ihn, ohne es meiner Frau vorher mitzuteilen, aufsuchte, erkannte sie sofort an meinem frohen Gesichtsausdruck, daß ich bei ihm gewesen war.

Aber er hinterließ mir einen guten Berater, der allerdings nicht in Bonn lebt, sondern in dem fernen Badenweiler. Ich kam einmal bedrückt zu Hirsch mit einem zerquälten und müden Herzen. Ein guter Bonner Arzt empfahl mir Kohlensäurebäder. Ich fühlte mich nicht besser. Hirsch verfügte mit aller Strenge, diesmal wieder gar nicht humoristisch: „Sie gehen so bald wie möglich nach Badenweiler zu Heineke. Das ist der beste Arzt, den ich kenne. Er wird Ihnen abgewöhnen, Unnützes zu tun.“ Er kannte Heineke nur dank der Behandlung von Kranken, die in Badenweiler genesen waren. Ob die beiden sich ganz verstanden hätten, wenn sie persönlich zusammengekommen wären, wage ich nicht zu entscheiden. Als Menschen waren sie grundverschieden. Auch mich befreite

Heineke damals von meinen Herzbeschwerden. Seitdem benutzte ich dankbar jede Gelegenheit, die mich zu ihm führen konnte. Immer mit Erfolg.

Recht befreundet war ich mit Mitgliedern des „Kränzchens“, dem ich angehörte. Der temperamentvolle, allen wissenschaftlichen Anregungen zugängliche Jurist Ernst Zitelmann, einer der glänzendsten Lehrer unserer Universität, ging bald dahin; ein ungemein Lebensfroher erlag da jäher schmerzhaftester Erkrankung. Den Physiker Kayser hinderte sein hohes Alter nicht, uns Vorträge nicht nur über sein Fach, auch über andere Dinge zu halten, die ihn, einen guten Kenner Goethes, sein Lebtage gefesselt hatten, etwa über persische Dichtung. Herr von Franqué gewährte uns Einblicke in Frauenleiden. Er hatte viel Wohlwollen für meine Arbeiten. Eine der eindrucksvollsten Gestalten war Heinrich Göppert. Er kam im preußischen Staatsdienst zu hohen Ehren, zog sich aber nach dem Umsturz zurück, weil seiner Gesinnung die neue deutsche Welt widersprach. Was er als Ministerialbeamter an Einsicht in Handel und Industrie gewonnen hatte, etwa auch als Börsenkommissar, war der Inhalt seiner Vorlesungen an der Universität und seiner Vorträge im Kränzchen. Ein Gelehrter, der wußte, wie es im Leben zugeht. Geistvoll und witzig, konnte er zuweilen recht scharf werden. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß wir uns innerlich recht nahe standen. Als ich ihn an einem Herbstabend nach längerer Trennung wiedersah, erschrak ich. Seine sieghafte Erscheinung war zusammengebrochen. Man sah ihm Angst um sein Leben an. Nach einigen Wochen traf ich ihn dann in einem Amtsraum. Ich war entsetzt über die Veränderung, die sich vollzogen hatte. Ich beschwor ihn, so rasch wie möglich seine nahe Wohnung aufzusuchen. Der Tag war kalt und stürmisch. Bald darauf war es mit ihm zu Ende. Viel beriet ich mich mit dem Physiker Heinrich Konen und — wie hier schon zu berichten war — mit unserm Orientalisten Paul Kahle. Beide waren sehr geschäftskundig und wußten mir Geschäftsunkundigem stets gute Winke zu geben. Konen war ein ebenso glänzender Redner wie erfolgreicher Experimentator. Der Orientalist spürte auf seinem Lebensweg eine Menge von fesselnden Dingen auf: Ägyptische Schatten-spielfiguren, die Landkarte, die von Kolumbus benutzt wurde, orientalische Bühnenspiele. Alles Gegenstände, die für ein „Kränzchen“ gut taugen.

Manche Fächer haben es nicht leicht, passende Wahl zu treffen. Dem Arzt kann es widerfahren, daß er Unerquickliches, ja Schreckenerregendes mitteilt und es sogar den Augen vorführt. Göppert ertrug das so schwer wie ich. Der Anatom Sobotta wählte immer Gegenstände, die uns Förderliches zu bieten hatten. Als der pathologische Anatom Ceelen sich zu uns gesellte, eröffneten sich uns Einblicke in methodische Wandlungen, die auch in seinem Fache sich gleichzeitig abspielten. Mir war das besonders wichtig. Ich suchte dem Kränzchen darzulegen, wie mir Verwandtes vorschwebte, tat das in Vorträgen und in der Besprechung, die allen Vorträgen folgte. Unser Botaniker Fitting bot mir oft Anknüpfungspunkte. Beschau der „Gestalt“ setzte sich ja in der Naturwissen-

schaft mehr und mehr durch. Unser Geograph Philippson versicherte, längst auf diesem Wege zu sein.

Wilhelm Dibelius wurde bald nach Berlin berufen. Ich kannte ihn von Hamburg her. Wir setzten manches gemeinsam in Bonn durch. Der Entzifferer der Papyri von Pompeji Christian Jensen ging nach kurzer Tätigkeit in Bonn gleichfalls nach Berlin. Seine Kränzchenvorträge erschlossen mir Unbekanntes. Der geistvolle und feinsinnige Jurist Richard Thoma war mir ein besonders lieber Kränzchengenosse. Der Chirurg Erich von Redwitz hatte schon in der Diskussion stets Förderndes vorzubringen. Er wußte die Dinge von höherer Warte zu sehen.

In Bonn bestanden noch andre Kränzchen. Strenge Vorschrift verbot, Mitglied zweier Kränzchen zu werden. Ausnahme galt nur für den sogenannten „Geisterklub“. Er versammelte sich nicht nur einmal im Monat, sondern alle vierzehn Tage, und nicht in der Wohnung des Vortragenden, sondern an irgendeiner Gaststätte. Vortragende wurden nicht vorher angekündigt, sondern es sprachen bald zwei, mitunter auch drei nacheinander, soweit genug Zeit vorhanden war. Was geboten wurde, war eher „Miszelle“ als großer geschlossener Vortrag. Ich besuchte lange Zeit auch diese Abende. Doch wurden mir angesichts der Fülle von Arbeit, die ich zu leisten hatte, drei Abende Kränzchen im Monat des Guten zuviel. Wollte doch zuletzt selbst das eigentliche Kränzchen sich nicht länger in meine neue Tageseinteilung einfügen lassen, da ich Frühaufsteher geworden war.

Einige Mitglieder des Geisterklubs gehörten auch unserm Kränzchen an. Er setzte sich wesentlich aus Philologen zusammen, während unser Kränzchen weitere Kreise zog. Der Geisterklub durfte stolz auf die Tatsache hinweisen, daß führende Forscher wie Meyer-Lübke und Thurneysen zu seinen Mitgliedern zählten. Im Geisterklub lernte ich den hervorragenden, im politischen Leben Deutschlands erfolgreich tätigen Juristen Partsch kennen. Bald nachdem er Bonn verlassen hatte, erlag der Hochbegabte einem Schlaganfall. Thurneysens Nachfolger und Landsmann Eduard Schwyzer wurde eine der Stützen des Geisterklubs. Wir waren oft mit ihm und seiner Frau zusammen. Hermann Aubin stand mir als Deutschböhme nah. Er wirkt längst an anderer Stelle, jetzt schon lange in Breslau. Wir fühlten uns eng mit ihm und seiner Frau verbunden und vermißten sie schwer. Sie hatte die Güte, sich von mir Ungedrucktes zur Probe vorlesen zu lassen; ihr Urteil war mir maßgebend.

Eine lange Liste. Und noch immer sind nicht alle angeführt, mit denen wir verkehrten und verkehren, ist nichts gesagt von dem Wohlwollen, mit dem mir Aloys Schulte entgegenkam und der fast gleichaltrige Nationalökonom Heinrich Dietzel. Friedrich von Bezold konnte ich noch meinen Dank für alles aussprechen, was mir einst für meine Vorlesungen seine „Geschichte der deutschen Reformation“ geschenkt hatte. Friedrich Marx war an der Universität Wien in

meiner letzten Wiener Zeit mit großem Erfolg tätig gewesen. Seitdem war er mit Männern befreundet, die mir nahestanden. Adolf Dyroff teilt mit mir die Neigung zu Romantik und zu bildender Kunst. Das führt uns immer noch zusammen. Paul Clemens Urteil über meine Ausflüge in sein Fachgebiet fördert mich stets. Mit seinem Bruder Karl, der nun auch schon dahingegangen ist, und mit dessen Frau befreundeten wir uns nahe. Der Jurist Adolf Zycha und seine Frau, meine Fachgenossin, beide in Wien aufgewachsen, wahrten uns dankenswert Treue. Das Paar Arthur Spiethoff und Frau anzutreffen, war uns in Bonn und dann in Badenweiler, wo es jetzt lebt, immer rechte Freude. Durch diesen großen Organisator der Nationalökonomie lernte ich meinen geistvollen Landsmann Schumpeter kennen, der freilich nur kurze Zeit in Bonn wirkte und dann nach Nordamerika ging. Ferner den Nationalökonom Karl Rößle. Rößle und seine Frau wohnen seit langem während des Sommers in Badenweiler. Gelegentlich dachten wir daran, es ebenso zu machen wie Spiethoffs und Rößlers. Auch mit Mathematikern verkehrten wir, besonders mit dem einen, der unter dem Decknamen Paul Mongré einst dichtete.

Mein Wunsch, Künste wechselseitig zu erhellen, förderte das Zusammenarbeiten mit Ludwig Schiedermaier und mit Wilhelm Neuß, der mich auch in theologischen Fragen beriet. Zusammen mit Schiedermaier betreute ich manche Dissertation, auch die seines Sohnes Ludwig. Dieser Sohn zählt zu den uns ganz Vertrauten. Er heiratete meine Schülerin Lisel Etscheid. Ich fühle mich für diese Ehe verantwortlich. Beide spielten an einem festlichen Seminarabend die Hauptrollen in einem Stück Otto Erich Hartlebens und setzten dann im Leben fort, was sie gemimt hatten. Sie wurde früher Doktor als er. Er schien Cunctator bleiben zu wollen. Als er endlich die Prüfung hinter sich hatte, wandte er sich der Bühne zu und entwickelte sich rasch vom Dramaturgen zu einem ungemein erfolgreichen Spielleiter der Oper, steigt jetzt von Stufe zu Stufe empor. Natürlich kamen wir viel mit dem Theaterintendanten und Lektor Albert Fischer und mit seiner Frau zusammen, dann mit dem Paar Bruno Schönfeld; von Bonn ging Schönfeld nach Koblenz, dann nach Norddeutschland; jetzt leitet er die Bühne in Graz.

Am Ende meiner Bonner Lehrtätigkeit und seitdem stellte sich eine lange Reihe neuer Professoren ein. Erich Rothacker kam mir allmählich näher und näher. Wenn wir uns sehen, haben wir uns immer viel zu sagen. Der Balte Deeters, der die einst von Thurneysen bekleidete Professur innehat, und seine Frau zählen zusammen mit dem Paare Heinrich Hempel zu den Vertrauten unseres Hauses. Frau Hempel war meine Schülerin und ist mit Luise Thon ganz eng befreundet. August Reichensperger erwies mir, wie vertraut man werden kann, auch wenn man sich nur auf der Straße ausspricht. Ähnlich erging es mir mit dem Physiker Alexander Pflüger.

7. Professur in Bonn

Der mir Wichtigste und Erwünschteste unter dem Nachwuchs war natürlich Hans Naumann. Ich sah ihn zum erstenmal, als ich in Frankfurt a. M. 1929 einen Vortrag hielt. Mir sagte mein Gefühl sofort, kein anderer wäre mir als Nachfolger Meißners willkommener. Von Frankfurt ging ich zur Erholung nach Falkenstein am Taunus in die große Anstalt, die einst von Wilhelm II. für Offiziere errichtet worden war, jetzt wieder gleichem Zwecke dient. Naumann besuchte mich hier, wir verbrachten den Nachmittag zusammen, ich freute mich, wie unsere Ansichten zueinander stimmten. Noch aber sollte einige Zeit vergehen, ehe er in Bonn sein Amt antrat.

Meißner, ein Original in diesem Fall wie immer, war nämlich aktenmäßig 1863 geboren, behauptete aber, nach einer urkundlichen Aufzeichnung schon 1862 das Licht der Welt erblickt zu haben. So feierten wir seinen sechzigsten Geburtstag 1922. Unmittelbar darauf teilte mir ein Nächstbeteiligter mit, die Feier hätte ein Jahr zu früh stattgefunden. So wurde dann 1923 der sechzigste Geburtstag abermals gefeiert, allerdings nur in Meißners Wohnung. Er selbst erklärte dann, er wolle sich emeritieren lassen, sobald es nach dem Geburtsdatum 1862 möglich sei. Tatsächlich kam es anders. Die Berufung verzögerte sich derart, daß Naumann erst im Sommersemester 1931 sein neues Amt antreten konnte.

Große Hindernisse waren zu überwinden, ehe Naumann an rechter Stelle vorgeschlagen werden konnte. Wie ich es ja stets beobachten konnte, wurden die, denen andere lieber gewesen wären, hinterdrein bald seine besten Freunde. Doch noch von außerhalb ergaben sich Hemmnisse. Ein Einflußreicher, der früher an Universitäten das Fach vertreten hatte, wünschte den Ruf zu erhalten.

Endlich kam Naumann wirklich. Sein Erfolg war außerordentlich. Ich gönnte ihm das gern, begriff gut die Freude der Studenten, einen jungen Lehrer hören zu können. Bald hieß es, in Bonn sei epidemische Naumanie ausgebrochen.

Die wenigen Semester, die ich zusammen mit Naumann noch amtlich tätig sein konnte, verliefen für uns beide nicht ganz ungestört. Im Wintersemester 1933/34 war ich zwar noch amtlich mit der Vertretung meines Faches betraut, erfuhr das aber erst Ende März 1934 und hatte in der Annahme, daß ich nicht beauftragt werden sollte, schon alle Staatsprüfungen ändern überlassen. Ich wollte meine Prüflinge nicht der Gefahr aussetzen, daß diese Prüfungen, weil sie von einem Unberechtigten abgenommen waren, hinterdrein für ungültig erklärt würden. Solange ich noch tätig war, suchte ich die Brücke, die nun altes und neues Fach verband, nach Kräften zu festigen.

Naumann bewies mir durch die Mühe, die er der Feier meines siebzigsten Geburtstages widmete, daß er mir für mein Verhalten dankbar war. Nach meiner Rückkehr aus England fand sie statt. Naumann, der damals Rektor der Universität war, hielt die Ansprache und übergab mir die Adresse der Fachgenossen ebenso wie eine Reliefplakette mit meinem Kopf, ein Werk des in Deutschland lebenden ungarischen Künstlers Zoltan von Székessy.

So wäre ich, auf weitem Umweg, wieder bei meinen lieben Schülern angelangt. Was sie mir bedeuten, bestätigte sich mir gleich beim Antritt der Bonner Professur. Fand ich doch in Bonn zwei Schüler von einst vor, die sich inzwischen bahnbrechend betätigt hatten, Gräfin Maria Linden und Wilhelm Worringer.

Gräfin Linden konnte ich einst in Altaussee nur wenig bieten, was ihr auf ihrem Lebenswege viel genutzt hätte. Siegreich stieg sie empor zur Leiterin des bakteriologischen Institutes der Universität, eine der ersten Frauen, die in Deutschland akademische Amtstätigkeit erreichten. Leider hatte man ihr die Lust, sich zu habilitieren, genommen. Doch sie führte den Titel eines Professors. Mir und meiner Frau war es große Freude, eine derart frische, selbständige, tatkräftige, wie kampflustige Persönlichkeit unsere Freundin nennen zu können. Alte Erinnerungen an Aussee tauchten auf. In der handschriftlichen Festschrift von 1929 liegt die Wiedergabe eines Lichtbildes vor, das sie, meinen Zögling Leopold von Andrian und mich neben einigen andern darstellt. Wir sitzen am Eingang einer der Höhlen, die hoch über Aussee auf dem Loser sich auftun. Als nun gar einmal die Schwester Poldis, Gräfin Gabriele Wartensleben, ihre Freundin Maria Linden in Bonn besuchte, brachte das Geschick uns drei nach mehr als einem Menschenalter, *per tales casus, per tot discrimina rerum*, noch einmal zusammen, alt geworden und kaum noch fähig, uns vorzustellen, wie es einst war.

Wilhelm Worringer war mir in Bern eines der wertvollsten Mitglieder meines Seminars gewesen. Spielend hätte er bei mir den Doktor machen können. Aber er war mit der Kunstwissenschaft schon unlösbar verbunden und zunächst Schüler des geistvollen Weese. So durfte ich bei der Prüfung nur feststellen, daß er wohl der kenntnisreichste meiner Berner Prüflinge war. Auch er bewies mir, daß die erfolgreichsten meiner Schüler nicht mein Fach vertraten. In Dresden, als der Expressionismus sich ausbreitete und auf Worringer sich berief, wurde mir sein Schaffen wichtiger und wichtiger. Zwei seiner Gedanken wiesen auch mir den Weg: die Überzeugung, daß „treffen“ nicht das ausschließliche Kennzeichen echter Kunst sei, dann seine Entgegensetzung von Gotik und Klassik.

Über beides sprach ich mich so oft aus, daß es unnötig ist, hier Näheres zu bringen. So sei auch nichts über Worringers Vorläufer hier vorgebracht. Die scharfumrissene Form, in der er seine Einblicke vortrug, gab ihm eine Stoßkraft, die keinem seiner Vorgänger erreichbar gewesen war. So durfte ich mich auf ihn berufen, wenn ich, was zunächst aus Wölfflin geschöpft war, weiterdachte und in den Dienst meines Faches stellte. Worringer wurde mir zu einer der festesten Stützen wechselseitiger Erhellung der Künste. Woldemar von Seidlitz billigte mir einmal zu, ich verstehe sehr gut, immer wieder für Worringer einzutreten. Sollte ich etwa seinen Namen unterdrücken, wenn ich vorbrachte, was sich auf ihn stützte? Was er — nicht nur mir — überzeugend nachgewiesen hatte? Wirklich bestand da ein Zusammengehen von Vertretern der Kunst- und der Dichtungsgeschichte, wie es Unkundige fordern, die meinen, wechselseitige Erhellung

der Künste könne von nur einem der Vertreter dieser Wissenschaften nicht beweiskräftig aufgezeigt werden.

Das wir zwei uns naheblieben, auch wenn wir über das Gebiet hinausgingen, auf dem wir uns getroffen hatten, erwies sich mir. Eines Tages begegnete ich Worringer im Hofgarten. Ich deutete ihm an, mir sei wahrscheinlich geworden, daß der Deutsche in der Zeit der Romanik menschlich höher gestanden habe als später, als zunächst im Zeitalter gotischer Kunst. Er verriet mir, daß er demnächst Gleiches verfechten werde. Das geschah in Worringers Beitrag zu meiner Festschrift. Ich könnte noch andere Fälle unserer Gedankengemeinschaft anführen.

8. Auslandsreisen

Holland und Belgien — England — Finnland — Rußland —
Schweiz und Italien — Paris

Die Ausdehnung des Radius meiner Vortragsfahrten, die schon in Dresden begonnen hatte, setzte sich fort. War ich von Dresden aus nach Amsterdam, Warschau, Bukarest gekommen, so ging es jetzt nach Leningrad und Moskau, nach Helsingfors und den baltischen Staaten, nach Großbritannien und Belgien, nach Rom. Belfast, Moskau und Rom sind die fernsten Stellen Europas, die ich erreichte. Amerika sandte mir zwar viel Hörer. Zu einer Vortragsreise jenseits des Ozeans aber kam es nicht.

Nach Belfast fuhr ich, um zum Ehrendoktor der Universität promoviert zu werden. Zum erstenmal sah ich England, lernte ich London einigermaßen kennen. Vortragsreisen folgten dann rasch. Sie führten mich wieder nach London, dann nach Cambridge, wo ich wiederholt sprach, nach Edinburg, Oxford, Manchester, Newcastle, Durham, Hull. Edinburg und Newcastle kamen gleichfalls zweimal an die Reihe. Weite Bahnfahrten wurden nötig. So hielt ich das einemal in London am Kings College drei Vorträge, je einen in Cambridge, in Hull, in Oxford, Manchester, Newcastle, Edinburg und Durham innerhalb von etwa vierzehn Tagen. Um das durchzusetzen, mußte ich zuletzt jeden Abend an einer anderen Stelle reden und Tag für Tag weite Fahrten zurücklegen. Rechtzeitig von Oxford nach Manchester zu gelangen, gab es nur einen einzigen Zug, der die Strecke in etwa vier oder fünf Stunden bewältigte. Auf der Heimkehr fuhr ich von Durham ohne Aufenthalt über Harwich heim, in ungefähr sechsundzwanzig Stunden.

Etwas leichter machte ich mir es im Herbst 1934. Ich sollte in Cambridge dreimal reden, und zwar zuerst am 29. Oktober. Ich verriet meinem lieben Fachgenossen Williams, daß ich am Tage vorher siebzig Jahre alt würde, bat ihn aber, das nicht weiter zu beachten. Ich fuhr zusammen mit meiner Frau, die mich sonst nie auf Vortragsreisen begleitete. Wir wollten erst am 29. Oktober

eintreffen. Williams aber lud uns für den Jubeltag zu Tisch. So kam es doch zu einer Geburtstagsfeier. Sie war hübsch und verlief so ruhig und anheimelnd, wie wir es nur wünschen konnten. Cambridger Kollegen mit ihren Frauen waren geladen. Am Nachmittag gesellten sich noch andere aus unserm Berufskreise zu uns. Am nächsten Nachmittag begann ich meine Vorträge. Am Abend fand ein kleines Bankett im Trinity College statt. Einer der Cambridger Germanisten ist Fellow dieses altberühmten College. Williams Rede sagte mir zu viel Gutes nach. Meine Antwort schränkte das nach Kräften ein. Gern gestand ich zu, daß ich nie zu hoffen gewagt hätte, meinen Geburtstag in den ehrwürdigen Räumen eines der ersten Colleges Englands gefeiert zu sehen. Jetzt füge ich noch an, daß ich schon früher die Erfahrung gemacht hatte, wie ausgezeichnet man in diesen englischen Erziehungsanstalten ißt und trinkt.

Die Cambridger Tage von 1934 sind eine meiner liebsten Erinnerungen. Das Wetter freilich war uns nicht günstig gesinnt. Williams hoffte, wir würden einen sogenannten Indian summer vorfinden. Tatsächlich kam ein verfrühter Einbruch des Winters mit Kälte und Schnee. In unserm Gasthof am Cam war es stets behaglich.

Konnte mir Erwünschteres widerfahren, als vor der Geburtstagsfeier mir durch meinen Vortrag zu erweisen, daß ich noch etwas leisten konnte und nicht ganz auf der Stufe von Johann Heinrich Voß' redlichem Tamm stand? Freilich fehlte mir in Cambridge zuweilen der wärmende Ofen. Nach dem Schlußvortrag nahm ich mit Williams in seinem College das Dinner ein. Nach dem Essen begaben wir uns in den Gesellschaftsraum. Die andern Herren verflüchtigten sich rasch. Ich blieb noch mit Williams sitzen. Die Kälte wurde unerträglich, da das Kaminfeuer ausgegangen war. So begaben wir uns in unser Hotel, wo Mrs. Williams und meine Frau uns erwarteten.

Ich hatte noch ein längeres Programm zu erledigen. So fuhr ich mit meiner Frau nach London. Dort ließ ich sie in guter Obhut zurück, in einem großen Gasthof, den ich kannte. Sie fühlte sich vorzüglich aufgehoben. Zunächst ging es nach Edinburg. Zweimal hatte ich hier zu reden. Im Norden war es noch viel kälter als in Cambridge. Den ungewöhnlich starken Eindruck dieser schönsten Stadt Großbritanniens kostete ich erst jetzt aus, den Blick von der Höhe auf das Meer und — was vielleicht noch stärker bewegt — die mit Ginster übersäten Hügel des Gebirges. Eben hatten wir noch die Stadt durchfahren, und unmittelbar an den Anblick des Schlosses Maria Stuarts schloß sich der Zauber dieser Hügel an. Mit einem einzigen Ruck war man in eine Märchenlandschaft versetzt. Sie ist, nur mit Gras, Büschen und Ginster bedeckt, derart verschieden von aller mitteleuropäischen Waldlandschaft, daß mein greiser Fachgenosse Schlapp mir versicherte, es sei sehr schwer, Schotten den Sinn deutschen Sanges vom Walde zu enträtseln. Wenn der Schotte an Wald denke, so erinnere ihn das nur an Schnupfen und Husten. Und da soll er Eichendorff begreifen? Wie

es mich freute, Edinburg jetzt näher kennenzulernen, war es mir auch lieb, mich mit W. H. Brueford, dem Nachfolger Schlapps, diesmal länger aussprechen zu können. Das im nächsten Jahre sein inhaltreiches Werk über Deutschland im 18. Jahrhundert erscheinen sollte, verriet er mir allerdings nicht. Es wurde alsbald verdeutscht; hat es doch auch uns viel Neues zu sagen. Ich begrüßte es in der Zeitschrift „Dichtung und Volkstum“.

Von Edinburg ging es nach Newcastle. Ich freute mich, meine Schülerin und Freundin Mary Beare in erfolgreicher Lehrtätigkeit anzutreffen. Das Verhalten ihrer Hörer und Hörerinnen machte auf mich guten Eindruck und zeugte für ihre Erzieherbegabung. In Newcastle war es noch recht kalt. Als ich abfuhr, hatte der Flying Scotsman wegen vereister Weichen Verspätung. Ich sollte noch in Cardiff und Oxford reden, aber das Wetter schreckte mich ab. War ich doch auch müde. Um rechtzeitig nach Bonn zurückzukommen, hätte ich mich sehr beeilen müssen. Ich zog vor, noch einen Tag mit meiner Frau in London zu verbringen. Leider traf ich Tauwetter und Regen an. Viel also war nicht zu unternehmen. Am Abend vor der Heimreise stapfte ich bei einem Wetter, das der Rheinländer als „fies“ bezeichnet hätte, in den nächsten Straßen auf und ab. Der Bahnhof Liverpoolstreet, auch sonst nicht gerade schön, wirkte im nebligen Nachtdunkel schauerlich. Aber die Überfahrt war ruhig, in angenehmem Gegensatz zur Hinfahrt.

Nach dem fernen Nordosten brachten mich drei Reisen; Rußland, Helsingfors, das Baltikum wünschten mich zu hören. Eigentlich sollte sich das Baltikum sofort an Helsingfors anschließen. Doch als ich in Helsingfors ankam, erfuhr ich, daß wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit Eisbrecher nicht mehr verkehrten, andere Dampfer aber wegen des vielen Eises nach Reval noch nicht fahren konnten. Von Stockholm nach Aabo war ich mit einem Eisbrecher gefahren.

Mein Freund Schirmunski, Vertreter meines Faches an der Universität Leningrad, verdienstvoller Erforscher des Wolgadeutschtums, bahnte mir den Weg nach Rußland. Ihm vor allen dankte ich sicherlich die Ehrenmitgliedschaft eines angesehenen wissenschaftlichen Instituts in Leningrad. Ursprünglich wollte ich nur durch einen Vortrag meinem Dank Ausdruck geben. Tatsächlich sprach ich dreimal in Leningrad und zweimal in Moskau. Das Publikum war durch Übersetzungen kleinerer meiner Schriften ins Russische gut vorbereitet.

Von Berlin bis Leningrad war ich mit der Assistentin Schirmunskis zusammen. Die Ostsee verfuhr mit mir gnädiger als mit ihr. Als ich in Stettin die „Preußen“ bestieg, erwog ich, wie nett da alles war, und wie sich mir demnächst alles ins Umgekehrte wandeln werde. Seit meiner frühen Jugend hatte ich das Meer nicht befahren. Von Triest nach Venedig war das ganz leicht gewesen. Auf der Rückkehr gab es recht viel Seekranke. Mir wurde immer weniger wohl, je näher wir an Triest heranrückten. Rechtzeitig landeten wir, ehe ich das übliche Opfer gebracht hatte. Im Hafen von Genua bemerkte ich später einmal, daß mir die

Abwärtsbewegung des Ruderbootes peinlich war. Die Überfahrt nach England und nach Irland lag später als die Fahrt auf der Ostsee. Vorsichtshalber nahm ich jetzt immer Vasanopastillen.

Wegen der vorgerückten Jahreszeit hatte die „Preußen“ nur dreizehn Passagiere. So stand mir eine ganze Kabine zur Verfügung. Das Abendessen fand uns alle versammelt. Wir befuhren noch das Stettiner Haff und fühlten uns nicht anders als auf einem Flußdampfer. In der Nacht wurde es ungemütlicher. Das war auch im Bett zu verspüren.

Am Morgen schien sich die See beruhigt zu haben. Es sah nur bedrohlich aus. Wetterpropheten eröffneten schlimme Aussichten. Ich machte mir Bewegung, soweit das möglich war. Beim Mittagessen fehlten schon ein paar, noch mehr am Abend. Die Stimmung verdichtete sich. Das Grammophon war, besonders am Abend, viel im Gang; es spielte neue Schlager. Im Deutschen Theater sah ich unmittelbar vorher einen Reißer, den aus Amerika Reinhardt mitgebracht hatte. Er bestand wesentlich aus Artistenleistungen, die von Schlagermelodien begleitet waren. Klang und vor allem Rhythmus setzten sich in mir dank solcher Fülle von Schlagermusik so fest, daß ich sie bei jedem Schritt in mir hörte und mich in diesem Rhythmus bewegte oder auch anderes in ihm bewegt sah. In Moskau bekam das noch frische Nahrung. Das Grammophon der „Preußen“ wurde zuletzt dienstunfähig; so sollte ich in Moskau das Versäumte wohl nachholen. Allmählich wurde es schwieriger, sich auf dem Schiff zu bewegen. Die Mehrzahl der Passagiere blieb zu Bett. Am dritten Abend leisteten nur noch unser drei dem Kapitän beim Essen Gesellschaft. Mit düsterem Vorgefühl ging ich schlafen. Am Morgen konnte ich in meiner Kabine nicht mehr stehen, ohne mich anzuhalten. Mir schien, ich müsse dringlichst Heißes zu trinken bekommen, wenn ich nicht seekrank werden sollte. Als ich am Frühstückstisch erschien, hieß es, vor acht Uhr sei nichts zu haben. Die zwanzig Minuten, die ich nun im Oberdecksalon verbrachte, wollten kein Ende nehmen. Als ich gefrühstückt hatte, fühlte ich mich wirklich wohler. Bald konnte ich froherstaunt feststellen, daß wir auf ruhigem Wasser fahren, ja daß links und rechts Land in der Ferne zu sehen war. Die Sonne trat hervor. Mit mir zusammen standen einige möglichst hoch oben und möglichst weit vorn auf dem Verdeck und hatten das Gefühl, einen majestätischen Strom zu befahren. Beim Mittagessen sah der Kapitän seine ganze Herde wieder um sich. Bald waren die Türme Leningrads in der Ferne zu erblicken. Wir trafen am Nachmittag etwa sechs Stunden früher ein als programmgemäß.

Sich in eine andere Welt versetzt zu empfinden, wird dem Reisenden heute nicht leicht gemacht. In Leningrad wurde mir das zuteil. Wenn ich das jetzt überdenke, will mir scheinen, daß mir das zaristische Petersburg weniger fremd vorgekommen wäre als das ruinenhafte Leningrad. Ging ich am Abend durch die finstere Kasanskaja zum Newskij-Prospekt, so half mir nur die Taschenlaterne

weiter. Duster und dräuend lag die Kasankathedrale da. Auf dem Prospekt war wenig Licht und Leben. Die Schaufenster erschienen mir ärmlich. Freilich noch lange nicht so schlimm wie bei Tageslicht die leeren Geschäftsräume der Seitenstraßen. Nur Obstgeschäfte boten ungemein schöne Ware an; billig war sie nicht. Schlangen belagerten die Lebensmittelhandlungen. Ich freilich bekam, besonders bei festlicheren Gelegenheiten, auch in Moskau reichlich und vorzüglich zu essen. Mitunter stand das in starkem Gegensatz zu den Wohnungen. In Moskau herrschte so große Wohnungsnot, daß in Zeitungen die vierte Ecke eines Schlafzimmers angeboten werden konnte. Ein Moskauer Kollege hatte zwei Zimmer und eine Küche zur Verfügung. In seinem Arbeitszimmer, das nicht sonderlich groß war, war alles beiseite gerückt und ein Tisch für etwa ein Dutzend Gäste aufgestellt. Wie überall begann das Essen mit einer reichhaltigen Sakuska. Sie bestand aus kaltem Aufschnitt, warmen Würstchen, einer Menge von verschiedenen geräucherten Fischen, Kaviar, Käse und anderen Leckerbissen. Dann folgten zartfleischige Rebhühner mit Beilagen; zuletzt kam eine riesige Schlagrahmtorte. Natürlich gab es da und auch sonst bei jeder Gelegenheit Tee mit köstlichem Fruchtmus. Bei einem dieser Gelage lernte ich Wodka trinken. Auf dem Tisch standen Fläschchen aus klarem Glas. Ich meinte, sie seien mit Wasser gefüllt, natürlich mit gekochtem. Man nötigte mir ein Gläschen auf. Die Wirkung war überraschend. Ich sehr bescheidener Alkoholtrinker fühlte mich sofort wohligh leicht, ja beschwingt. Wodka ist ein Heilmittel gegen Hemmungen. Ich begriff sehr gut, daß in Rußland der Mittellose mehr Wodka als Nahrung genießt. Vergeblich fahndete ich, als ich wieder daheim war, nach Wodka. Ein guter Kenner empfahl mir deutschen Kornbranntwein; wenn er jung und kühl ist, erinnert er wirklich an den russischen Sorgenlöser.

Bei meinem ersten Versuche saß mir gegenüber eine Bonner Kollegin. Zu meiner großen Überraschung traf ich sie und ihren Gatten an, als ich beim deutschen Generalkonsul in Leningrad meinen Antrittsbesuch machte. Wir waren dann zusammen mehrfach eingeladen, auch in Moskau. Ich rief ihr über die russisch breite Tafel zu, sie solle auch Wodka kosten, da ich es nicht ertrüge, sie in weniger fröhlicher Stimmung zu wissen als mich. Hinterdrein erfuhr ich, daß ich einen Verstoß gegen geheiligten Brauch begangen habe. In Leningrader akademischen Kreisen dürfen Damen Wodka nicht genießen. Als wir in Moskau beim deutschen Geschäftsträger geladen waren, tranken die Damen ungescheut diesen Schnaps.

Die weithin sich erstreckenden Bauten der zaristischen Schlösser wirken bänglich. Zarskoje Selo diente nur noch als Museum. Lange Reihen ärmlich gekleideter wurden durchgeleitet. Freilich ging man in Leningrad grundsätzlich in abgenutzter und schlechtausgebesserter Tracht, um nicht aufzufallen. Sogar ins Theater. Der Zuschauerraum des Opernhauses hatte einst wohl anderen Eindruck gemacht. Nur auf der Bühne schien sich nichts verändert zu haben. Die

eigentliche große Leistung dieser Oper, das Ballett, das den Abend füllt, arbeitete immer noch mit einer Fülle erster Kräfte. Ich sah Griegs „Peer Gynt“ und Tschaikowskis „Dornröschen“. Hier wurde noch streng klassischer Tanz vorgeführt, allerdings auch kunstvoller Hochsprung; das sollte wirken und wirkte, als flögen Tänzer und Tänzerin durch die Luft. Dort ging es schon weiter zu einer Gymnastik, die mir mitunter Bangen machte. Wenn etwa beim Aufgehen des Vorhangs die Trägerin der weiblichen Hauptrolle an einem hohen Baume wie angeklebt erschien und geraume Zeit in dieser Haltung blieb, das eine Bein auf einen Astvorsprung aufgestellt, das andere hoch hinauf an den Baum gedrückt, als wollten die beiden Beine eine einzige grade Linie bilden, den Kopf tief hinabgesenkt. Noch unheimlicher war mir ein Grätschen der Tänzerinnen, bei dem das eine Bein langsam nach vorwärts, das andere nach rückwärts glitt, bis endlich wieder die eine Gerade erzielt war. Sechs und mehr Tänzerinnen machten das nebeneinander. Die ganze Vorführung blieb trotzdem immer überwältigend. Und nun gar die Zuschauer. Es ging auf Mitternacht, als in „Dornröschen“ der Höhepunkt des Beifalls erreicht wurde, und in begeisterten Zurufen die Namen der Künstler und der Künstlerinnen ertönten, nicht zuletzt aus Kindermund.

Ganz noch den Stil des zaristischen Rußlands hielt die reiche Sammlung von Werken bildender Kunst in der Eremitage fest. Dem Leiter der Eremitage, einem Deutschen aus dem Baltikum, bin ich für manchen wertvollen Wink verpflichtet. Was alles ich sonst noch zu sehen bekam, will ich nicht aufzählen. Die wenigen Tage, die ich in Leningrad verbrachte, waren wirklich gut ausgefüllt.

Aber meine eigentliche Aufgabe waren Vorträge. Die Assistentin Schirmunski sagte mir auf der „Preußen“, man hätte mich gern über Rilke reden gehört. So bat ich Schirmunski, mir einmal seine Seminarstunden abzutreten. In Übungsform teilte ich den Anwesenden mit, was ich von Rilke zu sagen hatte. Dann sprach ich am Abend in dem Institute, dessen Ehrenmitglied ich war. Ungefähr hundertundzwanzig Zuhörer nahmen teil. Inhalt des Vortrags waren die Ansichten, die ich in „Gehalt und Gestalt“ vertrete. Endlich kam ein Vortrag über neueste deutsche Dichtung hinzu, und zwar nicht für den engen Kreis der Geschulten. In Rußland wurden solche Vorträge von einer Moskauer Anstalt veranstaltet, die in Leningrad ihre Vertreter hatte. Im letzten Augenblick schien es, als sei zu spät angekündigt worden, als müsse der Vortrag ausfallen. Tatsächlich fanden sich mehr als zweihundertfünfzig Zuhörer zusammen. Sie blieben, als ich geschlossen hatte, sitzen. Ich fragte Schirmunski hinterdrein, was das zu bedeuten habe. Er meinte, sie hätten wahrscheinlich eine Diskussion erwartet. Mir tat es leid, daß sie enttäuscht wurden. Mir war solche Aussprache nach einem Vortrag immer sehr lieb.

In Moskau fand sie tatsächlich statt. Wieder folgte auf einen Vortrag für Geschulte ein Vortrag für einen weiteren Kreis. So wie vor dem ersten Vortrag

bin ich wohl nie gefeiert worden. Der Bonner Kollege und seine Frau waren unter den Zuhörern. Sie sagten mir, es wäre ihnen lieb, das mitangehört zu haben. So könnten sie bezeugen, was da vorging, wenn ich in Bonn davon berichtete. Auch die deutsche Botschaft war vertreten. Zwei Ehrenmitgliedschaften wurden mir verliehen. Als erster sprach der Mitarbeiter des „Handbuchs“ P. N. Sakulin. Mehr als zweihundert hörten mir zu. Der zweite Vortrag fand in einem Saal mit achthundert Plätzen statt. Der Raum war gut besetzt. Alle diese Vorträge wurden von einem Vorsitzenden geleitet. Diesmal war es die Schwester Trotzki's, Frau Kamenew. Sie stand an der Spitze der Moskauer Anstalt, die dergleichen Vorträge in Gang setzte. Man hatte mir nahegelegt, sie zu besuchen. Sie empfing mich wie eine Fürstin, blieb an ihrem Schreibtisch sitzen und bot mir einen Stuhl an. Unser Gespräch war kurz, da es ihr nicht leicht fiel, deutsch zu reden. Darum trat sie die übliche Ansprache an einen Schweizer ab, der mit dem Minister Lunatscharski befreundet war und von ihm nach Moskau berufen wurde. Er nahm sich meiner diensteifrig an. Seine Ansprache war gut gemeint. Mich befremdete nur, daß er meinen Titel immer wieder vorbrachte. Schweizer sprechen mich stets nur mit Professor an. In Moskau schien mir die andere Anrede gar nicht angebracht. Ich überlegte, wie ich selber es in meinen Eingangsworten halten sollte und beschloß, dem „Fachgenossen“ meinen Dank auszusprechen. Diesmal folgte auf den Vortrag das in Leningrad Unterlassene. Frau Kamenew nahm eine Reihe Zettel in Empfang, auf denen, natürlich in russischer Sprache, Fragen standen. Ich beantwortete sie nach Kräften. Einen dieser Zettel wies sie mir und sagte, sie wolle ihn nicht berücksichtigen. Mir war das sehr willkommen; verlangte dieser Zettel doch Auskunft, warum ich über die jüngste deutsche Arbeiterdichtung nichts gesagt hatte. Fürstlich wie immer fuhr sie mich in ihrem Auto heim und versicherte mir unterwegs, ich hätte „sehr talentisch“ gesprochen. Am nächsten Tage quälte ich meine Freunde mit der Frage, ob sie wirklich nur gemeint habe, ich wäre talentvoll. Oder ob vielleicht hinter dem Wort „talentisch“ sich Besseres verberge. Man sagte mir, zwischen „talentisch“ und „talentvoll“ bestehe für den Russen kein Unterschied. Man hatte mich in Moskau derart verwöhnt, daß mir „talentvoll“ nicht genügen wollte. Glücklicherweise kam ich bald nach Deutschland zurück. Da zog man solche Ansprüche nicht in mir groß. Ich hätte lang warten müssen, ehe ich in Deutschland die Hörerzahlen Rußlands bei öffentlichen Vorträgen erreichte.

Verwöhnt wurde ich in Moskau auch, als ich nachmittags von gelehrten Frauen zum Tee geladen war. Unter diesen Damen befand sich eine von mir hochgeschätzte Berner Hörerin. Der Umsturz hatte sie nach Rußland zurückgeführt und ihr ein höheres Lehramt geschenkt. Wir sprachen nun von einem Vortrag, den sie — noch in der alten Berner Universität, etwa ein Vierteljahrhundert früher — im Rahmen meiner Übungen halten wollte. Gegenstand war

Tolstois letzter großer Roman „Auferstehung“, der damals etwas Neues war. Der Zustrom der Hörer war so groß, daß wir in die Aula auswandern mußten. Und weil ihre Stimme für den großen Raum nicht reichte, las ich ihre Arbeit vor.

Vorträge und Einladungen nahmen so viel Zeit weg, daß ich von Moskau nicht so viel zu sehen bekam wie von Petersburg. Verpflichtet bin ich einem lebenswürdigen jungen Kunsthistoriker der Universität; er brachte mich zu den Kunstschatzen der Stadt. Das geschichtliche Museum im Kreml barg damals die unabsehbare Menge von Ikonen, die aus Kirchen zusammengeholt waren. Vorläufig standen sie in langen Reihen aneinandergelehnt da. So viel Wand, daß sie aufgehängt werden konnten, war nicht vorhanden. Man hatte mit Reinigungsversuchen begonnen. Tatsächlich erinnerten ihre Farben, nachdem die dicke Schmutzkruste beseitigt war, an die frühen Florentiner.

Ins Theater ging ich nur einmal. Es wurde von einem auch in Deutschland berühmten Russen geleitet. Ich war enttäuscht. Das aufgeführte Stück führte einen späten Versuch der Zaristen vor, von Ostasien her die alte Ordnung wiederherzustellen. Held des Stückes war aber eigentlich ein gepanzerter Bahnwagen; er wurde mühsam auf der Bühne hin und her geschoben. Also eine Realistik, die bei uns schon überwunden war; sie wurde recht unzulänglich durchgeführt. Den Film Potemkin durfte ich mit andern Geladenen in dem Gebäude ansehen, das der Herstellung von Filmen diente. Eine beachtliche Leistung, zuweilen allerdings wieder überrealistisch. Die Meuterei der Mannschaft eines Kriegsschiffes, die der Film vorführt, wurde — natürlich in der Zeit des Zarentums — durch madiges Fleisch veranlaßt. In weithin sichtbarer Vergrößerung wurden Stücke dieses Fleisches vorgezeigt, auf denen Maden wimmelten...

Man hatte mich in die Umgebung Leningrads hinausgefahren, nach Zarskoje Selo und zum Schloß des unglückseligen Sohnes der Zarin Katharina. Ich konnte mir ausmalen, wie schön die Anlagen dieser Schlösser zu wärmerer Jahreszeit sein mußten. Die Umgebung Moskaus blieb mir unerschlossen. Ich durchwanderte Moskau zu Fuß, benutzte nur selten die Elektrische. Sie war stets überfüllt. Man drängte sich hinten in den Wagen und hatte sorglich darauf bedacht zu sein, daß man rechtzeitig die Ausgangstür am andern Ende des Wagens erreiche. Ich war froh, daß meine Kleider dabei nicht zerfetzt wurden. Die Moskauer Elektrische bewegte sich ungemein schnell. Das erschwerte den Vorgang noch, machte es vollends dem Fußgänger nicht leicht, rechtzeitig auszuweichen.

Übersättigt von allen Eindrücken fuhr ich an einem Samstag um fünf Uhr nachmittag ab. Es war schon finstere Nacht, obwohl gleichzeitig in Deutschland die Uhren vier Uhr schlugen. Auf der Nachtfahrt von Leningrad nach Moskau benutzte ich zusammen mit Freund Schirmunski, der mir in Moskau beistand, den

üblichen Eisenbahnwagen. Bekanntlich werden die Sitzplätze in Betten umgewandelt. Schon auf der „Preußen“ versicherte mir ein höherer Beamter der Moskauer Deutschen Botschaft, es wäre nicht wesentlich kostspieliger, sich von der Internationalen Schlafwagengesellschaft befördern zu lassen. Diesmal fuhr ich über Warschau. Und allein. Mit dem russischen Schaffner hätte ich mich nicht verständigen können. So benutzte ich den richtigen Schlafwagen bis zur Grenzstation Stolpce. Dann stieg ich in einen deutschen D-Zugwagen um. In Warschau war langer Aufenthalt. Ich verließ meinen Platz und ging in die Stadt. Als ich wiederkam, war der Zug schon recht voll. Es schien, als müßte ich die Nacht sitzend verbringen. Aber ein älterer Herr schaffte Ordnung, veranlaßte Reisende, die bald aussteigen wollten, sich in ein Abteil zusammzusetzen, und verwandelte die sechs Plätze unseres Abteils durch Emporheben der Rückwand in vier Liegestellen. Ich kannte diese Einrichtung seit langem, hatte sie schon auf Fahrten von der Schweiz durch das Elsaß nach Norddeutschland benutzt. So fuhr ich recht bequem bis Berlin. Auf dem Schlesischen Bahnhof stieg ich Montag um halb zehn in die Stadtbahn und suchte im Westen Bekannte auf. Vor allem reinigte ich mich gründlich. Dann war noch genug Zeit zu einer Stärkung. Kurz vor halb zwei ging es vom Potsdamer Bahnhof ab. Gegen halb zwölf war ich in Bonn. Sechsfünfzig Stunden beanspruchte die Heimkehr; etwa vier Stunden davon entfielen auf Berlin. Mir versicherte man, ich sähe vorzüglich aus. Rußland müsse mich sehr gut gepflegt haben. Zurückgelegt hatte ich 2000 Kilometer. Hin- und Rückfahrt dürften mithin zusammen ein Zehntel des Äquators ausmachen.

Viel hatte ich erlebt, gesehen und gelernt. Große Ehrungen waren mir zuteil geworden. Das böse Ende kam hinterdrein. Mir wurde schwer verdacht, daß ich im Lande des Bolschewismus gewesen und anerkannt worden war.

Daß ich 1932 von Helsingfors eingeladen wurde, über Goethe zu sprechen, dann aber vorher am Tage der Befreiung Finnlands durch die Deutschen, danke ich dem Anwalt, vielmehr dem Schöpfer des morphologischen Idealismus. Bei diesem ausgezeichneten Denker muß ich jetzt etwas verweilen.

Sein bahnbrechendes Werk „Die Welt der Formen“ liegt in zwei Auflagen vor, von 1925 und 1930. Achse des Buches ist der Gegensatz des „Optischen“ und des „Haptischen“. Wie das gemeint ist, deute ich in „Goethes Allseitigkeit“ (S. 25 ff.) an. Nach meiner Überzeugung stimmt morphologischer Idealismus mit Goethes Schauweise überein. Goethe sieht die Welt optisch, nicht haptisch. Wenig würde es fruchten, wenn ich hier auseinandersetzen wollte, daß der Gegensatz Haptisch—Optisch mit dem Gegensatz Diskursiv—Intuitiv sich berührt. Sicher ist, daß er weit über diesen andern Gegensatz hinausführt.

Vielleicht genügt es, wenn ich Haptisch—Optisch als Nahschau—Fernschau bezeichne. Optisch ist, mit umfassendem Blicke etwas Ganzes zu erfassen, haptisch hingegen, aus nächster Nähe an den Erscheinungen herumzutasten und

daher mit Notwendigkeit sich ins einzelne zu verlieren. Morphologischer Idealismus erfüllt, was der Gegenwart sich aufdrängt. Immer greifbarer war uns geworden, daß wir des Atomisierens satt sind und die Dinge wieder als Ganzes sehen wollen.

Für Optik besteht ein anderer Gesetzesbegriff als für Haptik. Der haptische Gesetzesbegriff ist imperativ, er denkt an einen unwiderstehlichen Zwang, er lebt sich aus im Geschehen selbst, das mit Kräften durchsetzt ist. Der optische ist bloß normativ. Er zielt auf das Idealverbindliche einer einzelnen gegenständlichen Erscheinung, kümmert sich nur wenig um den Zwang, der im Entstehen dieser Erscheinung waltet. Haptik will nachweisen, daß etwas werden mußte und wie es werden mußte, will die Vorgeschichte einer Erscheinung aufdecken. Optik will dem Wesen einer Erscheinung gerecht werden, will sie nach ihrer Form erfassen.

Von dem Standpunkte, den ich allmählich errungen und zunächst in „Gehalt und Gestalt“ vertreten hatte, bekämpfte ich das sogenannte Erklären, wie es lange Zeit betrieben wurde. Man glaubte, am besten ein Kunstwerk zu erklären, wenn man dessen Voraussetzungen aufdeckte. Nach solcher Annahme war eine Dichtung erklärt, wenn man ihre Anlässe und ihr Entstehen darlegte. Alles drehte sich um den Nachweis, wie die Dichtung aus dem Leben ihres Schöpfers entstand.

Man machte nach, was damals von Naturwissenschaft betrieben wurde. Ganz so wollte der Physiolog das Gesetz erkennen, nach dem die Kräfte zwischen den Zellelementen wirken. Jede Wirkung sollte sich als ein Ergebnis von Kräften, als Spiel und Zug und Druck enthüllen.

Der Kampf gegen dies Erklären von Kunstwerken ist seit langem im Gange, gegen einen Betrieb, der sich auf die Naturwissenschaft des Zeitalters berief. Man war es satt, das Kunstwerk in eine Häufung von Merkmalen aufgelöst zu sehen, die durch irgendwelche Kräfte bedingt sein sollten. Ging doch dabei die lebendige Einheit des Kunstwerkes verloren. Wer ein Kunstwerk wirklich erfassen will, wünscht doch nicht zu erfahren, wieweit es durch einen Zwang entstanden ist, der in verwandter Weise im Naturgeschehen waltet. Schwerer Irrtum wäre, Organismusästhetik für die Annahme verantwortlich zu machen, das Kunstwerk entstehe unter dem zwanghaften Druck eines Gesetzes, das von der Naturwissenschaft des späteren 19. Jahrhunderts in der Natur angenommen wurde.

Muß noch ausdrücklich hinzugefügt werden, daß haptische Kunst- und vollends haptische Naturforschung dem Materialismus des 19. Jahrhunderts zu danken sind? Daß also jeder Kampf gegen solche Haptik ein Kampf gegen den absterbenden Materialismus ist? Ein Kampf gegen das späte 19. Jahrhundert also, wie er jetzt wahrlich nicht nur auf dem Gebiet der Natur- und Kunstwissenschaft geführt wird? Morphologischer Idealismus kämpft für das Letzte

und Wichtigste, für die ersehnte neue Weltanschauung. Er nennt sich „Idealismus“, weil er gegen den Materialismus sich kehrt.

Auch ich berief mich auf Idealismus. War ich doch von Anfang an überzeugt, wir müßten Kunst wieder so sehen lernen, wie unsre Klassik und unsre Romantik sie sahen. Ich berufe mich auf das, was ich oben über die Vorgänge meiner Habilitation berichte. Trotz erheblichem Gegensatze zu meinem Lehrer Minor, waren ich wie er und er wie ich überzeugt, die wahren Quellen, aus denen wir zu schöpfen hatten, lägen im Lande des Idealismus deutscher Klassik und deutscher Romantik.

Von unsern Klassikern und unsern Romantikern mußten wir unhaptisch wieder „sehen“ lernen. Daß in diesem Begriff des „Sehens“ auch das Hören enthalten ist, füge ich vorsichtshalber hinzu. Sehen lernen konnten wir vor allem von Alois Riegl und von Heinrich Wölfflin. Aber auch Erforschung von Dichtung war schon auf diesem Wege. Ich nenne nur Carl Vossler. Was da zu ergründen war, nannte ich „Gestalt“ des Kunstwerks. Und wieviel längst auf dem Gebiet der Gestalterforschung geleistet worden ist, bucht ausführlich meine Arbeit über „Gehalt und Gestalt“. Ich halte mich durchaus nicht für einen Entdecker ganz neuer Schau. Bestenfalls führte ich noch folgerichtiger durch, was von andern vorgebracht worden war. Ob ich durch solche Folgerichtigkeit ins Einseitige geraten bin, mögen andere entscheiden, aber Leute, die wirklich gewillt sind, nicht voreilig abzusprechen.

Mir fehlte nur lange rechte Einsicht, wieweit Naturwissenschaft immer noch haptisch, wieweit sie schon auf dem Wege zu Optik war. Ältere Vertreter der Naturwissenschaft, mit denen ich in Bonn verkehrte, gaben mir unzulängliche Auskunft. Ich danke es der „Welt der Formen“, daß ich fortan mich auch als Bundesgenosse der neuen Naturwissenschaft fühlen durfte. Leider war „Gehalt und Gestalt“ schon abgeschlossen, als ich das Buch zu lesen bekam.

Am Ende des Vorworts zur zweiten Auflage der „Welt der Formen“, im Rückblick auch auf die erste, sagt der Verfasser, ohne meinen Gestaltbegriff und ohne meine Methode wäre sein System ein auf die optische Morphologie innerhalb der Naturwissenschaften beschränkter Torso verblieben. „Denn ich traue es mir nicht zu, daß ich einen so reichen kunstwissenschaftlichen Begriff des Form-Allgemeinen mit Ansätzen nach allen Geisteswissenschaften hin selbständig hätte schaffen können — und in der Wissenschaft ist ein solcher Begriff, außerhalb Walzels, gewiß nicht erzeugt worden.“ So glaube er, den geistesgeschichtlichen Sinn meiner Schau nunmehr endgültig herausgestellt und damit seinem System innere Vollendung gesichert und einen geistesgeschichtlichen Kristallisationskern von bleibender Beständigkeit aufgezeigt zu haben.

Die „Welt der Formen“ bekennt sich auch zu meinem Begriff „wechselseitiger Erhellung“ der Kunst: Sie sei kein Freibrief für analogische Spielereien, kein

Tummelplatz für Synästhesien, keine beliebige Transposition, kein Rückfall in vorlessingische Zustände, sondern empirisch-logische Gedankenarbeit. Sie erweise ein Kunstallgemeines, das sich in den einzelnen Künsten bricht wie das Licht in jeder einzelnen Facette. Ein Allgemeines, das nicht Gegenstand im Sinne des Gegenständlichen, Inhaltlichen ist, sondern Formales, Gestaltliches, Form. „Darum mögen sich die Kritiker nicht um die Widerlegung mittels des Nachweises bemühen, daß die gegenständliche, inhaltliche Verschiedenheit der Künste groß genug sei, um eine fruchtbare Vergleichung auszuschließen.“

Als ich Anfang 1917 in der Kantgesellschaft in Berlin zum erstenmal ausführlich über den Begriff gesprochen hatte, wurde mir in der Aussprache, die dem Vortrag folgte, entgegengehalten, Lessings „Laokoon“ widerlege alles, was ich vorgebracht hatte. Glaubte man wirklich, daß mir „Laokoon“ unbekannt sei? Fortan gewöhnte ich mich, noch ausdrücklicher zu erläutern, warum die Scheidung von Künsten des Nacheinanders und des Nebeneinanders für wechselseitige Erhellung wenig ausmache.

Begriffen habe ich nie, warum viele gegen einen uralten Brauch, dessen lange Geschichte ich in „Gehalt und Gestalt“ umreiße, gegen einen Brauch, der von Einsichtigsten seit langem verwertet wurde, sich wehrten, nachdem ich ihn als wechselseitige Erhellung der Künste bezeichnet hatte. In dem Hefte „Vom Wesen der Dichtung“ (S. 41), erklärte ich: „Ich denke nicht daran, irgendwem meine Handwerksgriffe einreden zu wollen. Wenn er sie verschmäht, möge er sie verschmähen. Mir bleibt dann immer noch die Freude, dank diesen Handwerksgriffen Dinge zu sehen, die sich den Augen meiner Widersprecher entziehen, Tatsachen festzustellen, die auf andern Wegen bis dahin nicht gefunden worden waren.“

In einem Handbuch meines Faches schrieb einer über Kunst und Literatur. Ausdrücklich will er sich auf tatsächliche, nachweisbare Berührungen beschränken, hingegen spekulativen Betrachtungen über den umstrittenen Grad der Verschwisterung der beiden Künste an sich und über die Zweckdienlichkeit eines gewissen Austausches ihrer Forschungsmethoden nicht stattgeben. Was mit dem Wort „spekulativ“ gemeint ist, weiß ich nicht. Ich bin mir nicht bewußt, Spekulatives über wechselseitige Erhellung der Künste geboten zu haben.

Denkt dieser Kritiker etwa gar an mich, wenn er von Forschern spricht, die ein Kunstwerk ausschließlich als ein Formgebilde anschauen? Dann hat er wohl „Gehalt und Gestalt“, obwohl er den Band anführt, weder gelesen noch verstanden. Und was ist gemeint, wenn er von romantischer Überschätzung der wechselseitigen Erhellung redet? Sollte hier an die deutsche Romantik gedacht sein, so gebe ich zwar zu und habe immer betont, wieviel die deutsche Romantik zugunsten wechselseitiger Erhellung der Künste geleistet hat, doch auch eine lange Reihe anderer angeführt, die im gleichen Sinne tätig waren; sie reicht bis in die Antike zurück.

Das methodische Programm, das dieser Forscher entwickelt, beschränkt sich wesentlich auf Zusammenhänge oder Gegensätze der beiden Künste in Stoff und Gedanken. So wird etwa nur von fern angedeutet, daß bei Vondel und bei Rubens dieselbe Neigung zur großen und bewegten Linie walte. Aber die Forschung stehe da noch in den Anfängen. Warum fehlt ein Hinweis auf Arbeiten, die über die Verwandtschaft barocker Dichtung mit barocker Malerei Eindringlicheres sagen? Wie ganz er selbst noch veralteten und jetzt glücklicherweise abgetanen Ansichten huldigt, erweist er, wenn er gern ergründet wissen will, welche Kunst die gebende, welche die nehmende sei, und wie stark sich der Einfluß der einen auf die andere auswirkt. Solche „Haptik“ hätte wirklich nicht viel Entscheidendes zu sagen. Oft genug stellte ich, sogar in diesen Lebenserinnerungen, fest, wie das Aufsuchen solcher Einflüsse schaden kann.

Was ich hier erörtere, spielte vor etwa einem halben Menschenalter. Mir altem Manne erscheint das noch als recht jung. Jüngere empfinden das anders und wundern sich vielleicht, daß ich solch alten Kram so ausführlich behandle.

Wenn ich mich dankbar über die „Welt der Formen“ freue, so ließe sich auch einwenden, das Werk gehöre der Vergangenheit an und sei vergessen. Ein Brief Heinrich Wölfflins bestätigte mir vor kurzem, daß dies Buch noch immer und sogar sehr sorgsam gelesen wird.

Die Universität Bonn forderte den Verfasser der „Welt der Formen“ zu Gastvorlesungen auf. Sie fanden statt. Die Wirkung war ungewöhnlich stark. Er machte es den Hörern nicht leicht. Diesmal ging es auf das Ganze. Entwickelte er doch allseitig die Weltanschauung, die sich aus seinem morphologischen Idealismus ergab. Das ging ins Tiefste. Nicht nur harrten die Hörer dankbar aus und nicht nur kamen im Verlauf der vier Vorlesungen stets noch neue hinzu. Der Verfasser selbst wurde im Königshof von den vielen belagert, die sich mit ihm über einzelnes verständigen wollten. Willig und froh über solche Wirkung beantwortete er die Fragen, die ihm gestellt wurden. Professoren und Studenten beteiligten sich an dieser Wallfahrt.

Neu und außerordentlich stark war die Fülle der landschaftlichen Eindrücke der Fahrt nach Helsingfors. Schon Stockholm und dessen Umgebung, die ich auf einer Autofahrt beobachten konnte, fand ich bewundernswert. Zunächst die Lage der Stadt, dann die Farbentöne, die ich dank hellem Himmel und Sonnenschein zu sehen bekam, nicht zuletzt die Luft. Die Nachtfahrt nach Finnland ließ mich noch im Bette deutlich verfolgen, daß der Dampfer mit einem Eisbrecher ausgerüstet war. Auf weiten Strecken vernahm ich das schürfende Geräusch des durchschnittenen Eises, das sich an den Wänden des Dampfers rieb. Schon der erste Blick durch das Bullauge am Morgen verriet mir, daß ich in einer Märchenlandschaft war. Wir fuhren mit unverminderter Geschwindigkeit durch die Eisdecke weiter. Sie war stark genug, noch in nächster Nähe unseres Schiffes beschritten zu werden. Zu beiden Seiten des Schiffes wanderten auf dem Eise

von einer der vielen kleinen Inseln zur andern die Menschen in die Kirche. Es war ein Sonntagmorgen. Am Nachmittag kam ich recht müde in Helsingfors an, bekam auch nur noch wenig von der Stadt zu sehen. Am nächsten Tage ging mir ihre Schönheit auf. Von Meerarmen umgeben, schenkt sie auf allen Seiten Blicke nach begrünten Ufern, von denen man durch die blaue Flut getrennt ist. Und wieder waren es die Farbentöne, die mich entzückten. Ist nicht ein guter Teil der reizvollen Wirkung Italiens durch die Färbung der Luft bedingt? Die Luft des Nordens färbt anders, aber auch sie verschönt. In Leningrad war das Wetter zu „bönnisch“ feucht gewesen, als daß ich nicht nur in Ausnahmefällen etwas von dieser nordischen Farbenpracht der Luft beobachtet hätte. In Moskau blieb ich mit der Stadt verhaftet und konnte mir, sehe ich von wenigen Ausnahmen ab, nur schwer vorstellen, wie russische Landschaft durch die Luftfärbung wirkt. In Helsingfors hatte ich Landschaft und Meer vor den Augen und fühlte auf Schritt und Tritt Verwandtschaft mit Rußland, besonders in den Bauten. Ragten diese Kirchtürme nicht ähnlich in die zartgetönte Luft wie in Leningrad und in Moskau? Verwandt ist die Baukunst Finnlands und Rußlands. Wer Einflüssen gern nachgeht, mag errechnen, ob Finnland von Rußland oder Rußland von Finnland gelernt hat.

Diese Eindrücke verfestigten sich noch wenige Monate später im Baltikum. Reval war ebenso in helle Farben getaucht wie Helsingfors. Und ähnlich wirkte der Blick aufs Meer. Dorpat erinnerte mich noch stärker an Leningrad und Moskau als Reval. Reval bleibt etwas Einziges und Einmaliges schon durch den mächtig emporragenden Domberg. Ihn krönen Bauten, die von Deutschen errichtet wurden. Moskau, nicht so waagrecht wie Leningrad, hat Ebenbürtiges gleichwohl nicht aufzuweisen.

Die Vortragsfahrt nach dem Baltikum stellte hohe Anforderungen an mich. In Berlin sprach ich für die Kleistgesellschaft, in Reval zweimal an zwei aufeinanderfolgenden Abenden, in Dorpat waren zwei Abende mit je zwei Stunden besetzt, endlich redete ich in Danzig nachmittags für den Rundfunk und abends in der Hochschule. Zwischen den Vorträgen blieb gerade noch genug Zeit für die umständlichen Eisenbahnfahrten. Viermal mußte ich die Qual der Fahrt durch den Korridor erdulden. Im Baltikum fahren die Züge so langsam, daß ich am Morgen von Berlin abfuhr und erst am späten Nachmittag des nächsten Tages in Reval ankam. Von Reval nach Dorpat ist es nicht weit. Von Dorpat fuhr ich am Vormittag ab und kam am nächsten Tage nachmittags in Danzig an. In Dirschau hatte ich umzusteigen und längere Zeit auf Anschluß zu warten. Ich hätte nicht gedacht, daß in einer polnischen Bahnhofswirtschaft eine derart polnische Wirtschaft herrschen könne. Da ich dringlich frische Luft benötigte, wanderte ich nach dem Essen innerhalb weniger Quadratmeter auf und ab; eine vorgespannte eiserne Kette verwehrte mir freieren Auslauf. Auf der Heimfahrt mußte ich nochmal über Dirschau nach Marienburg durch den Korridor zurück

und durfte erst dort in den deutschen D-Zug einsteigen, obwohl der Zug als bald in Dirschau hielt. Sinnloser ist zwecklose Quälerei nicht auszuhecken.

Im Baltikum beobachtete ich ein unwiderstehliches Vordringen der unteren Volksschicht auf Kosten der Balten, d. h. der Deutschen. Ähnlich wird in Finnland alles Schwedische ausgeschaltet. Das erinnerte mich an gleichgerichtete Wandlungen, die ich in meiner Heimat Österreich-Ungarn aus nächster Nähe verfolgen konnte. Ganz so setzte sich im 19. Jahrhundert und besonders in meiner Jugend Slawisches durch, vor allem auf tschechischem Boden. Als Kind sah ich nur Tschechen, die — wie man damals sagte — Dienstboten waren oder bestenfalls „Hausmeister“, d. h. Pförtner der Wohnhäuser, auch der Amtsgebäude. Ihr Deutsch weckte Lachen; um lachen zu machen, ahmte man es nach. Allmählich wanderten in Wien immer mehr Schuster und Schneider tschechischer Abkunft ein. Eines Tages entdeckte man, daß Wien mit 300 000 Tschechen die größte tschechische Stadt sei. Zu Beginn der siebziger Jahre war ja Prag noch nicht bei 200 000 angelangt. (Jetzt ist es der Million nahe.) Tschechisch redende Politiker fingen an, eine wichtige Rolle in Österreich zu spielen. Es hieß, sie hätten zu meist deutsche, zuweilen etwas tschechisierte Namen, während ein tschechischer Name auf deutsche Abkunft schließen lasse. Die Brezina, Brotanek, Chmelarz, Kratochwil, Prohaska, Stajskal, Wessely, mit denen ich in jungen Jahren in Berührung kam, wirkten auf mich durchaus germanisch. (Ob diese Namen alle tschechisch sind, kann ich nicht entscheiden.)

Die Kindheitseindrücke wirkten so stark nach, daß ich noch jahrzehntelang erstaunt war, wenn ein Gutgekleideter tschechisch zu reden anfing. Oder wenn ich gar Wissenschaftliches tschechisch vorgetragen sah oder hörte. Ich erzählte das in Dresden einem Balten. Er versicherte mir, daß er als Balte genau so empfinde, wenn er estnisch oder lettisch reden höre.

Jetzt jedoch hatte sich das Blatt gewendet. Wie die Tschechen hatten die Esten und Letten und Litauer das Ruder in der Hand. Und in Finnland die Finnen. Was es heißt, einer Schicht anzugehören, die derart sich emporgeschwungen hat, was das vor allem für die Jugend bedeutet, konnte ich gut beobachten. Zunächst an Studenten und Studentinnen. Da gibt es kein müdes und blasiertes Mittun; mit Heißhunger nimmt man auf, was erreichbar, was eben zugänglich geworden ist. Lässig und übersättigt erscheinen, verglichen mit diesen frischen und ungebrochenen jungen Leuten, unsere deutschen Hörer. Kaum dürfte es möglich sein, daß, wie ich es in Bonn erlebte, Abendzusammenkünfte, die den Studenten Gelegenheit zu freier Äußerung ihrer Ansichten geben sollen, wenig Besucher finden. Und daß man sich hinterdrein entschuldigt, man sei zu so später Stunde schon zu müde gewesen. Freilich hemmt die Bonner Luft alle Arbeit. Als ich an einem schönen warmen Spätfrühlingstage einmal am Rhein zur Universität ging, um eine Übung abzuhalten, sah ich am Ufer einen Kahn, in dem einer sanft schlief. Ich sagte mir, daß sei doch das rechte Verhalten in dieser erschlaf-

fenden Rheinluft. Genau besehen, war es ein wenig glücklicher Gedanke, gerade in Bonn die bald zweitgrößte Universität Preußens anzusiedeln. Der Dezernent, mit dem ich im Juli 1921 in Berlin verhandelte, fragte mich nach kurzer Zeit, ob ich in Bonn auch nicht arbeiten könne. Ich erwiderte, es ginge gerade noch. Längst hatte man mir inzwischen erzählt, daß tüchtige Gelehrte, die von Bonn nach Berlin berufen wurden, sich wunderten, in Berlin wieder gut arbeiten zu können.

In Reval waren wohl die meisten meiner Zuhörer Balten und gewohnt, deutsch zu sprechen. In Dorpat kam ich mit estnischen Studenten in Fühlung. Mir brachte das unerwartete Anstrengung. Ich hatte gemeint, in der Universität sprechen zu sollen. Als ich ankam, teilte mir der Kollege, der die Angelegenheit zu besorgen hatte, mit, noch sei es unentschieden, ob ich auch in der Universität zu Worte kommen werde. (Selten traf ich auf einen gleich liebenswürdigen und diensteifrigen Helfer. Ich bin ihm dankbar verpflichtet.) So fand der erste Abend in einem ungemütlichen Raume statt, war auch nicht sehr besucht. Erst am nächsten Vormittag erfuhr ich, daß ich am Abend in der Universität zu reden hätte. Allein man wünsche, daß ich nicht zwei Stunden lang über einen einzigen Gegenstand mich äußern solle, sondern zwei verschiedene Vorträge halte. So mußte ich wieder einmal aus dem Stegreif reden, allerdings über einen Gegenstand, der mir ganz geläufig war. Der große Saal war geräumig und sehr gut besetzt. Das förderte meine Stimmung. In der Pause zwischen den beiden Vorträgen sagte mir der Dorpater Literaturhistoriker, ein Estländer, so viel Anerkennendes über meine Ausführungen, daß ich nun in der zweiten Rede zu geben suchte, was ich nur geben konnte. Dann war ich freilich recht müde und abgespant. Am liebsten hätte ich mich ausgeruht. Allein der Dorpater Fachgenosse hatte mich für den Abend eingeladen. Der Kreis, den ich antraf, war seltsam still. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Ich saß zwischen der Hausfrau und einem jüngeren Schweden, der an der Universität tätig war. Sie war recht freundlich. Der Schwede aber wußte mir nichts Besseres zu sagen als Worte herber Verurteilung des Handbuchbandes über skandinavische Literatur. Nach der Mahlzeit sprach ich mit dem Assistenten meines Fachgenossen. Er war in Bonn mein Hörer gewesen. Was ich da vorbrachte, wurde von einem Unberufenen belauscht und, weil er sichtlich der deutschen Sprache wenig gewachsen war, gründlich mißverstanden. Einige Tage später erschien in einer polnischen Tageszeitung ein Artikel, der schärfstens angriff, was ich gar nicht gesagt hatte. Ich bekam das nachgesandt. Auf meinen Einspruch hin wurde die leidige Sache in Ordnung gebracht. Polen suchte damals dem Deutschen Reich im Baltikum den Rang abzulaufen. Wahrscheinlich fürchtete der polnisch gesinnte Berichterstatter, ich hätte der deutschen Sache zu viel genützt. Mir aber ist durch dies Nachspiel die Erinnerung an Dorpat, wo ich genug Gutes erfahren hatte, verdorben.

In Danzig wohnte ich bei meinem Landsmann Heinz Kindermann und wurde von ihm und von seiner Frau gütig verwöhnt. Er wußte, daß mein Geburtstag fällig war; am Morgen fand ich erstaunt Blumen auf dem Frühstückstisch. Eltern und Kinder beglückwünschten mich. Kindermann hatte am Vormittag Vorlesungen zu halten, übergab mich daher am Vormittag einem sachkundigen Führer. Soweit in wenigen Stunden sich mir ein Bild Danzigs ergeben konnte, glaube ich es gewonnen zu haben, von dem gewaltigen Mariendom bis zur Danziger Lachsstube.

Von Danzig fuhr ich ohne Unterbrechung nach Bonn. Ich kam am Morgen an. Vorlesungen und Prüfungen begannen sofort. Da wirkte die Anstrengung der Reise sich doch beträchtlich aus.

Dank einem meiner Schüler, der in Kaunas wirkte, hatte man mich auch aufgefordert, in der Universität dieser Hauptstadt Litauens zu sprechen. Zwischen Deutschland und Litauen bestand damals beträchtliche Spannung. Um mich zu schützen, wollte man mir eine Art studentische Leibwache zur Verfügung stellen. Ich zog vor, mich den drohenden Gefahren nicht auszusetzen. Deutsche Blätter fanden sich bemüßigt, gestützt auf eine irrtümliche Zeitungsnotiz, gegen die „Würdelosigkeit“ eines deutschen Professors zu eifern, der in Kaunas gesprochen habe. Die Guten ahnten nicht, daß es eine Heldentat im Dienste Deutschlands gewesen wäre, wenn ich unter den gegebenen Umständen in Kaunas geredet hätte.

Die Fahrten nach England und nach dem Nordosten eröffneten mir Einblick in ferne fremde Welt. Ich nahm das als erfreuliche Zugabe mit, während mir die Vortragsleistung das eigentlich Wichtige und Entscheidende blieb. Nur die Reise über London nach Belfast hielt das anders. Diesmal stand das Neue, das ich zu sehen bekam, im Vordergrund. Den Vortrag im Goethehause zu Rom drängte die Tatsache, daß ich nach langer Zeit wieder einmal nach Italien kam, und zwar in ein mir noch unbekanntes Italien, in den Hintergrund.

Als junger Mann lernte ich Oberitalien kennen, zum Teil recht gut und gründlich. Doch über die Linie Venedig—Mailand—Genua—Ventimiglia kam ich nicht hinaus. Begreifen kann ich heute kaum noch, daß ich mehr als vierzig Jahre verstreichen ließ, ehe ich diese Linie überschritt. Von Bern waren wir bis Bellagio gekommen. Ich befürchtete immer, meine Frau, die nur die oberitalienischen Seen kannte, möchte in Italien erkranken. Dergleichen hatte ich in Venedig mit Schrecken miterlebt. Tatsächlich erkrankte ich selbst am Comersee. Das ermutigte mich nicht zu weiteren Fahrten nach Italien. Von Bern aus wäre die italienische Grenze leicht zu erreichen gewesen, viel leichter als von Dresden. Wir aber waren gewohnt, im Frühjahr nach Berlin oder nach Wien zu gehen. So kamen wir nicht zu Reisen nach Italien, nicht einmal nach Paris, obwohl es nur neun Stunden von uns entfernt war. Während der ersten sieben Jahre in Dresden war ich derart mit Arbeit belastet, daß ich nicht gewagt hätte, um Ostern diese

Arbeit zu unterbrechen und nach dem Süden zu fahren. Vier Jahre Weltkrieg verwehrten uns in Dresden alle Fahrten nach Frankreich und Italien. Dann kam die Entwertung der Reichsmark; sie verhinderte noch in den ersten Bonner Jahren Vergnügungsreisen ins Ausland.

Allmählich aber wurde meine Sehnsucht nach dem Süden immer stärker, die dankbare Erinnerung an die Jahre 1888 bis 1890 immer lebendiger. Seit 1924 waren wir bis vor kurzem jedes Jahr in der Schweiz, am Thuner- und am Vierwaldstättersee. Neidisch sah ich die Züge, die über die Alpen nach Italien fuhren. Doch zur Sommerzeit schien uns dies nicht empfehlenswert zu sein. Als wir einmal ganz schlechtes kaltes und nasses Wetter hatten, fragte ich — es war im August — beim Hotel Monte Bré in Lugano-Castagnola an, erhielt aber den Bescheid, es sei vorläufig noch geschlossen.

Daß die Sehnsucht nach dem Süden mich sogar in der deutschen Schweiz erfaßte, soll nicht etwa heißen, daß ich mich am Nordfuß der Alpen unbefriedigt fühlte. Im Gegenteil. Schon am Anfang des Weltkriegs empfand ich es ja schmerzlichst, die mir einst selbstverständliche Gewohnheit, den Sommer in Alpenluft zu verbringen, nicht befriedigen zu können. Um den Alpen nahe zu sein, gingen wir nach Oberbayern. Freilich blieb am Starnberger See oder vollends in Aibling Alpenwelt noch etwas Fernes und Schwererreichbares. Als ich im Dresdner Krankenhaus während meiner Scharlachzeit Ludwig Thomas „Alt-Aich“ las, sah ich immer Aibling vor mir; etwas mehr von den Alpen ist freilich in Aibling zu erblicken als in Niederbayern. Damals waren meine Zukunftshoffnungen so bescheiden geworden, daß schon der blaue Himmel Bayerns, dessen satte Farbe auf der Vorderseite des Einbands mir entgegenleuchtete, Sehnsucht nach Bayern in mir weckte. War ich doch in jenen Tagen für Farben überempfindlich. Wir kamen unmittelbar darauf in Reichenhall wieder näher an die Alpen heran. Doch weder hier noch im Vorjahr zu Berchtesgaden wurde mir so deutlich wie etwas früher auf Fahrten von Tutzing nach Garmisch-Partenkirchen, wie stark sich Alpen- von Voralpenlandschaft unterscheidet. Schon steil aufsteigende Halden wirkten auf der Fahrt nach Garmisch auf mich wie ein beglückender Gruß der eigentlichen Alpen. Und nun gar die Gegend zwischen Garmisch und Mittenwald oder der Weg von Mittenwald nach Elmau und vollends der Eibsee.

Damals wurde mir zur Gewohnheit, solchen Alpenmotiven nachzujagen. Mitteldeutsche Waldlandschaft bietet nichts Ähnliches. Die Felsen der Sächsischen Schweiz sind etwas ganz anderes, etwas derart Eigenes und Ungewöhnliches, daß sie verdienten, nicht mit der Schweiz in Beziehung gebracht zu werden, sondern als etwas Einmaliges anerkannt zu werden. Auch die Felsen des Fichtelgebirges, die Luisenburg etwa oder die Kösseine, finden in den Alpen nichts Verwandtes.

Als wir seit 1924 endlich wieder und zwar Jahr für Jahr in die Schweiz kamen, ergaben sich mehr unerwartete Einblicke in Unterschiede der Landschaft,

die ich sogar in der Berner Zeit kaum beachtet oder wie etwas Selbstverständliches hingenommen hatte. Jetzt sah ich mit Augen, die von der lange Zeit unerfüllten Sehnsucht nach Alpennatur geschärft waren. Aus guten Gründen blieben wir zuerst nah an der deutschen Grenze, in Langenbrück (Baselland). Nur aus recht weiter Ferne und nur von den Höhen sind da die Gipfel der Alpen zu sehen. Langenbrück liegt im Schweizer Jura, ist mithin dem schwäbischen Jura verwandt; sogar an Schwarzwaldlandschaft erinnert es. In nächster Nähe ragen allerdings felsige Berge in die Luft. Sie sind indes nicht alpiner als etwa die Wasgauberge.

Einer meiner Berner Hörer von einst brachte mir nach Langenbruck die Aufforderung, in Bern zu reden. Das förderte unsere Absicht, noch tiefer hinein in die Schweiz zu gehen. Hilterfingen am Thuner See wählten wir. Es ist von Bern leicht und rasch zu erreichen. So konnten unsere Freunde uns ohne viel Mühe besuchen. Am Nordufer des Sees gelegen, gewährt Hilterfingen den Blick auf einen guten Teil der Berner Alpengipfel, vor allem auf die Jungfrau. Man sieht nicht so viele dieser Gipfel wie von Bern, aber was man sieht, ist ganz nahe. Die nächste Umgebung jedoch entbehrt die mir lieben Alpeneindrücke. Nur eine tiefeingeschnittene Schlucht kann als Ausnahme gelten. Wir weilten seit 1933 mehrfach am andern Ufer, und zwar in der Höhe, in Äschi. Es liegt ziemlich hoch über Spiez auf einem Hochplateau. Es ist beträchtlich alpiner als das Südufer. Köstlich ist die Luft, besonders in der Pension Friedegg, wo wir immer wohnten. Etwas oberhalb des Dorfes gelegen, hat Friedegg auf der Höhe des Plateaus stets Durchzug frischer Luft. Kommt der Wind von Nordwesten, dann kann es freilich ungemütlich kalt und naß werden.

Von Äschi reicht der Blick über den Thunersee, Interlaken und den Briener See. Der Niesen ist zum Greifen nah. Dafür ist von den ganz Großen lange nicht so viel zu sehen wie am Nordufer. Doch erreicht man schnell Alpenweiden. Charakteristisch alpin hebt sich der Waldansatz von den Wiesen ab. Im Schwarzwald und in noch nördlicherer Landschaft begrenzt der Wald auch Wiesen. Und dennoch wirkt es nicht so. Liegen kann das an der Tatsache, daß in den Alpen es von steiler Wiese sogleich noch steiler in die Höhe geht, auf der die Waldbäume stehen. Allein ich beobachtete diese andere Wirkung auch, wenn Wiese und Wald auf einer und derselben Ebene lagen. Etwa in Graubünden.

Wer nicht ganz hochgelegene Berghotels der Alpen aufsucht, dürfte meistens vor der Wahl stehen, entweder sich auf alpinem Boden zu fühlen oder aber den Blick auf die großen Wunder der Alpenwelt aus einer gewissen Entfernung zu genießen. Ungefähr zu der Zeit, als ich von Bern nach Dresden ging, wurde die Straße vom Brünigpaß über Hohfluh nach Reuti eröffnet und der Hasleberg dadurch bequem zugänglich gemacht. Fast zwanzig Jahre später wanderte ich oft auf ihr. Fast ununterbrochen wechselt der Blick. Reizvolleres ist selten zu finden. Man geht auf ebenem Weg und sieht jetzt ein Stück Brienersee,

jetzt Meiringen und immer wieder den mächtigen Rosenlauigletscher. Ringsum ragen begrünte Berge in die Höhe. Aber Hohfluh und die andern Orte an der Haslebergstraße erinnern selbst fast nur durch die steilen und schlechtunterhaltenen Fußwege an Schweizer Alpenwelt. Glücklicherweise wird die Haslebergstraße ebenso wie die Straße von Hohfluh nach Meiringen nur wenig von Autos befahren. Die Straße von Spiez nach Kandersteg war schon zu meiner Berner Zeit recht unangenehm wegen des Wagenverkehrs, zumal an Sonntagen. Jetzt ist Fußgängern dringlich zu empfehlen, sie zu meiden. Noch dringlicher die Axenstraße. Der kürzeste Weg von Brunnen nach Morschach läuft ein paar hundert Meter auf der Axenstraße. Ich ging ihn stets mit Zagen. Gute Nerven sind nötig, wenn man im Tunnel neben sich zwei Autoomnibusse antrifft, die sich begegnen.

Lieber nahm ich den längeren Waldweg von Brunnen nach Axenstein. Oft wohnten wir in der Dependence des Luxushotels; sie ist nicht übermäßig teuer. Auch die nächste Umgebung Axensteins ist nicht sehr alpin. Wirklich schön ist der zum Hotel gehörige große Waldpark. Er dient dem Golfspiel und ist eine der seltenen Gelegenheiten, dies Spiel auf an- und absteigendem Boden zu treiben. Zu unserer Zeit kam noch ein gutausgestattetes Sonnenbad mit großem Wasserbecken hinzu. So hieß es schon etwas wandern, wenn man echtern Alpenboden begehen wollte. Er war aber nicht schwer zu erreichen. Ein Nachmittagspaziergang brachte mich mehrfach hinauf zum Stoß in reine Alpenluft auf eine Höhe von etwa 1300 Meter. Von da geht es zum Fronalpstock, der mehr als 600 Meter höher ist. Aber vom Stoß ist der Blick nicht so schön wie unten von Axenstein. Ich stehe nicht an, die Rundschau vom Axenstein mit der alten Königin Viktoria von England als etwas Allerschönstes zu bezeichnen. Wie die Krümmung eines riesigen Flusses liegt tief unten der Übergang vom Urner zum Buochser See. Rechts der Rigi, ihm zu Füßen Brunnen und Schwyz, links die Vorberge, die hinauf zum Urirotstock leiten. Das Fesselndste aber ist der stete Wechsel der Landschaftsstimmung vom Morgen zum Abend, dann je nach der Witterung. Am liebsten bliebe man auf der Terrasse des Hotels stundenlang sitzen, um sich an diesem Überreichtum von Farbe und Belichtung zu sättigen. Noch wenn der Himmel dicht bewölkt ist, kann ein rasch vorübergehender Durchbruch der Sonne ein Wunder von Farbe und Licht schaffen. Steigt man von der Terrasse auf die Höhe des Hügels hinauf, der sich über den Park erhebt, so erblickt man die oft wiedergegebenen beiden Mythenstöcke mit ihrer charakteristischen Formung, im Hintergrund kühngetürmte Glarner Berge, unten im Tal den tiefgrünen Eingang der Muottaschlucht. Dagegen kann der Hasleberg nicht aufkommen, noch weniger der Gießbach, auch trotz allem nicht Glion am Genfer See. Höher gelegene Orte haben natürlich weiteren Umblick, aber sie sind, wie etwa Caux über Glion, zu weit vom See entfernt, um ihn derart miterlebbar zu machen wie Axenstein. Seelisberg liegt

zwar auf gleicher Höhe unmittelbar gegenüber dem Axenstein; die Aussicht aber enttäuscht, wenn man von Axenstein kommt. Ein Park vom Umfang des Axensteiners ist mir, verbunden mit einem Hotel, überhaupt nicht bekannt. Im Berner Land liegt der Gurnigel auch viel zu weit ab vom Thunersee, als daß sich ein ebenbürtiger Eindruck ergäbe, liegt mitten in schöner Waldlandschaft, aber nichts weniger als alpin geartet.

Im Engadin freilich verbindet sich mit dem Blick auf Alpenhöhen eine nächste Umgebung, die durchaus Züge der Alpenwelt wies, wenn sie durch Menschenhand technisch minder verkünstelt wäre. Ich könnte auch sagen: verhäßlich. Wie schön es hier einst gewesen sein mag, offenbarte sich mir, als ich auf der Heimkehr von einer Wanderung nach Maloja vom Dorfe Sankt Moritz zum Statzer See hinabging, um nach Pontresina zu gelangen, wo ich untergebracht war. Grelle Nachmittagssonne lag auf dem Südufer des Sees; Dorf und Bad und alle wahllos und verworren hingestellten Riesengasthöfe lagen im tiefen Schatten, waren dank der Leuchtkraft der Sonne unsichtbar. So mochte es vor hundert Jahren hier ausgesehen haben, ein unbeeinträchtigtes reizvolles Nebeneinander satter Farben in goldigem Licht. Vor allem ein rein alpiner Eindruck.

Das soll nicht heißen, jeder Eingriff von Menschenhand zerstöre alpinen Eindruck. Gewiß ist dieser Eindruck am reinsten auf einsamen Berghöhen. Doch wo Menschen siedeln, kann Menschenwerk immer noch den alpinen Eindruck mitbestimmen. Sogar das Schweizer Häuschen, obwohl es mit Recht manchem durch die unzähligen holzgeschnitzten Schweizer Häuschen verleidet ist, die von eiligen Reisenden als unentbehrliches Andenken sorglich heimgebracht wurden. Wer längere Zeit von Schweizer Bauernhäusern alter Art umgeben gelebt hat, wird von Entsetzen gepackt, wenn er nach der Heimkehr die ganze Häßlichkeit jüngerer deutscher Dorfbaukunst, vielmehr Unkunst, wieder vor Augen hat. Von Ansiedlungen in Industriebezirken rede ich lieber gar nicht.

Ins Engadin kam ich selbst sehr spät. Zu unserer Schweizer Zeit ging die Rhätische Bahn nur bis Tausis. Vor tagelangen Fahrten in Postwagen graute es mir. Bald hieß es auch, meiner Frau sei solche Höhe nicht zuträglich. Erst 1928 entschloß ich mich, allein ins Engadin zu gehen. Aber auch ich wollte nicht unmittelbar aus der Bonner Tiefe in eine Höhe von 1800 Metern hinauf. So fragte ich einen Schweizer Freund, welchen Ort Graubündens ich wählen solle. Er empfahl neben vielgenannten Ruheplätzen wie Lenzer Heide oder Parpan einen, von dem ich nie gehört hatte: Tschierschen. Ich sagte mir: Wenn ein Schweizer etwas mir ganz Unbekanntes vorschlägt, so wähle ich es. Wie richtig das war, bestätigte sich mir sofort. Schon die Autofahrt von Chur über Passugg ließ mich Willkommenes erwarten. Tschierschen, hoch über der Plessur, ist eine kleine idyllische Ansiedlung mit ein paar anspruchslosen Gaststätten. Mit meiner Unterkunft war ich durchaus zufrieden. Zuweilen mußte ich allerdings an

eine Äußerung der lieben Berner Freundin denken: In Gasthöfen, die weniger als vierzehn Franken für volle Pension verlangen, muß man gefaßt sein, daß Gäste in Pantoffeln zum Essen kommen. (Solchen Brauch traf ich auch in etwas billigeren Schweizer Hotels und Pensionen sehr selten an.) Aber ich verstand mich sehr gut mit den andern Gästen und freute mich über das Zusammensein mit einem höheren württembergischen Beamten und mit dessen Familie. Froh überrascht war ich schon am ersten Abend, als ich eine vorzügliche Violinspielerin zu hören bekam. Zuerst dachte ich, sie wäre Gast. Dann erfuhr ich, daß sie die anderswo üblichen Musikanten ersetze, die der Reihe nach die Gasthöfe eines Ortes besuchen, heute hier, morgen dort spielen. Sie selbst kam aus guter Basler Schule. Wenn ich Händels „Largo“ höre, muß ich immer noch an sie denken.

An Spaziergängen war kein Mangel. Die Wege waren sogar recht gut. Nur ein einziges Mal unternahm ich Größeres, zusammen mit dem Stuttgarter Beamten und mit dessen Tochter und Sohn. Wir gingen hinab ins Plessurtal und fuhren von Molinis mit der Bahn nach Arosa. Der Rückweg über die Ochsenalp, der ungefähr vier Stunden beansprucht, ist abwechslungsreich, gewährt zu Beginn einen schönen Blick herab auf Arosa und auf die Umgebung. Ich kann nicht leugnen, daß mir aus solcher Entfernung Arosa besser gefiel als in unmittelbarer Nähe. Was ich eben über St. Moritz sagte, gilt in verstärktem Maßstab von Arosa. In Meyers Reisebuch „Schweiz“ von 1881 lese ich soeben von Arosa: „Idyllisches Hirtenland, abgeschlossene Hochfläche, ganz bescheidenes Gasthaus“. Das ist anders geworden. Gar nicht dankbar genug konnte ich dem Schweizer Freunde sein, der mir Tschierschen genannt hatte. In Arosa hätte ich es nicht zwei Tage ausgehalten. Als ich das meinen Wandergefährten sagte, verkündeten sie mir, in St. Moritz und Umgebung müsse ich auf Verwandtes gefaßt sein. Sie hatten nur zu recht.

Mir war Tschierschen so behaglich geworden, daß ich viel länger blieb, als ich beabsichtigt hatte. Doch auch weil Unterkunft im Engadin fast nicht zu bekommen war. Endlich sicherte man mir in Pontresina ein Zimmer zu. (Ich war Gast der Pension Diavolezza, wohnte aber in einem Privathause.) Auf der Fahrt ins Engadin machte ich einen Abstecher nach Flims. In Berlin schwärmte man uns immer von Flims vor. Auch Schweizer rühmten es uns. Mir wollte nicht glücken, etwas zu finden, wo wir künftig einmal wohnen könnten. Als ich dann zum Caumasee hinabstieg, meinte ich in der Tauentzienstraße zu sein. Es war Mittag und der sehr schöne Waldweg so mit Berlinern überfüllt, daß ich kaum vorwärtskam. Dann durfte ich in Flims nicht einmal essen, solange die Kurgäste an der Tafel saßen. So ging ich von Flims-Waldhaus nach Flims selbst und wurde hier, als ich um ein Mittagessen bat, wie der verlorene Sohn bewirtet.

Die Rückfahrt nach Reichenau ist mir liebe Erinnerung. Zwar erschien mir der Fahrer noch recht jung für sein schwieriges Geschäft. Auf der schmalen Straße von Chur nach Tschierschen hatte ich die Gefahren gut beobachten

können, die den großen Omnibussen drohen. Dauernd biegt sich der Weg um Felsenecken herum; so läßt sich nicht voraussehen, ob von der andern Seite ein Wagen entgegenkommt. Auf diesen Gebirgsstraßen fährt der Postwagen an der Bergseite. Natürlich hält jeder andre Wagen sich gleichfalls an dieser Seite, solange nicht ein Postwagen ihm begegnet. Einmal bogen wir um eine solche Ecke und hatten sofort unmittelbar vor uns einen entgegenkommenden Wagen. Beide Gefährte hielten still. Der Privatwagen setzte zurück und fuhr bis zu einer Stelle, die zum Ausweichen genug Raum ließ. Hupen nützt da wenig, da es auf der andern Seite der Felsenecke schwer zu vernehmen ist. Ich bewunderte die Geschicklichkeit der Wagenlenker. Auf der Herabfahrt wurde das alles noch schwieriger wegen der sehr großen Geschwindigkeit. So fragte ich mich, ob auf der Flimser Straße unser Fahrer ebenso geschickt sein werde. Richtig kam vor einer Felsenecke auf der Bergseite uns ein Kleinauto entgegen. Überdies bog gleichzeitig ein vierspänniger Lastwagen um die Ecke. Er rückte, als er uns erblickte, zwar sofort von der Bergseite ab. Doch unmöglich hätten wir uns zwischen den beiden Gefährten durchquetschen können. Wir hielten alle drei. Unser Fahrer stieg ab; geduldig und zäh schob er das Kleinauto, unterstützt von dessen Lenker, der kein Wort deutsch verstand, auf der steilen Berglehne an unserem Wagen vorbei, daß es hinter uns zu stehen kam. Es lag dabei bedenklich schief. Dann fuhren wir los. Ich beobachtete den Vorgang ganz genau, da ich vorn im Auto saß. Von diesem Punkt eröffnete sich mir bald ein prächtiger Blick: Reichenau und die beiden Flüsse, die sich hier vereinigen, Vorder- und Hinterrhein, alles hochhinauf in sattes Grün eingebettet, von der Nachmittagssonne bestrahlt, dank der die Häuser Reichenaus hell aus dem Grün hervorleuchteten. Noch einmal also ein geschlossenes Bild der Graubündner Landschaft nördlich des Gebirgskamms, der das Rhein- vom Inntal trennt: Berge, bedeckt mit grünen Wäldern und grünen Halden, im Sommer wenig Schnee, nackter Fels wesentlich nur an den Bergspitzen.

Dann aber noch die Erinnerung an den Dichter, der wie kein anderer uns Graubündner Namen geläufig gemacht hat, an Conrad Ferdinand Meyer: Reichenau, die Plessur und das Schanfigg, das von ihr durchflossen wird. Von Reichenau führte mich die Bahn alsbald am Domleschg vorbei nach Thusis. Alles geschichtlicher Boden, uns nahe durch den Schöpfer des „Jürg Jenatsch“.

Spät am Abend kam ich in Pontresina an. Die Talfahrt gewährte mir nur noch den Anblick der Lichter von Samaden, Celerina, Pontresina. In der Pension empfing mich eine schlanke elegante Dame in weißem wolligen Mantel, die ich nicht für die Wirtin gehalten hätte. (Sie entstammte einem alten Bündner Geschlecht. Im Büro stand eine lange Reihe von Inselbänden an der Wand. Mit ihr und mit ihrem Gatten traf ich nach ein paar Jahren in Ascona wieder zusammen; sie leiteten hier das stolze Haus Monte Verità.) Sie ließ mich in das nahe Gebäude führen, in dem mein Zimmer lag.

Am nächsten Morgen sah ich mich in einer Welt, die Zug für Zug der Tschier-tschner Idylle entgegengesetzt war. Hellste Sonne umstrahlte mich, so hell, daß ich nach dem Vorbild anderer mir sofort eine schwarze Brille erwarb. Auf der Dorfstraße Pontresinas drängten sich die Menschen. Ich traf auf Bekannte. Bald ertönte aus dem nahen Walde Kurmusik. Italiener spielten „Lohengrin“; es klang wie Verdi. Genau so aufregend sah alles aus und klang es, wie mich Tschier-tschchen beruhigt hatte. Ruhte dort der Blick spannungslos auf grünem Tal und auf grünen Höhen, so gab es hier fortwährend etwas zu fixieren. Ich war seit längerer Zeit überzeugt, eine Brille besser nur für die Nähe zu benutzen. Glaubte ich doch, mit bloßem Auge Fernes ebenso gut und ebenso schlecht zu sehen wie mit dem Glas. Ich übersah dabei, daß ich dem Anpassungsvermögen meiner Augen zu viel zumutete. So fühlte ich jetzt immer stärker einen unangenehmen Druck auf den Augen. Ich flüchtete mich in die schönen Waldwege nach dem Morteratsch- und nach dem Roseggletscher oder ans Südufer des Sees von St. Moritz, überließ es gern andern, von Muottas Muraigl die Augen noch weiter wandern zu lassen als unten im Tale. Kurz, trotz allem zauberhaft Schönen, das ich zu sehen bekam, fühlte ich mich im Engadin nicht so wohl, wie ich mich in Tschier-tschchen gefühlt hatte.

Mißverständnisse auszuschließen, bemerke ich ausdrücklich, daß Tschier-tschchen durchaus alpin wirkt, daß man sich nicht in einer Abwandlung der Schwarzwaldlandschaft befindet. Und nun gar die Waldwege des Engadin. Nur das eine haben sie mit dem Schwarzwald gemein, daß sie gepflegt, also in der Schweiz eine der wenigen Ausnahmen vom Üblichen sind. Im Schwarzwald hat Gemeininn auf dem Gebiet des Wegebaus Unvergleichliches geleistet. Auch sonst trifft man in Deutschland auf sorgfältig unterhaltene Fußwege. In der Schweiz gönnt kein Wirt dem andern etwas. Schweizer Witz spottet: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Wirten.“ Meist führt man falsch an: ein einzig Volk. Einig sind diese Wirte nicht. Bester Beweis und ein Symbol für dies Verhalten ist die Tatsache, daß der Hauptbahnhof von Interlaken keine Gastwirtschaft besitzt, und zwar — wie man mir sagte — weil die kleinen Gasthöfe an der Bahn solchen Wettbewerb nicht dulden. Habe ich recht, wenn ich annehme, daß gleichem Mangel an Gemeininn der üble Zustand der Schweizer Fußwege entstammt? Doch gerade Interlaken besitzt im Rugenpark sehr gute Fußwege. Eine rühmenswerte Ausnahme ist in nächster Nähe auch der Weg von Iseltwald zum Gießbach. Der einst berühmte Fußpfad von Losone nach Ronco, der oberhalb Asconas sich hinzieht, wurde vor nicht langer Zeit in eine Militärstraße umgebaut. Was dabei von ihm übrig geblieben ist, weiß ich nicht. Die Wege des Berner Bremgartenwaldes sind immer noch sehr gut; überhaupt trifft man in den Wäldern der nächsten Umgebung Berns mehrfach auf gutgehaltene Fußpfade. Endlich sind die „sous-bois“ um Montreux recht erfreulich, wenn auch nicht

gerade für Menschen, die zu Schwindel neigen. Allein wo gute Kletterer wie in der Schweiz hausen, legt man überhaupt wenig Wert auf bequeme Fußwege.

Mir selbst spielte im Engadin mein Hang zum Schwindel, vielmehr meine Angst vor ihm einen bösen Streich. Man hatte mir den Blick von Alp Grüm gerühmt und mir empfohlen, bis zum Berninahospiz die Bahn zu benutzen, dann aber zu Fuß weiterzuwandern. Als ich auf der Berninabahn höher und höher hinaufkam, wurde mir immer weniger wohl. Der Tag war strahlend schön. Doch plötzlich verdunkelten Wolken die Sonne. Unheimlich wurden mir die kahlen Felsen, zwischen denen sich die Bahn hinwindet. Als wir beim Hospiz anlangten, war es wieder sonniger. So wagte ich doch, den Fußweg bergab zu gehen. Er fing vielversprechend in stattlicher Breite an. Doch nach wenigen Schritten wandelte er sich in einen ganz schmalen Pfad, auf dem man Fuß vor Fuß setzen muß, und der überdies einige Meter über dem See an steilem Ufer hinläuft. Da machte ich kehrt. Ich fühlte mich an diesem Tage solchem Wandern nicht gewachsen. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich nach Alp Grüm. Von der Station führt ein breiter Weg zu einer Gastwirtschaft hinauf, die einen guten Rundblick gewährt. Ich war glücklich so weit, auch diesen Weg nur mit Zagen zu gehen. Wie um mich zu verhöhnen, stieg in nächster Nähe ein uniformierter Musiker, der zusammen mit andern gleichfalls soeben angelangt war, den Abhang durch dick und dünn in gerader Linie hinauf; er trug ein großes Blasinstrument.

So war mir der wirklich überwältigende Ausblick verdorben: Gegenüber der ganze Palügletscher, dann eine lange Reihe von Bergkämmen, die bis nach Tirol reicht; gegen Süden ein steiler Abfall, den die Bahn nur mit einer Menge von Serpentina bewältigen kann; er führt zum See von Poschiavo. Mitten aus der Gletscherumwelt also ein Blick in eine Landschaft, die schon italienischen Charakter hat. Wieder einmal konnte ich sehnsüchtig Italien mit der Seele suchen.

Gegen acht Uhr kam ich in Pontresina an und legte mich sofort zu Bett. Ich fühlte mich gänzlich erledigt. Elf Stunden Schlaf halfen mir, am nächsten Tag nach Maloja zu gehen.

Nach kurzem Aufenthalt in Pontresina nahm ich vom Engadin Abschied. Er wurde mir nicht schwer; ging es doch in mein geliebtes Tirol. In diesem ungewöhnlich sonnigen Sommer gab es, sooft ich den Aufenthaltsort wechselte, stets tüchtigen Regen. So schon vor der Abfahrt von Bonn, dann in Konstanz, als ich am Morgen in die Schweiz fuhr, ferner vor der Abreise von Tschierschen, ebenso jetzt. In Samaden stand unversehens mein lieber Fachgenosse Herbert Cysarz vor mir. Wir fuhren zusammen nach Schuls, nahmen da das Mittagessen ein und stiegen dann in das Postauto ein. Es war knüppeldick voll. Bald begann es zu regnen. Cysarz regt ein Gespräch viel zu stark an, als daß ich der Landschaft viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Der Regen tat ihr ja Abbruch. Als wir in Pfunds anlangten, war das Gewitter vorbei. Wir nahmen Abschied voneinander; Cysarz wollte zum Stilsfer Joch hinauf.

Gleich der erste Eindruck in meiner alten Heimat war echt österreichisch. An die Stelle des engen Schweizer Omnibusses trat ein großer schöner und bequemer Wagen, an die Stelle des wortkargen Schweizer Fahrers ein übersprühender Österreicher mit der Haltung und mit den Gebärden eines Kavaliers (Sprich: Gawlier). Er verkündete mit lauter Stimme, er müsse das Verdeck des Allwetterwagens zu seinem Bedauern trotz dem wieder herrschenden schönen Wetter aufgespannt lassen; rollte er es, naß wie es war, ein, so würde es eingehen wie böhmische Leinwand. Bei der Abfahrt winkte er mit der rechten Hand herablassend freundlich Bekannten zu. Ich saß wieder unmittelbar hinter dem Fahrer und konnte alles gut beobachten. Er hatte mir verraten, es sei nicht leicht, die vorgeschriebene Fahrzeit bis Landeck einzuhalten; müsse er doch eine Durchschnittsgeschwindigkeit von fünfzig Kilometern erreichen. Die Straße ist breit und fällt nur wenig ab, doch auch sie biegt fortwährend um Ecken herum. Wir fuhren recht gut, aber nicht besser als in der Schweiz. Pünktlich trafen wir in Landeck ein. Der Ort liegt sehr weit ab von der Bahnlinie. Eine böse Nachricht erwartete uns: Das Gewitter hatte die Arlbergbahn beschädigt. Ich ging sofort ins Reisebüro, kam aber nicht viel klüger zurück. Vorschläge wurden in Fülle gemacht. So wollte unser Fahrer alle, die wie ich nach Innsbruck wollten, nach Garmisch-Partenkirchen bringen. Von da könnten wir am nächsten Tage Innsbruck bald erreichen. Wagen, die uns auf der Arlbergstraße nach Innsbruck bringen wollten, boten sich an; ihre Preise waren nicht niedrig. Ihre Lenker behaupteten, wir müßten, wenn wir mit der Bahn führen, eine halbe Stunde an der Abrutschstelle zu Fuß zurücklegen. Das stellte sich am Bahnschalter als unwahr heraus. So entschloß ich mich, die Bahnfahrt zu wagen. Endlich kam der Zug an. Wir fuhren bis zu der nächsten Station, die von einem jäh angeschwollenen Bächlein überschwemmt worden war. Der Erdboden war mit nassem Sand bedeckt; zehn umgestürzte Güterwagen lagen auf den Gleisen. So wateten wir zu dem Zuge, der uns erwartete. Der Weg war nicht weit, aber schlüpfrig. An Gepäckträgern war kein Mangel. Inzwischen war es schon dunkler geworden. Bald nach der Abfahrt meinte ich trotzdem feststellen zu können, daß die eigentlich schwerbeschädigten Stellen der Linie noch zu überwinden waren. Das an der Seite des Inns gelegene Gleis hing einmal in der Luft, eine unheimliche Nachbarschaft. Aber wir kamen doch weiter und trafen mit einer Verspätung von zwei Stunden in Innsbruck ein, um zehn Uhr abends.

Ich hatte auf der Fahrt von Wien nach der Schweiz schon Schlimmeres erlebt. Die Linie Wien—Selztal—Innsbruck—Buchs ist dergleichen Unfällen stets ausgesetzt. Nur gerade auf der Arlbergstrecke war es immer ganz gut gegangen.

In Innsbruck vermißte ich den wohlgeordneten Betrieb der Schweizer Gasthöfe, ohne freilich zu ahnen, daß ich auf diesem Gebiet alsbald noch Übleres erleben sollte. Am frühen Morgen stieg ich bei starkem Regenguß in den Zug nach Salzburg. Die Fahrt war so unerquicklich, wie Fahrten in überfüllter dritter

Klasse bei Regenwetter nur sein können. In Salzburg ein nicht gar zu teures Unterkommen in der Nähe des Bahnhofes zu finden, war nicht leicht. Max Reinhardts Festspiele waren im Gange. Salzburg war von Fremden überfüllt. Der Europäische Hof ließ sich für eine Nacht fünfzig Schilling zahlen. Meine Unterkunft war wesentlich billiger, aber sehr schlicht. Gleich nach der Ankunft besuchte ich die alte Baronin Andrian. Sie wohnte seit Jahren in Salzburg. Meinen Besuch hatte ich ihr angemeldet. Sie war, vierundneunzig Jahre alt, noch immer recht lebendig und hatte ein außerordentliches Gedächtnis für Dinge, die tief in der Vergangenheit lagen. Jüngere Vorfälle vergaß sie leicht. Das ist nun einmal bei uns Alten so. Sie lud mich ein, abends mit ihr zu essen. Aber ich bat sie, mich entschuldigen zu wollen; mein durch die Reise und durch das Wetter übel zugerichteter Anzug taugte nicht für die Eßräume eines vornehmen Hotels. Mein Zögling von einst war gerade in Salzburg. So gingen wir beide zusammen in ein einfaches Restaurant. Seitdem bin ich nicht wieder mit Leopold Andrian zusammengewesen. Seine Mutter starb bald darauf.

Etwa zwei Wochen später sollte ich an der Sitzung der Görresgesellschaft in Regensburg teilnehmen und dabei sprechen. In der Zwischenzeit dachte ich nach langer Unterbrechung wieder einmal mit meiner Schwester in einer Sommerfrische zusammenzusein, und zwar im Salzkammergut. Weit zurück in der Vergangenheit lagen die Tage, die wir als Kinder am Traun-, Wolfgang- und Mondsee verbracht hatten. Ich meinte, in Ebensee oder in Traunkirchen werde sich leicht ein erträgliches Unterkommen finden lassen, bat auch eine Freundin, die den Sommer in der Nähe Ebensees zu verbringen gewohnt war, für uns Umschau zu halten. Aus mir immer noch unbekannter Ursache lag ihre Antwort in Salzburg nicht postlagernd vor. So fuhr ich auf gut Glück von Salzburg mit der Salzkammergutbahn ab, ohne zu wissen, wo ich meine Schwester antreffen würde.

Das Wetter wurde endlich wieder schön und sonnig. Mehr als fünfzig Jahre vorher hatte ich einen guten Teil der Strecke kennengelernt, sie seitdem nicht wiedererblickt. Damals gab es noch nicht die Salzkammergutbahn. Oft waren meine Mutter, meine Schwester und ich damals den schönsten Teil der Strecke gegangen. von Sankt Gilgen bis zum Krottensee. Im sonnigen Morgenlicht war auch jetzt der üppige Wald etwas Ungewöhnliches, sogar wenn man vom Engadin kam. Von Sankt Wolfgang ab wurde der Zug sehr voll, verspätete sich auch. Wiener Sommerfrischler kehrten heim. Als ich in Ischl umstieg, mußte ich auf mein aufgegebenes Gepäck lange warten. So weit war man noch nicht, Gepäck in Salzburg der Kammergutbahn zur Beförderung über deren Endpunkt Ischl hinaus übergeben zu können. So fuhr ich mit dem nächsten Zug nach Steinkogl. Hinterdrein stellte sich heraus, daß meine Schwester in dem Zuge saß, auf den ich verzichtete. Ich erfuhr in Steinkogl, daß meine Schwester mich in Ebensee erwartete. So wanderte ich nach Ebensee; mein Gepäck wurde auf

einem Schiebkarren mir nachgebracht. Endlich trafen wir zusammen. Meine Schwester sagte mir, daß wir in Ebensee übernachten sollten, daß aber der Gasthof zu mäßig sei, um mehr als eine Nacht in ihm zu verbringen. Ich fand das auch. Es war das einzige Hotel in einem oftgenannten Ort des Salzkammergutes. So also hatte sich in einem halben Jahrhundert das Salzkammergut entwickelt? Am nächsten Tage suchten wir Wohnung in Traunkirchen. Was wir endlich wählten, war besser. Oft aber machte ich mir später Vorwürfe, daß ich meine Schwester nicht angenehmer unterbrachte, in Ischl oder in Gmunden. Trotz allem war ich optimistisch genug, anzunehmen, daß an diesen Orten ein wenig mehr Wohnkultur herrsche. In Aussee hatte ich — vor etwa vierzig Jahren — beobachtet, wie anspruchslos verwöhnte Wiener dort wohnten. Zuletzt war ich 1912 in Aussee und gewann immer noch den alten Eindruck.

Traunkirchen liegt sehr schön, eine Art Halbinsel unmittelbar gegenüber dem Traunstein. Meiner Freundin lag viel daran, uns in ihrer Nähe zu wissen. Das alles entschied. Schattige Waldwege gibt es in der Umgebung Traunkirchens freilich nicht, sondern wesentlich nur Straßen und zwischen Feldern Fahrwege für die Landwirtschaft. Täuschte mich meine Erinnerung, wenn ich annahm, daß in den österreichischen Alpen es mit Fußwegen besser bestellt sei als in der Schweiz? In der Umgebung von Aussee und von Gastein, auch mehrfach in Tirol ist — das darf ich behaupten — kein Mangel an Fußwegen; mehrfach laufen sie auch durch Wald. Doch in meiner Jugend ging man noch ungefährdet auf Landstraßen. Durch das Auto ist es anders geworden. Wie sorglos muß man einst auf den Straßen um Pallanza und Stresa gewandert sein, um Nervi, ja sogar in der Gegend von Bellagio. Hier ist es an Sonn- und Feiertagen wirklich nicht angenehm, auch nur nach San Giovanni oder gar nach Ruvigliana zu gehen. Die Straße von Traunkirchen nach Ebensee bietet, verglichen mit der Axenstraße, nur den einen Vorzug, daß sie weniger befahren wird. Das alles war in meiner Kindheit so ganz anders, daß ich mich nicht wundern darf, bequeme Wanderwege jetzt auch dort nicht anzutreffen, wo ich einst sie gegangen zu sein glaube. Ist es doch in Städten nicht anders. Wie vorsichtig und wie langsam gehe ich jetzt auf den Straßen um den Bubenbergplatz in Bern, die ich einst Tag für Tag eilig durchschritt. Die Straße, an der ich in Bonn wohne, war noch recht ländlich und mit Bürgersteigen wenig versehen, als wir nach Bonn kamen. Jetzt ist sie — Gott sei's geklagt — ein Teil der Autostraße Köln—Koblenz. Wenn ich aus dem Hause trete und sie überschreiten will, muß ich nach rechts und links scharf Umschau halten, ob ich nicht von einem daher-rasenden Auto überfahren werde.

Trotz allen Hemmnissen habe ich Traunkirchen in guter Erinnerung. Da nur noch wenige Sommerfrischler übrig geblieben waren, wurde es uns zur Idylle. So genoß ich die abwechslungsreiche Landschaft mit allen Zügen.

Trotzdem bewies mir Traunkirchen, wie recht ich hatte, meiner Frau eine Sommerfrische in Österreich nicht zuzumuten. Oft genug fragte man uns, warum wir nie nach Tirol oder nach Kärnten gingen. Dort wäre es doch so billig. Jetzt war ich völlig überzeugt, daß die wohlfeilen Gasthöfe der österreichischen Sommerfrischen für Menschen nicht taugen, die an deutsche und schweizerische Gasthöfe gewöhnt sind und an deren verhältnismäßig billige Preise. Was in Österreich es wirklich mit deutscher oder schweizerischer Gastwirtschaft aufnehmen kann, war schon damals recht kostspielig und scheint es jetzt noch weit mehr zu sein.

Ich fuhr einmal — nach der Stabilisierung — von Plauen über Regensburg nach Wien. Der Nachtzug hatte es sehr eilig. Die Strecke ist reich an Krümmungen. Geschlafen habe ich wohl kaum. Am frühen Morgen fragte ich in Passau den österreichischen Schaffner, ob in Linz genügend Zeit für ein Frühstück sei. Er erwiderte: „Oh, wir haben einen Speisewagen.“ Hoherfreut suchte ich den Wagen auf. Wirklich sahen die Tische, auf denen alles für das Frühstück bereit war, verlockend aus: Brötchen, Butter, Marmelade, alles war vorzüglich, auch der Kaffee. Der Preis war billiger als im Mitropawagen. Als ich die Tasse Kaffee geleert hatte, bot der Kellner mir eine zweite an. Beim Zahlen stellte sich heraus, daß diese zweite Tasse nicht in den Preis des Frühstücks eingerechnet war. Dank dieser Tasse wurde das Frühstück teurer als das der Mitropa. Ur-alte Erfahrung bestätigte sich mir. Der Österreicher und vor allem der Wiener kann die — ursprünglich schweizerische — Einrichtung des vollständigen Frühstücks nicht begreifen. Es verpflichtet den Wirt, innerhalb der angebotenen Nahrungsmittel zu bieten, was der Gast verlangt. Freilich wird kaum jemals einer noch mehr Kaffee oder Tee oder Butter oder Marmelade fordern, vielleicht mehr Brot. Ganz selbstverständlich aber hat der Wirt mehr als nur eine Tasse Kaffee oder Tee zu liefern. Sagt man das dem österreichischen Kellner, so erwidert er wohl gar, man habe eben Kaffee und nicht Káffee bekommen. Wahrscheinlich hat er da recht. Aber wie übel wirkt solches Verfahren auf den Fremden.

Der Österreicher und besonders der Wiener ist nun einmal an Mahlzeiten mit festgesetzter Ordnung noch nicht lange gewöhnt. Er vermied sie gern. Er wußte, daß sein gewohntes Frühstück, eine Tasse Kaffee und ein oder zwei Brötchen, billiger ist als vollständiges Frühstück. Daß er sein Mittagessen, einen Teller Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, eine süße Speise, in seiner Heimat minder hoch bezahlen kann als eine vom Wirt festgesetzte Speisenfolge. Unter Umständen braucht er sogar nicht so viel Trinkgeld zu geben wie in Deutschland. Wenn er allein ißt, kann das anders sein, ist jedenfalls umständlicher; erhalten in Österreich doch ihrer drei das Trinkgeld, der Zahlkellner, der bedienende Kellner und der „Pikkolo“, der für Getränk und Brot sorgt. Hat er aber für drei oder

vier Gäste zu zahlen, so gibt er nicht viel mehr. Anderswo verlangt man von ihm im gleichen Falle zehn vom Hundert Trinkgeld; da fühlt er sich übervorteilt.

Umgekehrt entrüstet sich der Altreichsdeutsche, wenn er eine Fleischspeise verlangt und Gemüse und Kartoffeln besonders zu begleichen hat. Soviel ich weiß, ist das jetzt in der Ostmark noch immer so wie einst in Österreich. Mir klagte vor kurzem ein deutscher Pensionsinhaber, also ein Fachmann, in Wien koste ein Mittagessen nunmehr mindestens fünf Mark. Ob das stimmt oder nicht kann ich nicht entscheiden. Aber die vielen, die das hören, werden es vermeiden, nach Österreich zu gehen.

In der Schweiz hatten wir in gutgehaltenen, reinlichen Häusern bei vorzüglicher Verpflegung nach der Abwertung des Schweizer Frankens für alles zusammen, zuweilen auch noch einschließlich aller weiteren Abgaben nur etwa fünf Mark zu zahlen. In Italien mitunter noch weniger. Sonst hätten wir unmöglich bis vor kurzem zweimal im Jahre nach der Schweiz und endlich auch nach Italien fahren können.

Schritt für Schritt ging das immer weiter, zuerst in die italienische Schweiz, dann nach Italien selbst, zuerst ich allein, dann wir beide.

Nach den Erlebnissen der Kriegs- und vor allem der Inflationszeit hatte ich guten Grund, sparsam zu sein. Um so mehr, da man sich doch zu Beginn des Jahres 1924 ganz als Bettler fühlte. Wenige Wochen früher sah ich in einer führenden Bonner Bank mit an, wie die Kasse nicht in der Lage war, eine Aktie der Roddergrube auszuzahlen. Etwas über eine Billion Reichsmark wäre nötig gewesen. So viel hatte die Bank nicht zur Verfügung. Diese Aktie ist ein Papier ersten Ranges und steht auch jetzt sehr hoch über dem Nennwert. Nach der Stabilisierung entsprach eine Rentenmark — wie man damals sagte — einer Billion alter deutscher Mark. Nur ganz langsam gewöhnte man sich daran, Geld für Erholung auszugeben. Ja als ich mir zum erstenmal wieder ein Nachthemd kaufte, empfand ich das als ein Erlebnis, das Hoffnungen auf bessere Zukunft weckte. Unsere Sommerreise nach der Schweiz trat ich nur mit Zagen an.

So verstrichen ein paar Jahre, ehe ich endlich mir zwei Wochen am Lago Maggiore gönnte. Ich tat das nur, weil ich diese zwei Wochen in eine Vortragsreise einfügen konnte, die mich in die Schweiz führte. Nie vorher war ich ohne meine Frau auf Erholungsreise gegangen, seit langer Zeit nicht mit ihr im Frühjahr. Locarno war auch mir durch die Konferenz von 1925 empfohlen. Aber ich wollte höher hinauf gehen. Orselina schien das Richtige zu sein. Es liegt etwa zweihundert Meter über dem See. Daß die schönste Landschaft noch schöner wird, wenn man sie von der Höhe beschaut, war mir schon aufgegangen. Wirklich wählten wir bald nach Möglichkeit solche Höhenlage.

In Basel war warmes Wetter. Ich hatte zwei Vorträge zu halten. Am Tage meiner Abreise schien der Himmel sich zu bewölken. Ich war gespannt, was ich beim Austritt aus dem Gotthardtunnel antreffen werde. Meine Überraschung

war nicht gering, als ich unter klarstem Himmel und bei strahlender Sonne die ganze Landschaft bis nahe an Biasca in Schnee gehüllt erblickte. Schier zuviel des Lichts war das für mich.

In diesen Anfangstagen des März war Locarno bei meiner Ankunft schon dunkel. Ich ging nach dem Essen in der Stadt umher und freute mich wie ein Kind, endlich wieder einmal Italienisches vor mir zu haben. Als ich ins Freie kam, erblickte ich hoch über mir die Lichter von Orselina. Wieder sagte mir eine Ahnung, daß ich dort das Rechte treffen werde. Doch ich wollte vorher noch in Brissago Umschau halten. Der nächste Vormittag war sonnig, aber stürmisch. Nach Brissago mit dem Schiffe zu fahren, empfahl sich nicht. Der Omnibus lag ungünstig. Ich besah vorläufig in der nächsten Umgebung Locarnos eine Pension nach der andern, konnte aber nichts Passendes entdecken. Am Nachmittag ging es mit der Drahtseilbahn nach Madonna del Sasso. Zum erstenmal eröffnete sich mir der Blick auf den ganzen Schweizer Anteil des Sees und auf die umliegenden Berge. Das alles war so unwahrscheinlich schön, daß ich eiligst von Gaststätte zu Gaststätte ging, um Unterkommen zu finden. Alles war in Orselina besetzt. Schon gab ich die Hoffnung auf. Da wies mich eine Wirtin auf die kleine Villa Mirafiori hin. Eine Deutschschweizerin habe die Pension vor kurzem übernommen und wisse gut für ihre Gäste zu sorgen. Ich war an dem Häuschen mit dem allzu bunten italienischen Anstrich vorbeigegangen. Die verwitwete Frau Pfarrer Kienast aus dem Appenzell nahm mich gleich beim ersten Gespräch für sich ein. Sie wurde mir im Lauf der nächsten Jahre eine liebe und treue Freundin.

Ich bekam ein geräumiges Zimmer und zog am nächsten Vormittag ein. Leider konnte ich nur dies eine Mal bei ihr wohnen. Das Haus war bald so beliebt, daß ich anderswo in der Nachbarschaft untergebracht werden mußte und nur zu den Mahlzeiten erschien. Ich traf auch nie wieder auf derart dauerndes gutes Wetter. Diese vierzehn März tage blieben unverändert sonnig. Die Luft war immer klar und frisch, nie dumpf und drückend. Daß Locarno selbst nicht so begnadet war, ergab sich leicht, wenn man zum See hinabstieg. Die Nächte waren recht kühl; nicht nur nach Sonnenuntergang, schon wenn gegen Mittag sie nicht länger die Fenster erreichte, die gegen Südost lagen, merkte man deutlich, daß es März war.

Ich wanderte vor- und nachmittag herum. Die Straße von Orselina nach Contra wurde mir vor allem lieb. Sie gewährt einen immerzu wechselnden Blick auf die blaue Flut des Sees. Der Weg selbst führt vorbei an der stillen Dorfkirche von Orselina, dann an dem unmittelbar neben der Straße herabrausenden Wasserfall, nach Brione, das schon viel italienischer wirkt als Orselina, endlich nach Contra, das merklich die Kennzeichen eines italienischen Alpenortes weist. Geht man noch auf der Straße nach Mergoscia etwas weiter, so eröffnet sich Einblick in einen Talabschluß, der völlig hochalpin wirkt. Und dies

alles getaucht in das farbeweckende Licht Italiens. Wirklich wurzelt der Zauber Italiens zum guten Teil in der Belichtung.

Ich fühlte mich wie im Paradiese. Das alles war noch viel reizvoller als die Eindrücke, die ich einst an der Corniche empfangen hatte, wenn auch der Lago Maggiore es mit dem Meere an der Côte d'Azur nicht aufnehmen kann. Sicherlich war ich jetzt empfänglicher als zur Zeit meines Aufenthaltes in Nizza. Die Jahre von 1914 bis 1923 waren so arm an beseligenden Landschaftseindrücken gewesen, daß ich jetzt nicht satt werden konnte, zu beschauen, was mir wie ein Wunder vorkam. Noch war ich nicht im fernen Nordosten, auch noch nicht im Engadin gewesen. Blicke ich aber heute zurück, so will mir scheinen, daß ich im Engadin nicht vorfand, was mir damals Orselina bot. Das lag wohl an der Frühlingsstimmung, die in mir einen neuen Frühling weckte.

Rufe ich irgendeine Erinnerung an die andern landschaftlichen Eindrücke in mir wach, die ich von Orselina aus gewann, immer sehe ich alles in diesem verklärenden Frühlingslicht. So fuhr ich einmal nach Ascona. Ich ging zum Hotel Monte Verità hinauf und besichtigte es. Noch war es nicht so prunkvoll wie bald darauf. Aber ruhte nicht auf den Gebäuden des Hotels, ja noch in den Zimmern der Zauber dieses südlichen Frühlingslichtes? Zufällig erfuhr ich im Hotelbüro, daß der deutsche Dichter Werner von der Schulenburg ganz nahe wohnte. Er hatte mich einmal in Dresden besucht. Ich traf ihn an; so begann eine Freundschaft, die immer noch weiterbesteht. Sooft ich später nach Locarno kam, war ich viel mit ihm und mit den Seinen zusammen. Einmal führte er mich hinauf ins Onsernonetal nach Auressio. Hier hatte er sich ein ruhiges abgelegenes Heim eingerichtet, um ganz ungestört arbeiten zu können, noch ungestörter als in seiner Besitzung in Ascona. Die Täler, die sich nach Locarno herabziehen, bieten in Fülle wechselnde Anblicke. Von Auressio aus blickt man hinab in eine grüne langhingestreckte Mulde. Das Centovalli wirkt dagegen, als wäre es von Teufeln aufgetürmt: steile Felsen, jähe Abgründe, tief unten grüne Wasserflächen. Ich sah es bei gutem und bei schlechtem Wetter. Beidemal war der Eindruck stark. Vielleicht wirkt es sogar noch mächtiger, wenn Wolken die Bergspitzen verhüllen und daher nicht erkennen lassen, wie niedrig diese Berge sind. Wären sie höher, so nähme ich nicht Anstand, die Centovallibahn viel fesselnder zu nennen als die Gotthardbahn.

In der Villa Mirafiori schlossen sich mir einige jüngere Leute an: ein Österreicher, der im Weltkrieg schwerste Geschütze zu betreuen hatte, zwei Studenten, zwei Studentinnen. Wir wanderten zusammen. Wir fuhren gemeinsam nach der Isola Bella. Bei dem Verjüngungstrunk, den mir Orselina reichte, durfte die Jugend nicht fehlen.

Die lange Fahrt von Locarno nach der Isola Bella blieb fast eine Enttäuschung. Das Wetter wurde gerade an diesem Tage diesig. Ich fragte mich, ob ich auf dem Lago Maggiore fahre oder auf einem Havelsee. Die Besichtigung der

Insel gestaltete sich auch nicht sonderlich befriedigend, obwohl die Sonne wieder den Nebel vertrieben hatte. Die Dienerschaft des Schlosses der Grafen Borromei nahm unsere Geduld ungebührlich in Anspruch. Wir hatten wenig Zeit, wenn wir rechtzeitig wieder in Orselina sein wollten. Zunächst ließ man uns sehr lange warten, ehe wir das Schloß betreten konnten. Was da zu sehen war, erbaute uns wenig. In einem nicht sehr großen Raume sind die Wände mit Bildern alter Meister bedeckt. Diese Bilder sind zum Teil beschnitten, um in die eng miteinander verbundenen Rahmen zu passen. An den Wänden des nächsten, sehr umfangreichen Raumes hängen mächtige kitschige Schinken; von dilettantischer Hand vor nicht sehr langer Zeit konterfeit, blicken Mitglieder der gräflichen Familie auf den entsetzten Beschauer herab. Endlich hatten wir das Schloß hinter uns; wir atmeten auf, als wir den Park betraten. Doch die Stunde war schon weit vorgerückt; ich machte einen unserer Führer aufmerksam, daß wir unbedingt in wenigen Minuten an der Haltestelle der Dampfer sein mußten. Er beruhigte mich. Dennoch ging es wieder nur langsam vorwärts. Da erblickte ich das Schiff, das wir benutzen wollten. Auf meine dringliche Frage belog mich der Diener und versicherte, es fahre noch nach Stresa und erst dann nach Norden. Als wir endlich wieder am Strand waren, teilte man uns mit, daß wir auf das nächste Schiff warten müßten. Warum man uns derart nasführte, ergab sich am Ausgang des Parkes: Wir hatten zwar Eintrittskarten gelöst, aber nun wurde Trinkgeld für die Besichtigung des Parkes erwartet. Fürchteten diese Leute, es würde bescheidener ausfallen, wenn man uns rascher entließ? Wir kamen zwei Stunden später, als wir wollten, nach Locarno. Auf dem Wasser wurde es inzwischen empfindlich kühl. Das war um so deutlicher zu spüren, als doch diese italienischen Dampfer für Reisende zweiter Klasse einen geschützten Raum nicht besitzen. Ich gewann nicht den Eindruck, daß man hier schon viel durch den Duce hinzugelernt hatte. Als ich später wieder nahe an die Borromeischen Inseln herankam, unterließ ich einen zweiten Besuch; ich hatte am ersten übergenug. Desto stärker ging mir diesmal die Schönheit des ganzen Landschaftsbildes auf.

War es nicht, als hätte das Wetter meine Abreise von Orselina abgewartet, um sich gründlich zu ändern? Als ich in Locarno einstieg, begann es schon zu tröpfeln. Die Fahrt durch das Centovalli nach Domodossola, dann durch Simplon und Lötschberg nach Interlaken war eine Rückkehr zum Winter. Von Goppenstein ab ging es durch tiefen Schnee. In Interlaken traf ich abends Schneeregen bei ungefähr null Grad an. (Sogar in Lugano soll es kurz darauf geschneit haben.) Der nächste Tag aber war sonnig. Mit einem meiner Berner Schüler von einst ging ich vormittag mir altbekannte und liebe Wege um den Rugenpark herum. Am Abend hatte ich zu sprechen; da fand sich in größerer Anzahl zusammen, was mich einst in Bern gehört hatte. Vorträge in Freiburg i. B. und in Karlsruhe schlossen sich an.

Fortan ging ich im Frühjahr oft in den Tessin. Doch der erste Versuch, meiner Frau zu zeigen, wie schön es da im Frühjahr ist, fiel nicht glücklich aus. Wir hatten uns für Lugano entschieden, wo wir 1903 ein paar Tage zugebracht hatten. Das Wetter war und blieb unbeständig. Bald schneite es, bald schien eine Sonne, die nur Regen erwarten ließ. Wanderungen nach Gandria und auf den Monte Bré waren von der Sonne begünstigt. Doch erinnere ich mich gut, wie zuletzt (auch dank dem unsicheren Wetter) auf dem Wege über Pregassona gegen Dino hin mir eine gewisse Verwandtschaft mit deutschem Mittelgebirg und zugleich leise Sehnsucht nach dem Norden aufging.

Besseres Wetterglück hatten wir, als wir, von Schulenburg beraten, in der ungemein schöngelegenen Pension Collinetta südlich von Ascona weilten. Den Blick von der Terrasse der Collinetta verglich Schulenburg mit der Schau, die sich in Palermo auftut. Als uns einmal die Frau des Direktors von Monte Verità besuchte, die ich in Pontresina kennengelernt hatte, gestand sie zu, daß unsere Pension schöner liege als das große Hotel. Leider sind Straßen und Gehwege in und um Ascona sehr schlecht bestellt. Die sogenannte Autostraße, die unmittelbar von der Collinetta über Monte Verità nach der Oberstadt von Ascona führt, ist eng und holprig, besonders am späten Abend, lebensgefährlich. Mit einigen der deutschen Schriftsteller, die in Ascona lebten, verkehrten wir, vor allem mit Adolf von Hatzfeld und mit Wilhelm Schmidtbonn; andere mieden wir, etwa auch ein neuentdecktes Genie, von dem die Gäste unserer Pension viel Wesens machten. Dank Schulenburgs Vermittlung sprach ich in Ascona.

Daß meine Frau endlich doch nach Locarno kam und es lieben lernte, danken wir dem Inhaber der Pension Friedegg in Aeschi, den ich füglich unsern treuen Freund nennen darf. In Locarno-Muralto leitete er eine neuerrichtete Pension. In Aeschi hatte er meine Frau mit so viel Rücksicht und Teilnahme behandelt, daß sie sich gern von ihm im Tessin verwöhnen ließ. Ihr gefiel die Stadt Locarno noch viel besser als mir. Gern besuchte sie die Lauben und musterte sie die Schaufenster. Die Uferpromenade war ihr besonders willkommen.

In Locarno und in Aeschi tat unser lieber Wirt Ghisla alles, um uns Freude zu machen. Aufmerksamer kann man nicht sein. Ghisla, dem Namen nach doch wohl germanischer Abkunft, ist in seinem Äußern richtiger Tessiner Bauer. Der Ansitz seiner Familie liegt in Mergoscia. Früh zog er in die Fremde. In England bildete er sich zu einem vorzüglichen Koch aus. Er heiratete eine Deutschschweizerin aus Thun. Von seinen beiden Kindern kehrte der Sohn zur Landwirtschaft zurück; von Hotelbetrieb wollte er nichts wissen. Die Tochter blieb dem Vater um so treuer verbunden. Ghisla zählt zu den Menschen, die immer selbst zugreifen. Das kostete ihm seine linke Hand. In der Nähe Mergoscias wurde gesprengt. Er wollte nicht müßig dastehen und entzündete unvorsichtig den Sprengschuß. Die Hand war verloren. Trotzdem ist er ein ungemein ge-

schickter Autolenker. Sogar Jagd gab er nicht ganz auf. Von Aeschi fuhr er jeden Samstag hoch hinauf ins Suldtal, Forellen für den Sonntagstisch zu holen, die er dort im frischen Bergwasser untergebracht hatte. Einmal nahm er mich mit. Zuweilen brachte er eine tüchtige Menge von eßbaren Pilzen mit, die er selbst gesammelt hatte. Seine Gäste mit seinem Auto zu befördern, macht ihm großen Spaß. Als wir von Locarno nach Nervi fahren wollten, stellte sich heraus, daß wir sehr früh von Locarno abzugehen und dann in Bellinzona lange zu warten hätten, um die schnellste Verbindung mit Genua zu erreichen. So fuhr er uns und begleitete uns bis in den Bahnwagen. Bezahlung solcher Fahrten verbat er sich. Dieser Tessiner Bauer ist tatsächlich ein Edelmann, wohlthätig, hilfsbereit, ein treuer Schützer seiner Gäste.

Die Reise nach Rom hatte meine Sehnsucht, Italien wiederzusehen, noch gesteigert. Unerhoffte Hilfe wurde mir zuteil. Schweizer Devisen rechtzeitig zu erhalten, wurde immer schwieriger, sogar, wenn Monate vorher angesucht worden war. Italienische wurden schneller bewilligt. So blieben wir fortan nur noch zweimal kurze Zeit in Locarno und fuhren von hier nach Italien. Dann entfiel der Umweg über Locarno ganz. Die Einfahrt ging stets über den Gotthard, die Heimkehr über Simplon und Lötschberg zunächst nach Bern. So kamen wir zweimal im Jahre in unser liebes Bern, auf der Frühlings- und auf der Sommerreise.

Ein erster Vorstoß führte uns nach Nervi. Die hoch über dem Meer sich weit hinziehende breite Strandpromenade lockte meine Frau. Wirklich wurde uns das ein regelmäßiger Spaziergang, nur nicht an Sonntagen; sie brachten zuviel Genueser. Unmittelbar von der Strandpromenade geht es in den üppigen Park; er ist zum Teil zoologischer Garten. Das alles heimelt eine Berlinerin an. Nervi selbst ist freilich ein nicht gerade erfreulicher Vorort von Genua. Weitere Spaziergänge fehlen. Ich stieg zumeist die Straße zu der Kirche des heiligen Hilarius empor. Kehrete ich dann auf Fußwegen zurück, so war es ein steiler Abstieg zwischen hohen Häusern oder Gartenmauern. Die Hauptstraße, die von Genua nach der Riviera di Levante leitet, mag einst, ehe es Autos gab, genußvoll gewesen sein. Jetzt war sie es nicht mehr. Überdies waren wir nicht gut untergebracht. Die Schweizer Pension, die uns dringlich empfohlen worden war, ließ die gewohnten Vorzüge der Schweizer Gaststätten vermissen: Ordnung und Reinlichkeit. Für diesen Mangel konnte uns auch der Garten des Hauses nicht entschädigen. Eine Menge von Mandarinen- und Orangenbäumen stand uns zu beliebiger Verfügung. (Als Wiener kann ich mich an den Ausdruck „Apfelsine“ nicht gewöhnen; ich finde ihn zu geschwollen.) Wie saftig die Orange in Italien ist, war mir längst aufgegangen. In Nervi wurde sie nicht hoch bewertet. Eine Allee von Orangenbäumen führt vom Bahnhof in die Stadt. Am Vormittag werden mit Besen die Früchte weggekehrt, die seit vierundzwanzig Stunden von den Bäumen gefallen waren.

Im ganzen bot uns Nervi viel Anziehendes. Wir hätten kaum eine andere Stelle der Riviera gefunden, die uns mehr zusagte. In der Annahme, daß Rapallo oder Santa Margherita unsern Wünschen besser entsprochen hätten, besuchte ich beide Orte. Sie haben gewiß auch Vorzüge. Aber als ich auf der Rückkehr den Anblick des Meeres wieder vor mir hatte, und alles, was ich überschaute, in das vergoldende Licht der Nachmittagssonne getaucht sah, traten Rapallo und Santa Margherita noch weiter hinter Nervi zurück. Liegen doch die beiden Orte in einer tiefen Bucht und lassen nichts vom Meer erblicken. Mir schien sogar, daß in Rapallo am Ufer das Wasser übel röche. Mir war, als käme ich aus einem dumpfen Keller zurück in frische Luft. Wäre ich noch bis Portofino gewandert, so hätte sich wahrscheinlich ein anderer Eindruck ergeben.

Im nächsten Jahre trafen wir es besser. Wir gingen nach Bellagio. Das Wetter war ungünstig, besonders bei der Ankunft. Wir hatten unerwartet in Lugano übernachten müssen, da die von Bellagio uns mitgeteilte Verbindung gar nicht bestand. Am Morgen setzte ein unerschöpflicher Dauerregen ein. Der kleine Dampfer nach Porlezza war bei solchem Wetter ungemütlich genug. Noch schlimmer war es auf der Bahn nach Menaggio. Sie rückte nur langsam vorwärts, und wir kamen mit starker Verspätung an. Nun hieß es noch auf den nächsten Dampfer warten. Von Menaggio aus gesehen, wirkte in dieser Landschaftsstimmung Bellagio kläglich. Es lag wie in Seifenlauge. Der Gasthof, den wir gewählt hatten, sagte uns indes gut zu, vor allem der wirklich hübsche Eßraum. An Regen war auch während unseres Aufenthaltes kein Mangel. Dennoch gefiel uns Bellagio immer besser. Als wir 1903 uns hier aufhielten, wohnten wir in dem Hotel, das damals mit der Villa Serbelloni verbunden war. Der große Park der Villa mit seinen prachtvollen Ausblicken gewährte uns hinreichend Gelegenheit zu weiten Spaziergängen. Jetzt war die Villa wieder Privateigentum geworden; man mußte zu bestimmter Stunde sich herumführen lassen. Auf solchen Herdenbetrieb verzichteten wir gern; er hätte unsere Erinnerung an einst nur zerstört. Desto lieber gingen wir in den Park der Villa Melzi und besonders in den Teil dieses Parkes, der jetzt öffentliche Anlage ist; zwischen mächtigen Waldbäumen steigen die Wege steil empor und führen zu schattigen Ruheplätzen. Ich lernte nun auch die weitere Umgebung kennen und schätzen. Nach wenigen Tagen fühlten wir uns wie zu Hause. An netter Gesellschaft war kein Mangel.

Noch viel näher kam uns Bellagio, als wir im nächsten Jahre mehrere Wochen blieben. Diesmal war das Wetter sehr günstig. So konnten wir die erlesene Schönheit des Comersees gründlich auskosten: den Blick auf beschneite Schweizer Berge, auf das abwechslungsreiche Westufer, auf den ersten Seearm von Lecco.

8. Auslandsreisen

Selige Stunden verbrachten wir im Park der Villa Melzi. Haben wir jemals Schöneres erlebt? Der Farbenreichtum blühender Büsche, waldartige beschattete Wege, vielgestaltiger Umblick, vor allem aber die Ruhe, die uns hier umfing, da nur wenige am Vormittag den Park besuchten: alles erfüllte unsere Wünsche. Hier glückten mir auch meine besten photographischen Aufnahmen. Schön war es auch, wenn ich die Straße nach Civenna und Lecco bis Casate hinaufging und dann durch eine tiefe Schlucht den Weg herab nach San Giovanni nahm. All das sehe ich jetzt vor meinem inneren Auge, getaucht in das klare Licht Italiens. So lieb mir die Umgebung Locarnos war, hier fühlte ich noch anderes und Beglückenderes. Bei Dauerregen oder bei Sturm verlor die Landschaft freilich viel von ihrer bezwingenden Macht. Doch bei unserem zweiten, eigentlich dritten Aufenthalt in Bellagio war es fast immer sonnig.

Weniger günstig wurde es im nächsten Jahre. Überhaupt wollte es diesmal nicht klappen. Als wir zum zweitenmal das Hotel betraten, das wir im Vorjahr schätzen gelernt hatten, wurden wir, obwohl es sehr gut besetzt war, freudigst empfangen. Diesmal gab es von Anfang an Mißverständnisse mit dem Wirte. Zwar lernten wir abermals sehr nette Menschen kennen; aber leider auch das Gegenteil. Regen, Sturm und Kälte quälten uns, obgleich es schon Mai war. Unversehens versagte wegen eines Rohrbruchs die dringlich notwendige Heizung unserer Zimmer. Es dauerte lange und führte zu neuen Zusammenstößen mit dem Wirte, ehe wir andere Zimmer erhielten. Nur die Angestellten des Hauses blieben uns unentwegt anhänglich. Ich fuhr eines Nachmittags nach Cadenabbia und musterte hier wie in Tremezzo eine große Anzahl von Gaststätten. Mir schien, als möchte uns an diesem Ufer nicht so wohl werden wie in Bellagio. Nicht viel anders war es gewesen, als ich früher einmal von Axenstein aus nach Seelisberg kam. Unerträglich gewesen wäre uns, unser geliebtes Axenstein immer nur aus der Ferne vor uns zu sehen. Wäre es hier anders geworden? Allein das Schicksal entschied anders. An den Comersee kamen wir nicht wieder und werden wir schwerlich noch jemals kommen. Um so schmerzlicher ist uns die verklärende Erinnerung an die Tage, die wir da verbrachten.

Den Abschied machte der See uns nicht leicht. Abgeschreckt durch die schlimmen Erfahrungen, die wir auf dem Wege über Porlezza und Menaggio gemacht hatten, fuhren wir fortan immer über Como, und zwar in einem Einzelauto. Das kam auch nicht viel höher, da eine Menge von Nebenauslagen entfiel. Die Straße von Bellagio nach Como läuft hoch über dem See hin und ist nicht bequemer zu befahren als die an Biegungen überreichen Straßen der Schweiz oder Tirols. Hieß es doch, in den recht bescheidenen Autoomnibussen werde man auf dieser Straße seekrank. Die Blicke, die sich auf das Westufer des Sees und auf dessen Berge auftun, sind überreich. Kamen wir von Como, so wurde die Gegend uns immer vertrauter; endlich sahen wir in der Ferne die

besonnte Häuserreihe von Bellagio vor uns. Ging es auf Como los, so verstärkte sich dauernd der schmerzliche Gedanke, daß all dies Schöne unsern Augen bald entschwunden sein sollte. Im Bahnhof von Como fing urprosaisch die geschäftige Alltagswelt wieder an. Durch das Fenster des Wartesaals sah ich noch einmal zur Höhe von Brunate empor; ein betrübter Abschiedsblick, obwohl ich mich für Brunate nicht gerade begeistern kann.

Als wir 1903 Bellagio verlassen hatten, fragte ich mich, ob wir uns auf der Höhe von Brunate — ich kannte sie nur durch Reklameplakate — oder in Baveno am Lago Maggiore nicht wohler gefühlt hätten. Jetzt darf ich sagen, daß es nicht der Fall gewesen wäre. Nicht im Frühjahr, sondern im August gingen wir, von Aeschi aus, für kurze Zeit nach Baveno. Ich kannte den Ort seit meiner Fahrt nach Rom. Zwei Nächte hatte ich da verbracht und ihn zu dieser frühen Jahreszeit noch recht leer und ruhig angetroffen. Meine Frau fand die Augusthitze in Baveno nicht angenehm. Glücklicherweise hatte unser Hotel einen prächtigen großen Garten. So ging sie über dessen Grenzen nur selten hinaus. Ich aber stieg in der Mittagshitze auf sonnigen Wegen hinauf nach Levo und fühlte mich dabei durchaus wohl. Lag das an meiner italienischen Herkunft? Der Ausblick auf den See, dann vor allem Luft und Licht beschwingten mich. Endlich auch das immer noch frische Grün der Bäume, die den Weg begleiteten und mitunter sogar etwas Schatten spendeten.

Auf der Fahrt nach Rom hatte ich 1933 in Baveno haltgemacht, weil mir klar war, daß die Tage in Italien mich stark in Anspruch nehmen würden. Ich kam von anstrengender Arbeit und wollte ein wenig ausspannen. War doch schon bis Baveno ein weiter Weg zurückzulegen. Wirklich tat mir die kurze Ruhe wohl. Nachmittags kam ich an und fühlte mich sofort gut aufgehoben. Am nächsten Tage ging ich mühelos hinauf auf die Höhen und dann hinab nach Stresa. Hier genoß ich eine echt italienische Mahlzeit, vorzügliches fritto misto. Am Nachmittag kehrte ich nach Baveno zurück. Dann freilich merkte ich, daß ich in Baveno nichts Anziehenderes finden werde. Es ist nicht reich an Spaziergängen. Am nächsten Tage fuhr ich nach Florenz.

Die wenigen Tage, die ich hier verbrachte, waren mir eine dauernde Offenbarung des Schönen. Nie hätte ich gedacht, daß mir eine italienische Stadt noch besser zusagen könne als das mir so gut bekannte Venedig. Gern wäre ich noch einmal nach Venedig gegangen, um zu prüfen, ob ich in Florenz nicht zu scharf über die Lagunenstadt urteilte. Es war in Florenz alles so ganz anders und um so viel schöner, als ich erwartet hatte, daß ich nur freudig das Gebotene genießen konnte. Gleich am ersten Morgen nahm mich der Dom und der Campanile gefangen. Ganz stark wirkten die festungsartigen Paläste auf mich, Bargello wie Palazzo Vecchio. Ich gebe zu, daß Florenz einen Markusplatz nicht zu weisen hat. Allein etwas Heroischeres spricht sich hier überall aus, gebändigte Kraft, die es verstand, sich zu vornehm anmutiger Gebärde zu zäh-

men. Venedigs Schönheit macht mehr Lärm und arbeitet mit den überwältigenden Mitteln, die eine oft nachgeahmte, trotzdem indes durchaus einmalige Lage am Meere und im Meere bietet. Verglichen mit dem Teil des Arno, der in Florenz liegt, ist, was man von der Riva Schiavoni zu überschauen bekommt, dann der Canale Grande schlechthin pomphafter, muß auf alle Welt mächtig wirken. Leiser spricht Florenz zu seinem Beobachter, drängt sich ihm weniger auf, mag auf Menschen, die Stärkeres zu schlürfen gewohnt sind, wie schaler Trunk wirken. Florentiner ästhetische Zucht wahrt strenge Haltung.

Und nun müßte ich einen Teil meiner Schrift „Florenz in deutscher Dichtung“ von 1937 abschreiben, wenn ich näher bestimmen und begründen wollte, was ich meine. Wer das genauer wissen will, kann es ja dort nachlesen. „Soave austero“ heißt, was in der Kunst des frühen Florenz sich ausspricht, zuchtvoll beherrschte Anmut. Isolde Kurz überträgt das mit „ehrbare Anmut“, Maria Waser mit „gemessene Anmut“. Diese beiden vorzüglichen Kennerinnen der Stadt Florenz und ihrer Umwelt wurden mir zu wichtigen Zeugen für das gute Recht meines Eindrucks. Isolde Kurz noch viel mehr als meine Freundin Maria Waser. Dieser wird in ihrem Romane „Wende“ von 1929 Michelangelo so wichtig, daß die Kunst des frühen Florenz sich in den Schatten gedrängt fühlen mag. Gleichwohl sollte jeder, der Stadt und Land richtig sehen will, diese umfassende und tief eindringende Schilderung genau lesen. Er findet dann auch, was mich in meiner Ansicht bestärkt.

Ein glücklicher Zufall ließ mich dies „soave austero“ auf einer der Fresken von Santa Maria Novella verwirklicht erblicken: Eine Frauengestalt, die manchem auf den ersten Blick in ihrer Haltung gekünstelt und geziert erscheinen mag. Als ich im Halbdunkel der Kirche auf einem Fresko, das arg verblühen ist, Ghirlandajos Giovanna Tornabuoni beschaute und mich von ihr seltsam stark angezogen fühlte, wußte ich noch nicht, daß Chirlandajo auch ein Gemälde geschaffen hat, das in gleicher Haltung Giovanna darstellt. Und daß dies Gemälde zuletzt für einen unwahrscheinlich hohen Betrag von einem reichen Amerikaner erworben worden, freilich dadurch für uns andere unzugänglich war. Ich kenne es nur aus Wiedergaben, auch aus unzuverlässiger farbiger. Es aber mir innerlich in die keuschen Farben des frühen Florenz zurückzusetzen, wurde mir um so leichter, als mir doch gerade diese Farben in Florenz zu einem allerstärksten und umwälzenden Erlebnis wurden.

In Wien waren, als ich jung war, diese Farben kaum zu sehen. Mein Gönner Graf Lanckoronski allein besaß eine ganze Reihe früher Italiener. Im Kaiser-Friedrich-Museum nahm ich diese Farben eher wie eine geschichtliche Tatsache hin als wie eine Kunde wohlberechtigten und machtvollen Formwillens.

Wie anders das in Florenz wurde, fühlte ich schon unmittelbar darauf in Rom, noch viel stärker einige Wochen später in London. Ich kannte die

National Gallery schon. Als ich sie jetzt wiedersah, blieb mir neben den frühen Florentinern alles übrige recht gleichgültig. Es beseligte mich, diese Farben, die mir endlich aufgegangen waren, wieder und noch einmal vor mir zu haben. Und so blieb es auch seitdem, wenn ich auf sie traf.

Empfänglich für Farben war ich als Kind gewesen. Die Scharlachwochen im Dresdner Krankenhause machten mich vollends für Farbeneindrücke überempfindlich. Gleichwohl hätte ich nie gehant, daß mir in meinem Alter wie etwas ganz Neues die Farben früher Kunst derart lieb werden sollten, so lieb, daß mir weltberühmte Malerei neben ihnen wie „Gallerieschmiere“ erscheinen kann. Da hatte sich ein verbauter Zugang zu meinem Herzen unversehens eröffnet. Nicht von fern hatte ich gehant, einst verwirklicht zu sehen, was mir nun wie ein früher und längstvergessener Wunschtraum vorkam.

Die Freude an den zarten hellen Farben der frühen Florentiner verdarb mir nun die Kunst des großen, aber in der Farbenwahl und Farbenzubereitung zu kühn experimentierenden Leonardo da Vinci. Bejammern muß man den Zustand der Farben seiner größten Werke. Ist von den Farben der Mona Lisa viel übrig geblieben? Sagen die verwittertsten Farben Fra Angelicos im Kloster San Marco zu Florenz uns nicht noch immer viel mehr? Auf Leonardo könnten sich niemals die Verse Stefan Georges beziehen, weit eher auf Fra Angelicos Farbtöne:

Du wie ein quell geheim und schlicht
Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht.

Nun stehe ich wieder vor der Frage, die ich in meiner Schrift über Florenz aufwarf und zu beantworten suchte: Ist Mona Lisa oder Giovanna Tornabuoni das rechte Sinnbild für das Florenz der Frührenaissance? Auch heute kann ich nur antworten, daß Ghirlandajo wie Leonardo einen Typus gestaltet, der in Florenz zu finden war. Daß man indes das frühe Florenz mißdeutet, wenn man es nur durch Mona Lisa und nicht auch durch Giovanna versinnlicht wissen will. Vielleicht ist es richtiger zu sagen: Wie Giovanna sehnte es sich zu sein. Wie Mona Lisa war es. Schillers unbedingtstes Glaubensbekenntnis bannt solchen Gegensatz in die Worte: Ideal und Leben. Dies Gedicht Schillers ist schon durch das Plotinische seiner Schau mit dem Denken der frühen Florentiner Renaissance nahe verwandt.

Mein Heft wies nach Kräften nach, wie stark sich in Giovanna das „soave austero“ der Florentiner Frührenaissance ausprägt; das „soave“ Mona Lisas ist ein für allemal nicht „austero“. Unbestritten bleibe, daß Mona Lisa ihrerseits Florentinisches versinnbildlicht. Mir aber ist das Florenz, das sich durch Giovanna ausspricht, in Florenz zum starken Erlebnis geworden. Vielleicht fände ich, wenn ich die Stadt näher kennen lernte, den Weg, der zu dem Florenz

Mona Lisas leitet. Doch auch dann bliebe mir die Überzeugung unerschüttert, daß Wesentliches und Entscheidendes dieser Stadt auf Giovannas Ton gestimmt ist. Daß gute Kenner vor mir nicht viel anders dachten, belegt meine Schrift.

Den Ton, der mir aus Florenz entgegentönte, vernahm ich auch, als ich dort meinen Fachgenossen Guido Manacorda besuchte. Schon sein Arbeitszimmer war auf „soave austero“ abgestimmt. Er selbst war ganz anders als die nicht wenigen italienischen Kollegen, die ich kannte. Wir entdeckten viel, was uns nahe verband. Leider äußerte er sich nie über das Heft, das sich mir aus meinen Florentiner Eindrücken ergab. Manacorda hat uns vorzügliche italienische Übersetzungen deutscher Poesie geschenkt. Ich nenne hier nur die wichtigste: Goethes „Faust“.

Sehr bedauere ich, daß ich in Florenz Zeit an Verhandlungen mit dem Verlag verschwendete, der seit langem den Scherer-Walzel in italienischer Sprache bringen wollte, diese Übersetzung auch schon öffentlich angekündigt hatte. Das Ende vom Liede war, daß sie nicht erschien. Vertan war die Mühe, die ich mir gegeben hatte, nach dem Wunsch des Verlages den Text zu ergänzen. Tatsächlich lag die Übertragung zum großen Teil schon handschriftlich vor. Den Übersetzer lernte ich später kennen; er machte auf mich sehr guten Eindruck. Leid tut mir, daß auch er vergeblich sich bemüht hat.

Am Abend vor dem Tage der Abreise durchstreifte ich noch einmal die Straßen in der Umgebung des Doms. Da begegneten mir der ausgezeichnete Amsterdamer Chirurg Otto Lanz und seine Frau. Er war zu meiner Zeit in Bern tätig. Näher aber lernte ich ihn erst in Amsterdam kennen, wo er zu führender Stellung emporstieg. Beide hatten immer viel für mich übrig und versäumten es nie, meine Vorträge zu hören. Lanz war vielseitig veranlagt. Die Kunst Italiens kannte er sehr gut, pürschte zusammen mit Wilhelm Bode Verstecktes auf und brachte Wertvolles heim. Drei Zimmer seines geräumigen Hauses füllte dieser Schatz. Lanz sollte ich nicht wiedersehen; er ging, auch er jünger als ich, früh dahin. Als ich 1935 noch einmal in Amsterdam zu reden hatte, traf ich die Witwe nicht an; sie war verreist. Mit Wehmut warf ich einen Blick in das verlassene Haus, das unverändert die Kunstkenntnis des Verblichenen bezeugte.

War die verdrossene Stimmung, die ihn bei unserem Zusammentreffen in Florenz erfüllte, schon ein Vorzeichen seines nahen Endes? Er klagte über vieles, wollte auch nicht lange in Italien bleiben und baldigst an jugoslawische Küste gelangen. Ihm widersprach der Gang der Weltgeschichte. Er gab mir manchen wertvollen Wink für meine Fahrt nach Rom. Als ich bedauerte, daß Florenz, sonst so vornehm still und ruhig, gerade an schönster Stelle, in der Umgebung des Domes, von Straßenlärm erfüllt sei, sagte er mir voraus, daß ich in Rom die geräuschvollste Stadt vorfinden werde, die er, der erfahrene Reisende, kenne. Er

behielt recht. Nach Florenz hatte Rom bei mir nicht leichten Stand. Vor allem wegen des überstarken Straßenverkehrs.

Der erste Eindruck Roms war allerdings bezaubernd: die mächtige Wasserkunst unmittelbar am Bahnhof Termini strahlte in elektrischem Licht. Fürstlicher kann der Ankommende nicht empfangen werden. Dunkel und beengt war es um Santa Maria Novella, als ich in Florenz abends ankam. Ich wurde in nächster Nähe des Pincio und des Parkes Borghese untergebracht. Am nächsten Morgen war ich kühn genug, zu Fuß nach der Piazza Navona gehen zu wollen. Ich war dem Pfarrer der deutschen katholischen Kirche empfohlen, und zwar durch unsern Bonner Pfarrer, der selbst einst an dieser Kirche tätig war, an der „Anima“. Gleich die erste große Straße hemmte mich. Man dürfe in meiner Richtung nicht rechts, nur links gehen. Ich sah keine Möglichkeit, allein über die starkbefahrene Straße zu kommen, und bat einen Polizisten, mich über sie zu führen. Er tat es; ich nahm mir sofort eine Droschke. So gelangte ich zu Pfarrer Hudal, einem Österreicher; er ist inzwischen längst Bischof geworden.

Ihm dankte ich viel. Nicht nur den Besuch einer messa papale in der Sixtinischen Kapelle. Er hatte an einem der nächsten Tage eine deutsche Pilgerschar dem Heiligen Vater vorzuführen. Er nahm mich mit und stellte mich Pius XI. bei dieser Gelegenheit vor. Eine Audienz, an der nur wenige beteiligt gewesen wären, war in diesen Ostertagen des anno santo undenkbar. Am Tage selbst soll der Heilige Vater dreizehnhundert Pilger empfangen haben. Als er den Raum betrat, in dem wir versammelt waren, machte er müden Eindruck. Dennoch hielt er uns eine ergreifende Anrede in deutscher Sprache. Jedes Wort bezeugte seine Güte.

Nicht sei aufgezählt, was alles ich in Rom gesehen habe. Ich war ununterbrochen in Bewegung. Viel Zeit nahmen gesellschaftliche Pflichten in Anspruch, Besuche etwa bei den beiden deutschen Gesandtschaften und Einladungen durch deren Leiter. War doch auch mein Freund Arturo Farinelli gerade in Rom; die Akademie hatte Sitzungen. Farinelli hat die Gewohnheit, unangemeldet zu kommen und umgekehrt nicht zu kommen, wenn er sich angesagt hat. So war ich eines Nachmittags nach Tivoli gefahren und wollte um acht Uhr wieder im Gasthof sein, weil er um diese Zeit dort erscheinen wollte. In Tivoli erlebte ich eine neue Auflage des Vorgangs auf der Isola bella. Die Fahrt in dem überfüllten Omnibus hatte mich ermüdet. Vielleicht lag mir auch das kommende Gewitter in den Knochen. So nahm ich nach der Ankunft eine Droschke, um bequem zu den Wasserfällen zu gelangen. Wahrscheinlich wäre es zu Fuß mindestens ebenso gut gegangen. Aber meine Widerstandskraft gegen Angebote war gebrochen. So verfiel ich alsbald beim Betreten der Villa d'Este einem Führer. Er war ganz unnötig und kostete mich nur auch noch Zeit. Ausdrücklich sagte ich ihm, ich müsse rechtzeitig am Omnibus sein. Er trödelte so lange, daß ich zu spät kam. Nun ging das Gewitter los; ich mußte etwa eine Stunde auf den

nächsten Wagen warten, in einem engen Kaffeehause, das bald patschnassen Fußboden hatte. Auf der Heimfahrt errechnete ich, daß ich raschestens den nicht kurzen Weg von der Haltestelle des Omnibusses zum Hotel zurücklegen müsse, um hier rechtzeitig Farinellis Besuch abzuwarten. Ich wollte den Autoomnibus benutzen, der an dem Hotel hielt. Allein um ihn zu erreichen, mußte ich die Straße vom 20. September überschreiten. Die Wagen fuhren so dicht nacheinander, daß mir das undurchführbar erschien. So setzte ich mich in den nächsten Einspanner, der vorbeikam. Der Vetturino war — gelinde gesagt — unvorsichtig genug, ohne weiteres nach links abzubiegen; sofort traf ein Auto die linke Backe des Pferdes und warf es um. Ich stieg aus, ohne mich um den Auflauf zu kümmern, der mit viel Gelärm sich nun abspielte. Jetzt glückte mir wirklich, über die Straße zum Halteplatz der Omnibusse zu gelangen. Erst hinterdrein ging mir auf, daß nur wenig fehlte, nicht bloß das Pferd, auch den Wagen umzuwerfen und mich auf den Erdboden zu schleudern. Ich kam rechtzeitig in den Gasthof. Wer aber nicht erschien, war Freund Farinelli.

Am Abend waren diese Omnibusse noch erträglich. Sonst aber war genau dasselbe zu leisten wie in Moskau. Auch hier hatte man sich zum Fahrer durchzudrängen, um rechtzeitig neben ihm aussteigen zu können. Man empfahl mir die billigen Vetturini. In meinem Hotel hatte ich Albert und Else Leitzmann vorgefunden; sie waren mit einer Jenaer Kollegin für längere Zeit nach Rom gekommen. Den Vetture waren sie sehr geneigt, nahmen mich auch gelegentlich mit. Bei meinem ersten Besuch des Vatikanischen Museums waren wir zusammen. Sie machten mich auf manches aufmerksam. Ganz besonders verpflichtet aber bin ich für Hinweise dem Prinzen Johann Georg. Dieser ausgezeichnete Kunstkenner bestand unter anderem darauf, daß ich das Museo Nazionale Romano nicht übergehe. Ich bin für diesen Rat sehr verpflichtet. Im Bonner Kunstmuseum sind die antiken Plastiken, die zu Winkelmanns Zeit bekannt waren, in einem besonderen Saale aufgestellt. Ein sehr glücklicher Gedanke. Um so fühlbarer wird ihr Unterschied von den Funden, die sich später ergaben und antike Kunst wesentlich anders erscheinen ließen, als Winkelmann sie empfunden hatte. Ähnliches erlebte ich, als ich vor und nun gar nach dem Besuch des Museo Nazionale die antike Plastik der Sammlung des Vatikans beschaute. Die Sammlung des Vatikans wirkt immer noch wesentlich im Sinne Winkelmanns. Sie ist — wie das Kabinett des Bonner Kunstmuseums — für unser Gefühl weit mehr 18. Jahrhundert als Antike. Daß sie nicht 18. Jahrhundert ist, wird jedoch greifbar, wenn man den von Canova ergänzten Hermes neben Echterem erblickt. Muß ich noch hinzufügen, daß im Museo Nazionale manches sich findet, das in die Plastik der vatikanischen Sammlung sich gar nicht einordnen ließe?

Mit manchem, das ich zu sehen bekam, wußte ich wenig anzufangen. Die Sixtinische Kapelle blieb mir fremd, obwohl ich sie mehrfach betrachtete. Meine Augen waren ihr nicht gewachsen. Eine alte Anekdote berichtet von der Dame,

die beim Gang durch eine Gemäldeausstellung ihrer Begleiterin zuflüsterte: „Dies Bild brauchen wir nicht anzusehen; es ist im Katalog wiedergegeben.“ In der Sixtinischen Kapelle fand ich mich nicht klüger. Das Ganze ist nach meiner Ansicht besser zu erfassen, wenn man es in Nachbildung vor sich hat. Selbst die allergeläufigsten Bilder der Kapelle hatten mir wegen der weiten Entfernung von meinen Augen nicht viel zu sagen. Der Kapelle innerlich näher zu kommen, hätte ich viele Stunden benötigt und eine gründliche Vorbereitung. Man muß so zu sagen die Teile dieses Ganzen auswendig wissen, wenn man ihnen gerecht werden will. So offenbart ja nach meiner Überzeugung ein schwerzugängliches Gedicht seine Geheimnisse nur dem, der es auswendig weiß.

War ich der Sixtinischen Kapelle nicht gewachsen, so versagte ich auch im Petersdom. Ich glaube nicht, daß er mir fremd blieb, weil auf Deutsche die Kirchen Italiens, vor allem während des Gottesdienstes, leicht befremdend wirken. Als ich in meiner Jugend zum erstenmal in der Markuskirche Venedigs der Messe anwohnte, empfand ich Hemmendes. Doch inzwischen waren mir Kirchen Italiens, dann des Tessins vertraut und lieb geworden. Im Dom von Florenz, aber auch in andern dieser Kirchen, kann gewiß dem Unvorbereiteten auffallen, daß er Bankreihen nicht erblickt, und daß, wer sitzen will, einen der Strohstühle mieten muß, die, aneinandergereiht und mit einer Kette zusammengeschlossen, von einer alten Frau bewacht werden. Die weiten unbedeckten Flächen des Fußbodens wirken ernüchternd. Doch in diesem düstern und ernstesten Florentiner Bau gewinnt die rechte Stimmung, auch wer mit ungewohnten Einrichtungen vorlieb nehmen muß. Die Hauptkirche des Katholizismus ist für mein Gefühl ein Schaustück von gigantischem Ausmaß, ungefähr wie die Sixtinische Kapelle, allerdings im Gegensatz zu ihr in hellstem Weiß. Solches Weiß machte mir schon in der Hofkirche Dresdens Sammlung schwer. In St. Peter wie in der Sixtinischen Kapelle lebt sich überdies ein Drang zum Riesenhaften aus, der auf den höchsten Höhen der Kunst nicht waltet. Er setzte sich um 1900 wieder einmal durch. Ursache war zum Teil wie in St. Peter und in der Kapelle der Wunsch und das Bedürfnis, für ganz große Mengen zu gestalten. Ist nicht schon eine Kuppel von der Größe der Kuppel der Peterskirche weit eher Aufgabe der Technik als der Kunst? Um 1900 baute man am Rhein wohlgefällige Kirchen nach dem Vorbild erlesener romanischer Bauten des Mittelalters, etwa des Domes von Limburg, doch viel größer. Die Pfeiler mußten folgerichtig so gewaltig ausfallen, daß sie vielen den Blick zum Hauptaltar und gar zur Kanzel verstellen. Sogar in der schönen alten gotischen Kirche von Überlingen — sie hat fünf Schiffe — läßt sich nicht leicht eine Stelle finden, von der sich auf die Seitenaltäre ein Blick eröffnet. Der Hauptaltar ist wegen der Länge des Chors so weit von den Sitzbänken entfernt, daß sich kaum eine innere Berührung des Priesters, der die Messe liest, und der

Gemeinde erreichen läßt. Die heilige Kommunion findet, soviel ich weiß, immer nur an den Seitenaltären statt.

Ich verzichte darauf, noch andere Beispiele anzuführen, Bauten etwa der Zeit um 1900, die durch ihre Riesengröße bedrücken, uns indes wenig zu sagen haben. Erwähnt sei nur noch, daß der riesige Dom von Mailand mir religiöser zu wirken scheint als St. Peter. Schon durch die Farbentönung. Schwer wird nur, sich vorzustellen, was sich ergäbe, wenn er einmal voll wäre. Nicht nur in dieser Kirche Mailands, zuweilen auch in einer Klosterkirche drängt sich die Menge zum Altar hin; und hinter ihr liegt beträchtlicher Raum, der leer bleibt. So war es ja, als ich in der Pfingstzeit eine Nachmittagsandacht im Dom von Mailand besuchte, die von dem Kardinal selbst abgehalten wurde. Vielen der Anwesenden galt sie wohl nur als höchst kunstvolles Konzert. Es klang recht weltlich.

Richtige Ausgeburt des Bedürfnisses nach riesigen Massen ist das Denkmal Viktor Emanuels in Rom. Wie ich hörte, nennt man es das Gebiß Roms; sei es doch so unwahrscheinlich weiß wie falsche Zähne. Mußte wirklich ein Bauwerk von der Höhe der Peterskirche aufgerichtet werden, an dieser Stelle, unmittelbar an dem alten Rom, neben dem Kapitol?

Mir ist das Denkmal des Ré galantuomo auf der Riva Schiavoni lieber. Es widerspricht minder seiner Umgebung, paßt sich in seiner etwas theatralischen Haltung gut der bewegten und gestenreichen Welt der Schiffer und Fischer an, die den Hafen Venedigs füllt.

Was ich da vorbringe, legt mir nahe, um so stärker zu bekennen, daß ich selige Stunden in Rom verlebte. Etwa an einem Sonntagvormittag, an dem ich die Fora und den Palatin stundenlang durchstreifte. Neben der Überfülle der Ausgrabungen altrömischer Bauten stand hier wie sonst der Ausblick von der Höhe auf die Stadt im Vordergrund. Die Hügelstadt eröffnet ja stets solche Schau. In Schönem badete mein Auge, ob ich vom Kapitol oder vom Pincio oder vom Janikulus auf sie herabblickte. Was man zu sehen bekommt, ist weder zu nah noch zu fern. Nicht einmal die Blicke von den benachbarten Hügeln auf Florenz sind ebenso günstig. Vielleicht ergibt von den Städten, die ich zu sehen bekam, überhaupt nur Budapest ähnliche, wenn auch nicht gleich vielseitige Schau, rundet sich, was man erblickt, so selbstverständlich zu einem geschlossenen schönen Bilde.

Und dann: Mir erschloß sich ja in Rom nicht bloß ein Sehen, sondern etwas wie ein Wiedersehen. Stand ich doch endlich vor Erscheinungen, die mir von Jugend auf, vor allem durch meinen ganzen Bildungsgang geläufig waren. Besonders in der vatikanischen Skulpturensammlung. Es war, als würden gewohnte Träume Wirklichkeit. Am stärksten empfand ich das, als ich in S. Pietro in Vincoli Michelangelos Moses vor mir hatte. Vielleicht wirkte nie ein Werk

Michelangelos so übermächtig auf mich. Etwa noch die angeblich unvollendete Jungfrau-Mutter in der Kapelle der Mediceer zu Florenz. Dem Urteil Maria Wasers über dies Werk kann ich mich nicht anschließen. Der Ernst in den Zügen dieser heiligen Maria hat für mich nicht das Abweisende, das nach Maria Waser sich gegen das Kind richtet. Das ist vielmehr Ausdruck des Gefühls einer Verantwortung, wie sie noch keinem irdischen Weibe auferlegt worden war. Ich wage die Behauptung, diese Maria sei ganz deutsch empfunden. Die Sixtina Raffaels reicht nicht an Michelangelos Werk heran. Oft genug genoß ich bewundernd den Anblick der Sixtina, das bekunden zu dürfen. Leider suchte ich lange vergeblich nach einer Lichtbildwiedergabe, die auch nur hätte ahnen lassen, wie das gestaltet ist, was mich an dieser heiligen Maria Michelangelos am stärksten anzog. Ich fand nie, was ich suchte.

Wenig genug von meinen Eindrücken zähle ich auf. Von den Brunnen, von der Spanischen Treppe und der Kirche Trinità dei Monti wäre zu berichten. Von dem bezwingenden Anblick des Pantheons. Es birgt eine Macht von Stimmung, die den Beschauer bannt, drängt die Nachbarkirche Santa Maria sopra Minerva in den Schatten. Diese Stimmung ruht freilich mehr auf dem antiken Bau, als auf den spätern Zutaten. Doch die Weltgeschichte machte zu einem düstern Bau, was einst beweisen sollte, daß die Götter der Antike sich keiner Freude schämten. Um wieviel mehr bejahen zwei Hauptkirchen des Katholizismus das Leben, Santa Maria Maggiore und vollends S. Giovanni in Laterano.

Schier kleinlich erschien und erscheint mir immer noch, daß ich mitten in dem reichen Erleben, das mir in Rom geschenkt wurde, auch einen Vortrag in dem Goethehause auf dem Gianicolo hielt. Unter den Zuhörern waren Farinelli und das Paar Leitzmann. Einige Tage später luden uns Farinelli und Gabetti, der Leiter des Goethehauses, ein, mit ihnen in einer echt italienischen Weinstube von Trastevere den Abend zu verbringen. Ich lernte hier zu meiner Freude auch Farinellis liebenswürdigen Schüler Bianchi näher kennen. Zum erstenmale trank ich in größerem Ausmaß den Wein der römischen Castelli. Er bekam mir gut.

Bald darauf kam der Abschied von Rom. Gern wäre ich noch bis Neapel vorgedrungen. Aber ich mußte rechtzeitig wieder in Bonn sein, um meinen Vortragspflichten in England nachzukommen. Ich übernachtete in Genua und freute mich am nächsten Vormittag, in Alfèro einen der mir fortan liebsten italienischen Fachgenossen anzutreffen. Er wurde bald darauf Leiter des Petrarca-institutes in Köln.

Als ich Italien verließ, ging mein Weg über Brig nach Bern. Die letzte italienische Strecke war schön, wie ich sie nie wieder erlebte. Im Abendsonnenschein lag der Lago Maggiore. Und ich mußte mir gestehen, daß ich trotz allem in Italien ein schöneres Landschaftsbild als in der Gegend der borromeischen

Inseln nicht erblickt hatte. Dann wurde es dunkel, und hoch von den Bergen grüßten uns beleuchtete Fenster. Noch großartiger war der Blick herab von der Walliser Rampe der Lötschbergbahn in das Tal der Rhone und auf Visp und hinauf zu schneebedeckten Höhen, die im Mondlicht lagen.

Acht Jahre sind seitdem vergangen. Ich hätte nicht gedacht, daß es mir nicht glücken sollte, in dieser Zeit noch einmal Italien zu bereisen, womöglich noch weiter vorzudringen. Immer stellten sich mir ernste Hindernisse entgegen. In Mailand verweilte ich mit meiner Frau noch ein paar Tage auf der Heimkehr von Bellagio. Nach schlechtem Wetter in Bellagio gerieten wir in unangenehme Hitze. Es war zu Pfingsten. Donnerstag nachmittag begann am Comersee ein wildes Gewitterwetter. Es brachte starke Kälte. Als ich am nächsten Morgen ein paar Schritte im Freien zu gehen hatte, folgte immer noch rasch Schlag auf Blitz. Am Vormittag wurde es besser. Am Abend brachten Tischnachbarn die Nachricht, sie hätten in Mailand es an diesem Tage recht warm gehabt. Samstag fahren wir hin. Schon klagten die Mailänder über zuviel Hitze.

Ich hatte gehofft, meine Frau werde in den großen öffentlichen Gartenanlagen Mailands sich wohl fühlen. Sie waren überfüllt und staubig, als wäre es schon Sommer. Glücklicherweise waren wir in einem großen Gasthof gut und kühl untergebracht. Obwohl er mehr als dreihundert Betten hat, und obwohl an den Pfingsttagen mehrere Festlichkeiten abgehalten wurden, konnte ich zuletzt das Zeugnis ausstellen, daß man auf uns viel Rücksicht genommen habe. Mir stand auf meinen Wanderungen durch die Stadt die Hitze nicht im Wege. Anfangs befremdete mich die mächtige Wandlung etwas, die sich seit 1890 ausgewirkt hatte. Damals kam man leichter über die Straße. Das ganze große Häuserviertel am neuen Bahnhof, die Gegend, in der unser Gasthof lag, kam inzwischen hinzu. Doch rasch paßte ich mich diesem neuen Wesen der Stadt an. Der Weg zum Dome wurde mir in den paar Tagen geläufig. Etwas enttäuschte mich die Brera. Ich hatte sie in besserer Erinnerung. Sie sammelte emsig lombardische Gemälde. So konnte nicht ausbleiben, daß viel Mittelmäßiges zusammenkam. Raffaels „Sposalizio“ sagte mir diesmal wenig. Von der Sammlung Poldi Pezzoli hatte ich mehr erwartet. Man sollte sie weniger preisen; dann käme keiner mit zu hohen Ansprüchen an sie heran. Mir stand die Erinnerung an Florentiner Sammlungen im Wege. Der schönste Augenblick war, als ich vor Botticellis Madonna stand. Nun wurde mir auch klar, daß mir in der Brera die geliebten Farben der frühen Florentiner fehlten. Botticelli war ich einst nahegekommen, als das ausgehende 19. Jahrhundert dank John Ruskin sich um ihn kümmerte. Dann rückte ich etwas von ihm ab. Noch in Florenz, und als ich die Schrift über Florenz abfaßte, wurde ich ihm nicht ganz gerecht. Jetzt ist er mir einer der Liebsten. Ganz unbegreiflich wurde mir inzwischen, was der feinsinnige Rumohr, ja sogar Jakob Burckhardt gegen Botticellis

Modelle vorbringen. Ich kann mich jetzt an dem Antlitz Simonettas — sie war es doch wohl, die er wieder und wieder malte — nicht satt sehen.

Überrascht war ich, wieviel mir Bauten Mailands zu sagen hatten. Ich denke da natürlich nicht nur an das Prachtstück des Domes. Den kannte ich seit früher Kindheit. Meine Mutter besaß eine Brosche, auf der in Mosaik von Murano der Dom zu erblicken war. Auch das Kastell der Sforza ist etwas Einmaliges und Bekanntes. In diesem neuen Mailand, das in der Umgebung unseres Gasthofes eine Musterkarte jüngster riesiger Baukunst von zuweilen asketischer Schlichtheit weist, wirken auch innerhalb der Altstadt Geschäftshäuser recht neuzeitlich. Um so mehr machen sich vereinzelt alte Bauten geltend. Wenn etwa mitten im lauten Treiben der Straße die herben und strengen, aber stilvollen Linien einer offenen Bogenhalle von einst zu erblicken sind. Oder wenn man — wie im Palast der Brera — einen gewaltigen Hof im Stil der späten Renaissance vor sich hat. Überhaupt die Höfe. Mit ihren gepflegten grünen Anlagen sind sie ein Wahrzeichen alter Lebenskunst Italiens. Ruhe herrscht da und Frieden, mag das Leben draußen noch so bewegt sein. Und was man da rings um sich sieht, zeugt für vereinheitlichendes Stilgefühl. Im Tessin fehlt es nicht an solchen Höfen. Unmittelbar am Rande der Alpen wirken sie sogar noch eindringlicher als in Italien selbst, auch weil sie Ausnahme sind. In Mailand hatte ich etwas aus der Apotheke zu holen. Erstaunt war ich, die Apotheke in einem der friedseligen und dem Auge wie dem Ohr wohltätigen Höfe aufsuchen zu müssen. Mitten im saftigen Grün plätscherte leise ein Springbrunnen. In dieser Apotheke gewann sogar der Kauf eines Schlafmittels Stil. Das war mir, in bescheidenerem Ausmaß, nur noch in der Wiener Hofapotheke untergekommen.

Mir wurde das Leben der Aristokratenstadt Mailand von einst begreiflicher und deutlicher, wenn ich solche Baukunst beschaute. Am stärksten in den vielen Barockkirchen. Mailand besitzt berühmte romanische Kirchen und dann der Reihe nach geistliche Bauten der spätern Stile. Die Barockkirchen, die ich hier oft antraf, zeugen für das religiöse Leben, wie es sich allmählich bis in die Zeit des Biedermaier gestaltete. Unzweideutig sind es Bauten für die oberen Schichten der Gesellschaft. Fast ließe sich sagen, sie hätten etwas von vornehm unauffälligen Gesellschaftsräumen. Barock schlägt sonst kräftigere Töne an. Rokoko möchte ich diese Form nicht nennen. Sie ist zu ernst, um so bezeichnet zu werden. Ihre Farben neigen zum Dunklen. Den Menschen, die an solcher Stätte ernst ihre Andacht verrichteten, war der Besuch der Kirche selbstverständlicher Brauch, aber ein Brauch, den man nicht zu ernst nahm, den man als eine gesellschaftliche Pflicht faßte. Henri Beyles „Chartreuse de Parme“ begreife ich noch besser, seitdem ich diese Kirchen Mailands kenne.

Wir fuhren von Mailand im Sonnenschein nach Bern. Am Lago Maggiore war es wieder wunderschön. Im Simplon gab es eine schlimme Überraschung.

Plötzlich konnten wir, mitten im Tunnel, meinen, Blitz und Donnerschlag zu vernehmen. Bald stellte sich heraus, daß im Leitungskabel Kurzschluß eingetreten war. Der elektrische Strahl ließ nicht nur die Köpfe der Ventilationen schmelzen, und zwar von zwei Wagen, auch von unserem. Er durchschlug überdies die Fenster der letzten Abteile; sie zersplitterten und verwundeten die nächsten Fahrgäste. Der Zug kam trotzdem scheinbar unbehindert in Brig an. Aus den beschädigten Abteilen holte man Verwundete heraus. Wir andern mußten umsteigen; die beiden Wagen blieben zurück. Ich hatte nicht den Eindruck, daß das alles mit fester Hand geordnet wurde. Wir waren gerade noch ohne Schaden abgekommen; nahe genug von uns hatte sich der Unfall abgespielt. Mich selbst griff er derart an, mir bei der Talfahrt vom Lötschberg hinab nach Kandersteg Blicke auf die steilen Abhänge unmittelbar neben der Bahnstrecke unmöglich zu machen. Meine Neigung zu Schwindel setzte sich wieder einmal durch.

Im Sommer 1938 brachte mir Glion Besserung meines Ohrenleidens. Ich war 1898 während der Osterferien mit meiner Frau in Montreux; nur noch einmal waren wir dann von Bern aus am Genfer See. Trotz ungünstigem Wetter überraschte uns jetzt, wie schön Glion liegt und wie es unsern Wünschen entspricht. Vor allem gab es da auch weitere Spaziergänge für meine Frau, Wege, die durch schattigen Wald gehen und zugleich den bestrickenden Blick auf den See und auf die Berge des Wallis gewähren. Nie hätten wir gedacht, daß Glion im August so angenehm sein könne, und wir erfuhren erst jetzt mit Staunen, daß es zu dieser Zeit die meisten Besucher hatte. Montreux freilich war bei sonnigem Wetter drückend warm, auch wenig besucht, weckte Sehnsucht nach der reinen und erfrischenden Luft Glions.

Seitdem war ich nur noch einmal für wenige Stunden in der Schweiz, auf einem Ausflug, den ich im Sommer 1939 von Überlingen aus unternahm. Ich nehme an, daß ich alter Mann nicht wieder ins Ausland kommen werde.

Um so heller erglänzt mir jetzt, was ich im Ausland genossen habe. So sei auch noch einiger Fahrten ins Ausland gedacht, die bisher nur flüchtig erwähnt wurden oder auch gar nicht.

1930 im Herbst machte ich endlich eine alte Unterlassungssünde gut. Ich besuchte Paris. Zufall half mir. Ich hatte mich verpflichtet, im September zu Klagenfurt zu sprechen. Als ich meiner Schwester vorschlug, uns in Kärnten zu treffen, teilte sie mir mit, sie wolle mit ihrem ältern Sohne nach Paris fahren, an einem Kongreß teilzunehmen. Ob ich zusammen mit ihnen nicht Paris kennen lernen möchte. Nach kurzer Überlegung nahm ich den Vorschlag an. Klagenfurt wollte ich nicht absagen. So ergab sich eine recht lange Eisenbahnfahrt, zunächst nach Kärnten, und dann gar die etwa 1300 Kilometer von Kärnten nach Paris.

Wäre ich doch von Bern nach Paris gefahren. Damals war mir Paris durch seine Dichter vertraut und lieb. In Bern hätte ich es immer noch für einen Fehler gehalten, mit den neuesten französischen Romanen nicht Fühlung zu suchen, ganz wie zuletzt in Wien. Nicht nur Hermann Bahr und die um ihn empfanden das damals so. Auch Stefan George huldigte jüngster Dichtung der Franzosen und bahnte ihr den Weg zu den Deutschen durch seine Übertragungen. Für Rainer Maria Rilke war Paris die Stätte, auf der er sich selbst fand und — dank vor allem dem Bildhauer Rodin — die in ihm angelegte Ausdrucksform entdeckte, ebenso wie die rechten Gegenstände für seine Lyrik. Auf das Gefolge, das den Zola, Maupassant, Huysmans, Bourget und Anatol France auf deutschem Boden erstand, sei nur hingewiesen.

Nicht nur Paris, auch die Provinz glaubte ich so gut zu kennen, daß ich, käme ich nach Frankreich, auch hier etwas wie ein Wiedersehen hätte feiern können. Der Weltkrieg legte weite Entfernungen zwischen Frankreich und mich. Die Besetzung des Rheinlandes durch die Franzosen zerstörte völlig mein Verhältnis zu ihrem Lande. Schon als ich Anfang August 1921 Bonn besuchte, bangte ich, ob ich es überhaupt im besetzten Gebiete aushalten werde. Doch damals meinten die Franzosen noch, durch Entgegenkommen die Rheinländer für sich zu gewinnen. Je weniger sich diese Hoffnung erfüllte, desto schärfer faßten sie zu. Wie sie zu quälen verstanden, enthüllte sich seit der Besetzung des Ruhrgebietes, und nachdem weite Strecken der Reichsbahn am Rhein und in Westfalen von ihnen übernommen worden waren. Das bekam ich gründlich auszukosten. Als endlich der Tag der Befreiung nahte, mußte ich mich kräftig beherrschen, um nicht noch im letzten Augenblick ihrem Gericht zu verfallen.

Wenige Monate nach meinem Aufenthalt in Paris deutete ich mündlich dem Fachgenossen Fernand Baldensperger, der mich einmal in Dresden aufgesucht hatte, an, wie sich mein Verhältnis zu Frankreich gestaltet hatte. Er verdachte es mir nicht und blieb mir gewogen.

Den Eindruck, den ich von Paris empfing, bestimmte mein Abfall von französischem Wesen. Ich setzte die schärfste Brille auf, ganz und gar nicht gewillt, um jeden Preis alles verstehen und verzeihen zu müssen. Ein gewisses Zurückbleiben der Franzosen glaubte ich schon 1914 auf der Buch- und Graphikausstellung zu Leipzig beobachten zu können, auf der Bugra. Ob das Neue, das in deutschen Landen hinzugewonnen war, einen Fortschritt bedeutete, wagte ich schon damals nicht unbedingt zu bejahen, möchte das heute noch weniger wagen, nachdem dies Neue zu einem Gestern und Ehegestern geworden ist. Aber sicher war es Ausdruck schaffensfrohen frischen Lebens. Paris, auch London schätzen das Beharren beim Alten. Freut sich der Deutsche, wenn er neue Bahn geht, so ist der Franzose und der Engländer stolz, beweisen zu können, daß er immer noch in gleicher Güte leistet, was einst ihm Ruhm eintrug, auch wenn er sich dadurch dem Vorwurf aussetzt, hinter seiner Zeit zurückzubleiben.

Paris erlebte selbstverständlich manchen jähen Umsturz, auf dem Felde des Staatslebens wie auf künstlerischem. Aber es kehrte im Lebensnotwendigen stets zu seinen alten Bräuchen zurück. Gewiß hat solches Verhalten sein Recht. Stolz kann es sich darauf berufen, daß es früher als andere diesem Lebensnotwendigen eine kunstvolle Form zu geben vermochte. Der Deutsche aber verspürt leicht Veraltetes in Paris. So erging es mir in Kaufläden, ja schon wenn ich Schaufenster musterte. Vielleicht lag das auch an der Jahreszeit. Im September ist Paris noch nicht in Paris. Aber Fremde waren genug da. Im Bois de Boulogne war wenig zu erblicken, wenig Menschen, wenig Wagen. Gaststätten und Stühle standen leer. Schon in meiner Wiener Jugendzeit schätzte ich diese Sauregurkenstimmung im Frühherbst wenig. Sollte indes zu anderer Jahreszeit in der Rue de la Paix das Schaufenster verlockender sein? Diese asketisch schlichten Schaufenster berühmter Geschäfte schienen mir vielmehr zu sagen: „Wir haben nicht nötig, Käufer durch reichausgestattete Schaufenster anzulocken. Die Welt weiß, was wir leisten können. Wer das kaufen will, trete ein und treffe seine Wahl, wenn anders er das zu leisten fähig ist“.

Schwer enttäuschten mich die großen altberühmten Kaufhäuser. Deutsche Kaufhäuser in kleinen Städten würden sich so bescheidene Schaustellung nicht leisten, wie ich sie hier beobachtete. Sie würden auch Frauen nicht zumuten, sich aus einem wirren Haufen von Strümpfen etwas auszusuchen, auch wenn es nur Ausverkaufsartikel sind. In Wien, ganz besonders in London, seit dem Weltkrieg auch in Bern nimmt das Schaufenster schon durch Farbentönung und geschmackvolle Anordnung den Beschauer gefangen.

Ich war in einem recht guten Gasthof an der Rue de Richelieu abgestiegen. Peinlich sauber war es da; hygienisch war alles tadellos. Er wurde nicht von einem Franzosen geleitet. Ich hatte Gelegenheit, andere Gasthöfe zu sehen, die man mir empfohlen hatte und die billiger waren. Ich zog es vor zu bleiben, wo ich war, verwöhnt durch deutsche und Schweizer Unterkunft. Nur die Mahlzeiten standen in meinem Gasthof nicht auf der Höhe, waren auch nicht gerade preiswert. Lag doch in nächster Nähe eine Menge vorzüglicher und gar nicht kostspieliger Gaststätten. Französische Kochkunst bot da in reicher Auswahl Erlesenes, auch guten Wein. In den wenigen Tagen meines Aufenthalts entdeckte ich rasch, wo man nur mittags und wo man nur abends wirklich gut aufgehoben war. Man ißt vielerlei und wird nicht übersättigt.

Ich wagte mich auch an Einrichtungen, vor denen manche und vor allem die Fremden Angst haben, etwa an die Untergrundbahn. Bezeugt sei, daß ich Ungeziefer nicht heimbrachte. Meine Verwandten wohnten an ganz anderer Stelle in Paris. So war für mich die Métro rascheste Verbindung, wenn ich meine Schwester aufsuchte.

Am liebsten durchwanderte ich Paris zu Fuß. So kam es mir ganz nahe. Gleich an einem der ersten Tage führte mich ein sehr kundiger Pariser, Lektor

an einer deutschen Universität, weit herum und an Stellen, die der Fremde nicht leicht erreicht. Ich bin dafür herzlichst dankbar. Erkannte ich doch auf unserem Wege, wie reich Paris an Kunst auch in abgelegenen Winkeln ist. Der Fußgänger hat es oder hatte es damals in Paris leichter als in London oder in Rom. Straßen zu überschreiten, wurde mir im allgemeinen nicht schwer. Nur besonders breite Boulevards machten Ausnahme. Mein Gasthof erwies sich als günstig gelegen; ich erreichte rasch das Meiste, was man in Paris gesehen haben muß. Zum Herumbummeln blieb freilich wenig Zeit, während — wie die Wiener Ringstraße — die Boulevards nur dann und ganz genossen werden können, wenn man sich Zeit läßt. Allein es war zu lange her, seitdem ich die Ringstraße in langsamem Schritt von der Oper bis zum Stubenring und wieder zurück ein- oder zweimal hin- und hergegangen war. So blieb es in Paris bei schüchternen Ansätzen, im Boulevardkaffeehaus zu sitzen oder von Laden zu Laden zu wandern. Dagegen ging mir auf Fußwanderungen der Reiz der Parks zwischen den Häusern auf. Einer der ersten, die ich sah, war der Parc Monceau. Er ist eigentlich ein Pantheon der Künstler, besonders der Dichter. Paris huldigt hier den Meistern des späteren 19. Jahrhunderts. Eine Fülle von groß-angelegten Denkmälern führt dem Beschauer die Oftgenannten vor, die durch ihr Dichten oder durch ihre Musik der ganzen Kulturwelt gut bekannt waren. Nicht in einem geschlossenen Raum, sondern umgeben von Bäumen und Büschen. Anderswo muß man auf Friedhöfen sich die Denkmäler der Künstler aus junger Vergangenheit zusammensuchen und entdeckt sie oft in einer Nachbarschaft, die ihrer nicht ganz würdig ist. Hier herrscht nicht Friedhofluft, gedenkt man minder der Tatsache, daß diese Männer dahingegangen sind, als der Leistung ihres Lebens. Diese Leistung wird hier handgreiflich vergegenwärtigt, indem vielen dieser Künstler Gestalten, die von ihnen geschaffen wurden, zugesellt sind. Unter der Büste Gounods stehen in Lebensgröße Heldinnen seiner Opern, natürlich auch Margarete. Gleich anderm in diesem Gedenkpark ist alles sehr realistisch gefaßt. Es kann heute befremden. Unter einem vielgelesenen Erzähler vom Ende des 19. Jahrhunderts sitzt eine junge Dame, streng nach der Mode der Zeit gekleidet. Damals liebte man, auch ich, die weiten Glockenröcke, die sich eng um die Hüfte runden. Der Rock breitet sich auf dem Boden aus; zierliche Füßchen gucken hervor. Der gefälbelte Besatz des Unterrocks ist gleichfalls zu sehen, in vollem Umfange, selbstverständlich in weißem Marmor. Heute wirkt das beinahe grotesk. Um so besser wird man aus diesen Denkmälern einst den Geist des Zeitalters erkennen.

Gern ging ich durch die Stille des Palais-Royal, die der nahe Straßenlärm nicht stört, auf einem Boden, der überreich an geschichtlichen Erinnerungen ist. Am liebsten waren mir die Ufer der Seine. Hier verspürte ich am besten den Zauber des Lichts von Paris an hellen Tagen. Dies Licht erinnert an Italien, bleibt indes etwas nordisch kühler. Die Kathedrale Notre-Dame ist schon durch

ihre Lage nahe der Seine etwas Einziges. Liegt nicht sogar die Markuskirche in Venedig viel ungünstiger? Gar nicht zu reden von der schauerhaften Umgebung, die dem Kölner Dom aufgedrängt wurde und ihn allmählich zugrunde richtet.

Lage allein macht für Kirchen nicht alles aus. Ich war sehr gespannt auf den großen Bau, den das ausgehende 19. Jahrhundert oben auf dem Montmartre errichtet hatte. Spielt er doch in gleichzeitiger Erzählung eine Rolle. Groß war meine Enttäuschung. Gedacht als Sinnbild für ein neues Aufsteigen des Katholizismus, weckt die riesige Kirche einen geschäftsmäßigen Eindruck, weckt alles andere als einen religiösen Stimmungsaugenblick. Dank solcher Enttäuschung fand ich sogar an dem Blick herab auf Paris wenig Gefallen. Und wenig an den pomphaften Gartenanlagen, die nach der Stadt hinabführen. Sie waren an diesem Septembernachmittag Kinderspielplatz und Sammelpunkt für eine Menge strickender und klatschender Frauen.

Gerade das Vornehme, das noch in engen und winkligen Straßen von Paris waltet, war da abgetan. Oft fühlte ich, warum der Wiener an Paris viel Gefallen findet, sicherlich mehr als der Berliner. Es gibt Straßen in Paris, die wienerisch anmuten. (Etwas später entdeckte ich, daß Wien auch an London erinnern kann.) Aber nicht nur äußere Ähnlichkeit liegt vor. Sondern das Gemeinsame einer uralten Vergangenheit, die es nicht nötig hat, sich eilig durch Allerneuestes absetzen zu lassen.

Den alten Palästen von Paris ist dies Vornehme eingeboren. Sie haben dafür nicht das Überwältigende der Paläste Italiens, besonders von Florenz und von Venedig. Sie sind nicht gleich urwüchsig und persönlich. Doch etwas sorglicher Abgestimmtes als den Bau des Louvre wird man anderswo schwer antreffen. Er fügt sich immer noch glücklich in seine Umgebung ein, obgleich sie durch die Zerstörung der Tuilerien seit 1871 gründlich umgestaltet ist. In Abbildungen wirken Bauten von der Art des Louvre leicht pomphafter als in Wirklichkeit. Sicherlich ist ihnen Prunk lieber als den Schöpfungen der Renaissance. Uns aber gewöhnte das ausgehende 19. Jahrhundert derart an einen seelenlos übersteigerten Prunk, daß wir diese Pariser Bauten wie etwas Gedämpftens empfinden können. Einen Wiener kann es kränken, daß die jungen Prachtbauten an der Ringstraße neben ihnen wurzellos erscheinen, Zufallswerke einer Zeit, die überzeugt war, alle Stile zu beherrschen und sie daher auch willkürlich vermischen zu können, sei es an einem einzelnen Bau, sei es im Nebeneinander von Gebäuden aus entgegengesetzten Stilwelten.

Im Louvre verbrachte ich einen guten Teil meines Pariser Aufenthaltes. Ich kannte damals die Galerien Wiens, Berlins, Dresdens, Münchens, Leipzigs, Hamburgs, Kassels, Venedigs und Mailands, Kopenhagens, Londons, in Amsterdam und im Haag, die Eremitage in Leningrad. Manches davon hatte ich recht oft erblickt. Die Pariser Sammlung bot mir gleichwohl eine Fülle neuer Eindrücke.

Nicht alles gewann mich. Leonardos Mona Lisa wurde mir damals mißliebig. Sie hing wieder an ihrem alten Platze, nachdem sie gestohlen und wiedergefunden worden war. Ob ich nicht vielleicht doch nur eine Kopie vor mir sah? Anderes von Leonardo sagte mir hier mehr. Ich will jetzt nicht die Liste der Werke aufzählen, die ich im Louvre genoß, nur erwähnen, daß, wie in London, die vielen frühen Florentiner mich auf den entscheidenden Eindruck vorbereiteten, den ich bald in Florenz empfangen sollte.

Merkwürdig war, daß ich die Empfänglichkeit, mit der ich im Louvre die Mehrzahl der Eindrücke aufgenommen hatte, nicht in die Sammlung von Werken Rodins am andern Ufer der Seine mitnahm. Überrascht beobachtete ich hier, welche Rolle in Rodins Schaffen das spielte, was der Franzose „l'acte“ nennt. Das kam mir ungesund vor, wie eine Zwangsvorstellung, die sich einem seelisch Erkrankten aufdrängt. In Kopenhagen war ich ihm näher gekommen.

Im Schauspielhaus war ich nur einmal, und zwar im Théâtre Français. Schon die schlichte Ausstattung des Hauses kennzeichnet diese Bühne als Hüterin großer alter Tradition. Man spielte Beaumarchais. Beobachtete ich mit Recht, daß die Darsteller, besonders die Herren, wenig deutlich artikulierten? Auf deutschem Boden war man seit einiger Zeit den Mitteln der Sprachbildung eifrig und erfolgreich nachgegangen. Es schien, als wäre Frankreich auch an dieser Stelle bei altem Brauch stehen geblieben. Mich wunderte das um so mehr, als ich mich doch in Bonn trotz allem über die ungemein deutliche Artikulation kleiner Kinder aus französischen Offizierskreisen gefreut hatte.

In Paris sah ich auch einmal eine Revue. Es war die erste, die ich erlebte. Sie war augenscheinlich für die vielen Fremden bestimmt, die zur Zeit in Paris waren. Sogar Deutsche kamen da ziemlich gut weg. Eine Nummer der Revue brachte Engländer, Italiener, Deutsche und Franzosen, so wie sie typisch in Witzblättern des Auslandes, zuweilen auch in der eigenen Heimat, karikiert werden. Das deutsche Paar erscheint plump und schwerfällig in grünem Touristengewand; die Frau wird von einem vierschrotigen Manne dargestellt. Dann aber hüpfen vier Paare auf die Bühne, die einander zum Verwechseln ähnlich sind. Das heißt doch wohl: Die Unterschiede, von denen man so viel Wesens macht, bestehen gar nicht; beträchtliche Gegensätze der Erscheinung sind in Wirklichkeit nicht anzutreffen. Doch die ganze Revue gipfelte in einer Verherrlichung des Negers. Er war gerade Mode in Paris. Mir wurde das von Parisern bestätigt. Zuletzt flog eine Französin einem Neger an den Hals. War das Satire?

Daß französische Wissenschaft sich wieder viel um deutsche kümmerte, bestätigte sich mir häufig. Um so mehr bedauerte ich, daß ein Blick in die Kataloge der Bibliothèque Nationale mir verriet, wegen der Entwertung des französischen Franken könne diese Büchersammlung deutsche Verlagswerke kaum noch anschaffen.

8. Auslandsreisen

Wieviel Ehre man im Ausland den Vertretern deutscher Wissenschaft entgegenbrachte, erwiesen mir am stärksten die Literarhistorikerkongresse in Budapest und in Amsterdam von 1931 und 1935. Den von 1939 konnte ich wegen meiner Ohrenerkrankung nicht aufsuchen. Die Leitung dieser Kongresse lag und liegt in den Händen von Pariser Forschern. In Budapest und in Amsterdam war noch Baldensperger führend beteiligt. Diese Kongresse betätigen sich ja im Sinne seiner Arbeit auf dem Gebiete der *Littérature Comparée*, auf dem Gebiet, das von Baldensperger mit großem Erfolge bebaut wurde. Seine Kenntnis von Sprachen gestattete ihm, in Amsterdam an Deutsche und an Italiener in ihrer Sprache Anreden zu halten. Er ist auch Dichter, unter dem Decknamen Fernand Baldenne. So konnte er zu Budapest auf dem Bankett im Hotel Gellert sein feingeschliffenes französisches Sonett mitteilen, das unter dem Eindruck Budapests entstanden war.

In Budapest und in Amsterdam folgte ich meiner Neigung, Aussprachen über Vorträge anzuregen. In Budapest als Stellvertreter Baldenspergers; in Amsterdam lehnte ich, vielleicht übervorsichtig, ab, dem Vorstand anzugehören. Tatsächlich sah ich mich dennoch veranlaßt, in die Aussprache vielfach einzugreifen. Der Kongreßbericht läßt das verfolgen. Als Gerard Brom, der mir wohlgeneigte Kunsthistoriker Norwegens, meinen Vortrag ankündigte, fand ich mich wieder einmal zu hoch eingeschätzt und begann meine Ausführungen mit abbittenden Worten.

Ähnlich erging es mir in Gent bei der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors. Ich sah mich auch da sagenhaft vergrößert. Es geschah während der Inauguration des Rektors. Träger hoher Würden fanden sich ein. Die Feier nahm zwei Stunden in Anspruch. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, in dem der neue Rektor der jungen Königin von Belgien gedachte; sie war wenige Monate früher am Vierwaldstätter See tödlich verunglückt. Echt war die Trauer, die ich um mich her auf allen Gesichtern erblickte.

Leider versäumte ich, von Gent nach Brügge zu fahren. In Gent sah ich viel, das mich sehr anzog, auch in der Anlage der Stadt. Die Kathedrale von Sankt Bavo weckt wirklich andächtige Stimmung. Daß sie flämische Kunst der Vergangenheit von hohem Werte birgt, kommt dieser Stimmung zu Hilfe. Schon in Brüssel war mir klar geworden, wie mächtig alte Flamenkunst wirkt, wenn man sie endlich in Wirklichkeit vor sich hat. Etwas so Geschlossenes und Einheitliches von gleichem Reichtum der Gestaltung wie den Marktplatz von Brüssel hatte ich noch nie erblickt und fand ich sogar in Italien nicht. Und selten etwas so Stimmungsvolles wie die alte Kirche von St. Gudula. Wer flämisches Lebensgefühl der Barockzeit ergründen will, wandere aber auch zum Palais du Cinquantenaire und betrachte dort die Gobelins, die den Lebensgang Achills darstellen, flämisch umgedeutete Antike von überzeugender Schlagkraft.

9. Erinnerungen (1933—1943)

Abschluß des Wissenschaftsberichtes mit der Emeritierung (1933) — Rechtfertigung von Leben und Werk — Gotteserlebnis großer Zeugen — Katholizismus in Erinnerung und Bekenntnis — Pflicht

Weiter will ich den Bericht über mein Leben nicht fortsetzen. Er reicht ja ungefähr bis zu dem Augenblick, in dem ich meine Tätigkeit an der Universität Bonn einstellte. Im Sommersemester 1936 hatte ich noch eine zweistündige Übung abgehalten.

Als auch ich einst den Mut hatte, deutsche Dichtung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein erfassen und darstellen zu wollen, erregte ich in vorsichtigeren Fachgenossen gelindes Entsetzen. Ich tat das schon, als ich 1900 in Bern einen Vortrag über die Strömungen der neuesten deutschen Literatur hielt; er wurde in einer Schweizer Schulzeitschrift gedruckt. Rechte Vertreter meiner Wissenschaft hätten nur das zu erörtern, was schon Geschichte geworden sei. So beschied man mich. Die Frage, was schon Geschichte ist und was nicht, blieb dabei offen. In meiner Studentenzeit lasen meine Lehrer deutsche Literatur nur bis zu Goethes Tod, blieben die folgenden etwa sechzig Jahre ihren Hörern schuldig. Als ich das Junge Deutschland hinzunahm, war das schon eine kühne Neuerung. Hundert Jahre früher hätte man mithin alles ausschalten müssen, was auf Gottscheds „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“ folgte. Herder tat das nicht, wenn er Zusammenhänge im Bereich deutschen Dichtens aufzeigte. Goethe und Schiller indes verdachten ihm die Neigung, bei den Vertretern des damals sogenannten goldenen Zeitalters deutscher Poesie zu verweilen, beim Zeitalter Klopstocks, Lessings, Wielands und ihrer nächsten Vorgänger.

Herder begnügte sich nicht mit Besprechung einzelner Dichtungen. Er wollte das Gemeinsame nicht nur der Dichtungen einzelner, sondern ganzer Gruppen herausarbeiten und dadurch den Sinn dieser Erscheinungen erkennen. Ebenso hielten es seine Nachfolger im 19. Jahrhundert. Darf ich das in meiner Sprache ausdrücken? Er zielte auf Synthese; nicht nur auf Analyse. Mir hielt man vor, ich möge doch einzelne Werke oder höchstens einzelne Dichter charakterisieren. Größere Zusammenhänge dürften nur im geschichtlich Gewordenen aufgespürt werden.

Mir aber fehlte auch an feinfühligem Einzelkritiken, auch an denen des von mir hochgeschätzten J. V. Widmann, etwas. Am liebsten hätte ich sofort ergänzt und nachgetragen, was ich da nicht zu lesen bekam. Klängen doch zuweilen die Besprechungen, als ob ihr Verfasser vergessen hätte, was er früher über Schriften

9. Erinnerungen

des Besprochenen gesagt hatte, und sich nicht bewußt geworden wäre, wie in dem neuen Werk sich das Wesen des Dichters weiter entfaltete. Noch weniger war zu bestimmen versucht, ob und wie sich hier etwas ankündige, das mehr oder minder schon bei andern Zeitgenossen zu verspüren war. Sollte etwa der leiseste Verdacht ausgeschaltet bleiben, der Besprecher denke dem Besprochenen etwas von seiner Eigenwüchsigkeit zu nehmen? Auch in diesen Erinnerungsblättern ist meine alte Überzeugung längst erwähnt, feste Umrisse der Charakteristik ergäben sich nicht, wenn der Blick unbeirrbar auf einem einzigen ruht und nie zu andern weiterschweift.

Was ich einzuwenden hatte und gern hinzugetan hätte, zielte auf Ganzschau. Der Dichter sollte als Ganzes gesehen, sein Werk als wichtiger Teil des Ganzen der zeitgenössischen Dichtung erfaßt werden. Soweit von einem Ganzen dort wie hier schon gesprochen werden konnte. Gewiß nicht, um ihn unselbständiger zu machen. Sondern weil nur dann der Sinn seines Schaffens und der Sinn des Schaffens seiner nächsten Nachbarn zu erraten war.

Impressionismus jedoch setzte sich damals auch in der Kritik durch. Impressionismus dachte an alles lieber als an Sinndeutung, bot sie bestenfalls widerwillig. Gewiß brachte impressionistische Kritik manchen wertvollen Gewinn. Allein sie wirkte, als wolle sie alles, auch das Wollen eines Dichters, eines Künstlers überhaupt sinnlos erscheinen lassen. Als Wilhelm Dilthey in seiner Aufsatzsammlung „Das Erlebnis und die Dichtung“ Sinnesdeutung nach langer Unterbrechung wieder aufnahm, überholte er rasch die eigentliche Fachforschung. Er tat das wesentlich in der Art des jungen Friedrich Schlegel. Nun bekam man endlich wieder einmal zu lesen, was auch bei hervorragenden Fachleuten verschwiegen geblieben war, und entdeckte, daß dies hier Verschwiegene und von Dilthey stark Betonte das Eigentliche sei. Vorwürfe hagelten auf uns „Literarhistoriker“ herab. Erich Schmidt sogar bekam das zu kosten. Ein Übereifriger versicherte mir, Schmidts Einleitung zu dem von ihm entdeckten Urfaust habe ihm gar nichts gegeben. Wir meinten, aus ihr viel gelernt zu haben.

Dilthey bestätigte mir, was mir längst vorschwebte: Sinndeutung des Schaffens der Dichter, nicht zuletzt der lebenden. Den Sinn der Jüngsten suchte ich zu ergründen, seitdem ich zu Beginn der neunziger Jahre mit ihnen in persönliche Berührung gelangt war. Der Berner Vortrag von 1900 wollte zu Wort kommen lassen, was sich mir da ergeben hatte. In meiner akademischen Lehrtätigkeit entfaltete sich das während der spätern Berner Jahre, noch ausdrücklicher in Dresden. Dilthey leitete mich. Hermann Bahr enthüllte mir die weltanschaulichen Voraussetzungen des Impressionismus. Mochte das andern damals wie unerlaubte Vermengung von Kunst mit Philosophie vorkommen, ich selbst fühlte, daß auf diesem Wege zu erkennen war, was denn eigentlich Zweck und Sinn des Kunstgestaltens der Impressionisten war. Zugleich steigerten sich meine Einsprüche gegen die Eindruckskunst. Sah ich doch, wie sie auf

Materialistisches zurückging. Mein Grazer Vortrag über analytische und synthetische Erfassung der Dichtkunst trug 1909 meine Einsprüche in die Welt hinaus und weckte mir erbitterte Gegner. Ich hatte nicht nötig, mit Hermann Bahr vom Impressionismus zu entgegengesetzter Weltschau mich zu wenden. Bestätigte mir doch der Expressionismus meine Absicht, im Gegensatz zu allen Abschattungen des Materialismus dem Geist sein Recht zurückzugeben und den Menschen nicht länger wie ein kraft- und willenloses Werkzeug naturhafter Bedingungen anzusehen. Nun durfte ja wieder nach dem Sinn aller Betätigung des Menschen gefragt werden, war Ergründung dieses Sinnes nicht nur gestattet, auch geboten.

In der Fortsetzung von Scherers Werk ist auf wenige Seiten zusammengedrängt, was ich mir viele Jahre lang erarbeitet hatte. Möglichst genau wollte ich verraten, was denn eigentlich die Abkehr vom Impressionismus bedeute, dann der ganze Vorstoß des Expressionismus.

Schon früher gestand man mir zu, ich hätte nicht nur den Lesern die Dichter gedeutet, auch die Dichter sich selbst. Die Dresdner Antrittsvorlesung über die Wirklichkeitsfreude der Schweiz wirkte in solcher Weise. Schweizer Dichter, und nicht die schlechtesten, bezeugten mir diesen Dank.

Nicht die einzige Wurzel schweizerischen Dichtens wollte ich damals aufzeigen, nur etwas, das sich auf weiten Strecken immer wieder durchsetzte und zuletzt durch Keller mit dem Denken Ludwig Feuerbachs zeitgemäß in Zusammenhang gebracht wurde. Daß Schweizer Dichtung sich nicht ganz dem Materialismus hingab, auch Keller nicht, glaube ich, merklich gemacht zu haben. Noch aber lag mir fern, in solchen Nachweisen mein eigenes Glaubensbekenntnis stark zu betonen. Um so weniger geschah das, weil doch Wirklichkeitsfreude nicht nur auf materialistischem Boden herrscht. Wenn mir also später vorgehalten wurde, ich hätte zehn Jahre nach der Antrittsvorlesung den entgegengesetzten Weltanschauungspol erreicht, so muß ich das ablehnen. Wer das behauptete, wußte wohl von meinen Veröffentlichungen über Schiller und auf dem Gebiet der Romantik nichts.

Noch seltsamer erscheint mir ein Einwurf, der mir freilich nur auf Umwegen zu Ohren kam: Wirklichkeitsfreude sei gar nicht der Sinn der Schweizer Dichtung. Der Schweizer Schriftsteller, der das vorbrachte, wollte nachweisen, aus wie ganz andern Quellen die Dichtung seiner Heimat gespeist worden sei. Meines Wissens hat er diesen Erweis vorläufig noch nicht erbracht. Gewiß setzt sich bei den Schweizern noch anderes durch; wie aber die vielen Belege, die ich brachte, die auch leicht zu vermehren wären, beiseite geschoben werden können, wüßte ich auch heute nicht zu sagen.

Die Antrittsvorlesung dürfte erweisen, wie willig ich mich in lebende Dichter einlebte. Noch viel williger tat ich das, als diese Zeitgenossen mir meine eigene

Weltschau zu bestätigen anfangen. Am Expressionismus erlebte ich das. Er verkündete volle Umkehr der Weltschau, das Ende materialistischer Entwertung der Geisteskraft des Menschen. Was er da anstrebte, ist in den jüngsten Jahren selbstverständlich geworden. Wiedererwacht ist der Glaube, der Mensch könne dank der Macht seines Geistes Entscheidungen treffen, die sogenannte Naturbedingtheit überwinden. Richtiger wäre zu sagen: die Bedingungen ausschalten, die im 19. Jahrhundert als unwiderstehliche Wirkung der Materie angesehen wurden. Dem Willen wird wieder zugebilligt, was der Materialismus ihm abgesprochen hatte. Und nicht nur der Materialismus Moleschotts, Vogts, Büchners. Auch für Nietzsches Freund Paul Rée war Willensfreiheit Illusion; sei doch das Wollen gesetzlich bestimmt. Und hielt Nietzsche es in der Sammlung von Sprüchen „Menschliches, Allzumenschliches“ anders? Glaube an Willensfreiheit sei ein Irrtum, alles Handeln nur Ergebnis gegenwärtiger und vergangener Einflüsse. So heißt es da. Ein andermal ist für Nietzsche Freiheit nur Überlegenheitsaffekt in Hinsicht auf den, der gehorchen muß. Daß heißt in reinerem Deutsch: Man quält andere, um sich zu beweisen, daß man Willen hat.

Wer heute unter dem 19. Jahrhundert einen Strich macht, bestätigt den Expressionismus. Auch ich fühle mich bestätigt. Wir alle wollen wesentlich das gleiche. Ich lege den Ton auf das Wort „wesentlich“.

Zu Beginn meiner fünfziger Jahre wurde mir durch den Expressionismus bestätigt, mein Wunsch und meine Anstrengungen, im Kampf gegen den Materialismus und gegen dessen Gefolge dem Geist sein Recht zurückzugeben, seien nicht Rückfall in endgültig Überwundenes, seien Dienst, der Zukunft geleistet. Lange schon scheute ich die Gefahr, *laudator temporis acti* zu werden. Zu häufig ärgerte ich mich über mir wertvolle Persönlichkeiten, wenn sie die Gegenwart mit einer einzigen Handbewegung einer angeblich bessern Vergangenheit aufopfert. Wer ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, fühlt sich wieder jung, wenn ihm bestätigt wird, daß er die Gegenwart nicht viel anders erlebt als die Jugend. Leicht wurde mir, mich in das Schaffen dieser neuen Jugend einzufühlen.

Fast ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Bezeuge ich nicht durch das, was ich soeben vorbrachte, daß ich nun doch *laudator temporis acti* geworden bin?

Mir war das große Glück zugefallen, einen Abschluß und einen neuen Anfang zu erleben. Da war wirklich etwas Ganzes zu sehen. Die Wirkungen des neuen Anfangs sind immer noch im Flusse. Ich aber fühle mich nicht länger fähig, alles, was sich da abspielt, zu verstehen. Die enge Fühlung mit der Gegenwart, die ich als Hochschullehrer, aber nicht nur als Hochschullehrer, einst hatte, ist lange vorbei. Ein Einsamer bin ich geworden, zu dem nur wie aus weiter Ferne das Leben des Tages herüberklingt. Ganzschau versagt. Ich könnte das auch anders ausdrücken: Mit bestem Willen kann ich die neue Welt nicht mehr geschichtlich

sehen, während ich früher Gegenwart gern geschichtlich zu sehen versuchte, dies mir — wie ich zu hören bekam — auch zuweilen ganz gut glückte.

Beschritte ich den Weg meiner Erinnerungen weiter, so käme nicht heraus, was mir unentbehrlich wäre: Sinndeutung. Ich bin anmaßend genug, zu meinen, daß der Bericht über mein Leben manchem den Sinn dieses Lebens angedeutet hat. Soll ich jetzt entgegengesetzten Eindruck wecken?

Viel notwendiger scheint mir, noch etwas über den Sinn meines Lebens zu bringen oder vielmehr über den Weg, auf dem mir dieser Sinn aufging. Ausführlicher als in den paar Worten, die ich dieser Frage hier schon zuwies, will ich über das Werden meiner Weltschau berichten. Vor allem über die Ausschaltung materialistischer Neigungen, die früh in mir wachgerufen wurden. Die Zeit verurteilte mich zu einem Übergangsmenschen. Wie vollzog sich der Übergang und wohin führte er mich? Ich versuche diese Frage zu beantworten. Ich will mich nicht mit einem Hinweis auf meine älteren Darstellungen des Entwicklungsganges begnügen, den die Weltanschauungen des späten 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts durchzumachen hatten. Dieser Gang wirkte sich auch an mir selbst aus. Sooft ich ihn zu schildern versuchte, sprach ich in einer mir eigenen Sache.

Als ich ein Kind war, gewann der Materialismus mehr und mehr Anhänger. David Friedrich Strauß' „Alter und neuer Glaube“ stellte ihn 1872 als die rechte Weltschau des gebildeten Zeitgenossen hin. Das Buch trug viel dazu bei, alle, die noch anderer Ansicht waren, wie Zurückgebliebene erscheinen zu lassen. Wer auf der Höhe der Zeit stehen wollte, mußte Materialist sein. Wenn selbst ein gutgeschulter Theolog wie dieser Verfasser eines Lebens Jesu sich dem Materialismus unterwarf, blieb dem Laien nichts anderes übrig, als ihm nachzufolgen.

Ich aber wuchs in einem katholischen Hause auf. Die Bibel, von Katholiken verdeutscht, lag oft auf unserem Tisch. Feier- und Fasttage wurden gewahrt. Der Jahr für Jahr an den Fenstern unserer Wohnung vorbeiziehende Fronleichnamzug war und blieb mir einer der stärksten Eindrücke meiner Kindheit. Die Monarchie der Habsburger huldigte da dem alten Glauben. Der Kaiser selbst ging entblößten Hauptes den weiten Weg des Zuges mit, unmittelbar hinter dem Baldachin, der den Kardinal und Fürsterzbischof von Wien schützte.

Ich wurde auch in Kirchen mitgenommen, besonders in der Karwoche. So führte man mich einmal am Gründonnerstagvormittag in die Franziskanerkirche. In einem Gange war der Leichnam Christi aufgebahrt, um am nächsten Tage in die Kirche selbst übertragen zu werden. Durch die Fenster schien verklärende Frühlingssonne. Mich ergriff das. Am Abend saßen wir mit unserer Mutter und unserer Lehrerin zusammen. Die Erinnerungen an das Gesehene überwältigten mich, und ich begann zu weinen. Man wollte mich trösten und

versicherte mir, ich hätte doch nicht einen wirklichen Toten, sondern nur Nachbildung erblickt. Nicht von fern hatte ich gedacht, einen wirklichen Toten zu sehen.

Eine mir liebe Dichterin und Freundin schrieb vor nicht langer Zeit ein ganzes Buch, der Welt mitzuteilen, was sie in jungen Jahren verletzt hätte, ohne daß ihre Umgebung es bemerkte. Sie verschloß es in sich und verriet ihren Schmerz, mißverstanden worden zu sein, nicht. Dies Buch erwies der Lehre von der Kindesseele einen großen Dienst, gar nicht jedoch der Verfasserin selbst. Sie überwand nicht die dringliche Gefahr, dauernd die Rolle der gekränkten Leberwurst zu spielen. Denn natürlich kränkte es sie stets, wenn die andern nicht sahen, daß sie sich mißverstanden fühlte. Sie versteckte ihr Gefühl hinter scheinbar befriedigter Miene, spielte also eine Rolle.

Über solches Schauspielern der Kinder ist in Rilkes „Laurids Brigge“ manches zu lesen: Von Kindern, die tun, als seien Geschenke, die man ihnen macht, für sie große Freude, während sie nur bitter enttäuscht sind. Zur Feier ihres Geburtstags lädt man andere Kinder ein, die indes dem Geburtstagskind gar nicht willkommen sind, nur unerwünschten Lärm machen und die Spielzeuge des Gefeierten zertrümmern. Er selbst macht gute Miene zu dem bösen Spiel. Aber berichtet Rilkes Buch nicht von Verfallsmenschen? Von Wehleidigen, die tragisch nehmen, was Gesündere nur lachen macht oder zur Abwehr veranlaßt? War es mit mir etwa anders bestellt? Und bezeugt nicht das ganze Werk meiner lieben Freundin, daß sie in dasselbe Spital gehörte wie ich?

An dem Abend des Gründonnerstages verstand meine Mutter mich nicht. Meine Mutter, die mich so gut kannte, mir sonst alles an den Augen absah. War nicht auch meine Freundin in der Hut liebevollster Eltern? Wie sie ihre Eltern liebte, berichtete sie in ihren Schriften oft. Dennoch fühlten wir uns unverstanden, fühlten das um so schmerzlicher, weil die uns einmal nicht verstanden, die uns sonst am besten verstanden. Die unverständene Frau war ein Lieblingsgegenstand der Dekadenzdichtung. Ihr folgte der unverständene Mann, dann aber das unverständene Kind. Folgerichtig fühlte sich zuerst die Unverständene, dann der Unverständene und endlich das unverständene Kind gerechtfertigt, ja gehoben; es fühlte das, wenn es sich eines Gefühls bewußt wurde, das den andern entging, das von andern unterschätzt wurde.

Wüßte ich heute noch etwas von dem Abend des Gründonnerstages, wenn er mir nicht ein Trauma hinterlassen hätte? Dieser bevorzugte Begriff der Kunde von Verfallsmenschen und von ihren Seelenvorgängen darf hier nicht fehlen. So wenig wie die Tatsache, daß jetzt Kinder, Gott Lob und Dank, wieder gesünder und weniger wehleidig sind. Zeitigt solche Gesundung auch Unerfreuliches, so muß das in Kauf genommen werden, weil die Gesundung an sich wertvoller Gewinn ist.

Kinder von heute dürften überempfindliche unverstandene Altersgenossen verlachen. Solches Lachen ist gesund und härtet ab. Das erlebte ich gleichfalls früh, in meinem achten Lebensjahr, bei einem zweiten starken religiösen Eindruck.

War es bewußte Absicht meiner Mutter, uns nicht früh religiösen Brauch zu etwas Alltäglichem zu machen? Das Numinose — wie man jetzt sagt — bleibt gewiß unerschütterter, wenn es dem Kinde nur aus gewisser Ferne sich zeigt. Selten kamen wir in die Kirche. Doch am Karfreitag hörten wir regelmäßig nachmittags die Gesänge der Minoriten in ihrer stimmungsvollen Kirche. War das für uns nicht eher Besuch eines Konzertes? Ich wage das nicht zu entscheiden. Karfreitag und der 24. Dezember brachten uns Fastenkost. Nach Wiener Brauch gab es zum Mittagessen Fischsuppe, gebackene Karpfen, „Gugelhupf“ mit Backpflaumen. Das schmeckte ausgezeichnet und schenkte uns erwünschte Abwechslung. Viele Formen des Wiener Gebäcks, Osterbrot, Heiligenstriezel, und wie sie alle heißen, waren gleichfalls Leckerbissen und machten religiösen Brauch angenehm, stimmten indes nicht besonders andächtig. Eher tat das der Christbaum; so nennt man ihn im deutschen Süden. Überhaupt bot uns die Weihnachtszeit etwas Numinoses. Die Geschenke, die wir bekamen, hinderten das nicht; sie waren uns vielmehr vom Numinosen beglänzt.

Dem etwas lässigen religiösen Brauch unseres Elternhauses widersprach nicht, eine Wallfahrt nach Mariazell zu unternehmen. Zweimal geschah das. Das erste mal war ich noch ganz klein; was mir da noch erinnerlich ist, dürfte auf Erzählung ruhen, die ich hinterdrein zu hören bekam. Die Fahrt von 1872 sehe ich dagegen ganz deutlich vor mir. Wir kamen von Baden. Zum erstenmal erblickte ich die Alpen, den Semmering, das Tal der Mürz, Mürzsteg, wo wir übernachteten, den Paß, über den wir am nächsten Tage fuhren, den Lassingfall. Das Gefühl, im Dienste der Religion all das zu erschauen, schenkte diesen starken Eindrücken Weihe. Die Stimmung erstieg ihre Höhe am Wallfahrtsort selbst. Als wir am nächsten Morgen die Kirche aufsuchten, sah ich zum erstenmal die heilige Kommunion.

Der Altar schien mir in überirdischem Lichte zu strahlen. Gespannten Auges verfolgte ich, wie der Priester die heilige Hostie reichte. Mußte sie nicht etwas ganz besonders Wohlschmeckendes sein? Daß meine Augen nicht zuverlässig waren, wußte damals noch keiner. So erschienen mir die Hostien wie kleine Früchte. Mir waren kandierte Birnen immer ein besonderer Leckerbissen. Ich war überzeugt, was ich da erblickte, müsse nicht nur so geformt sein wie diese Leckerbissen, auch so schmackhaft.

Als wir später über den Kirchenbesuch redeten, brachte ich das vor. Ich wurde ausgelacht. War ich gekränkt? Ich weiß es nicht. Daß es eine gute Lehre für mich war, gebe ich gern zu. Erfuhr ich nicht endlich, daß die Welt anders ist, als Phantasie uns vorgaukelt?

9. Erinnerungen

Auf dem Gymnasium wurden mir religiöse Bräuche bald geläufiger. Streng wurden sie auch hier nicht gehandhabt. Der Religionslehrer, der mir während meiner ganzen Gymnasialzeit beistand, war gütig und verzieh gern. Er war in jedem Sinne des Wortes Weltpriester und wußte, daß die Welt sich um Religion weniger und weniger kümmerte. In den neun Jahren blieb er der Ausgeglichenere, Liebenswürdige, Schonungsvolle. Nur ein einziges Mal war er durch längere Zeit anders. Was ihn dazu bestimmte, erfuhr ich nie. Aber daß er anders war, merkten wir Schüler alle. Irgend etwas mußte ihn damals auf das tiefste verletzt haben.

Bei ihm legte ich meine erste Beichte ab, er reichte mir als erster das allerheiligste Altarsakrament. Ich brachte vollen Ernst und ganze Hingebung mit in die Kirche und wieder nach Hause. Wenn jemals, so erfüllte ich jetzt das Gebot des zweiten Briefes an die Korinther. Ich aß nicht unwürdig und versündigte mich nicht am Leib und am Blute des Herrn. Das blieb bis zum Abschluß der Schuljahre so. Oder muß ich es als ein Ergebnis allmählichen Nachlassens meines Gefühls fassen, daß ich nach der Maturitätsprüfung Beichte und Kommunion sofort aufgab? Erschien ich mir nun als zu reif, den gewohnten Brauch fortzusetzen?

Ich will keinen andern verantwortlich machen, muß aber feststellen, daß kein einziger mir nahelegte, das Band zu wahren, das mich mit der Kirche verknüpfte.

Folge war, daß sich zwischen mir und der Kirche ein wachsender Gegensatz entwickelte. Mein Glaube an Gott, den ich nie aufgab, suchte seinen Weg neben der Kirche. Jahrzehnte dauerte es, ehe ich endlich wieder näher an die Kirche herankam. Und nicht lange ist es her, daß ich sie ganz wiedergefunden zu haben glaube, vielmehr unbedingter als je zuvor mich ihr anschloß.

Zu Beginn dieses weiten Umwegs wurde mir kirchlicher Brauch allmählich eine Maske, hinter der sich das Eigentliche verbarg, eine Maske, die mir entbehrlich erschien. Hielten es Beste meiner Zeitgenossen anders, bestätigten mir Menschen, die ich hochachtete, nicht, daß ich richtig handelte? Zuweilen sogar ausdrücklich, meistens aber stillschweigend. Gerade dies Zweite wog für mich am schwersten. Weil keiner an mich die Frage Gretchens richtete: „Wie hast du's mit der Religion?“, mußte ich annehmen, daß diese Frage veraltet sei, las ich die Katechisationsszene des „Faust“ in der Überzeugung, die Frage sei schon für Goethe etwas Überwundenes gewesen.

War sie das nicht wirklich? Der Abbau des Religiösen war in vollem Gange, als Goethe den Auftritt dichtete. Wenn einer, suchte Goethe seinen Weg zu Gott neben der Kirche. Dennoch warne ich abermals davor, Fausts Worte ohne Einschränkung zum Spiegel der Überzeugung Goethes zu machen.

Kirchlicher Brauch ist nur symbolisch. So hieß es ja, und so dachte nun auch ich. Das Symbolische katholischer Kirchenlehre betonte ungemein stark Thomas

von Aquino. Seine gewaltigste Hymne, „Lauda, Sion“, kündigt vom allerheiligsten Altarssakrament:

Sub diversis speciebus,
Signis tantum et non rebus,
Latent res eximiae.

Brot und Wein also nur „signa“, nur Zeichen. Hinter diesen Zeichen verbirgt sich die Wahrheit. Sein anderer Hymnus „Pange, Lingua“ bietet dauernd die „fides“, den Glauben, auf, der allein die Fehlgriffe der Sinne überwindet. Sein Hymnus „Adoro te devote“ weiß ebenso den Sinnen nur nachzusagen, daß sie sich täuschen. Also wäre auch für Thomas kirchliches Symbol „nur“ symbolisch?

Nur symbolisch. Vor mehr als einem halben Jahrhundert ahnte ich noch nicht, wie falsch dies „nur“ ist. Man war gewohnt, symbolische Einsicht zur uneigentlichen zu machen. Eigentliche Einsicht sei nur durch Begriffe des Verstandes zu erzielen. Ein guter Teil der wissenschaftlichen Arbeit meines Alters strebt den Nachweis an, daß genau das Gegenteil richtig ist. Gleiches verfochten und verfechten viele. Einer der nicht nur mir wichtigsten Zeugen für solche Wertung ist Goethe. Er nahm für die Kunst das Recht in Anspruch, das Eigentliche richtiger schauen zu lassen als alle Wissenschaft. Anders ausgedrückt kann das lauten: Mythos trifft die eigentliche Wahrheit besser als der peinlichst genaue Geschichtsschreiber.

Giambattista Vico, Hamann und Herder erkämpften im 18. Jahrhundert dem Mythos sein Lebensrecht. Herder zeigte, wie verhängnisvoll es ist, einen Mythos mit der Formel „das ist“ in echtere Wahrheit umdeuten zu wollen. Das gilt nicht nur für Mythos, den wir als Schöpfung des Dichters fassen, auch für religiösen Mythos. Thomas von Aquino ging tatsächlich dem Wesen dichterischer und religiöser Symbolik in solchem Sinne nach. Ausdrücklich wendete er sich gegen den Satz des Dionysius Areopagita, göttliche Offenbarung leide durch bildliche Versinnlichung (*Summa Theologica* I. Qu. 1 Art. 9). Gerade sie leite — meint Thomas — zu „cognitio intelligibilium“ an, zu Erfassung dessen, was der Verstand nicht begreift, des Übersinnlichen, der Übernatur.

Deutsche Romantik schritt auf Herders und Goethes Weg weiter. Der vielgescholtene Symboliker Friedrich Creuzer, dem auch Goethe wenig Gutes nachsagte, vertrat mit viel Gelehrsamkeit die Ansicht Goethes. Creuzers Gesinnungsgenosse Ferdinand Christian Baur, den man den größten Theologen des 19. Jahrhunderts genannt hat, schloß sich ihm an dieser Stelle bedingungslos an.

Baurs Schüler war David Friedrich Strauß. Allein gerade im Bereich des Mythos lernte er wenig von Baur. Er wollte die evangelischen Berichte über den Erlöser als Mythen fassen. Doch ganz und gar nicht im Sinne des Mythos, der sich den Herder und Goethe und ihrem Gefolge enthüllt hatte, gar nicht in der Absicht, dem Mythos höheren Wahrheitswert zuzubilligen. Das Mythische der

Evangelien wurde ihm mit jedem Schritte, den er weiter ging, immer mehr zu etwas im übeln Sinn des Wortes Erdichtetem.

Vergeblich hatten alle jene nachgewiesen, Symbolik heiße nicht, etwas das sich mühelos in Begriffssprache ausdrücken ließe, mit einem künstlich zurechtgemachten Aufwand von Bildern zu verdecken. Das Bildhafte der Symbolik biete vielmehr echtere Wahrheit als jede nur begriffliche Ausdrucksweise, drückt aus, wie etwas eigentlich beschaffen sei. Folge von Strauß' Vorgehen war, daß nicht nur das Neue Testament entwertet wurde, daß überhaupt dem ausgehenden 19. Jahrhundert alle Bildlichkeit wie ein ungenaues Herumreden erschien. Auch mir.

Von solcher Warte durfte ich, und nicht nur ich, hemmungslos behaupten, alle Symbolik der Religion sei nur ein verdeckender Vorhang, der gar nicht schnell genug aufgerollt werden könne, wenn man wissen wollte, wie es eigentlich in der Welt, auch in der überirdischen aussehe.

Gefördert wurde das durch den Materialismus. Ich ordnete mich ihm nie ganz unter. Er leugnete Gott; ich ließ mir den Glauben an Gott nie ausreden, handelte auch in diesem Sinne. Dennoch blieb noch viel Materialistisches übrig, das ich lange mit mir herumschleppte. Ich wie andere Übergangsmenschen des Zeitalters hatten nichts Schwereres zu leisten als allmähliche Loslösung von Überbleibseln materialistischen Denkens.

Wie solche Überbleibsel auf mich wirkten, berichten diese Erinnerungen vielfach. Erschlaffen der Selbstbestimmung war auch für mich die üble Folge einer Anschauung, die den Geist des Menschen zum willenlosen Diener der Materie machte. Selbst ein guter Leiter der Jugend, den ich verehrte, konnte sich auf diesem Gebiet gegen Fehlgriffe nicht schützen. Karl Rieger fragte mich einmal, warum ich in Naturwissenschaft weniger gute Noten bekomme als in den andern Gebieten. Ich erwiderte, daß Naturwissenschaft mich interessiere, ich aber dennoch mit ihr nicht zurecht käme. Richtiger hätte ich gesagt, daß mich die Pedanterie des Fachlehrers hemme; er sprach nur wenig von durchgehenden Eigenheiten und zwang uns dafür, eine Unmenge von Einzelarten gedächtnismäßig in unserm Kopfe aufzuspeichern. Mit gelindem Grauen erinnere ich mich des Kastens, der an der Wand des Schulzimmers hing und bestimmt war, der Reihe nach in sauberer Ordnung die Insekten allmählich aufzunehmen, die uns vorgeführt wurden. Das war erträglich, solange ihrer nur einige Dutzende aufgespießt waren. Je länger die Reihe wurde, desto mehr wandelte sie sich mir in einen wüsten Traum. Die Schlußstunde des Semesters, in dem wir Pflanzenlehre hatten, konnte unser Lehrer nicht abhalten; er sandte seinen Vertreter, einen aufgeweckten und energischen jungen Mann, vermutlich einen Schüler Anton von Kerners. Er hatte dem Ersatzmann empfohlen, noch einige Pflanzenarten uns bekannt zu machen; der aber begann, wir hätten genug Einzelarten kennen-

gelernt, und er wolle lieber uns noch einiges über Biologie der Pflanzen mitteilen, von der wir kaum den Namen erfahren hatten. Schärfer konnte er sich über das Verfahren seines Vorgesetzten kaum äußern. Wenn ich mithin in Naturwissenschaft versagte, so lag das doch wohl am Geiste, vielmehr am Ungeiste der Führung, einer Führung, die das vorhandene Interesse nicht förderte, sondern abtötete.

Mir aber wurde, als ich von dem Interesse sprach, das ich für Naturwissenschaft hatte, der Bescheid, auf Interesse käme es gar nicht an, nur auf Begabung. War das letzten Endes nicht materialistisch gedacht? Machte es den Menschen nicht zum willenlosen Opfer seiner Naturanlage? Mir war damit alle Verantwortung abgenommen; aber auch dem Lehrer, der es nicht verstand, Naturwissenschaft in minder abschreckender Weise vorzutragen.

Vielleicht nehme ich die Äußerung meines verehrten Führers zu tragisch. Er meinte es wohl gar nicht so ernst. Und nur zufällig geriet er in das Fahrwasser fauler Ausreden, das der Materialismus antrieb. Gerade er sagte uns oft genug, was kraftvoller Wille alles zu leisten vermöge. Ich verweise auf das, was ich in diesen Erinnerungen über die Willensschwäche meiner Frühzeit sagte. Wie solche Willensschwäche durch die Weltschau des Zeitalters sich gerechtfertigt sehen mußte, ist schon dort angedeutet. Aber auch, wie mich einzelne meiner Lehrer auf dem Gymnasium zu kräftigerem Willen erzogen; von dem einen dieser Lehrer sprach ich jetzt.

Ich kann nicht ermessen, wieweit heute die Einsicht schon Gemeingut ist, daß eine ganze Reihe von Weltanschauungsformen des späten 19. Jahrhunderts, die sich gegen den Materialismus wandten oder ihn wenigstens zu überholen suchten, ihm noch recht nahe verwandt waren. Mochte es der Positivismus sein oder eine andere Denkrichtung. Die vielerörterte Psychoanalyse Freuds ist dem Materialismus in wesentlichem verpflichtet. Sie beherrschte lang mein Fach; wer da nicht mittat, galt als zurückgeblieben. Ganz materialistisch ist ihr Brauch, den Menschen nachzuweisen, was sie wie etwas Großes in sich selbst sähen, als Kennzeichen ihrer geistigen Höhe, auf niedrige Instinkte zurückzuführen. Also Betrachtung aus der Froschperspektive. So sieht der Kammerdiener seinen Herrn, auch wenn der die Welt beherrscht. Ein Künstler meint, dank seinem Genius etwas Außergewöhnliches geschaffen zu haben. Der Psychoanalytiker will ihm beweisen, dies Werk sei vielmehr durch irgendwelche geschlechtlichen Verirrungen zustande gekommen. So durchsuchte der Philologe im Dienst der Psychoanalyse Dichtungen und klaubte alle Stellen zusammen, die durch die Wortwahl zu bezeugen scheinen, der Dichter habe fortwährend im Unterbewußtsein Geschlechtliches, womöglich Widernatürliches erblickt, und dies dränge sich seiner Ausdrucksweise gegen seinen Willen dauernd auf. Sprach der Dichter verehrungsvoll von seiner Mutter und etwas weniger dankbar von seinem Vater, so wurde der

„Ödipuskomplex“ festgestellt: Der Dichter liebte in seiner Mutter nicht die Mutter, sondern das Weib; er gönnte eifersüchtig dem Vater nicht dieses Weib.

Aus ähnlicher Froschperspektive sah D. F. Strauß die Apostel. Hielt Feuerbach es anders?

Feuerbach wollte die Menschen aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits machen. Alles Jenseits war ihm Wahn, nur das Diesseits ihm Wahrheit. Leugnete er Gott und machte er ihn zu einem Geschöpfe der Phantasie des Menschen, so berief er sich auch auf Kants Widerlegung aller Gottesbeweise. Kant lehnte den kosmologischen Gottesbeweis ab, weil er die transzendente Welt den Gesetzen unseres menschlichen Denkens unterwarf, das überall Ursache und Wirkung erblicken will. Wir glauben, jede Erscheinung müsse ihre Ursache haben, und machen Gott zur Ursache der Welt, ohne uns zu fragen, ob in der transzendenten Welt Ursache und Wirkung walten, wie wir sie in dieser Erfahrungswelt beobachten zu können glauben. Kant nennt deshalb den kosmologischen Gottesbeweis einen verfehlten Versuch, durch ein empirisches Datum etwas a priori erweisen zu wollen. Feuerbach kennt überhaupt nur eine empirische Welt und möchte gleichwohl etwas über die Welt sagen, die über alle Erfahrung hinausgeht. Er kann nur zeigen, daß auf verhältnismäßig später Stufe der Erfahrungswelt der Mensch sich Gott nach seinem Bilde schafft. Wie der Mensch zustande kam, der als erster eine Vorstellung von Gott gewann, weiß Feuerbach so wenig nachzuweisen wie irgendeine Vorweltforschung. Der Materialismus beging den gleichen Fehler fortschreitend immer noch leichtherziger. Er glaubte über eine transzendente Tatsache etwas ausmachen zu können, während er doch von vornherein Transzendentes ablehnte, mithin innerhalb der Erfahrungswelt hätte stehen bleiben müssen.

Einer der Begründer des neueren Materialismus, Holbach, meinte, Gott durch eine von Uranfang nach festen Gesetzen bewegte Materie ersetzen zu können. Er begründete das in seinem „Système de la nature“ von 1770 mit dem Satz, eine Substanz, die immateriell sei, könne unmöglich die Materie durchdringen und leiten. Ob das richtig ist oder nicht, möge jeder nach Gutdünken entscheiden. Ganz gewiß jedoch greift Holbach da in die Welt des Transzendenten hinüber. Er nimmt etwas in Anspruch, das sich nur im Transzendenten hätte ereignen können, also nach Kant nicht erfahrungswissenschaftlich auszumachen ist. Das ist ja der erkenntniskritische Grundfehler des Materialismus, daß er immerzu wie ein Ergebnis der Erfahrung Sätze vortrug, die im Transzendenten gelten sollten.

Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich noch eine Erläuterung an: Nicht nur Laien erschreckt das dunkle Wort „transzendent“. Sie meinen, es deute auf ein Hirngespinnst philosophischer Sinnierer, auf ein Wolkenkuckuckshcim, aufgebaut von Weltfremden. Ausdrücklich betone ich daher, daß ich unter

„transzendent“ hier nichts anderes verstehe als: in der Erfahrung nicht nachzuweisen. Transzendent ist vorläufig in solchem Sinne etwa auch das Leben auf dem Mars. Allerdings sind Materialisten und ihresgleichen überzeugt, daß dank den Fortschritten der Technik über kurz und lang dieses Leben uns ebenso gut bekannt sein wird wie das Leben auf der Erde. Sollte das wirklich glücken, so bliebe immer noch ein beträchtlicher Rest übrig, der nicht erfahrungsmäßig erforscht werden kann. Alles Anfangen, aller Urzustand des Menschen, des Lebens überhaupt. Keinem sei das Recht bestritten, den Bericht der Genesis eine Fabel zu nennen. Doch sollte sich jeder, der etwas Stichhaltigeres bieten möchte, bewußt sein, daß auch er nur fabelt. Der Materialismus schwelgte in dergleichen Fabeleien. Er tat, als wüßte er genau Bescheid. Als wüßte er, wie Leben zustande kommt, wie die Vorstellungswelt des Menschen sich bildet. Tatsächlich jedoch fing er da an, wo Leben längst besteht, wo der Mensch schon eine ausgebildete Vorstellungswelt besitzt.

Johann Rists Lied: „O Ewigkeit, du Donnerwort, O Schwert, das durch die Seele bohrt“ ist erkenntniskritisch viel besser berechtigt als die Fabeleien der Materialisten. Solche Ewigkeitsschau und solche Angst vor der Ewigkeit ist ein notwendiges Ergebnis des Begriffes „Unendlichkeit“; dieser Begriff aber drängt sich dem Menschen früher oder später unwiderstehlich auf, weil der Mensch nach seiner geistigen Anlage eine Welt nicht denken kann, die einmal anfing und einmal beendet sein wird.

Ich versuche das noch zu verdeutlichen: Die Materialisten, sogar der in Tübingen geschulte D. F. Strauß, beschreiten einen Weg, der ins Unendliche führt, aber nur einige Kilometer weit. Und dann glauben sie zu wissen, wie im Unendlichen dieser Weg sich gestaltet.

Vor nicht langer Zeit konnte ein nordamerikanischer Forscher in Meteorsteinen Bakterien nachweisen. Bakterien lassen sich also von einem Gestirn auf ein anderes übertragen. Wer möchte leugnen, daß Wissenschaft durch diese Entdeckung im besten Sinne gefördert wird? Der Frage eröffnet sich, ob die Erde nicht vielleicht überhaupt erst auf diesem Wege zu Bakterien gelangte, ob nicht vielleicht „Leben“ — wie die Wissenschaft das nennt — durch Meteorsteine auf die Erde gebracht wurde. Ein hervorragender Botaniker berichtete in einem Vortrag, den ich hörte, von diesen Dingen. Ausdrücklich wollte er auf dem Boden strenger Wissenschaft bleiben und lehnte ab, vom Ursprung des „Lebens“ zu reden. Wirklich beantwortete der Amerikaner ganz und gar nicht die Frage, wie „Leben“ zustande kam, wollte sie gar nicht beantworten. Nur ganz wenige Schritte tat er auf einem Wege von unendlicher Länge. Ja seine Ergebnisse drängten vollends die Überzeugung auf, Wissenschaft werde niemals den Ursprung des „Lebens“ erklären können. Ich versicherte dem Vortragenden, er hätte den alten Glauben an den Welterschöpfer Gott nicht kräftiger anregen können.

Kant lehnte Gottesbeweise ab, die erfahrungswissenschaftlich Gott ableiten wollten. Er selbst jedoch brachte einen Gottesbeweis vor, der aus innerer Erfahrung schöpft, aus dem sittlichen Bewußtsein des Menschen. Der Wissenschaft billigte er nicht zu, Gott erweisen zu können. Angesichts dieser wichtigsten und letzten Frage gilt auch für Kant Agnostizismus, Versagen der Wissenschaft im Bereich des Transzendenten. Gilt ein „Ignorabimus“.

Dieses „Ignorabimus“ nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen die Philosophie und gegen die Religion auszuspielen, heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Der berühmte Physiolog Emil Du Bois-Reymond leistete sich das in seiner Rede über die Grenzen der Naturerkenntnis von 1872. Sie sollte aller Metaphysik den Garaus machen, während sie doch nur aufdeckte, was Wissenschaft nicht zu leisten vermag.

Auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte hielt der Münchener Botaniker Karl Wilhelm von Nägeli 1877, Schweizer von Geburt, einen Vortrag über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Schon die Überschrift versprach, daß Nägeli gegen Du Bois-Reymond sich wenden werde. Wirklich legte er dar, daß die Minusseite nicht von Religion und Philosophie, sondern von naturwissenschaftlicher Erkenntnis eingenommen werde. „Die naturwissenschaftliche Erkenntnis bleibt in der Endlichkeit befangen, der Naturhistoriker muß sich auf das Endliche beschränken.“ „Die Naturforschung muß exakt sein; sie muß sich durchaus von allem, was die Grenzen des Endlichen und Erkennbaren überschreitet, von allem Transzendenten fernhalten.“ So heißt es hier. Streng materialistisch müsse sie verfahren, aber mit empirischem, nicht mit philosophischem Materialismus. Was ich meine, kann kaum eindeutiger ausgesprochen werden.

Die Rede weckte großes Aufsehen. 1884 fügte Nägeli sie als einen Anhang seinem Werk über „Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre“ an. Er selbst bezeichnete dies Werk als Ausführung des in der Rede entwickelten Programmes.

Nicht in Betracht kommt hier, wieweit Nägelis Buch recht behalten hat, und wieweit wissenschaftliche Botanik ihm noch zustimmen kann. Er mag auf dauerhafterem Boden stehen, wenn er ein Nein vorbringt, als wenn er bejaht; besonders in seinen Äußerungen über Darwin und über Haeckel. Vielleicht ließe sich nachweisen, daß er selbst sich nicht immer innerhalb der Schranken bewegt, die er dem Naturhistoriker zieht. Allein sein großes Verdienst ist, daß er einem Zeitalter, das wehrlos für naturwissenschaftlich gesichert ansah, was der deutsche Materialismus philosophierend ausheckte, die Augen öffnete.

D. F. Strauß, Philosoph aus Hegels Schule, gab sich in seinem „Alten und neuen Glauben“ (2. Aufl. Leipzig 1872 S. 210) ungehemmt solcher Scheinnaturwissenschaft hin und fabelte materialistisch von Möglichkeiten, die in der

Erfahrung nicht nachzuweisen sind: „Wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigeren Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der andern spricht eine Empfindung, eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor; und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um. Merkte Strauß wirklich nicht, was für Trugschlüsse er sich da leistete? Das ist dieselbe Verquickung von Empirischem mit erfahrungsmäßig nicht Belegbarem, wie der Materialismus schlimmster Sorte sie sich gestattet: Bewegung wird zu Empfindung wie Bewegung zu Wärme wird. Wie rechtfertigt Strauß diese seltsame Verhältnisgleichung? Indem er ohne weiteres Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere als etwas selbstverständlich Gegebenes in seine Rechnung einbezieht. Während doch zuerst die Frage zu beantworten wäre, wie die höheren Tiere zu Gehirn und Nervensystem, vielmehr zu der Leistungsfähigkeit von Gehirn und Nervensystem gekommen sind. Urteile ich zu scharf, wenn ich sage: Das ist böseste Sophistik.

In seinem Buche über den verstorbenen Freund D. F. Strauß (Straßburg 1908 2, 694) führt Theobald Ziegler diese Worte an und nennt sie klaren, krassen Materialismus. Aber was er dann folgen läßt, will dem Freunde um jeden Preis gerecht werden. Mir kann es ja willkommen sein, wenn Ziegler erklärte, der Materialismus friste noch immer (also noch im 20. Jahrhundert) in den verschiedensten Kreisen sein Dasein. Wäre aber nicht eigentlich über den Unsinn jener Worte etwas Entscheidendes zu sagen gewesen? Wenn nun gar Ziegler nachweisen will, Strauß sei gar nicht Materialist gewesen, so drängt sich dem Leser die Frage auf, ob Strauß in jenen Worten nur unhaltbarste Naturphilosophie treibt, so unhaltbar, wie nur ein Dilettant in Erkenntnislehre das tun kann. Man könnte meinen, die Verhältnisgleichung der Stelle erinnere an Augenblickseinfälle in den Fragmenten von Novalis.

Doch die kühnsten Verkettungen in den Fragmenten des Novalis bleiben romantische Naturphilosophie, also alles andere als Materialismus. Naturtatsachen sollen bei Novalis Geistiges erhellen, nicht Geistiges materialistisch entwerten: „Das Weib ist unser Oxygen.“ „Sollte Denken oxydieren, Empfinden desoxydieren?“ Wie Novalis über Materialismus dachte, bezeugt schon der Schluß seines „Blütenstaubs“: „Je bornierter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius... den meisten Beifall unter dieser Klasse erhalten.“

Den Weltklugen gefiel auch der deutsche Materialismus des 19. Jahrhunderts. Bezeugt nicht Theobald Ziegler die ungemeine Werbekraft dieses Materialismus?

Wer den Menschen versichert, eine Last, die sie lange getragen haben und die ihnen immer schwerer zu ertragen war, dürften sie ohne Bedenken abwerfen, erscheint ihnen wie ein Erlöser. Der klassische Fall solchen Erlösertums ist Rousseau. Das erweist sich besonders an seinem großen Gefolge; es ist trotz allem immer noch groß genug. Er weckte den hochwillkommenen Anschein, es den Menschen bequemer zu machen. Ledig machte er sie des Drucks gehäufte Kleinigkeiten, frei wie Wolken; und nun fühlten sie, was Leben sei: „Stehn auf seinen Füßen, Der Erde genießen, Nicht kränklich erwählen, Mit Bereiten sich quälen.“ Soll ich noch mehr aus Goethes „Satyros“ abschreiben?

Tatsächlich gaben sie festen alten Besitz für einen Wechsel auf die Zukunft hin, der noch immer nicht eingelöst ist. Rousseau lehrte Wahn; betörend wirkte dieser Wahn. Er betörte die Menschen, indem er ihnen einredete, Neues anfangen sei unbedingt wertvoller als jedes Beharren beim Überkommenen, und hätte sich dies Alte noch so gut bewährt. Hier liegt die wahre Quelle materialistischer Geistesarbeit. Denn noch in ihren entferntesten Verzweigungen blieb sie beim Anfangen stehen. Als wollte sie erklären: Ich werde euch nun zeigen, welche schönen Aussichten sich auftun, wenn ihr meinen Weg geht. Ich will jetzt vor euren Augen einen kleinen Teil dieses Weges beschreiten; und schon da werdet ihr erkennen, was an Schönem und Großem auf meinem Wege zu entdecken ist.“ Leider aber unterblieb die Fortsetzung dieses Weges.

Fruchtbarster Nährboden für machtvolle Auswirkung solchen Verfahrens ist ein Zeitalter, dem Altüberliefertes ohnedies nur noch als erstarrter Brauch erscheint. Die Französische Revolution kam, als das Ancien Régime sich selbst entwürdigt hatte. Der deutsche Materialismus war den vielen willkommen, die nur noch äußerlich und in bescheidenstem Maße die Bräuche der Religion wahrten. Da wie dort gelangte es in weiten Kreisen zu einem hoffnungsfrohen innern Aufschwung. Die neuen Ideen gewannen die Kraft eines sehnsüchtig erhofften Ideales. Idealisten brachten die Französische Revolution in Gang. Und im 19. Jahrhundert entwickelte sich ein Idealismus der Materialisten.

Ein materialistischer Idealist war der Dichter Wilhelm Jordan. Seine „moderne Theodizee“ vom Anfang der fünfziger Jahre verkündet Materialismus mit idealistischem Schwung. Gut läßt sich an ihr erfühlen, was es den Menschen damals bedeutete, das Stückwerk überkommener und mehr oder minder abgetaner Weltanschauung gegen eine geschlossene und einheitlich gemeinte Weltanschauung einzutauschen, ein Ganzes wieder vor sich zu sehen, nachdem man zuletzt nur noch unvereinbare Bruchstücke religiöser und philosophischer Weltdeutung mit sich geschleppt hatte. Natürlich ahnte auch Jordan nicht, wie wenig der deutsche Materialismus ein in sich geschlossenes Ganzes war, wie sehr er sich selbst widersprach.

Meine Mutter ist mir ein Musterbild des materialistischen Idealismus. Der Materialismus schenkte ihrer Seele starken Auftrieb. Gerade ihrem Naturell entsprach es, den ganzen Reichtum ihres innern Erlebens durch eine weltanschauliche Formel geeint zu wissen. Längst hatte sie sich gleich vielen ihrer Altersgenossen von den Formeln der Kirche abgewendet. Auf Schritt und Tritt traf sie in Büchern und im Gespräch auf Einwände gegen kirchliche Schau, auf Spott über sie. Sie war Autodidaktin, aber erfüllt von dringendem Wunsche, sich Klarheit zu schaffen und nicht nur zu wiederholen, was andere ihr gesagt hatten. Getragen aber war das alles bei ihr von eindringlicher Kenntnis der Natur. Wie sie es verstand, in das Leben der Natur Einblick zu gewinnen, bezeugten bis an ihr Lebensende die Pflanzen, die sie betreute. Sie waren ihr bevorzugter Beobachtungsstoff. Pflanzen zu pflegen, war sie ungemein begabt; sie tat es mit großem Erfolge. (Ihre Tochter ist auch auf diesem Gebiet ihre treue Schülerin geworden.) Auf einem Blatte des Nachlasses meiner Mutter finde ich die Sätze:

„Ich habe mit ungewöhnlicher Vorliebe einen großen Teil meiner Lebenszeit dem Studium des Pflanzenlebens gewidmet. Ein nicht ruhender Hang zur Beobachtung und Erforschung ihres stillen geheimnisvollen Lebens hat, selbst in allen meinen Lebensverhältnissen, kaum eine Unterbrechung, höchstens eine kurze Pause erlitten. Mein Salon und mein Schlafzimmer ist jahraus, jahrein voll mit Pflanzen, wovon die meisten acht, zehn auch zwölf Jahre stets und allein in meiner Pflege sind. Nur das stete Zusammenleben, das ununterbrochene Überwachen der Pflanzen hat eine Voraussetzung bestätigt, welche mich mein ganzes langes Leben beeinflusste. Ich kann heute mit Bestimmtheit sagen, daß alles tierische Leben sich aus dem Pflanzensaft genau so entwickelt wie Blatt und Blüte. Form, Farbe und Geruch geben Zeugnis von der ganz analogen Identität. Eine dikotyledonische Art, deren ich mehrere Exemplare in verschiedenem Alter, zwischen fünf und zwölf Jahren, besitze, scheint mir schon seit Jahren am geeignetsten zu meiner Beobachtung; und da es mir gelang, dieselben zu jeder Jahreszeit entweder zu Blatt und Blüten zu treiben oder aber sie zur mächtigen Entwicklung der dieser Pflanzenart eigentümlichen Tiere zu bringen, so kann ich den unwiderleglichen Beweis erbringen.“

Keimendes Tierleben zeigte mir meine Mutter oft auf ihren Pflanzen und entwickelte dabei die Ansicht, die sie vertrat. Ich bin und war nie Naturwissenschaftler; ich wagte keinen Einspruch, obwohl er mir nahezuliegen schien. Kurz gesagt kämpfte sie gegen die Lehren vom Bazillus: Nicht ein Fremdkörper dringt zerstörend in einen gesunden Körper ein, sondern auch der Bazillus entwickelt sich durch Metamorphose unter bestimmten Umständen aus dem Körper selbst. Er ist nicht Ursache einer Erkrankung, sondern Geschöpf des erkrankten Körpers. Mir, dem Laien, schien es, der Beweis sei nicht erbracht, daß Tiere, die sich an der Oberfläche einer Pflanze entwickeln, nicht von außen

herangebracht, sondern von der Pflanze selbst erzeugt seien. Ich wagte indes Einspruch um so weniger, als ich doch längst wußte, wie unberechenbar die Wege wissenschaftlicher Forschung sind, also für möglich halten mußte und es noch immer muß, daß Naturwissenschaft eines Tages meiner Mutter recht geben könnte.

Ob richtig oder unrichtig, die von mir wiedergegebenen Sätze meiner Mutter, lassen erkennen, wie weit sie Umschau hielt, aber auch, warum ihr die Schriften des deutschen Materialismus wichtig und lieb werden mußten. Seine Fragestellung und die Antwort, die er gab, bestätigten ihr, was sie selbst erkannt zu haben glaubte. So beugte sie sich vor Moleschott oder vor Du Bois-Reymond. Das Werk Nägelis, das ich oben erwähne, liegt mir in dem Exemplar vor, das sie besaß. Ich glaube nicht, daß sie auf die Einwände Nägelis viel Gewicht legte, die sich gegen den Materialismus wenden. Sie nannte das Buch oft, aber immer nur wie eine Bestätigung ihrer eigenen Überzeugung. Wie sie im Leben unbeirrbar ihr Recht verteidigte, wo wir andern uns mit der Frage quälen, ob der Gegner nicht auch recht haben könnte, so sprach in Sachen der Erkenntnis ihr Gefühl zu stark, als daß sie anerkannt hätte, was diesem Gefühl widerstrebte. Sage ich zuviel, wenn ich behaupte: So fühlt und so denkt ein Genie?

Warum suchte meine Mutter sich nicht mit Fachleuten über die Dinge zu verständigen, die ihr am Herzen lagen? Ich meine, sie hätte kaum einen gefunden, der sie geduldig angehört und nicht mit einer einzigen Handbewegung abgelehnt hätte. Wie Fachleute mit ihr verfahren, könnte ich durch Zeugnisse belegen.

Sie blieb ja nicht bei naturwissenschaftlicher Lehre stehen, sondern wollte auch praktisch Naturwissenschaft treiben. Gerade an ihren lieben Pflanzen war ihr ein Düngemittel aufgegangen, das viel zu versprechen schien. Es wurde einer ganzen Reihe landwirtschaftlicher Versuchsanstalten vorgelegt. Sie erprobten es auch. Die Bescheide liegen mir vor. Sie klingen nicht ermunternd, doch auch nicht verneinend. Gar nicht verraten sie guten Willen, wirklich aus dem Düngemittel meiner Mutter Gewinn zu ziehen. Man wusch den Pelz und machte ihn nicht naß. Soll ich klagend und anklagend rufen: O du mein Österreich! Als ich ein Jahrzehnt später in Wien mich als Tagesschriftsteller durchsetzen wollte, machte ich ungefähr dieselben Erfahrungen.

Meine Mutter kam durch die frohen Hoffnungen, die der Materialismus in ihr weckte, zu voller Entfaltung ihrer vielgestaltigen Begabung. Ich saß auf der Schulbank, als sich in ihr diese Entwicklung abspielte. Die Schule mag mir Stützen geboten haben, das neue Glaubensbekenntnis meiner Mutter nicht ganz zu meinem zu machen. Besonders seit ich endlich aus einem schlechten ein guter Schüler geworden war. So erwünscht das meiner Mutter sein mußte, es entzog mich doch zugleich ihrem Einflusse. Als ich noch rüdiges Schaf war, lag ihr

nahe, einen Beruf für mich auszusuchen, der von den Unterrichtsgegenständen eines Gymnasiums weit ablag. Unmusisch wie ich zu sein schien, konnte ich wohl um so besser und erfolgreicher dem Beruf mich zuwenden, der meiner Mutter der liebste für mich gewesen wäre. Sie träumte davon, mich zum Landwirt zu machen. Das entsprach dem Bande, das sie mit der Natur, mit Pflanze, aber auch mit Tier verband. Meine Neigung zu praktischer Arbeit, zu einer *vita activa* kam der Absicht meiner Mutter entgegen. Gut erinnere ich mich meiner Versuche, Ackerbau im Zimmer und in kleinen Blumentöpfen mir näherzurücken. Die „Samenhandlung“ meines Vaters bot mir genug Auswahl. Schon sah ich mich hoch zu Roß über Felder reiten und den Arbeitern Anweisungen geben. Weniger malte ich mir aus, wie ich selbst die Hand anzulegen hätte. Ich war Großstadtkind mit allen kränklichen Anlagen, die damals sich in Großstädten immer stärker durchsetzten. Einen Regenwurm berühren, war mir gräßlich. Die Lust an der *vita activa* verflüchtigte sich sofort, als die Schule mir Erfolge schenkte. Der künftige Philologe kündigte sich an; von Landwirtschaft war nicht mehr die Rede. Ich wußte, daß mich diese Wandlung von meiner Mutter entfernte; es schmerzte mich, daß ich ihr das antat. Der mir auf dieser Stufe noch recht undeutliche Unterschied unserer Weltanschauung trat neben dem Verzicht auf ihren Lieblingswunsch in den Hintergrund. Kaum hätte ich genau bestimmen können, wie im einzelnen dieser Unterschied beschaffen war. Meine Mutter hatte eine feste Weltanschauung, ich nicht.

Was ich glaubte und was ich nicht glaubte, nachdem ich seit dem Abschluß der Schuljahre nicht länger die Kirche regelmäßig aufsuchte, wußte ich heute nicht zu sagen. Die Forschung, die ich mit Vorliebe trieb, bewegte sich in den Bezirken des deutschen Idealismus. Das gab mir Rückhalt bei der Abwehr des Materialismus. Deutsche Romantik und vor allem Friedrich Schlegel schienen das zu fördern. Das Religiöse mittelalterlicher Dichtung blieb indes links liegen, obwohl ich für Richard Heinzels Seminar die Patrologie Mignes recht gründlich durchpürschte. Wer ahnte damals, was alles an Religion und an Glaube in den Dichtern der mittelhochdeutschen Zeit enthalten war? Wir hatten so viel Verständnis für alles und jedes, daß schließlich für das Nächstliegende kein Verständnis übrigblieb. Ahnte ich auch nur von fern, was mir jetzt besonders durch eine feinfühligere Schrift Hubert Bechers über altdeutsche Dichtung klar geworden ist? Je unmittelbarer sich christliche Weltanschauung im Mittelalter ausdrückte, desto weniger kümmerte man sich um sie. Über Otlohs Gebet aus dem 11. Jahrhundert urteilte Goedeke, es sei von geringem literarhistorischen Wert. Er meinte wohl, literarisch wertlos sei, was Christliches in germanischer Seele lebendig macht. Man ist treu im Fahrwasser Goedeikes geblieben, kümmerte sich zwar um Otlohs Schriften in lateinischer Sprache, aber nicht um sein Gebet. Ich empfehle nachzulesen, was Becher über das Gebet sagt.

Ich beschäftigte mich als Student mit einem mittelhochdeutschen Bekenntnisgedicht, das von Scherer gut verstanden und gewürdigt worden war. Aber mir war viel wichtiger, herauszubekommen, welche Quellen es gehabt haben mag und wie es sich mit verwandten Dichtungen des Mittelalters berührte, als daß ich unmittelbar auf das Ganze des Gedankengehaltes den Blick gelenkt hätte. Wir trieben damals diese Dinge so lebensfern und, nicht im besten Sinne des Wortes, einseitig philologisch. Was da stand, hatte für unser Leben nach unserer Meinung gar nichts zu bedeuten. Die Romantiker sahen das anders. Doch gerade solche romantische Schau galt uns als dilettantisch.

Gegen meinen hochverehrten Lehrer Heinzel muß ich jetzt einen Einwand erheben. Gewiß deutete die deutsche Romantik Mittelalterliches gern nach ihrem Sinne um. Wäre ihr sonst deutsches Mittelalter derart lebenswichtig geworden? Novalis' wegweisender Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ weckt in einem Kenner des Mittelalters leicht Widerspruch. Stark genug wirkte er nach, um für lange Zeit das Gefühl zu bestimmen, mit dem auch die Wissenschaft das Mittelalter und dessen Dichter sah. Noch Scherer gab diesem Gefühl gern Raum. Gerade weil Heinzels Freund Scherer dergestalt sein Gefühl stärker mitsprechen ließ als sein Wissen, fühlte Heinzel sich dringlich verpflichtet, dem erkennenden Verstand bei Erforschung des deutschen Mittelalters allein Raum zu lassen und alle gefühlgemäße Betrachtung auszuschließen.

Meringer hielt einmal an einer Kneiptafel eine Rede auf seinen Lehrer Heinzel, den er sehr hoch schätzte. Humoristisch erzählte er, welche Enttäuschung die ersten Vorlesungen Heinzels, die er hörte, ihm bereiteten. Boten sie doch nur zuverlässiges Wissen und gar nichts von der romantischen Verklärung, die auch Meringer veranlaßt hatte, sich der Germanistik zuzuwenden. Heinzel nickte Beifall, mit fast schmerzlichem Lächeln. Verriet es, wie schwer ihm selbst der Verzicht auf romantische Schau geworden war? Seinem Wesen entsprach, nach diesem Verzicht den entgegengesetzten Weg unerbittlich zu Ende zu gehen, nur noch das wahre Sein darzustellen und allen schönen Schein beiseite zu schieben. Spartanisch, asketisch führte er das durch. Und nicht nur das. Eines seiner Spätwerke veranlaßte einen norddeutschen Fachgenossen, mir zu sagen, wie ein Mann, der geistreich sei wie Heinzel, nur noch sein eindringliches Wissen und nicht seinen Geist ins Werk setzen könne.

Strengste Wissenschaftlichkeit um jeden Preis, entschiedenste Abkehr von allem, was wie Phrase aussehn könnte. Heinzels Schüler leisteten ihm treue Gefolgschaft. Ironisch fertigten sie alles ab, was sie für nicht ganz gesichert hielten. Konrad Burdach kam einmal nach Wien. Heinzel lud ihn zu einem Bankett ein, das die Schüler Heinzels mit ihm persönlich bekannt machen sollte. In der Antwort auf Heinzels Begrüßungsrede feierte Burdach seinen Lehrer Wilhelm Scherer. Ein junger Schüler Heinzels, damals noch kaum bekannt,

etwas später von Universität zu Universität berufen, meldete sich zum Wort und zerpflückte erbarmungslos Burdachs Lob, wies besonders nach, daß nach Burdachs Worten Scherer neue Wege eröffnet habe, die tatsächlich von andern erschlossen worden waren. Deutlich kennzeichnete sich die Anklage, Scherer hätte nicht die entsagungsvolle Strenge der Wissenschaftlichkeit erreicht, die für Heintel und für seine Schüler Gesetz war.

Die Gefahr, die dieser Wissenschaftlichkeit drohte, war nicht nur, in knarrende Trockenheit auszuarten. Sie stand schlechthin dem Leben zu fern und übersah, was auch für strenge Wissenschaft Erfassen des Lebens bedeutet, mag es auch nie so exakt durchgeführt werden können wie peinlich genaue Bestandaufnahme. Ausdrücklich füge ich noch hinzu, daß nicht alle Schüler Heinzels gleich lebensfern ihr Forschen gestalteten. Vor allem mein Berner Freund.

Nur angedeutet sei, daß die Haltung Heinzels und seiner Schüler mit den Wandlungen des Geistes zusammenhing, die sich am Ende des Jahrhunderts abspielten. Seitdem ist es wieder ganz anders geworden; lebensferne Wissenschaft ist jetzt in Acht und Bann getan. Schon Hans Naumanns starke Wirkung beruht wesentlich auf seiner Fähigkeit, Berechtigtes romantischer Schau zu neuem Leben aufzurufen. Ihm war und ist es um Sinndeutung zu tun. Ihr hoher Wert war in diesen Erinnerungsblättern schon nachzuweisen. Jetzt erwähne ich nur noch das eine: Wenn Naumann die Zeitgedichte Walthers von der Vogelweide rechtfertigt, sogar besser rechtfertigt als Scherer, so war, ein Schüler Heinzels, mein Berner Freund, schon vor ihm auf verwandtem Weg anzutreffen. Auch da erwies er, daß er die überstrenge Sachlichkeit seines Lehrers Heintel nicht länger bis ins letzte durchzuführen gewillt war.

Als ich anfang, mich mit deutscher Romantik zu beschäftigen, fand ich in ihr viel, das mir verwandt war. Die ungedruckten Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder Wilhelm dürfte ich 1886 zum erstenmal gelesen haben. Die frühen Bekenntnisse F. Schlegels waren mir sofort derart selbstverständlich, daß ich mich später wunderte, als sie nach dem Erscheinen meiner Ausgabe außergewöhnlich genannt und daher gerühmt wurden. Hatte ich nicht selbst auf Schritt und Tritt genau so „ungeschickt“ gehandelt? „Bekenntnisse eines Ungeschickten“ nannte Schlegel seine „Lucinde“. Er selbst weckte als junger Mensch im Verkehr mit den Menschen viel Anstoß. Ging es mir nicht gerade so? Vor allem konnte Minor mir gar nicht oft genug Ungeschicklichkeit vorrücken. Gerade das, was ich an ihm erlebte, war mir eine gute Vorbereitung für die Bekenntnisse Schlegels. Minor lenkte mich nicht nur zu diesen Briefen hin; er vor allem ließ mich auch erleben, was in jungen Jahren Friedrich Schlegel durchzumachen hatte, etwa beim ersten Zusammentreffen mit Schiller. Ein alter Aufsatz von mir — er steht in der ersten Ausgabe des „Geisteslebens“ und ist überschrieben „Schiller und die Romantik“ — schildert die Begegnung. Bei der Abfassung dieser Stelle schwebte mir Minor

vor. Ob Minor in mir gleichfalls einen „unbescheiden kalten Witzling“ sah, bleibe dahingestellt; unbescheiden wohl, aber kaum einen Witzling, da ich doch viel zu viel Angst vor Minor hatte, um ihm mit Witzen aufzuwarten.

Wahrscheinlich wäre es vorteilhafter gewesen, wenn ich in Schlegel weniger Verwandtes und mir Geläufiges erblickt hätte. Zu große Nähe hemmt den Beobachter. Er versäumt dann leicht, eindringlich zu erörtern, was ihm, nicht aber andern geläufig ist. Maler, die in ein ihnen ganz fremdes Land kommen, sehen von dessen charakteristischen Zügen mehr als die Kinder dieses Landes. Bleiben sie lange in dem Lande, so sehen sie immer weniger, weil die anfangs befremdenden Eindrücke ihnen ganz geläufig geworden sind. So bekam ich manches über Schlegel zu lesen, was ich nicht über ihn gesagt hatte, weil es mir zu selbstverständlich war. Neues erfuhr ich dabei nicht, aber ich bedauerte, daß ich dies mir Selbstverständliche nicht selbst vorgebracht hatte.

Fand ich in mir nicht nur wissenschaftlich, auch menschlich Berührungspunkte mit Schlegel, so ging ich schon weiter zu Schau vom Blickpunkt des Lebens und blieb nicht bei Betrachtung stehen, die nur auf Wissen zielt. Irrig wäre nur die Annahme, daß erst Schlegel mich dazu brachte. Ich las wohl immer vieles, was ich in die Hand bekam, im Hinblick auf mich selbst, nicht nur Dichtung. Zunächst aber erleichterte mir das die Einfühlung, also auch die Möglichkeit, das Gelesene andern verständlicher zu machen. Und so lief es doch wieder nur auf wissenschaftliche Verwertung hinaus, diente mir nicht zur Gestaltung meines Lebens. Immerhin entging ich dadurch der Gefahr, Gelesenes im Leben nachahmend verwirklichen zu wollen. Ist es ja ein trauriger Beruf, ein neuer Werther oder ein neuer Wilhelm Meister werden zu wollen. Oder sich gar als Illustration einer Dichtung zu fühlen. Paul Bourget berichtet in einem seiner meistgelesenen Werke, wie einen Pariser Lebemann die Liebende umarmt und ihm zuruft „O mon Rolla!“ Worauf er ihr eine Ohrfeige versetzt; will er doch nicht als Abbild des Helden einer Dichtung Alfred de Mussets geliebt sein, sondern um seiner selbst willen.

So darf ich wohl versichern, daß ich mir Friedrich Schlegel nicht zum Vorbild für mein Leben ausgesucht habe. Viele, die mit dem Wort schnell fertig sind, sagen mir das nach. Ich gebe zu, daß ich in meinem Leben manchen Schritt tat, den auch er getan hat. Ihn zu tun, veranlaßte mich entscheidender noch ganz anderes. Dringlich warnen möchte ich besonders vor der falschen Annahme, daß sein Vorbild mich zu meinem Glauben zurückgeführt habe, daß meine Bekehrung — wenn es so heißen soll — von ihm veranlaßt sei. Mir will scheinen, daß die deutsche Romantik mir auf diesem Gange weit eher Hindernis als Hilfe war.

Das soll nicht heißen, ich wolle leugnen, daß die Romantik viel im Dienste des Katholizismus und seines Wiederaufstiegs geleistet hat. Aber was sie in mir

und nicht nur in mir zunächst erwirkte, war eher neue Zermürbung religiösen Fühlens.

Voraussetzungslose Wissenschaft sieht, was sie untersucht und darstellt wie ein Kräftespiel. Sie beobachtet, ob Erscheinungen so oder anders sind, sie freut sich bestenfalls, wenn sie reichbewegten Widerstreit zwischen den Erscheinungen beobachten kann. Je bunter das Bild ist, desto mehr bedeutet es ihr. Es ist, als wollte sie immer wieder zeigen, wie die Welt gaukelt. Folgerichtig war damals meinem Fache der Sturm und Drang lieber und willkommener als die Hochklassik. Der deutschen Romantik kam das besonders zu gut. Kämpfender Ansturm sagte uns mehr als abgeklärte Ruhe, Großes wollen mehr als Großes schaffen.

Trotz allem verriet solche Neigung etwas wie ein Glaubensbekenntnis. Wir aber wollten nicht Partei nehmen, wir wollten nur nach Kräften verstehen. Ahnungslos nahmen wir in den Augen der Mehrzahl etwas wie eine Verantwortung auf uns. Wir aber scheuten alle Verantwortung, nicht weil wir sie geringschätzten, sondern weil wir sie wie ein uns unerlaubtes Wagen empfanden. Weil wir für unverantwortlich hielten, Verantwortung uns aufzuladen.

Als ich in meiner Berner Zeit zum erstenmal mich über Organismusaesthetik in einer der Einleitungen der Jubiläumsausgabe von Goethes Werken äußerte, Goethe und Herder auf Shaftesbury zurückführte, Karl Philipp Moritz als den Vermittler von Goethes Ansicht hinstellte, wollte ein von mir hochgeachteter, philosophisch gutgeschulter Berner Kollege mir erweisen, daß Organismusaesthetik nicht das Rechte sei. Ich erwiderte ihm, ich sei doch nicht für sie eingetreten, sondern wolle sie nur ergründen. Um ein Werturteil sei mir nicht zu tun gewesen. Etwas verständlich machen heiße noch nicht, es für richtig zu erklären. In „Gehalt und Gestalt“ ist Organismusaesthetik nicht nur Voraussetzung, sie ist als Wesentliches dem Gedanken der Gehalt-Gestaltbetrachtung eingebaut. Eine weite Strecke hatte ich zurückzulegen, um von meinen Ansichten aus der Wiener und Berner Zeit zu den Ergebnissen meiner Methode der Ästhetik zu gelangen. In meiner Wandlung liegt ein Einzelfall der Umkehr vor, der sich im Gebiet der Weltschau seit etwa 1900 vollzog.

Als ich nach einem Verleger für die Briefe an Wilhelm Schlegel suchte, warnte mich Erich Schmidt, einem ausgesprochen katholischen Verlag sie anzuvertrauen. Ich wäre sonst sofort als „katholischer Österreicher“ abgestempelt und erledigt. Ich selbst fand damals wenig Freude an dem Verfahren der katholischen Verleger in Deutschland und Österreich, auch an ihren Verlagswerken und an deren Ausstattung. Mir kam das meist zu beengt und zu einseitig vor. Längst ist das glücklicherweise anders geworden.

Abstreiten kann ich aber nicht, daß es mich stark berührte, wenn ich Bekenntnis zum Katholizismus bei den Romantikern antraf. Und daß es mich tief be-

drückte, wenn hervorragende Gelehrte zwar viel Verständnis für die deutsche Romantik wachriefen, aber mehr oder minder ausdrücklich sich von allem abkehrten, was die Romantiker an Gutem dem Katholizismus nachsagten. Wenn etwa Dilthey mir erklärte, nach dem Übertritt sei ihm Friedrich Schlegel gleichgültig.

In der Einleitung zu dem Bande von Kürschners Deutscher Nationalliteratur, der die Brüder Schlegel umfaßt, strebte ich, auch dem alten Friedrich gerecht zu werden. Sogar Rudolf Haym erkannte das freundlich an. Veröffentlichungen aus Friedrichs Nachlaß hemmten bald Wirkung solchen Strebens weit eher, als daß sie es gefördert hätten. Friedrich hat es seinen Verteidigern wirklich nicht leicht gemacht.

Mein Verhältnis zur katholischen Kirche wurde durch meinen Versuch gerechterer Würdigung der katholisch gerichteten Romantik nicht besser. Ich kann mich nicht erinnern, daß von katholischer Seite irgendwer mein Bestreben, katholische deutsche Romantik gegen Voreingenommene zu schützen, berücksichtigt hätte. Schriften über Romantik, die von ausgesprochen katholischen Forschern veröffentlicht wurden, taten so, als bestünden meine Arbeiten nicht; oder sie mußten im katholischen Sinne berichtigt werden. Dunkel erinnere ich mich, daß eine Besprechung der ersten Auflage meiner kleinen „Deutschen Romantik“ nicht viel mehr als den Vorwurf enthielt, ich hätte den späten F. Schlegel einen Ultramontanen genannt. Ich finde auch heute noch diesen Ausdruck sehr richtig. Allerdings weiß ich jetzt, daß gewisse katholische Kreise ihn gehässig finden. Meines Erachtens täten sie besser, etwas duldsamer zu sein und einen geschichtlich gegebenen Begriff, der recht genau das bezeichnet, was F. Schlegel zuletzt erstrebte, weniger wehleidig hinzunehmen. Solches Verhalten allzu Anspruchsvoller ist mir unerträglich. Statt die Dinge zu bessern, verderben sie alles. Vorläufig muß ich nur noch hinzufügen, daß mir manche Vertreter solcher Haltung von vornherein verdächtig sind. Kam ich doch selbst lange Zeit auch deshalb der Kirche nicht näher, weil mir unter ihren schriftstellerischen Verteidigern aus Laienkreisen fortwährend unzuverlässige Gesellen begegneten, die ihren Mangel an echter Religiosität hinter lauthalsiger Propaganda versteckten.

Vielleicht hätte ich unter den Geistlichen, die ich kennen lernte, schon damals einen zuverlässigen Berater entdecken können. Im Hause Andrian fanden sich nicht viel Priester ein. Poldi war einige Zeit im Kalksburger Jesuitenkollegium gewesen. Als er hier eine Rippenfellentzündung durchzumachen hatte, holten die Eltern ihn sich zurück; er sollte im Süden volle Genesung finden. Das machte ja nötig, ihm eine Lehrkraft zur Seite zu stellen, war also eigentliche Ursache meiner Anstellung. Der Abgang von Kalksburg wurde seinem Vater von den Leitern des Kollegiums verdacht. Auch aus diesem Grunde waren Geistliche selten unsere Gäste. Eine Ausnahme war einer der meistgenannten Kirchenfürsten der Zeit, der Erzbischof von Kalocsa Ludwig Haynald, ein hervorragender Bo-

taniker. Mit meinem Zögling durfte ich einmal die Messe hören, die Haynald in einem Zimmer des Gasthofs las. Wir beide besuchten regelmäßig die Sonntagsmesse in der Pfarrkirche Altaussees. Weniger eifrig war unser Kirchenbesuch in Meran, Venedig und gar in Nizza. Daß mein Zögling in Kalksburg starke religiöse Eindrücke empfangen hatte, setzte sich erst später bei ihm durch.

In Meran blieb ich den Mönchen, die das Gymnasium leiteten, fern. Dem Direktor durfte ich im Vorwort zu den Briefen F. Schlegels Dank für die Güte aussprechen, mit der er mir die Gymnasialbibliothek zugänglich machte. Über Religiöses sprachen wir — soweit ich mich erinnern kann — nie miteinander. Als Poldi Andrian Schüler des Schottengymnasiums in Wien geworden war, traf ich unter den Lehrern Persönlichkeiten an, die auf mich Eindruck machten. Da war besonders Pater Mareta, dessen Schüler einst Minor gewesen war, eine kraftvolle und eigenwillige Gelehrtennatur. Er kämpfte unentwegt für Franz Pfeiffer gegen Lachmann. Die fortschreitende Fachwissenschaft gab ihm zuletzt recht. Ich hätte ihm nie religiöse Anliegen vorzutragen gewagt und begnügte mich, ihn um Auskunft über meinen Zögling zu bitten. In Wien blieb mir mithin nur der gütige Religionslehrer übrig, der mich auf dem Gymnasium geleitet und verwöhnt hatte. Ich traf ihn zuweilen auf der Straße. Hätte er mir helfen können? Ich glaube das kaum.

Was war mir zu dieser Zeit Religion? Selten ging ich in die Kirche. Aber die Gewohnheit meiner Jugend war mir geblieben, zu Gott zu beten. Katholisch blieb da nur das eine, daß ich Vater unser und Ave Maria in meine Gebete aufnahm.

Der Katholizismus gewann um diese Zeit mächtigen Aufschwung. Seit 1878 saß Leo XIII. auf dem päpstlichen Thron. Sein Vorgänger Pius IX. erreichte eine ungewöhnlich lange Regierungszeit. Schweres war ihm und dem Katholizismus angetan worden; die Gegenmaßregeln Pio Nonos waren nicht immer glücklich und noch weniger erfolgreich gewesen. Leo XIII. trat eine üble Erbschaft an. Als er dahinging, war eine Wiedergeburt des Katholizismus erreicht. Dieser Papst gilt mit Recht als einer der größten Statthalter Christi. Uns wurde das in Österreich nur langsam klar. Um 1890 dürfte ich selbst nicht weiter gekommen sein, als daß ich mich freute, einen weithin Bewunderten an der Spitze des Katholizismus zu wissen. Lenbach weckte durch sein Bildnis Ehrfurcht vor Leo XIII. Stärker regte um diese Zeit andere katholische Neigungen in mir an. Es war die deutsche Romantik. Ich fühlte mich nicht ohne Gesinnungsgenossen. Freilich war, was die Romantik in mir und andern anregte, nur ein nicht unbedenklicher Umweg. Er entsprach der unreligiösen Haltung des Zeitalters.

In die Ausgabe der französisch abgefaßten Schriften Wilhelm Schlegels nahm Eduard Böcking einen Brief vom 13. August 1838 auf. Wenige Jahre nach dem Briefe an Windischmann abgefaßt, der den Bruder Friedrich würdigt und dessen

katholische Neigungen verurteilt, sucht das Schreiben nach einem Wort, das die recht katholisch gefärbten Gedichte Wilhelms aus der Zeit um 1800 unkatholischer erscheinen lassen könnte. Er fand dies Wort in der Wendung, sie beruhten auf einer „*prédilection d'artiste*“.

Schlegel verringert so die Verantwortung, die ihm diese Gedichte auferlegten, ja lehnt sie ab. Sicherlich nicht, weil ihm Verantwortung etwas sehr Ernstes ist. Eher dürfte sich behaupten lassen, daß, was er geschickt in eine schönklingende Wendung bringt, nur eine faule Ausrede sei. Eine Ausrede, die zugleich den Katholizismus der deutschen Romantiker in schiefes Licht drängt.

Es wäre gut und an der Zeit, wenn einer, der das leisten kann, die Abschattungen des Katholizismus deutscher Romantiker genau bestimmen wollte. Er müßte wirklich etwas von Katholizismus wissen, dürfte nicht mit Werkzeug arbeiten, das er den rechten Sachkennern nur entliehe. Anders als der Katholizismus Friedrich Schlegels ist der Zacharias Werners. Mit Tiecks katholischen Neigungen haben die beiden wenig gemein. Ja sogar Novalis steht ihnen nicht so nahe, wie es scheinen möchte. Und dann wieder Brentano, der wie Görres von Anfang an katholisch war und spät echterem Katholizismus zustrebte. Oder Eichendorff und Schenkendorf.

Gewiß gab es da auch Persönlichkeiten, für die nur zu gut die Formel W. Schlegels taugte. Voran Tieck, der Überbewegliche. Bitteres Unrecht indes wäre, deutsche katholische Romantik ganz auf diese Formel einzuengen. Zum überwiegenden Teile war ihr katholischer Glaube nicht bloß ein verantwortungsloses ästhetisches Spiel.

Wer mithin um 1900 sich als rechter Romantiker fühlte, weil auch ihm nur die Kunst des Katholizismus preisenswert schien, und weil er bestenfalls wegen der ästhetischen Werte, die er im Katholizismus antraf, dem Katholischen zuneigte, war auf dem Irrweg. Uns jedoch kam damals die faule Ausrede W. Schlegels im rechten Augenblick zu Hilfe. Sie nahm uns ja alle Verantwortung ab. Jeder konnte sie verwerten. Im Wiener Café Griensteidl, das ich ja zu besuchen angefangen hatte, waren gewiß nicht nur Katholiken anzutreffen. Aber der *prédilection d'artiste* für den Katholizismus huldigte die Gemeinde Hermann Bahrs fast einstimmig. Er selbst hatte sich noch nicht zu strengem Katholizismus bekehrt. Im Zusammenhang mit meiner Heirat benötigte ich die Kirche. Ich betonte bei dieser Gelegenheit gern, wie sie mir im Glanze ihrer Kunst strahlte. Etwa wenn ich mit meiner Braut einen feierlichen Sonntagsgottesdienst in Gastein mitmachte. Die malerischen Uniformen hoher Offiziere Österreich-Ungarns verstärkten den künstlerischen Eindruck. Barock war soeben wiederentdeckt worden. Auf nächtlichen Wegen durch Wien wiesen zwei aus dem Café Griensteidl, die bald gutbekannte Dichter werden sollten, meiner Frau im Vorbeigehen den Reichtum Wiens an Barockbauten; die Kirchen spielten da eine wichtige Rolle.

(Die Dichter aus dem Kreise Bahrs verteilten zu dieser Zeit die Wiener Bauten untereinander; sie wollten sich nicht ins Gehege kommen. Einer teilte mit, er wolle die Karlskirche in einer Dichtung unterbringen. Ein anderer erwiderte gekränkt: „Aber die gehört doch mir.“)

Der Katholizismus befruchtete die Kunst in unermeßlicher Weise. Sie war eine der wirksamsten Sprachen, durch die der Katholizismus auf die Welt wirkte. Die Macht dieser Sprache kennzeichnet sich wohl am stärksten, wenn man auf alte christliche Bauten stößt, die bilderstürmerisch dieser Sprache beraubt worden sind. Herb und kalt umgeben ihre schmucklosen weißen Wände den Andächtigen. Nicht viel Besseres erlebt man an alten Kirchen, die im Laufe von Jahrhunderten die ganze lange Reihe von aufeinander folgenden Stilen durchmachten und von Romantik bis zum Rokoko immer wieder neu ausgeschmückt wurden, wenn in kunstarmer Zeit ein Pedant sie zu einheitlichem Stile zurückleiten möchte, daher alles beseitigt, was diesem Stil widerspricht. Auch das ist Bildersturm. Vorbehalten blieb dies Verfahren dem spätern 19. Jahrhundert. Da die Zeit einen ihr eigenen Stil nicht zu schaffen wußte, baute man Musterstücke reinen Stiles von einst, am liebsten Gotisches. Ich erinnere an die Votivkirche in Wien, könnte indes noch viel Berühmteres anführen. Strenggeordnet wie ein preußisches Garderegiment auf der Parade, ebenso schmuck und sauber sollte alles sein. In meiner Kindheit war mir dies Stilideal so fest eingepägt, daß ich nicht wenig erschrak, als ich bei der Einfahrt in den Hafen von Venedig die ihm zugekehrte Seite des Dogenpalastes erblickte: Die wenigen großen Fenster des Obergeschosses verlaufen nicht in gerader Linie, sondern in zwei Gruppen, deren eine höher liegt als die andere. Ich fand das unerlaubt ordnungswidrig.

Bin ich längst gewöhnt, in gotischer Kirche Altäre von lastend schwerem Barock willig hinzunehmen, so kann ich dennoch die Stilmischung nicht ertragen, die der altehrwürdigen Zisterzienserkirche von Salem am Bodensee im 18. Jahrhundert zugemutet wurde. Rücksichtslos versteckte man die Linien der Gotik hinter einer Unmenge von Alabasterfiguren, die der großen Zahl von Altären zum Schmuck dienen sollen, Rokoko, sichtlich bestrebt, mit Antikem zu wetteifern. Solches kaltes Weiß quälte mich, als ich ein krankes Kind war, in Alpdruckträumen.

Was aber bedeuten ein paar Fehlgriffe neben der gewaltigen Leistung, die einst von katholischer Kunst erreicht wurde? Nicht einmal die Antike kann sich gleicher Leistung rühmen. Eine ganz andere Religiosität spricht aus ihrer Kunst. Diese Kunst leistete Außerordentliches; sie bestimmte bis heute und bestimmt jetzt mehr als je das Schönheitsideal des Abendlandes wie aller Gebiete, die sich dies Ideal zum Ziele setzten. Sie verwirklichte dies Ideal in ihren Göttergestalten. Allein schon die Tatsache, daß erst spätes Sinnen der Antike den olympischen Zeus des Phidias durch Verse Homers — sie stehen kurz vor dem

Schlusse des ersten Gesanges der Ilias (528 ff.) — angeregt wissen wollte, verbietet, den Geistesgehalt hoch einzuschätzen, der in den Werken antiken Göttergestaltens zum Ausdruck kam. Katholische Kunst geht schlechthin in eine ganz andere Tiefe der Religiosität, wenn sie Christus oder Maria mit ihren Mitteln uns sichtbar macht. Man wolle nicht übersehen, daß unmittelbar nach den Versen, die auf Phidias gewirkt haben sollen, zwischen Zeus, Hera und Hephaistos sich eine Auseinandersetzung abspielt, die fast Lukian vorwegnimmt. Diese Griechengötter taugten nur in Ausnahmefällen zu einer Verklärung, die für die künstlerische Darstellung Christi und Marias und ihres Gefolges von vornherein gegeben und unerläßlich war. Und nicht ist Ausdruck des Seelenschmerzes den Künstlern der Antike so selbstverständlich wie den Künstlern des Katholizismus.

Hätte Schiller ganz recht, wenn er der Antike nachsagt, ihr sei nichts heilig gewesen als das Schöne, so dürfte behauptet werden, daß katholischer Kunst nichts schön gewesen sei als das Heilige. Sie gab viel von solcher Haltung auf, als sie den Wettbewerb mit der Antike aufnahm und ihrerseits das Schöne antiker mythologischer Vorstellungen zu formen begann. Doch sogar Tizian und Rubens, die ja Antikes mit ungehemmter Sinnenfreude malten, waren, wenn sie Stoffe katholischer Kultvorstellungen gestalteten, von starkem Glauben beseelt, und fühlten sich als Herolde des Katholizismus. Wie ernst die frühen Florentiner ihre Religion auffaßten, bewährt ihr Verhältnis zu Savonarola. In ihnen bekehrte Savonarola nicht etwa verlorene Söhne des Katholizismus. Auch nicht in Botticelli. Dieser Kühnste der frühen Florentiner griff mutig hinein in den Schatz antiker Kunst und heiligte in seiner Venus gleich der Antike den nackten Frauenkörper. Katholisches dagegen entheiligte er nie. Der einseitige Spiritualismus Savonarolas verleidete ihm den Wettbewerb mit antiker Kunst; strenger katholisch als jemals früher wurde er jetzt. Es war ein böser Fehlgriff, Botticelli und seine Genossen, die damals ähnliche Wandlungen durchlebten, nach ihrer Bekehrung durch Savonarola zu Gegnern des Katholizismus zu machen, da ja doch Savonarola selbst den Kampf gegen den Katholizismus aufgenommen habe. Heute gibt auch katholische Forschung zu, daß der gewaltige Bußprediger den katholischen Glauben stets rein verfocht. Er kämpfte gegen einen Papst, der nach seiner Überzeugung mit Unrecht und nur durch das verderbliche Mittel der Simonie die höchste Würde der Kirche sich verschafft hatte.

Übel wäre es, diesen katholischen Malern zuzumuten, auch sie wären bloß von *prédilection d'artiste* für katholische Stoffe beseelt gewesen. Übel war es schon, aus echtem Glauben Geschaffenes nur noch wie etwas bloß ästhetisch Reizvolles hinzunehmen. Das tat Wilhelm Schlegel. Der Schluß des 19. Jahrhunderts tat beides. Eine fast ganz entgottete Schar von Ästheten fühlte sich dadurch gerechtfertigt. Im Sinn der Ästhetik und der Seelenkunde ihres Zeitalters hielt sie sich für berechtigt, gutkatholischen Künstlern besserer Vergangenheit zuzumuten, es sei ihnen nur um Wiedergabe des Reichtums der Sinnenwelt zu tun

gewesen, nicht um den Ausdruck geistiger Werte. So meinte es ja die Kunstlehre des Impressionismus. (Wirkliche Künstler unter den Impressionisten hielten sich nicht an diese Vorschrift.) Wagte damals ein Betrachter, von dem Geistesinhalt zu reden, der in einem Werke bildender Kunst zum Ausdruck käme, so warf man ihm vor, er sehe ganz unkünstlerisch und ahne nicht, daß dem Künstler der Geistesinhalt gleichgültig sei. So hätten auch die alten Maler des Katholizismus es gemeint. Ihre Gegenstände seien ihnen bloß ein empfehlenswertes Zugeständnis an die Kirche gewesen, die ihnen einen zuweilen glänzenden Lebensunterhalt gewährte. Glaubenstreue wurde dergestalt in ein einträgliches Geschäft umgedeutet.

Umgekehrt meinten wir religiös Verarmten in der *prédilection d'artiste* für katholische Kunst, ein Band zu besitzen, das uns immer noch mit der Kirche verknüpfte. Gedacht war das recht gönnerhaft. Mitleidsvoll gestanden wir der Kirche zu, sie bedeute trotz allem noch etwas für uns, freilich nur dank dem unvergänglichen Schönen, das einst durch sie, und zwar vor allem durch die von ihr geförderte Kunst, der Welt geschenkt worden war. Das sei so schön, daß selbst unsereiner etwas wie eine religiös getönte Rührung empfinde, wenn er zufällig einmal eine Kirche betrete.

Derart schlecht ausgerüstet, begann ich im Herbst 1897 zu Bern die vierundzwanzig Jahre, die ich in der Diaspora verbringen sollte, also einen beträchtlichen Teil meines Lebens. Als ich nach Bern kam, besaß Bern keine katholische Kirche. Wie der Kanton seiner Universität eine altkatholische Fakultät eingefügt hatte, war auch der Altkatholizismus zur Landesreligion erhoben worden. Ihm lieferte man die große katholische Kirche neben dem Hause des Großrats aus. Allein schon war der Katholizismus Berns eifervoll bemüht, für rechten Ersatz zu sorgen. Ein zäher und unermüdlicher Gottesmann, der hochverdiente Stammler, schuf den neuen Bau. Ich staune, sooft ich diesen Bau erblicke, was Stammler geleistet hat. Da ist nicht nur die schöne Basilika an der Kleinen Schanze. Die Gebäude, die mit der Kirche verbunden sind, umfaßten zusammen eine beträchtliche Fläche. Umgeben von einer Mauer, wirken sie fast wie eine Festung. Dergleichen fand ich kaum anderswo. In meiner letzten Berner Zeit wurde die Kirche fertig. Lieb wurde sie mir beträchtlich später. Noch vor kurzem ging mir immer besser auf, wie kunstvoll und wie reich an Stimmung sie ist.

Um 1900 benötigte ich keine Kirche. Gebet war mir täglicher Brauch. Am liebsten unter freiem Himmel. Da fühlte ich mich meinem Gott am nächsten. Und gerade in Bern wurde mir, wenn ich wanderte, Aussprache mit Gott immer unentbehrlicher. Was ging das die andern an? Ich fühlte in mir nicht das geringste Bedürfnis, mich in Bern als werbenden Katholiken aufzuspielen. Es freute mich, wenn meine Hörer mir nachsagten, ich würdige Luther sehr verständnis-

voll, obgleich ich Katholik sei. Heute weiß ich freilich, daß ich in Bern die Kirche des Mittelalters unterschätzte. Forscher, die für gute Kenner galten oder sich wenigstens für gute Kenner hielten, hatten mir ein unzulängliches Bild des Thomas von Aquino geboten. In Dresden empfahl mir zwar Gurlitt ein neues Buch über den Aquinaten, ich aber meinte feststellen zu müssen, daß es dessen Ästhetik überschätze, führte indes einen Aufsatz über sie, den ich anfang, nicht aus. Weislich war das gehandelt. Noch wußte ich ja wenig von Thomas.

Ein Band, das uns mit dem Katholizismus in Bern wieder enger verband, war der Verkehr mit der Familie Deucher. Adolf Deucher war nicht der einzige Katholik im Bundesrat. Auch Zemp erwies, was ein katholischer Bundesrat für seine Heimat leisten kann. (Der große und weltbekannte Motta war Katholik aus dem Tessin.) Deuchers Sohn, unser lieber Freund, und Deuchers Tochter, „trieben“ — wie man in der Schweiz sagt — den Katholizismus noch strenger. Machte das uns das Heim der Deucher nicht doch ganz vertraut?

Sachsen war, als wir nach Dresden kamen, Bollwerk gegen das Zentrum. Seltsam wirkte sich mitunter die Tatsache aus, daß ein katholisches Fürstenhaus in Sachsen herrschte. Ein langjähriger Kultus- und Unterrichtsminister soll, als Leipzig einen katholischen Österreicher berufen wollte, das Oxymoron geformt haben: „Ich kann dem König doch nicht einen Katholiken für Leipzig vorschlagen.“ Friedrich August III. drückte sich nach seiner Gewohnheit derber aus, wenn er von der Religion seiner Untertanen zu reden hatte. Man zeigte ihm eine Kirche, die wegen der Armut der Gegend beiden Glaubensbekenntnissen dienen mußte. Er fragte, ob sie gut miteinander auskämen. Selbstverständlich wurde das bejaht; einem Monarchen berichtet man ja nicht Unerfreuliches. Er soll erwidert haben: „Nu cha, s'ischt ja alles e e n e Märde.“ Märden sagt der Sachse, wenn er Quatschen meint...

Die katholische Hofkirche war wegen ihrer Musik berühmt. Ich besuchte sie an Sonntagvormittagen, fand aber bald, daß ich Konzerte lieber in andern Räumen anhöre. Näher an den Katholizismus heran brachte mich Prinz Johann Georg. Im allgemeinen berührte er die Tatsache kaum, daß wir gleichem Bekenntnisse angehörten. Aber als ich einen Aufsatz in einer katholischen Zeitschrift veröffentlichte, freute es ihn und er sagte mir das.

Eines Tages lebte ich wieder auf katholischem Boden, auf altgeheiltem. Als Bonn mich berief, dachte ich mit Wehmut an schöne Stunden, die ich 1900 auf der Fahrt von Mainz nach Köln erlebt hatte, lange vor dem Weltkrieg. Die romanischen Dome hatten auf mich mächtig gewirkt. Jetzt sollten sie mir Tag für Tag zugänglich sein. War es immer noch *prédilection d'artiste*, was sie mir einst lieb machte?

Inzwischen war mein Verhältnis zu Kirchen — ich sage nicht: zur Kirche — anders geworden. In den Sommerwochen, die wir seit 1915 in Oberbayern ver-

brachten, begann ich, meinen innerlichen Gottesdienst aus dem Freien in Gotteshäuser zu verlegen. Die traulichen Kirchen von Tutzing machten mir das Beten weihvoller. Auf Wanderungen traf ich stets Kirchen, die Gleiches erwirkten. In ganz anderer Stimmung als bei und kurz nach meinem ersten Besuche Kölns betrat ich die Klosterkirche von Ettal. Die hohe Kuppel des mächtigen Barockbaus wirkt, von außen gesehen, mitten in Alpenlandschaft lange nicht so stark wie im Innern der Kirche. Hier scheint sie in den Himmel hineinzuragen, rechte Leistung des Barocks, gewaltige Höhen vorzutäuschen. Ich aber blieb nicht bei solchen architektonischen Beobachtungen stehen, sondern ergab mich willig der Stimmung, die nach der Absicht der Erbauer geweckt werden sollte. Merkwürdig ist mir heute, daß ich solchen Kirchenbesuch auf die Ferientage einschränkte und ihn nicht in Dresden fortsetzte. Während doch in nächster Nähe unserer Wohnung eine katholische Kirche lag. Oft genug suchte ich später auf Reisen nach katholischen Kirchen, mitunter ohne Erfolg, geriet sogar versehentlich in protestantische Kirchen, lief lange herum, ehe ich das Gesuchte antraf, stand nicht selten vor verschlossenen Türen. In Dresden hätte ich es bequem genug gehabt.

Mein Verhältnis zur Kirche änderte sich aber noch lange nicht. Als ich im Krankenhaus lag, um chirurgische Eingriffe zu erleiden, besuchte mich der katholische Anstaltsgeistliche. Unser Gespräch beharrte in den Grenzen freundlicher Unterhaltung. Ich deutete ihm auch nicht von fern an, daß ich der Kirche näher zu kommen suchte.

In Bonn blieb es zunächst beim alten. Um keinen Preis wollte ich den Anschein wecken, nur auf Bonn gewartet zu haben, um mich als eifrigen Katholiken aufzuspielen. Als man mich einlud, dem Verein katholischer Akademiker beizutreten, erkundigte ich mich bei zwei älteren Kollegen, die als Führer katholischer Gelehrsamkeit galten, ob ich es tun sollte oder nicht. Ihre Antwort fiel eher verneinend aus. Nur allmählich gewöhnte ich mich daran, die Kirche täglich aufzusuchen. In Bonn war das leicht. In nächster Nähe unserer Wohnung lag die Elisabethkirche. Auf dem Weg zur Universität die Jesuitenkirche. Mußte ich vor den Vorlesungen in der Nähe der Universität eine Besorgung machen, so erreichte ich ohne Zeitverlust auch die Münsterkirche und St. Remigius.

Schwerer wurde täglicher Besuch auf Reisen. Im Sommer wählten wir oft Kurorte, die überhaupt keine katholische Kirche hatten. Vortragsreisen brachten mich in gleiche Lage. Besonders im Ausland. In Leningrad aber hatte ich nicht weit zur Kirche am Newskij-Prospekt. London, Edinburg, Cambridge, Newcastle, Helsingfors, sogar Dorpat machten mir meine Aufgabe nicht viel schwerer. Ebenso die überwiegende Zahl deutscher Orte.

Mir ist immer noch sehr lieb, allein oder nur mit wenigen andern in der Kirche zu verweilen. Die lieben Mitmenschen stören mitunter sehr unangenehm. Da ich nur Gebete zu verrichten hatte, fehlte mir Gottesdienst nicht. Immer noch suchte

ich den Weg neben der Kirche. Messen hörte ich selten, eher noch in Sommerfrischen als in Bonn. Langsam gewöhnte ich mich, Abendandachten zu besuchen. Dann begann ich, sonntags regelmäßig die Messe zu hören. Die Predigten des Pfarrers von St. Elisabeth nahmen mich gefangen. So hatte ich noch nie predigen hören. So spricht ein Mensch, der dem Leben etwas zu geben hat, indem er den Menschen ihr eigenes Bild vorhält. Er wendet sich an die Gemeinde der Gläubigen, doch unversehens muß der und jener annehmen, nur er selbst sei gemeint, die Predigt gelte nur ihm, halte ihm seine Fehler vor und belehre ihn, wie diese Fehler überwunden werden können. Man sieht sich unerwartet nahe an Gott herangeführt.

Ich besuchte Dr. Bernard Custodis nicht bald nach dem Eintreffen in Bonn. Der Anlaß des Besuches ist mir nicht mehr erinnerlich. Er war freundlich, nicht nur höflich, ein Mann der Welt, der nicht vor allem als Geistlicher wirken wollte. Von Religion war in unserm ersten Gespräch keine Rede. Custodis hatte nach der Überlieferung des kölnischen Patrizierhauses, dem er entstammte, Rechtswissenschaft studiert, auch das Referendarexamen abgelegt, ehe er sich der Theologie zuwandte. Was ihn zu diesem Schritte veranlaßte, weiß ich auch heute noch nicht. Der Erzdiözese war es sehr wertvoll, in ihm einen rechtswissenschaftlich Geschulten unter ihren Priestern zu besitzen. Durch viele Jahre war Custodis als Richter beim Kölner Gericht in Sachen des kanonischen Rechts tätig. Er hatte eine große Menge von Ehescheidungswünschen zu prüfen.

Custodis war schon an der deutschen Kirche Roms, an der „Anima“, tätig, als er Doktor des kanonischen Rechtes wurde. In Bonn war damals der mächtige Bau der Elisabethkirche im Gange. Custodis wurde ihr erster Pfarrer und ist es noch immer. Er tat viel für die Inneneinrichtung. Den Bildschmuck schuf Matthäus Schiestl. Custodis hatte Schiestls im besten Sinne deutsche Kunst lieb-gewonnen. Im trauten Raum der neuen Kirche entfaltete sich segensreich sein Wirken, bewährte sich immer mehr seine erlesene Fähigkeit, sich auf der Kanzel so überzeugend zu Gott zu bekennen, daß seine Gemeinde sich durch ihn zu Gott hingeleitet und mit Gott verbunden fühlte und fühlt.

Es ist stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Pfarrei liegt in einer Wohngegend; bis vor kurzem kamen in Menge Neubauten hinzu. Sie ist nicht Geschäftsviertel; sie dient auch nur wenig dem Gemüsebau und der Landwirtschaft, während die südlich angrenzende Pfarrei Kessenich beides in nicht geringem Umfang betreibt. Folge ist ein ununterbrochener Wechsel der Gemeindemitglieder. Jahr für Jahr ziehen Hunderte weg, kommen Hunderte Neuer hinzu. Die ständige Gemeinde ist verhältnismäßig klein. Das hemmt das religiöse Leben der Gemeinde.

Noch viel Schlimmeres stellte sich Custodis in den Weg. Recht früh erkrankte er gefährlich. Mehr als einmal schwebte er in Lebensgefahr. Martini, der Nach-

folger Karl Hirschs, rettete ihn, als die Gefahr am höchsten war. Schon hatte es den Anschein gehabt, Custodis könne die schweren Aufregungen seines Amtes nicht länger ertragen. Doch seine gerichtliche Tätigkeit mußte er aufgeben.

In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft wollte mir scheinen, daß wir uns nicht recht nahekommen sollten. Als sein Leiden bedenklich wurde, entdeckte ich, wie ich schon an ihm hing. Karl Hirsch hatte ich verloren. Sollte auch Custodis, der etwa fünf Jahre später zur Welt kam als Hirsch, mir genommen werden? Die Wochen, die er im Johanneshospital Bonns und unter der schützenden Hand Martinis verbrachte, lasteten schwer auf mir. Ich suchte Trost, wo Trost zu suchen mir nun schon ganz geläufig war.

Besonders nahe hatte mich sein Verhalten nach dem Hingang der Schwester meiner Frau berührt. Zwar las er nicht die Messe, sondern überließ sie einem Kaplan, der meiner Frau besonders lieb war. Aber er war von Anfang an da; und als die Tumba zu segnen war, tat er selbst das. Ich dankte ihm innerlich auch im Namen der Verblichenen. Sie hatte ihr „Pastörchen“ immer gern gehabt.

Ihr Hingang nach langem schwerem Leiden, nach vielen Wochen voll zager Hoffnung und immer wieder neuer Enttäuschung, wirkte auf mich stark. Wie die Dinge lagen und liegen, muß ich es zugestehen, daß ihr Gnade zuteil wurde, als der Tod sie erlöste. Gnade aber verspürte ich fortan auch in meinem Verhältnis zur Kirche. Wir gingen bald darauf nach Badenweiler. In der ersten Sonntagsmesse, die ich in der mir wohlbekanntem Kapelle Badenweilers hörte, erfüllte mich ebenso wehe Erinnerung an die Tote wie das Gefühl, daß mir nun Gottesdienst etwas anderes, Wertvolleres, Unentbehrliches geworden war.

Nach der Heimkehr hörte ich nicht nur regelmäßig die Sonntagsmesse und die Predigt. Klarer und klarer wurde mir, daß auch dies nur etwas Halbes sei. Ein rheinischer Dichter sagte mir früher einmal, es sei, wenn man, wie einer seiner Freunde und Berufsgenossen, sich vor der Welt als Katholiken bekenne, doch nichts Rechtes, um den Beichtstuhl einen weiten Bogen zu machen.

Seitdem ich die Schule verlassen hatte, war in der Spendung des Allerheiligsten Altarsakramentes ein tiefgreifender Wandel eingetreten. 1905 empfahl der „eucharistische Papst“ Pius X., zu altem Brauche zurückzukehren und die Kommunion täglich zu empfangen. Mir ging das sehr spät auf.

Abgearbeitet und ermüdet, begab ich mich um die Mitte der zwanziger Jahre zu Pfingsten nach Cleve, in der Absicht, mir von dem mir sehr empfohlenen Sanitätsrat Bergmann Rat zu holen. Er hatte die Gattin meines Assistenten Gentges von scheinbar unüberwindlichem Leiden befreit. Er heilte seine Kranken durch die Mittel Pfarrer Kneipps. Mir versicherte er sofort, ich müßte viel länger bleiben, wenn ich durch Kneippkur etwas erreichen wolle.

Untergebracht war ich in einer klosterartigen Anstalt, die von Bergmanns Kranken stets voll besetzt war. Frau Gentges, die noch einmal nach Cleve gegangen war, setzte das durch. Im Gottesdienst dieser Anstalt beobachtete ich zum erstenmal aus nächster Nähe tägliche Kommunion, ohne sie ganz zu begreifen. Ich erkundigte mich bei Frau Gentges und erfuhr, daß der „eucharistische“ Papst Pius X. 1905 den Gläubigen Rückkehr zu häufigerer, ja zu täglicher Kommunion dringlichst ans Herz gelegt hatte. Auf dem Wiener Gymnasium war es üblich gewesen, mehrmals im Jahre zu beichten und zu kommunizieren. Zwar lehrte auch damals der Katechismus, daß nur, wer sich einer schweren Sünde schuldig wußte, vor der Kommunion beichten müsse, daß läßliche Sünden hingegen in der Kommunion selbst vergeben würden. Doch in mir — und wohl nicht nur in mir — setzte sich die Ansicht fest, Beichte sei immer die Vorbedingung der Kommunion. Begnügte sich damals doch der Katechismus mit dem Wunsche, daß Kommunion „im Jahre öfter“ empfangen werden solle. Gleich oft zu beichten war mithin nicht schwer. Erst die Vorschrift häufiger Kommunion legte nahe, nicht ebenso oft zu beichten und sich für läßliche Sünden in der Kommunion Vergebung zu erbitten. Ich freilich hatte längst auf Beichte und Kommunion verzichtet. Konnte ich überhaupt noch zu dem eingeschränkteren Brauch zurückkehren? Blieb mir tägliche Kommunion nicht unerreichbar?

Die Erinnerung an die Clever Tage ist mir in helles Licht getaucht. Nicht nur die strahlende Sonne bedingte das. Ruhe und Friede umgab mich; nichts von dem unerläßlichen Lärm eines Gasthofes. Weite Wege legte ich in Waldesschatten zurück. Im Garten der Anstalt war kein Geräusch vom Getriebe der Stadt zu vernehmen. Die Mahlzeiten nahm ich zusammen mit Geistlichen ein. Die weiblichen Gäste saßen in einem andern Raum. Rasch besserte sich mein Zustand. Aber die Mitteilungen über Kommunion, die ich erhalten hatte, machten mich nachdenklich und wirkten sich bald noch stärker aus.

Sie bestätigten mir, wie unzulänglich meine Religiosität noch immer war. Ich hatte mich gewöhnt, ein paar Gebärden der Liturgie zu verwerten, überließ aber das Eigentliche andern. Ich war näher an Gott herangekommen, sah mich indes ausgeschlossen aus dem religiösen Leben der Gemeinde. Allmählich stieg etwas wie Neid in mir auf, wenn ich Kommunion zu sehen Gelegenheit hatte. Das geschah verhältnismäßig selten; denn ich besuchte sonntags die letzte Messe, um Custodis predigen zu hören; sie wurde und wird nicht mit Kommunion verbunden. Dagegen vernahm ich in Abendandachten oft die Worte: „Gelobt und gebenedeit sei das Allerheiligste Sakrament des Altares!“ Sie wirkten immer schmerzlicher auf mich. Sie erinnerten mich daran, wie weit der Weg war, jahrzehntelang Versäumtes nachzuholen. Mitunter wollte mir scheinen, daß ich das überhaupt nicht zustande bringen könne.

Wirklich dauerte es sehr sehr lang, ehe ich erreichte, was mir vorschwebte. Nicht sollen hier alle Stufen dieses Aufstiegs gekennzeichnet werden. Zuweilen war es auch nicht nur ein Hinauf, auch ein Herab. Am stärksten wirkte sich das Gefühl aus, ich beanspruche durch meinen Kirchenbesuch etwas, ohne es tatsächlich durch meine Leistung beanspruchen zu können. Ich spiele nur eine Rolle und spiele sie schlecht. Als Kind tat ich ähnliches oft. Kinder fühlen sich ja gehoben und bestätigt, wenn sie, etwa im Eisenbahnzug oder auf einem Dampfer, dem Schaffner ein paar Griffe abgucken und dann tun, als könnten sie ihn ersetzen. Das wirkt zuweilen wie ausgesuchte Höflichkeit, ist aber wirklich nur ein Versuch, sich geltend zu machen, um sich selbst stärker zu erleben. Man öffnet eine Tür, die ein anderer nicht öffnen kann. Man gibt Auskunft über Abfahrt oder Ankunft eines Zuges. Man schließt Fenster, wenn man weiß, daß ein langer Tunnel bald erreicht wird. In solch kindliches Treiben und in dessen Absicht, für etwas zu gelten, was man tatsächlich nicht ist, fühlte ich mich zurückversetzt.

Schon war ich mit Custodis recht nahe bekannt. Doch noch immer kam ich im Gespräche mit ihm nicht über Andeutung meiner Absicht hinaus. Ich kündigte ihm an, ich wolle ihm einmal mein Leben erzählen. Das werde aber recht lange dauern. Vor solcher Beichte ängstigte ich mich. Wem hätte ich sie lieber abgelegt als ihm? Hätte ich doch nie zu hoffen gewagt, einen Geistlichen anzutreffen, dem ich gleich gern mein Innerstes enthüllen könnte. Er versprach mir, bald eine Stunde für dies Vorhaben anzusetzen, wie sehr er und seine Zeit auch in Anspruch genommen war. Dabei blieb es auch zunächst. Wollte ich ihm doch Aufregung ersparen, die seine geschwächte Gesundheit angegriffen hätte. Ehe ich eine Generalbeichte ablegte, mußte nach meiner Überzeugung in minder gebundener Form vorgebracht werden, was ich vorzubringen hatte. Auch das war nicht leicht. Denn wie sollte ich von dem gewohnten freundschaftlichen, etwas humorvollen Ton unseres Verkehrs zu solcher Vorbeichte übergehen?

So gelangte ich zu der Frage, ob in dergleichen Fällen nahe Bekanntschaft nicht eher ein Hemmnis ist. Ob ich nicht vielleicht leichter einem mir Fremden mein Herz eröffnen könnte. Durfte ich indes hoffen, irgendwo einen Geistlichen kennen zu lernen, der für mich der rechte Beichtiger gewesen wäre? Hoffte ich auf ein Wunder?

Dies Wunder ereignete sich tatsächlich. Als ich mit meiner Frau im Sommer 1937 in den Schwarzwald nach Friedenweiler ging, nahm ich mir vor, jede Gelegenheit zu ergreifen, die zu diesem Ziel führte. Wir waren noch nie in Friedenweiler gewesen; ich wußte nur, daß dort eine katholische Kirche besteht. Sie ist ein ehrwürdiger alter Bau. Mein erster Versuch, das Geplante zu verwirklichen, mißglückte. Ich besuchte den Leiter der großen, in einem weitläufigen Schlosse untergebrachten Caritasanstalt, in der immer Hunderte von

Kindern die gute Luft des hochgelegenen Ortes zu ihrer Genesung nutzten, fand aber einen übermäßig mit Arbeit Belasteten vor; ihm wollte ich meine Sorgen nicht auch noch aufladen. Ein Zufall führte im Garten des Gasthofes zu einem Gespräch mit dem Pfarrer der Kirche. Dekan Kromer wirkt seit Jahrzehnten in Friedenweiler. Obwohl er vom Lande stammt, macht er auf den ersten Blick einen zarten Eindruck. Allein die weiten Wege, die er im Gebiet seiner Pfarre zurückzulegen hat, durchheilt er mit raschem, nein, mit einem beflügelten Schritt. Er selbst verriet mir, seine Amtsbrüder nennen ihn den Schwarzwaldexpress.

Feinfühlig und zugleich zäh, ja hartnäckig, bot er mir, was ich gesucht hatte. Verständnisvoll nahm er mich auf; tatkräftig führte er durch, was zu leisten war. Ich machte ihm meinen Antrittsbesuch. Er versprach, an einem der nächsten Abende eine Stunde mit uns im Gasthof zu verbringen. Er kam und lud uns zu sich ein. Ich ging allein hin und begann, nach kurzer Unterhaltung von meinen Absichten zu reden, schilderte ihm, was ich erlebt, auch was ich versäumt hatte. Er nahm das alles gütig hin und sprach mir Mut zu. Vergehen, die ich für unverzeihlich hielt, beurteilte er minder scharf. Wir kamen überein, daß ich am übernächsten Tage gegen Abend ihm beichten sollte. Obwohl die Kirche um diese Zeit wenig besucht zu sein pflegte, nahm er die Beichte in der Sakristei ab. Später sah ich ein, daß er zwischen Beichte und Gespräch eine feste Grenze zog. Wenn ich im Gespräch auf etwas zurückkommen wollte, was mir so wichtig war wie diese Beichte, schwieg er und legte mir dergestalt nahe, den Gegenstand fallen zu lassen. Daher mußte ich in der Beichte alles nochmals sagen, was ich ihm schon erzählt hatte, nur noch genauer. Die Buße fiel nicht schwer aus.

Er selbst erzählte mir bei anderer Gelegenheit von einem Beichtling, der die auferlegte Buße zu leicht fand und um schwerere bat. Der seelenkundige Beichtvater erwiderte: „Dann beten sie ein Vaterunser.“ Als der Beichtling seine Bitte wiederholte, weil er glaubte, nicht verstanden worden zu sein, bekam er den Bescheid, zweimal „Alleluja!“ zu rufen...

Am nächsten Morgen empfing ich tieferschüttert zum erstenmal nach Jahrzehnten das Sakrament. Endlich war meine Sehnsucht erfüllt. Wie sich das zunächst in mir auswirkte, will ich nicht ausführlich beschreiben. Nur eins sei gesagt: Selbstverständlich nahm ich mir vor, künftig recht oft zu kommunizieren. Wir gingen bald darauf von Friedenweiler nach Badenweiler, also in die Diaspora. Ich beschloß hier, fortan möglichst jeden Tag das Sakrament zu empfangen. Die Kapelle von Badenweiler bietet Messen nur dreimal in der Woche, mitunter sogar nur zweimal. Die Pfarre Müllheim sendet dann einen ihrer Geistlichen. Damals aber waren so viele katholische Geistliche als Kurgäste da, daß ich meinen Entschluß wirklich durchführen konnte. (Bei späterem Aufenthalt in Badenweiler ging es mir nicht so gut.) Gleich darauf in unserm

lieben Äschi hatte ich eine gute Viertelstunde und meist bei Wind und Regenwetter auf ungeschützter Paßstraße zu laufen und mußte zuletzt auf meinen jungen Brauch verzichten, da in Äschi katholischer Gottesdienst nur bis Ende August abgehalten wird. In Bern war das Wetter so schlecht, daß ich es noch schlimmer hatte. Einmal flüchtete ich auf dem Heimweg vor Gewitterregen ins nächste beste Haus.

Und dann waren wir wieder in Bonn. Es drängte mich, Custodis mitzuteilen, was ich erreicht hatte. Mit einem Schlage wurde alles jetzt ganz leicht, was früher nicht zustande kommen wollte. Mein Bericht enthielt auch einen kurzen Abriß meines Lebensganges. Unsere Freundschaft wurde dadurch vertieft. Jetzt war ich endlich sein Beichtkind. Ich bin mir bewußt, dies Glück gründlich auszukosten. Ich weiß jetzt, was es heißt, einem derart gütigen und hilfsbereiten Beichtvater zu bestimmter Stunde mein Leid klagen zu können. Lange zu knien wird mir nicht mehr schwer. Custodis sprach einmal in einer Predigt von der Bedeutung, die für einen Menschen sein erster Beichtstuhl haben kann. Mir ist dieser Beichtstuhl von einst nur noch dunkel in Erinnerung. Um so näher steht meinem Gefühl jetzt der erste Beichtstuhl im rechten Schiff der Elisabethkirche von Bonn. In Augenblicken schwerer Befürchtungen und bitterer Angst brachte er mir Trost und neuen Mut.

In Karl Hirsch war mir ein unvergleichlicher Arzt genommen worden. Daß ein Arzt schwer zu entbehren ist, mußte mir an Custodis klar genug werden. Ihm selbst kamen in ernster Erkrankung gute Ärzte zu Hilfe. Hirsch hatte nicht nur meinem Körper, auch meinem Geist etwas zu geben. Das Zweite blieb indes innerhalb des Zusammenhanges von Körper und Geist. Je älter man wird, desto wertvoller wird alles, was dem Geiste allein dient, was unmittelbar zum Geist spricht. So spendete mir Custodis, was mir Hirsch nicht geben konnte.

Das soll gewiß nicht heißen, Custodis bewege sich auf einem Boden, der weitab von der Welt liegt und nichts von Freude an dieser Welt wissen will. Im Gegenteil. Er ist von Grund aus ein frohes Menschenkind und möchte andern Freude an dieser Welt schenken. Zu seinen ergreifendsten Predigten zählen mir die nicht wenigen, in denen er seiner Gemeinde nachwies, der Katholizismus wolle nicht nur Entsagung lehren, sondern auch Freude, nicht nur Aszeten, sondern auch Weltbejaher erziehen.

Der alte Goethe läßt seinen Lynceus singen:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

Ist das nicht ein Bekenntnis Goethes? Hatte man Goethe wegen solchen schaufrohen Genießens der schönen Welt nicht zum „Heiden“ gemacht und als „Hei-

den“ verketzert oder gepriesen? Ihn und die Antike spielte man gegen das Christentum, zunächst des Mittelalters, aus, rühmte ihn wie die Antike, weil sie „Sensualismus“ und nicht „Spiritualismus“ vertraten, nicht dem „Nazarenismus“ sich ergaben. Dem beginnenden Zeitalter des Materialismus wurde dergestalt „Wolfgang-Apollo“ zu einem hochwichtigen Zeugen gegen das Christentum. Denn das Christentum und vor allem das mittelalterliche galt ja als Hort banger Angst vor Frau Welt. Diese Auffassung ist immer noch weit verbreitet; ich selbst nahm sie lange Zeit wie etwas Selbstverständliches hin: Mittelalterliches Christentum Abkehr von der Natur; Goethe ein kühner Anwalt der Natur. Dort die Forderung, alles angeborene Naturhafte abzustreifen und sich völlig zu vergeistigen. Hier der Anspruch, überspannte Vergeistigung dem Vertrauen zum Guten der naturhaften Anlage aufzuopfern. Gern wurde diese Haltung Goethes auf Rousseaus Anregung zurückgeführt. Stimmt doch mit Rousseau überein, sich der lebendigen Natur zu freuen, da Gott den Menschen schuf hinein.

Dringlicher und dringlicher erschien mir, genau zu sagen, wie sich Goethe zum Christentum des Mittelalters verhalte. Katholische Forscher wollten nur unüberbrückbaren Gegensatz feststellen, opferten unbedenklich Goethe dem Katholizismus auf. Mein Gefühl verriet mir, daß etwas da nicht stimme.

In einer der ersten Vorlesungen eines Faustkollegs richtete ich an meine Hörer eine Frage, bat sie, diese Frage sich wohl zu überlegen und mir später einmal zu sagen, wie sie antworten wollten. Unter den Hörern waren recht viel katholisch Gutgeschulte, waren Geistliche und Nonnen. Zu erwarten hatte ich freilich, daß auch diese Frage wie manche verwandte, die ich früher stellte, ohne Antwort bleiben werde. Um so froher überrascht war ich, als eine meiner Hörerinnen — nicht eine Nonne — mir etwas über meine Frage mitteilte.

Die Frage lautete, ob ein Weg von der Erlösung des immer strebend bemühten Menschen zum Katholizismus sich entdecken lasse, ob Goethe dem Naturhaften im Menschen nicht zu viel vertraue, als daß der Katholizismus in seinem Bekenntnis zum Überweltlichen, zur Übernatur ja und amen sagen könnte.

Meine Hörerin gestand mir, daß die Frage sie beängstigt habe. Im Beichtstuhl versuchte sie zu erfahren, ob sie wirklich als gute Katholikin allen naturhaften Antrieben widerstehen müsse. Die Antwort lautete verneinend. Der Katholizismus vertraue dem Guten, das der Mensch in sich trage.

Viel später erfuhr ich, daß der Beichtvater, der solchen Bescheid gab, niemand anders als Custodis war. So wandte ich mich nicht an ihn um Bescheid, sondern an meinen Kollegen J. P. Junglas, den Dogmatiker der Bonner katholischen Fakultät. (Auch er ist, jünger als ich, vor geraumer Zeit dahingegangen.) Ich erfuhr von ihm, was ich wissen wollte. Er machte mich mit dem Satz bekannt, der von der Scholastik des Mittelalters dauernd erörtert wird: „Facienti, quod in se est, Deus non denegat gratiam.“

Der Mensch hat nur zu erfüllen, was in ihm angelegt ist; dann könne er der Gnade Gottes teilhaft werden. Wer den Satz derart verdeutscht, darf den Anspruch erheben, das Eigenrecht der Persönlichkeit sei von Goethe oder von Schleiermacher nicht unbedingt verfochten worden. So weit möchte ich nicht gehen. Thomas beschäftigt sich viel mit dem Satze; aber ihm stellte in diesem Zusammenhang der Begriff von Gottes Gnade Fragen, die er fortschreitend in immer strengem Sinne beantwortete.

Thomas hätte nach den Ausführungen seiner „Summa theologica“ (1, 2, q. 109, a. 9) kaum zugegeben, daß ein Mensch, der wie Faust auf langer Strecke seines Lebens sich göttlicher Leitung entzieht, durch eine Begnadung, die erst nach seinem Tode sich betätigt, gerettet werden könne. Immer strebend sich bemühen heißt nicht, mit der täglichen Bitte „Führe uns nicht in Versuchung“ den steten Beistand Gottes erflehen und erwirken. Ist es nicht vielmehr faustisch, sich bewußt Versuchungen auszusetzen? Gibt bei Goethe der Herr nicht ausdrücklich Faust der Tücke Mephistos preis?

Thomas scheint seine Forderung nachträglich vertreten zu haben, weil er nicht für einen Pelagianer gelten wollte. Um so stärker kommt in Betracht, daß Goethe im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ sich über sein Verhältnis zu Pelagius aussprach, ohne freilich von Thomas' Meinung etwas zu ahnen. Früh warf man Goethe vor, er vertrete den Pelagianismus. Wirklich tat er das nicht. Er verfocht nur sein Lebtag die Überzeugung, die Natur des Menschen berge inwendig noch einen gewissen Keim, der, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. So sagt Goethe es in „Dichtung und Wahrheit“. Nicht viel anders denkt Thomas.

Gut zu begreifen ist, daß Goethe es nicht leicht hatte, sich vor seinen Jugendfreunden zu rechtfertigen. Sie standen mehr oder minder auf der Seite Luthers. Luther aber war unbedingter Gegner nicht nur des Pelagius, auch unseres Satzes. Er erhob gegen den Satz den Vorwurf, daß er die Kirche umgestürzt habe, so oft sie auf ihn sich berief.

Schon in der mittelalterlichen Scholastik bereitete sich dieser Einwand vor. Die Nominalisten und vor allem Occam verurteilten den Satz. Um so wichtiger ist, daß Thomas an ihm festhielt. Mithin scheiden sich klar und unzweideutig die Parteien: Auf der einen Seite Occam, Luther, unbedingt noch Calvin und der Puritanismus; sie alle trauen der Natur des Menschen nichts Gutes zu, sie ist ihnen durch den Sündenfall so verderbt, daß wahres Heil dem Menschen nur durch Spiritualismus und Nazarenismus ersteht, und wie immer man das nannte. Auf der andern Thomas und Goethe, dann Goethes Gefolge, zu dem auch Schleiermacher zählt. Dieser Gegensatz ist so wichtig, daß neben ihm Unterschiede zwischen Goethe und Thomas an Gewicht verlieren. Tatsächlich ist Goethes „Faust“ vom Standpunkt des Katholizismus besser zu erfassen als von dem des Protestantismus. Der Katholizismus verbaut sich dies Verständnis, wenn

9. Erinnerungen

er alles Gewicht auf die Unterschiede legt, die zwischen Goethe und dem Katholizismus sicherlich walten, und dafür das Gemeinsame verschweigt, das unverkennbar vorhanden ist und als wesentlicher gelten darf als jene Unterschiede.

Ich deutete die Ergebnisse meiner Forschung schon 1928 in dem Vortrag an, den ich zu Regensburg für die Görresgesellschaft hielt. Der Vortrag wurde damals nicht veröffentlicht und ist auch heute noch ungedruckt. Ein kurzer Auszug erschien in der „Schöneren Zukunft“ (1928 4, 200 ff.). Auf ihn verweise ich am Schlusse des ersten Bandes meiner „Deutschen Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart“. Schon 1931 vertrat ein geistvoller katholischer Theologe Gleiches in seinem Buche über Goethe. Im nächsten Jahre verweilte ich etwas ausführlicher bei meiner Ansicht am Schlusse des Heftes „Goethes Allseitigkeit“.

Selten brachte mir meine Forschung gleich viel Gewinn für mein Leben. Mir mußte es ungewöhnlich viel bedeuten, Goethe mit dem Katholizismus einig zu wissen, viel einiger, als er selbst es jemals ahnte. Er hatte mir für den Bau meiner Weltschau so viel geschenkt, daß ich nun ganz hätte umlernen müssen, wenn Verwandtschaft von Goethes Weltbild mit dem des Katholizismus sich meinem Forschen nicht ergab. Nun durfte ich nach bestem Wissen und Gewissen sagen, daß ich Goethe nicht dem Katholizismus opfern, nicht eine mir ganz neue Weltschau an die Stelle der von mir allmählich errungenen setzen mußte.

Allmählich hatte ich meine Weltschau errungen, und allmählich ging mir auf, wie sie mich dem Katholizismus nahegebracht hatte. Ich lege auf das Langsame dieses Werdens Gewicht. Ich erinnere daran, daß mir schon viel früher ein Einsichtiger versichert hatte, ich habe mich organisch entwickelt. Organischer Entwicklung entspricht der langsame Schritt, der mich wieder und mehr als je zum Katholiken machte. Was von heute auf morgen entsteht, kann nicht von Dauer sein, kann rasch vergehen, wie es gekommen ist. Organisches Werden benötigt Zeit und verlangt Geduld. Eins kettet sich ans andere. Zufall kann das fördern, hemmt es zuweilen auch. Ist die Kette endlich abgeschlossen, so ist sie auch ganz fest geworden. Kaum erinnert man sich noch der Umstände, unter denen ihre einzelnen Glieder zustande kamen. Lächeln muß man, wenn Fernstehende den Anlaß, der ein einzelnes Glied bedingte, zur Ursache der ganzen Kette machen wollen.

Ich bin gewohnt, daß manche über meine Entwicklung erstaunt, ja betrübt sind, sie als Kennzeichen der Altersschwäche fassen wollen. Dann aber sollten sie folgerichtig auch Goethe belächeln. Hat er doch an meiner Entwicklung beträchtlichen Anteil.

Soll ich noch andeuten, daß ich selbst überrascht bin, wenn mir unversehens aufgeht, wie früh sich diese Entwicklung ankündigte? Am Ende der Einleitung zum zweiten Bande von „Goethe und die Romantik“, im vierzehnten Bande der Schriften der Goethesgesellschaft, sagte ich schon über den Schluß des „Faust“ manches, was ich zuletzt nicht zurückzunehmen, nur zu vertiefen hatte. Ich er-

innere mich gut, daß dieser Schluß ursprünglich noch ein paar Schritte weiter ging. Doch der Herausgeber der „Schriften“, Erich Schmidt, legte mir dringlich nahe, so Gefährliches nicht als Schlußkarte auszuspielen. So milderte ich, was ich geschrieben hatte. Natürlich ist da Katholisches mit deutscher Romantik verbunden. Vor mehr als vierzig Jahren trat das hervor. Heute sehe ich klar, wie weit Romantik mir an dieser Stelle einen Ausblick in meine späte Zukunft eröffnete. Zugleich aber auch, wie mir damals all das doch nur im Sinne romantischer *prédilection d'artiste* für Katholisches sich zeigte. Noch wagte ich nicht, die Dinge vom Blickpunkt meines Lebens zu sehen und zu nutzen. Wenn einer den Schluß der Einleitung für ein Bekenntnis hielt, ich ließ damals mir noch immer ein Hintertürchen offen, mich solcher Verantwortung zu entziehen.

Noch ist mancher Helfer zu gedenken, die mir meinen Weg erleichterten. Ich nenne vor allen meinen lieben Schüler und Freund Hubert Becher; früh wurde er Leiter des Collegium Aloisianum in Godesberg, ist jetzt nach der Aufhebung dieser Anstalt Mitherausgeber der „Stimmen der Zeit“. Ich danke ihm liebevolle Belehrung. Mit den Geistlichen Bonns knüpften sich manche Bande. Ungemein hilfsbereit kam uns der Oberpfarrer Bonns entgegen, Monsignore Hinsenkamp. In weltlichen Dingen suchte er unentwegt uns das Dasein zu erleichtern. Wenig Raum blieb übrig, ihn noch mit religiösen Dingen zu belasten. Was ich Junglas und Neuß danke, ist hier schon erwähnt. Tillmann war Rektor der Universität, als ich im August 1921 mich ihm vorstellte. Gut beobachtete ich, wie rastlos und wie erfolgreich er in der Franzosenzeit für Wohl und Wehe der Universität sorgte. Stets von vielen umdrängt, die sich bei ihm Rat holten, beriet er wohlwollend auch mich. Mancher anderer wäre noch zu gedenken.

Besonders vertraut wurden unsere Beziehungen zu den Kaplänen von St. Elisabeth. Erasmi, jetzt Rektor in Köln-Marienburg, stand meiner Frau treu zur Seite, als ihre Schwester unheilbar erkrankte und uns verließ. Sein Nachfolger Lemmen war und ist mir ein unentbehrlicher Berater. Im Weltkrieg wurde er Offizier; so trat er sein geistliches Amt spät an. Er ist in Dogmatischem sehr gut beschlagen. War seine Predigt durch die Neigung zu Dogmatischem anfangs schwierig, so rang er sich allmählich zu schlichter, aus innerem Erleben geschöpfter und inneres Erleben deutender Betrachtung durch, die noch dem Unvorbereiteten die Grundfragen katholischer Dogmatik, ja der Weltanschauung überhaupt greifbar und wichtig macht. Auch durch seine Fähigkeit, von mehreren Blickpunkten aus immer wieder auf das Eigentliche und Entscheidende hinzuweisen, dies Eigentliche und Entscheidende überzeugt und überzeugend dem Hörer einzuprägen. Lemmen ist gut bewandert im jüngsten Schrifttum des Katholizismus. Ich danke ihm den Hinweis auf feinfühligere Bücher, die dem Menschen der Gegenwart den Sinn katholischer Liturgie begreiflich zu machen wissen. Vor allem aber danke ich ihm Einsicht in die schwere Frage rechten Anhörens der Messe.

Der Protestantismus wandte sich einst von dem „Tempelgemurmel“ der Katholiken ab und forderte deutschen Gottesdienst für Deutsche. Auch jetzt hört man oft genug, Altkatholizismus mache es richtiger als die römische Kirche, weil er die Messe in der gewohnten und verständlichen Heimatsprache abhalte. Der Katholizismus verfügt indes über genug Mittel, solchen Bedürfnissen nachzukommen.

Da ist etwa die Gemeinschaftsmesse in deutscher Sprache. Im gleichen Schritt wie der Priester, der die Messe still liest, spricht einer oder eine den verdeutschten Text laut vor; die Gemeinde spricht Teile dieses Textes laut mit. Das macht nicht nur den Wortlaut der Messe dem Laien verständlicher; es macht den Laien aktiv, wo er sonst nur passiv hinnahm. An einzelnen Stellen wird Lateinisches vom Priester laut vorgetragen; dann antwortet die Gemeinde gleichfalls lateinisch. Evangelientext wird nur in deutscher Sprache vernehmlich gemacht. Aber der Priester kündigt den Text lateinisch laut an, und die Gemeinde antwortet: „Gloria tibi, Domine!“ So macht sich die Gemeinde stärker geltend als in Andachten, die nur Antwort auf die Worte des Priesters zulassen, vollends stärker als in Messen, deren Lieder von der Gemeinde gesungen oder mitgesungen werden.

Ist indes Naherücken unbedingt ein Gewinn? Wieder wäre von dem Bedenklichen der Haptik zu sprechen. Viel hat man uns entheiligt, indem man es aus nächster Nähe betasten wollte. Oder um in anderen Wendungen das auszudrücken: Das Numinose geht verloren, zugleich das Fascinose, das dem Numinosen eingeboren ist. Rudolf Otto gelangte zu treffender Begriffsbestimmung des Heiligen, indem er das Numinose ergründete, nach der Seite des Numinosen wie nach der entgegengesetzten des Tremendum. (Das Numinose wirkt bestrickend, kann jedoch auch zittern machen.) Lateinische Messe in deutsche verwandeln, kann das nicht sie der Kraft des Numinosen berauben, sie entheiligen? Bequem Zugängliches weckt nicht Ehrfurcht, entbehrt des Zaubers der Entfernung. Novalis weiß, was „actio in distans“ bedeutet. Ihm wird in der Ferne alles Poesie, in der Nähe alles prosaisch. War nicht David Friedrich Strauß stolz, die Evangelien in Prosa übersetzt zu haben?

Gemeinschaftsmesse erfüllt ein Gebot, wie die Aufforderung zu häufigem Empfang der Kommunion, das von Papst Pius X. ausging: In der Messe solle nicht gebetet werden, sondern die Messe sei mitzubeten. Das kann durch jeden einzelnen geschehen, und zwar in deutscher Sprache, er benötigt nur ein Gebetbuch, das vollständige Messetexte enthält. Auf sicherem Boden bewegt er sich indes in der Gemeinschaftsmesse. Denn die rechte Messe mitzulesen ist nicht leicht. Ich selbst erreiche nur langsam dies Ziel und muß mich noch immer Irrtümern ausgesetzt sehen.

Gleichwohl mußte ich mir rasch sagen, daß nur Mitbeten des Meßtextes den Aufgaben gerecht wird, die sich dem Andächtigen stellen. Nur dann bleibt ihm der tiefe Sinn des Meßopfers gegenwärtig. Wer beim Anhören einer Messe un-

unterbrochen den Rosenkranz betet, kann das nicht erreichen. Jedem Gebet, das hintereinander mehrfach wiederholt wird, droht überdies die schwere Gefahr, zu einem seelenlosen eiligen Herableiern und Abhaspeln zu entarten. Der Betende beruhigt sich dann leicht mit dem Gedanken, etwas mehr oder minder Mühevolleres geleistet zu haben. Das gilt besonders von dem Rosenkranzgebet. Ich weiß natürlich, welche Mühe sich die Kirche gibt, zu innigerem Beten des Rosenkranzes hinzuleiten, hörte auch oft Predigten, die das erzielen wollen. Weckt indes die Rosenkranzandacht im Oktober bei vielen nicht minder weihevollen Stimmung als die Marienandacht des Monats Mai, wenn diese auf den Rosenkranz verzichtet und sich auf Gebete zu Ehren der heiligen Jungfrau beschränkt. Gerade das, was vom Beten des Rosenkranzes geleistet werden soll, stellt sich dann leichter ein: Sich eine Lage, die von den Evangelien geschildert wird, möglichst vor dem innern Auge zu versinnlichen und sich betrachtend in diese Lage einzufühlen.

Mir wurde recht schwer, zum Rosenkranz ein Verhältnis zu finden. Ich glaube, jetzt endlich auf dem rechten Wege zu sein. Mich schreckte vieles ab, am stärksten das eintönige Plärren, das ich in Rosenkranzandachten anhören mußte, besonders im Süden des deutschen Sprachgebiets. Spät genug entschloß ich mich, die ganze Oktoberandacht mitzubeten. Da ging mir nicht nur ein Blick in das Wesen des Rosenkranzes auf; vielmehr entdeckte ich, daß ich Entscheidendes im Gebiet gemeinderechten Gottesdienstes noch zu erfassen hatte.

Meine Altersschicht und in ihr alle, die meinen Weg um 1900 beschritten, wir waren ein für allemal zu Überschätzung des Ganzpersönlichen geneigt. Man brauchte noch lange nicht das Überspitzen der Persönlichkeitsansprüche so weit zu treiben wie Nietzsche und war gleichwohl überzeugt, das Wichtigste und Wesentlichste seiner innern Anliegen allein und gar nicht im Zusammenhang mit andern erledigen zu müssen. Das war gewiß auch Hochmut; es war indes auch Versuch, sich und nur sich für alles verantwortlich zu machen, was man dachte und tat.

Willig gebe ich zu, daß ich oft die vielen andern beneidete, die sich als Glieder eines größern Ganzen fühlen durften; sie wußten sich durch dies größere Ganze geschützt und gefördert. Ich war nie Mitglied irgendwelchen Bundes oder gar einer Partei. Da wollte mich einmal einer zum Freimaurer machen. Ich war noch recht jung. Ich befolgte seinen Rat nicht. Zur Strafe bekam ich in Bern recht häufig zu verkosten, wie sich da die Freimaurer wechselseitig förderten. Mir widersprach ein für allemal solcher Betrieb.

Vielleicht hätte ich das anders gesehen, wenn mir ein Bruder geschenkt worden wäre. Vorstellen kann ich mir jedoch seit langem nicht, wie ich das ertragen hätte. Unerträglich wäre mir gewesen, nur einer von zweien zu sein. Grotesk wäre mir vorgekommen, immer von den „beiden Walzel“ zu hören, wenn von mir die Rede war. Ich besaß auch nie einen Freund, mit dem zusammen ich ein

solches Paar von zweien gebildet hätte. Neigung und Schicksal machten mich zum Einspänner. Darum war ich auch nie im besten Sinne des Wortes ein guter „Kollege“.

Mir erschienen und erscheinen noch immer zwei, die den andern als „die beiden“ gelten, wie halbierte Menschen. Bewies das nicht Mangel an Gemeinschaftsgefühl? Auch von andern Seiten aus wurde solches Gefühl nicht genährt. Die Geschichte unserer Familie meldete mir wenig. Mein ironischer Onkel kümmernte sich viel um sie und sammelte Zeugnisse, auch Bildnisse, machte sich aber auch nach seiner Weise über das lustig. In der Schweiz staunte ich dann um so mehr, wenn ein schlichter Mann mir mitteilte, seine Familie sei im 13. Jahrhundert aus dem Freiburgischen ins Bernische ausgewandert. Mich warf das um, und ich fühlte mich gedemütigt, wenn ich erwog, wie adlig es einem solchen Schweizer zumute sein müsse, der auf so langer Strecke sich seiner Vorfahren besinnen kann.

In solcher Umgebung meint unser einer, nur dem Pack anzugehören. Und man fühlt Neid, muß sich aber zugestehen, daß man aus guten Gründen um Gemeinschaftsgefühl gekommen ist. Anderes kam bei mir hinzu: Ich war Ungar, wirklich nur durch einen Zufall; und ich kannte Ungarn nicht von Angesicht. Österreich, meine eigentliche Heimat, wußte mit mir nichts anzufangen. Seit mehr als vier Jahrzehnten lebe ich fern von Österreich. Und wenn ich auf dem Boden des Deutschen Reiches mich wachsenden Heimatgefühls bewußt wurde, bekam ich zu hören, ich sei nur Österreicher, nur Wiener.

All das sieht heute anders aus. Mit gutem Recht wird Gemeinschaftsgefühl, und was mit ihm zusammenhängt, genährt. Zu spät für mich. Mir war beschieden, ein Einsamer zu bleiben. Natürlich auch auf dem Wege meiner Weltanschauung. Doch gerade die endgültige Wendung dieses Weges legte mir nahe, mich in eine Gemeinschaft einzuleben. Ich wollte ja nicht nur Gast in der Kirche bleiben, wollte mich der kirchlichen Gemeinde anschließen, tun, was sie tut, in der täglichen heiligen Kommunion mich ihr ganz eingliedern, die Kirche nicht nur dann gern aufsuchen, wenn sie leer ist. Nur einer unter vielen wollte ich sein. Das darf doch Wunsch nach Entpersönlichung heißen.

Die Gemeinden machen einem das nicht immer leicht. Und was ich über Gemeinschaftsmessen sagte, verrät, wie schwer mir wurde und wird, Bräuche der Gemeinde zusammen mit ihr durchzuführen. Im Verlauf der Oktoberandacht verschwanden allmählich diese Hemmungen. Mehr und mehr gewöhnte ich mich, mit lauter Stimme mitzubeten. Das führte ich auch bald an andern Stellen des Gottesdienstes durch, zunächst in den Andachten an Sonntagsnachmittagen.

Denn unversehens war mir an der Rosenkranzandacht aufgegangen, daß ich mit den andern in Zusammenhang gekommen war. Zunächst auch mit den andern, die anwesend waren. Dann aber sah ich mich eingeordnet in die lange

Reihe, die seit Jahrhunderten den Rosenkranz betet. Ich übte aus, was Millionen etwas Emportragendes und Erlösendes war und ist. Vor meinem innern Auge erschienen die Unzähligen, die seit langer langer Zeit zur Rosenkranzandacht in die Kirche gingen und gehen, erschien aber auch die Reihe aller, die still für sich den Rosenkranz beten. An dieser Stelle verschwand das Gefühl, nur ein Einsamer zu sein.

Gewärtig bin ich des Einwands, daß ich Gleiches doch schon an den gebräuchlichsten Gebeten längst hätte erleben müssen. Dann beim Besuch der Messe. Vater unser und Ave Maria wurden mir zu früh geläufig, als daß sie schon in solchem Maße sich hätten stark auswirken können. Wie die Messe sich in der Gemeinde innerlich auswirkt, weiß ich nicht. Ja ich beobachte in deutscher Gemeinschaftsmesse mehrfach ein Verhalten der Gemeinde, das mir nicht zusagt, mich der Gemeinde nicht näherrückt. Gewiß bleibt es trotzdem etwas Großes, einen Gottesdienst zu erleben, der uralter Brauch ist und zur gleichen Stunde an zahllosen Stellen der Erde gefeiert wird. Aber Rosenkranz ist unmittelbarer, ist zugänglicher. Jeder vermag ihn zu beten, zu jeder Stunde. Darum ist ja eine Rosenkette, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, rechtes Symbol dessen, was ich meine: Diese Kette verbindet fest den einzelnen mit der Vergangenheit, wird ihm zum dauernden Beweis, daß er nicht als Einsamer und Verlorener durch die Welt geht.

In Romano Guardinis Schrift „Der Rosenkranz unserer Lieben Frau“ glaube ich wiederzufinden, was ich meine. Guardini erinnert (S. 26 f.) daran, wie es ist, wenn unsere Augen auf zwei Augen treffen, die ebenfalls lieben und sehen. „Diese geben ihre Sehkraft der unseren hinzu, und unser Blick vermag nun die Enge des eigenen Wesens zu überwinden . . . Die Freuden, die der andere Mensch erfahren und die Schmerzen, die er erlitten hat, werden zu ebensoviel Saiten, deren Schwingung unser eigenes Herz in neuer Weise zum Tönen, zum Verstehen und Antworten bringt. Darin besteht das Wesen der Sympathie, daß der andere Mensch sein Leben dem unseren zur Verfügung stellt und wir nun nicht nur aus uns selbst, sondern aus ihm heraus zu blicken und zu lieben vermögen.“ Guardini fügt hinzu, daß etwas dieser Art, nur ganz anderen Ranges, im Rosenkranz geschehe.

Ein schweres Hindernis rechter Wirkung der Rosenkranzandacht, überhaupt des Gemeindegebets kann die Stimme des Vorbeters werden. Die Elisabethkirche erfreut sich jetzt einer Vorbeterin, deren weiche, klangvolle, biegsame Altstimme dem Ohre wohltut. Wehe aber, wenn eine minder glücklich veranlagte Stimme sie ersetzt. Da dröhnt etwa einem ein Organ ins Ohr, das an falschem Stimmansatz leidet und gerade durch die Kraft des Klangs fast unerträglich wirkt. Rudolf Meißner schien mir einst zu übertreiben, als er sagte, ihm bringe falscher Stimmansatz anderer Heiserkeit. Gewiß versteht er, der gute Kenner alles Musikalischen, sehr viel von diesen Dingen. Mir wurde auch früh

bange, wenn ein Redner die Stimme weit nach hinten verlegt; ich mußte immer daran denken, wie der Kehlkopf des Mannes unter solcher Unnatur litt. Jetzt möchte ich Meißner noch viel mehr recht geben. Es quält in kaum erträglicher Weise, eine ungeschulte kehlige Stimme widerstandslos durch längere Zeit anhören zu müssen. Wo bleibt da die gewünschte Andacht? Am liebsten liefe man davon.

Wirklich fehlt es nicht an verdienstlichem und wirkungsvollem Streben, den Vortrag der Gemeinschaftsmessen würdiger zu gestalten. Selbstverständlich wollen sie nicht nur den Vorbeter, auch die Gemeinschaft erziehen. Bleibt doch, wo auch das Vorbeten in aner kennenswerter Form besteht, die Gemeinde fast immer unzulänglich.

Nicht sehr fördert die Vorschrift, den sprechenden Chor in zwei Teile zu sondern. Zufall bleibt dann, ob auch nur wenig erreicht wird. So wird etwa in der Rosenkranzandacht nicht stets abwechselnd vom Priester auf der Kanzel und von der Gemeinde gesprochen, sondern das Rosenkranzgebet auf die Epistel- und auf die Evangelienseite der Gemeinde verteilt. Gut ist dann, wenn die eine Seite zufällig mit tiefen, die andere mit höheren Stimmen besetzt ist. Der Wechsel der Stimmlage leiht dann dem Vortrag einen gewissen Schwung. Aber es bleibt eben Zufall.

Hauptsache ist, daß der ganze Vortrag sich allmählich aufschwingt. Daß er in aufsteigender Linie sich bewegt, nicht im Einerlei einer stets in gleicher Lage sich vorwärtsbewegenden. So meint es Ignatius Gentges, der erprobte Chorsprechmeister. Etwas von seinen Absichten findet sich in dem Vorwort zu dem weitverbreiteten, mancherorts aber auch so gut wie unbekanntem Hefte „Kirchengebet für den Gemeinschaftsgottesdienst“ (Berlin und Freiburg/Br. o. J.). Allerdings wird Erfolg rascher und sicherer erzielt, wenn eine Persönlichkeit von Gentges' Art durch gesprochenes Wort eine Gemeinde unmittelbar anleitet.

Nach Gentges' Ansicht wären der linken wie der rechten Seite immer je zwei Halbzeilen zuzuweisen. Zwischen den Halbzeilen legt er eine Pause; dagegen hat die andere Gruppe sofort und ohne Pause einzusetzen. So greifen Chor und Gegenchor nahtlos ineinander. Dadurch entstehe wie von selbst ein sich wechselseitig beschwingendes Aufrauschen, wie von Meereswogen. Nicht freilich dürfe kopfhängerisch gesprochen werden, sondern „orantenhaft“. Nach oben schneidend seien die Töne vorzubringen.

Genug an diesen Andeutungen. Sie sind schwer genug durchzusetzen. Am besten läßt man sich's von Gentges zeigen.

Auf die Gefahr hin, daß mir das mißdeutet wird, muß ich noch hinzufügen, daß deutsches Wort es neben lateinischem in der Kirche nicht leicht hat, im gesungenen und besonders im gesprochenen Gebet. Schnell läßt sich das erkennen, wenn ein Hymnus des Mittelalters verdeutscht vorgetragen wird, dann an ver-

deutschen Litaneien. Diese Kunstwerke des frühen Christentums sind nun einmal lateinisch geformt; ihre Verdeutschungen leiden an den Mängeln noch bester Übersetzung. Dann aber klingt Latein schon gesprochen und noch nicht gesungen wie Musik. Nur ganz große Künstler gewannen dem Deutschen solche Wirkung ab. Die Verdeutscher des Meßtextes leisteten Gleiches wirklich nicht. Ich empfehle, den Anfang der Präfationen nachzuprüfen: „Vere dignum et justum est, aequum et salutare, nos tibi semper et ubique gratias agere, Domine sancte, Pater omnipotens, aeternae Deus.“ Der feierliche Ernst, schlicht im Ausdruck des Dankes, „edle Einfalt und stille Größe“, wird in der Verdeutschung ängstlich und fast pedantisch nachgebildet; nicht von einem wahren Wortkünstler: „Es ist in Wahrheit würdig und recht, billig und heilsam, Dir immer und überall dankzusagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott.“ Woran liegt es doch, daß eine allerwörtlichste Übersetzung den Geist verfehlt, der in der Vorlage enthalten ist? Der warme und tiefe Klang der lateinischen Worte kommt nicht heraus. Der große Verdeutscher Wilhelm Schlegel hätte da von einer Frage der Euphonie gesprochen. Ihm selber widerfuhr allerdings, das Ethos des „Dies irae“ in seiner Verdeutschung tief herabzuschrauben, auch wegen des Zwangs, den ihm der Reim auferlegte. Man vergleiche:

Oro supplex et acclinis,
Cor contritum quasi cinis:
Gere curam mei finis.

Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bete, daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde.

Dem erschütternden Pathos der lateinischen Fassung war Schlegel nicht gewachsen. So wurde ihm aus dem ergreifenden Bilde „cor contritum quasi cinis“ eine abgenutzte Formel: „Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde.“ Machen aber die üblichen Übersetzungen der Hymnen des Thomas es etwa besser?

Dem pathetischen Schwung der Hymnen sind die Verdeutscher nicht gewachsen, vielleicht ist es nicht einmal die deutsche Sprache. Noch weniger dem Schwung der Litaneien. Das Werkzeug der Litanei ist die Begriffsbestimmung. So folgen in der Lauretischen Litanei Kennzeichnungen der heiligen Maria aufeinander wie: „Sancta Dei Genetrix, Sancta Virgo virginum, Mater Christi, Mater divinae gratiae, Mater purissima, Mater castissima, Mater inviolata“ und so weiter. Titanische Häufungen. Sie gipfeln in einem Nacheinander von elf Anrufungen, die alle mit „Regina“ beginnen und Maria als Königin der Engel, dann der Patriarchen, der Propheten, zuletzt des heiligen Rosenkranzes und des Friedens anrufen. Elastisch fliegt das Latein in immer höhere Höhen empor; die Verdeutschung rattert wie auf derbem Schotter. Dort eine ungehemmte Bewegung nach aufwärts; hier ein stetes Treten an einer einzigen Stelle. Mir will sogar scheinen, daß ein deutscher Sänger von Beruf, wenn er das „Dies irae“ lateinisch vorzutragen hat, zuweilen in dies Treten auf einer Stelle verfällt und dem stürmenden Aufwärts der Dichtung nicht gerecht wird.

Das soll gewiß nicht heißen, daß dergleichen sich dauernd steigernde Bewegung dem Deutschen nicht liegt. Sie stammt bei ihm indes aus anderer Quelle und könnte sich nicht damit begnügen, bloß Begriffliches — wie die Litaneien es machen — durch die Kunstform des Schwunges zu adeln. Ein echter Dichter wie Novalis gestaltet geistliche Lieder, die an Fluß hinter den lateinischen geistlichen Gesängen des Mittelalters nicht zurückbleiben. Aber er reiht nicht Begriffsbestimmungen aneinander, sondern will Zug um Zug die wechselnden Gefühlserlebnisse aussprechen, die ihm die Betrachtung seines Verhältnisses zum Heiland schenkt. So kann er vier sechszeilige Strophen mit „Wenn ich ihn nur habe“ beginnen und in der siebenten leicht abwandelnd mit „Wo ich ihn nur habe“ einsetzen. Steigerung waltet auch in diesem Nacheinander, zuletzt dagegen eher ein gedämpftes Ausklingen. Das Gemüt spricht da, nicht der sinnende Verstand, der sich in „Dies irae“ oder gar in „Lauda Sion“ mit wichtigsten Fragen christlichen Glaubens beschäftigt, mit dem jüngsten Tage und mit dem Allerheiligsten Altarsakrament. Auf Deutsche kann dies wie gereimte Begriffssprache wirken, besonders bei Thomas. Novalis hat Gleiches sicherlich nicht zu befürchten, auch wenn er schlichteste Worte wählt.

Novalis bietet in seinen geistlichen Liedern Betrachtung, drängt die Bitten in den Hintergrund. Ausnahme ist schon, wenn er die vierte und letzte Strophe von „Wenn alle untreu werden“ zu einem Bittgebet gestaltet:

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir,
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Bittgebet gilt manchen als Tiefstufe des Betens. Ich wäre nicht abgeneigt, für Bittgebet ein Wort einzulegen.

Pater noster und Ave Maria gipfeln in Bitten, die beiden Gebete, die dem Katholiken am nächsten liegen. Für das Pater noster zeugt Christus, der es den Menschen gelehrt hat. So darf Bitte im Beten des Katholiken nicht fehlen; darf um so weniger fehlen, als, was an ihrer Stelle erscheint, nicht immer gleichwertig ist. Bitte muß nur rechte Bitte sein. Darf nicht weltlich allzu weltliche Wünsche vortragen und noch weniger annehmen, es genüge, einfach eine Bitte an Gott zu richten, um sie erfüllt zu wissen. Sage doch der Herr: „Was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er auch geben.“

Viele meinen, Bittgebet sei nicht viel anderes als die kleine Münze, die in einen Automaten gesteckt wird; was gewünscht wird, kommt sofort in unsere

Hand. Ich bitte, diese Worte nicht übertrieben und leichtfertig zu nennen. Menschen, die sich als rechte Gottesstreiter betrachteten, machten es nicht anders als die recht zahlreichen, die ein Gebet an den heiligen Antonius richten, dann wohl auch einen Groschen in seinen Opferstock werfen und überzeugt sind, nun müßten sie sofort finden, was sie verloren haben.

Ich verschweige den Namen des Mannes, der ein Musterbeispiel solchen Automatenaberglaubens war. Goethe äußert sich in „Dichtung und Wahrheit“ zu Beginn des sechzehnten Buches liebevoll und schonend über den Jugendfreund. Aber er kann nicht umhin, den Ausspruch eines „schalkischen Mannes“ anzuführen, der sich über den seltsamen Heiligen äußerte: „Wenn ich mit Gott so gut stünde . . . , so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rat, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen.“ Tatsächlich berichtet der Gute in der Beschreibung seines Lebens, stets Geld und sogar recht beträchtliche Summen irgendwie erhalten zu haben, sooft er Gott um Hilfe bat. Nun konnte er seinen Verpflichtungen nachkommen. Goethes Ode „Prometheus“ weist scheinbar den Glauben an einen Gott, der die Gebete eines Bedrängten erfüllt, ganz ab. „Als ich ein Kind war, Nicht wußte, wo aus noch ein, Kehrt' ich mein verirrtes Auge zur Sonne, als wenn drüber wär' Ein Ohr, zu hören meine Klage, Ein Herz wie meins, Sich des Bedrängten zu erbarmen.“ Gewiß unerträglich war für Goethe ein Gebet, das um eine Summe Geld bittet, überzeugt, sie dank dem Gebet rechtzeitig zu erhalten. Das Gebet etwas wie ein Scheck auf das Bankhaus Gott.

Soll ich noch ausdrücklich hinzufügen, daß es ein anderes ist, um äußeres Glück zu bitten, ein anderes, um geistiges, vor allem um das Heil der Seele? Und abermals ein anderes, für sich, ein anderes, für seine Mitmenschen zu beten? Im Bereich der heiligen Messe bleibt für die Allernächsten nicht viel Raum übrig, es sei denn in Totenmessen. Und die Lebenden? Manches Anliegen, das man in der Fürsorge für seine Nächsten vorzubringen hat, muß an passenderer Stelle untergebracht werden.

Der Meinung der Kirche dürfte es nicht widersprechen, wenn behauptet wird, daß Fürbitte sich besser in der Sprache des Beters als durch feste Betformeln ausdrückt. Wenn anders das Herz des Beters mitspricht, kann er, was ihm am Herzen liegt, eindringlicher in Worte kleiden als irgendeine „oratio“. Er wird kaum vergessen, die Bitte mit Dank zu verbinden; ist doch alles, was ich über Beten für sich und andere sagte, in dem Sinne gedacht, daß mit der Bitte der Dank für ihre Erfüllung sich verknüpft, sei es, daß die Erfüllung noch erhofft wird, sei es, daß sie früherem Gebete schon zuteil geworden ist. Hüten sollte man sich nur vor Mißbrauch der Wendung: Du, o Gott, hast mir geholfen, so hilf mir abermals. Als ob Gott durch seine Hilfe eine Verpflichtung auf sich nähme. Das würde an das unerfreuliche Gebiet grenzen, in dem der Sünder

meint, Gott habe ihm oft genug seine Sünden verziehen, er werde es also auch künftig tun, und deshalb ohne Bedenken weiter sündigt. Sagen Übelgesinnte dem Katholiken doch nach, er brauche sich nur abermals in den Beichtstuhl zu knien, wenn er morgen wieder begehen will, was er soeben gebeichtet hat. Folge sei geschlechtliche Unsittlichkeit in katholischen Gegenden.

Gentges erinnert mich daran, wie feinfühlig Meßgebete für erwiesene Wohltat Gott danken, wenn sie solche Wohltat auch fernerhin erleben. Die Oratio vom Ostersonntag lautet: „O Gott, durch die festliche Osterfeier hast Du der Welt heilende Kräfte mitgeteilt; nun bitten wir Dich: Sei Deinem Volke auch fernerhin nahe mit himmlischer Gabe, so daß es vollkommene Freiheit erlange im Voranschreiten zum ewigen Leben.“ Weitab von einem „Du hast uns beschenkt, so beschenk uns wieder“ liegt das. Was hier von Gott erbeten wird, hat Gott längst geleistet, ohne daß wir ihn darum gebeten hätten. Nicht auf Gottes Güte pocht diese Oratio, um sie fernerhin zu erfahren. Sondern gläubig und dankbar geben wir uns hinein in die vorher geschehene Erfüllung, überzeugt, daß Gott künftige Erfüllung längst und für immer uns zgedacht hat.

Dank, Gott ausgedrückt in oft wiederholten Gebetsformeln, kann nicht an den Dank heranreichen, der unmittelbar aus befreitem Herzen kommt und Worte für diesen Dank selbst findet, sie nicht an einer Stelle des Gebetbuches sucht. Gewiß gibt es echtste Gemütsdichtung, die noch machtvoller ausdrückt, was der Dankende sagen will. Doch nicht jeder hat die rechte Fähigkeit, Dichtung nachzuerleben. Nach Empfang des Allerheiligsten Altarsakramentes kann manchem des Thomas „Adoro te“ oder „Pange, lingua“ den Ausdruck des Dankes verinnigen. Manchem wird auch das nur vorgeschriebene Gebetsformel sein, die er mit wenig Gefühl abliest. Tief muß man sich in solche Bekenntnisse eingelebt haben, wenn sie ihre ganze Kraft auswirken sollen.

Bedenken kann auch ein Dank wecken, gerichtet an Gott, wenn dieser Dank Gott preist. Dennoch gilt vielen Lobpreisen Gottes für wertvoller als betendes Bitten. Gottpreisendes Gebet ist älter als das Christentum. Nicht nur das Judentum pflegt es. Griechenland und Rom sangen Hymnen auf die Götter. Die Tragödie der Griechen aber sieht schon in dem Preis der Gottheiten etwas Unehliches. Die Iokaste des Sophokles kann, wenn sie eine Gunst der Götter zu erfahren glaubt, vollends wenn sie um solche Gunst fleht, den Göttern gar nicht genug Schönes sagen. Schiller nahm das in die „Braut von Messina“, auch in die Romanze „Hero und Leander“ auf, zugleich mit den schweren Anklagen, wie sie von Iokaste gegen die Götter erhoben werden, wenn sie nicht erfüllen, was sie erwartete und wünschte. Viel Schmeichelhaftes hat Hero dem Pontus nachzusagen, wenn sie in ihm ihren Beschützer anruft, vielmehr wenn sie wünscht, daß er Leander beschütze: Mild sei er und gütig, ihn rühre der Liebe Schmerz. Gleich darauf wettet Hero los: „Falscher Pontus, deine Stille war nur des Verrates Hülle, Einem Spiegel warst du gleich; Tückisch ruhten deine

Wogen, bis du ihn herausbetrogen In dein falsches Lügenreich.“ Hero umgirte den Gott, um ihn sich gefügig zu machen; weil ihr das nicht glückte, überhäuft sie ihn mit Schmähungen. Der Automat gehorchte ihr nicht.

Etwas von solchem Umgirren tönt einem empfindlichen Ohre leicht aus antiken Gebeten heraus. Möchten sie doch dem Gotte schmeicheln, damit er williger ihre Wünsche erfülle. Am liebsten — das ist einmal der Glaube des antiken Menschen, und nicht nur des antiken — hört der Gott sich mit den vielen Namen angesprochen, die ihm von den Menschen zugeteilt wurden. Des Horaz „Carmen saeculare“ ist eine würdevolle Dichtung von starkem Ethos. An Phöbus und an Diana richtet es seine Bitten. Unmittelbar nachdem Phöbus die unsterblichen Worte vernommen hat: „Possis nihil urbe Roma visere maius“, wendet sich Horaz an Diana, und zwar an die Beschützerin der Geburtswehen. Ilithya spricht er sie an, auch Lucina und Genitalis: „Sive tu Lucina probas vocari seu Genitalis.“ Er weiß nicht nur, daß die Götter sich ihrer vielen Namen freuen, der „polynomia“. Er befürchtet, den Namen, der am liebsten von Diana vernommen wird, zu verschweigen, wenn er nicht alle Namen anführt, die der Entbindungsgöttin zukommen. Machen homerische Menschen es etwa anders? Gleich zu Beginn der Ilias fleht der Priester Chryses seinen Gott Apollon an. Argyrotoxos (Silberbogner) Beschützer von Caryn und Killa, Beherrscher von Tenedos, und Smyntheus nennt er ihn. Die Formel kehrt zum Teil wieder, wenn Chryses in der zweiten Hälfte des ersten Gesangs sein Gebet erfüllt weiß und dem Gotte dankt. Stets soll der Gott hören, was ihm schmeichelt.

Bedarf es des Nachweises, daß die Litaneien solcher Auffassung fernstehen? Nicht aus Berechnung stammen sie, sondern aus überströmendem Gefühl. Noch mächtigere Ausbrüche des Gefühls sind Preisgesänge, die aus dem Alten Testament stammen, aus den Psalmen oder aus dem Buche Daniel. So der Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen. Fraglich kann nur bleiben, ob dergleichen dionysische Ergüsse im deutschen Gemüt stets eine Haltung antreffen, die dem Gegenstande gewachsen ist. Dürfen sie doch ja nicht trocken abgelesen werden, müßten sie doch eine Macht des begeisterten Wortes fordern, die dem Menschen nur in ungewöhnlichen Augenblicken gegeben ist. Eine Gemeinde, die soeben die Gemeinschaftsmesse in der üblichen beruhigten Sprache erlebte, dürfte kaum des Aufschwungs fähig sein, der für derart dionysische Dichtung benötigt wird. Hebräische Poesie von einst dürfte ein für Gefühlsübersteigerungen empfänglicheres Publikum besessen haben. Dem Deutschen liegt das ferner.

Doppelte Gefahr droht, wenn Begeisterung um jeden Preis sich durchsetzen soll: Entweder — wie ich das schon andeutete — trockener Vortrag, der wie Karikatur wirkt. Oder aber künstliche Entfaltung des Gefühls; sie ist noch gefährlicher; sie spielt Komödie. Lese ich ein geistliches Lied von der Art der Schöpfungen des Novalis, so ergibt sich mir wie bei jeder echten Dichtung frü-

her oder später ein starkes Gefühlserlebnis. (Daß der Mensch nicht immer fähig ist, Dichtung eindringlich mitzuerleben, war in diesen Aufzeichnungen längst zu sagen.) Dies Gefühlserlebnis bliebe aus, wenn ich bewußt und um jeden Preis es aus der Dichtung holen wollte. Verstand kann Gefühl nicht machen, nur hemmen. Schon die Aufforderung, sich ganz dem Gefühl hinzugeben, kann das Gegenteil herbeiführen.

Der rechte Erzieher und daher auch der rechte Seelsorger muß gleichwohl gefühlsmäßige Betrachtung seinen Zöglingen nahelegen. Nur Feingefühlige können das mit wirklichem Erfolge tun. Sonst machen sie sich lächerlich oder sie leiten zu Zungendreschen an. Die Jugend von heute ist viel zu aufgeklärt, als daß sie die Macht des Gefühls gern anerkennen wollte, selbst wenn sie mehr oder minder unbewußt Gefühle in sich trägt.

Sollte ich etwa gar mich dem Vorwurf aussetzen, ich sehe Religion zu einseitig vom Blickpunkt des Ästhetischen? Ästhetisches geltend zu machen bedeutet noch immer vielen nur Gefühlsduselei. Schon das Wenige, das ich über absichtliche Gefühlserwirkung sage, sollte mich vor dem Einwand schützen. Dann aber ist mir — und nicht nur mir, sondern den Gesinnungsgenossen Goethes — Ästhetik etwas mehr als Gefühlsschwärmerei. Was wir Ästhetik nennen, fordert, daß der künstlerische Ausdruck dem, was ausgedrückt werden soll, aufs genaueste entspreche. Nur der rechte Ausdruck in kunstvoll gestalteter Farbe, in kunstvoll geformtem Stein, in allen andern Ausdrucksmitteln der Künste, auch im kunstvollen Wortausdruck des Dichters (nicht in wissenschaftlicher Begriffssprache) kann das Auszudrückende ganz ausschöpfen. Das gilt auch auf dem Felde der Religion. Die Beispiele, die ich oben gab, sollen nur zeigen, daß eine Ausdrucksart, die nicht erreicht, was durch eine andere erzielt wird, das Wesentlichste verfehlt. Sie kann nicht offenbaren, was die höhere Ausdrucksart verrät. Kurz gesagt: Wir büßen auch religiös ein, wenn wir mit der schwächeren Ausdrucksform uns begnügen; nur der vollkommeneren Ausdruck weckt das rechte Gefühl.

Religion ist ohne Gefühl nicht denkbar. Um so gefährlicher ist jeder Versuch, sich absichtlich in Gefühl hineinzusteigern. So gemeint ist auch der Wunsch, Beten in gefühlsmäßige Betrachtung zu wandeln.

Das Wort Betrachtung ertönt oft, wenn von rechtem Beten gesprochen werden soll. Für den heiligen Ignatius ist Betrachtung eigentliches Gebet. Betrachtung gilt zunächst im ursprünglichen Wortsinne als innere Schau. Wir sollen mit innerem Auge die Vorgänge sehen, die im Rosenkranzgebet enthalten sind. Die Worte „den du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast“ sollen uns Marias Wanderung über das Gebirge hin zu Elisabeth bis ins einzelne miterleben lassen.

Wir sollen also uns der Bibelstellen erinnern, die mit den einzelnen „Gesetzen“ der Rosenkranzandacht in Verbindung stehen. Doch nicht nur die

Rosenkranzandacht ist ein stetes Sicherinnern. Gleiches gilt von der Messe. Der Messtext selbst bezeugt das. Unmittelbar nach der Wandlung setzt er ein: „Unde et memores . . .“ „Daher sind wir denn eingedenk, Deine Diener, aber auch Dein heiliges Volk, des heilbringenden Leidens, der Auferstehung, und der Himmelfahrt Deines eingeborenen Sohnes.“ Wohl zu beachten ist, wie schlicht, alle Lobesworte ausschaltend, sich hier ein Dank ausdrückt, der für Christi wertvollste Gabe dargebracht wird. Übertrifft aber nicht wirklich das Bekenntnis einer selbstverständlichen Vertrautheit, eines vollen Inneseins allen lobpreisenden Wortausdruck? Dies Innesein bestätigt uns, daß wir das rechte Verhältnis zum Inhalt unseres Betens gewonnen haben.

Das Selbstverständliche des Inneseins könnte beeinträchtigt werden, wenn — in Messe und in Rosenkranz — wir dauernd grundsätzlich uns bemühten, der Bibelstellen zu gedenken, die mit dem Gebettex te zusammenhängen. Nur eine verstandesmäßige Gedächtnisübung käme zustande.

Der Text des Rosenkranzes muß jeden, der viele Werke bildender Kunst kennt, an reiche und vielgestaltige Darstellung der einzelnen Augenblicke von Christi und Marias Leben gemahnen. Von dem Ave Maria bis zur Krönung Marias. Erinnerung also auch hier. Und auch da wäre es falsch, solche selbstverständliche Erinnerung nach den Bräuchen eines kunstgeschichtlichen Repetitoriums abzuwandeln.

Müßte ich in Betrachtung mich möglichst vollständig aller einschlägigen Bibelstellen erinnern, ich bliebe nicht lange bei der Stange, käme bald vom Hundertsten ins Tausendste und müßte unversehens erkennen, daß ich schon lange an ganz anderer Stelle verweile. Überdies fiele mir jetzt, nachdem ich mich eindringlich mit Gegnern des Christentums beschäftigte, störend immer alles ein, was sich gegen die Glaubhaftigkeit der Bibel richtet. Soll ich dann zum soundsovielten Male die Bücher aufschlagen, die ich überwunden und widerlegt zu haben glaube, auch die Aufsätze, in denen ich sie zu widerlegen suchte? Das tu ich ohnedies oft genug; aber solche wissenschaftliche Arbeit könnte mir Gebet nicht ersetzen, mir nicht als rechte religiöse Betrachtung erscheinen. Wissenschaft hat Grenzen, über die sie nicht wegkann. Daß sie die letzten und höchsten Fragen nicht beantwortet, wird jetzt wieder klar; das war hier schon längst zu zeigen.

Religiöse Betrachtung soll auch gar nicht wissenschaftlich sein. Sie soll dem Gefühl vertrauen, nicht wissenschaftlicher Logik, dem Mythos sein Recht lassen und ihn nicht dem kurzsichtigen Verstande aufopfern. Das Gefühlsmäßige der Betrachtung wird von der Kirche stark betont. Wenn ich recht verstehe, ist vielen Betrachtung überhaupt nur Verharren im Gefühl, in einem Gefühl, das nicht zu Worten werden will. Wieder stehe ich Armer vor einem Hindernis.

Jahrelang rang ich einst um eine Ausdrucksfähigkeit, die ohne viel Mühe in Worte überträgt, was man fühlt. Mühsam erzog ich mich zu solcher Kunst. Wer

sein Fühlen ausschöpfen will, muß denken. Denken aber ist nicht nur Denken in Worten. Es gibt auch ein wortloses Denken. Wie es beschaffen ist, erkennt man leicht, sobald man es in Worte umsetzen will und die Worte nicht finden kann, die benötigt werden. Mir widerfuhr das immer wieder, nicht nur beim Reden, auch bei schriftlicher Aufzeichnung. Also nicht nur wegen der inneren Unruhe, die den Sprechenden leicht befällt, sogar wenn er nur mit wenigen oder mit nur einem einzigen zu reden hat; auch in der beschaulicheren Haltung des Schreibenden.

Nur langsam überwand ich das. Mir halfen die Wanderungen, auf denen sich mir meine Vortragsentwürfe mehr und mehr abklärten. Halfen mir, schrittweise den Wortausdruck für das zu finden, was mir vorschwebte. Bis dann das Finden der Worte mir leichter und leichter und zuletzt selbstverständlich wurde. Doch immer noch beneide ich andere Völker um eine Gabe des Wortausdrucks, die dem Deutschen fehlt. Mir sagte einst einer, der es wissen konnte und mußte, ein Volk, das durch Jahrtausende sich an den Spitzfindigkeiten des Talmuds geübt habe, verfüge selbstverständlich über eine Fähigkeit des Denkens, die den anderen Völkern unerreichbar sei. Gemeint war da natürlich nicht wortloses Denken, nur Denken in Worten. Ich behaupte nicht, daß ich an solche Ausdrucksfähigkeit herangekommen sei, trotz aller Mühe, die ich daran wandte.

Nur freilich kann ich mich nicht mehr mit einem Sinnen begnügen, das dem Worte ausweicht. Auch nicht im Gebet. Jedes Gebet, nicht nur das von mir selbst geformte, bietet mir im Wort einen festen Halt. Er ginge mir verloren, wenn ich des Wortes entriete.

Die letzten Sätze von Wagners *Isolde* meinen etwas wie das Glück wortlosen Gefühls. „In des Wonnemeers wogendem Schwall, in der Duftwellen tönendem Schall, in des Weltatems wehendem All — ertrinken — versinken — unbewußt — höchste Lust!“ Möge das Nirwana heißen oder Ekstase, solcher Enthusiasmus war im Erleben religiös Verzückter lange vor Wagner und schon vor Schopenhauer anzutreffen. Mir ist er zu körperlich und zu ungeistig. Und scheitert nicht auch er, wenn er das gefährliche Wort „unbewußt“ in Anspruch nimmt? Will, wer das erstrebt, nicht vielmehr bewußt das Unbewußte erzielen und zerstört er es nicht von vornherein durch dies Wagnis? Oder bin nur ich so unglücklich faustisch veranlagt, daß ich zum Augenblicke nicht sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön.“ Das Gefühl, in Gottes Hand geborgen zu sein, kann in mir nur kurz aufblitzen, nicht durch längere Zeit genußvoll ausgekostet werden. Das wäre mir Entheiligung.

Faustisch veranlagt zu sein, ist kein Glück. Und nicht etwa Rückfall in abgetanen Sprachgebrauch bedeutet es, faustische Haltung wie etwas Unerwünschtes, schier Krankhaftes zu empfinden. Als Minor mir eines Tages schrieb, ich sei eine faustische Natur, wollte er mir ganz gewiß nicht einen Vorzug vor andern zubilligen, sondern bestenfalls Fehler, die er mir vorzuhalten hatte, unter einen

höheren Gesichtspunkt rücken. Goethe sah im Faustischen sicherlich etwas Verfallartiges. Daß es nur eine Abart des Sentimentalischen ist, brauchte Goethe nicht von Schiller zu erfahren. War doch Goethe von Anfang an bemüht, die Neigungen, die von Schiller etwas später als sentimentalisch bezeichnet wurden, sich abzugewöhnen. Gift, das er in sich verspürte, schied er aus, indem er es zum Gegenstand seiner Dichtung machte. So entstanden die Sentimentalischen von der Art Werthers oder Tassos, so entstand auch Faust. Verständnissvoll schilderte er ihr Leid; aber nicht nur Verständnis für sie wollte er wecken, auch die Grenze ziehen, die ihn selbst von diesen Naturen trennte. Er fühlte sich ihnen verwandt, wollte indes nicht ganz so sein und so handeln wie sie. Der Naive — ich beharre bei Schillers Ausdrücken — ist schlechthin gesünder.

Im 19. Jahrhundert steigerte sich das Krankhafte sentimentalischer Verfallsmenschen; es erstieg seine Höhe am Ende des Jahrhunderts, in Altersschichten, denen auch ich angehörte. Doch schon Grabbes Hannibal weist, wie in diesen Blättern das getan ist, wesentliche Züge des Dekadenten aus späterer Zeit. Ganz besonders in seiner Angst vor dem Berufen. Euphorie ist ihm Ankündigung kommenden Unheils. Graut auch ihm vor der Götter Neide? Ägyptens König mahnt den Tyrannen Polykrates, sich nicht glücklich zu nennen. Drängt er ihm nicht auf, sich und sein Schicksal wie Grabbes Hannibal zu sehen? Auch hier waltet Angst vor dem Berufen.

Widerchristlicheres als die Vorstellung vom Neide der Götter ist nicht leicht auszudenken. So sollte der rechte Christ auch vor dem Berufen nicht Angst haben. Ist aber, was ich von meiner Unfähigkeit soeben sagte, lange Zeit hindurch mich in Gottes Hand geborgen zu fühlen, nicht letzten Endes etwa nur Angst vor dem Berufen? Ist sie also Folge des Verfallmenschentums? Dann hätte ich trotz allem Mühen nicht überwunden, was mich einst quälte. Damals bekannten wir uns als dekadent. Ich entdeckte längst, daß wir auf einem Irrwege waren. Beschreite ich ihn immer noch, wenn ich mich scheue, dem Gefühl der Beglückung Raum zu lassen? Ich müßte mir zurufen: Gestehe, daß du glücklich bist, glücklich geborgen in Gottes Hand.

Christlicher denkt und handelt, wer sich von Gott beschützt fühlt, wer nicht bangt, wenn er das ausspricht. Der Priester wird ihm ermutigend zubilligen, der Gotteskindschaft teilhaft zu sein. Wir sprechen Gott als unseren Vater an, belehrt durch Christus selbst. Christus durfte ihn seinen Vater nennen. Die Christenheit aber kann nur als Ganzes sich zu Gott ebenso verhalten wie Christus. Wir haben es Christus zu danken, daß wir das wagen dürfen.

Wieder befällt mich Bangen, wenn ich das ausdenke. Aber geht dies Bangen nicht auf dieselben Verfalleigenheiten zurück, die sich in der Angst vor dem Berufen auswirken? Wer diese Angst überwindet, kann auch jenes Bangen überwinden. Ganz an Gott gebunden, ist er dennoch ein Freier. Von solcher Warte

gesehen, ist Christentum Überwindung jeder Sklavenmoral, überwindet Sklavenmoral siegreicher als der Mann, der zur Zeit meiner Anfänge gegen die angebliche Sklavenmoral des Christentums die Lehre vom Übermenschen ausspielte. Anders drücke ich das noch aus: Wer sich beglückt als Kind Gottes fühlt, wer Gott als Vater anspricht, wie er das durch Christus gelernt hat, ist ein Freierer und seiner Freiheit Bewußterer als Nietzsches Übermensch.

Ganz so meint es der Römerbrief des Paulus (8, 15). Ausdrücklich wehrt er ab, der Christ habe den Geist der Knechtschaft empfangen, der in Furcht setzt. Die Bitten, die der rechte Christ an Gott richtet, wenden sich nicht an eine Macht, die uns fern steht, wenn sie über uns entscheidet. Sie rufen kindlich zuversichtlich unsern Vater an. Sprechen wir mit Gott kindhaft, wie das Vaterunser es tut, so bleibt uns alle Gefühlsekstase fern, vor allem wortlose.

Darf ich auch noch die Behauptung wagen, daß ein Gebet in Worten viel, wohl gar mehr Betrachtung vorzeichnen kann als wortlose Gefühlsekstase? Mag dies Gebet Bittgebet sein in den eigenen Worten des Betenden oder Wiedergabe mittelalterlicher lateinischer oder späterer deutscher Dichtung. Denn in Bitten gipfeln ja solche Gebete bis hinauf zu der überwältigenden Macht des „Dies irae, dies illa“. Bloße Gefühlsbetrachtung kann bei einzeitigem länger verweilen. Wer gewohnt ist, reihenweise seine Gebete, eignes wie den Sang begnadeter geistlicher Dichter, vorzubringen, sieht immer nur auftauchen und verschwinden, was den Inhalt einer bloß dem Gefühl hingeebenen Betrachtung ausmacht. Aber er bleibt — wie ich schon andeutete — fester bei der Stange und ist der Gefahr des Abschweifens nicht ausgesetzt. Sogar Augenblicke, die an Ekstase grenzen, können dabei dem Betenden geschenkt werden, vor allem wenn er, Kind einer schwächeren Zeit, sich in das „Dies irae“ oder in des Thomas „Adoro te“ versenkt und auf eine ihm sonst kaum erreichbare Macht des Flehens wie der Verherrlichung Gottes stößt.

Ich will die Gefahr solchen Betens nicht verschweigen. Sie liegt im Zu oft. Der Beter kann sich, kann Gott gar nicht genug tun. Immer eindringlicher will er sagen, was er zu sagen hat. Er wiederholt oft Gesagtes bis zur Ermüdung; statt eindringlicher zu werden, erschläft er. Schon wegen des schnellen Schrittmaßes, das er benötigt, sein ganzes Vorhaben durchzusetzen. Ihm bleibt nur noch, was er vermeiden wollte: sich auf den großen Umfang der Leistung zu verlassen, die er im Laufe des Tages geleistet hat. Und die Zuversicht, daß dem Richter Gott die Gesinnung, in der gebetet wird, schwerer wiegt als Inhalt und Wort des Gebetes.

Die Gesinnung. Was ich hier vom Gebet sagte, ruht durchaus auf der Überzeugung, daß nur die Gesinnung den Wert des Gebetes entscheidet. Gebet ist — so meine ich — nicht in erster Linie Bitte oder Dank oder Lob Gottes, nicht Betrachtung, sondern Prüfstein der Gesinnung.

Kann ich die Gesinnung, die sich in meinem Beten ausspricht, genau bezeichnen? Kann ich Wurzel, Mittelpunkt und Wesen dieser Gesinnung feststellen? Nach eindringlicher Prüfung erkläre ich: Diese Gesinnung birgt in sich das unbedingte Bedürfnis, meine Pflicht zu erfüllen. Die Pflichten, die mir Gott auferlegt, die Pflichten vor allem, die ich Gott schulde. Ich fühle mich als einen Pflichtmenschen. Halt und Festigkeit leiht mir der Gedanke, daß ich meine Pflicht willig und freudig erfülle und erfüllte.

„Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichlung bei sich führt, in dir fassst, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte oder schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihm entgegenwirken, welches ist die Wurzel deiner edlen Abkunft?“

Dieser Hymnus auf den Begriff der Pflicht stammt von einem Manne, der sich sonst kaum hymnischen Ausdrucks bedient, von Kant. Er findet sich im ersten Teil der „Kritik der praktischen Vernunft“, im dritten Hauptstück des ersten Buches. Dies Hauptstück ist überschrieben: „Von den Triebfedern der reinen praktischen Vernunft.“

Ich, ein weicher Österreicher, berufe mich auf Kant? Vielleicht bekunden Lesern dieser Erinnerungen die Mitteilungen über den Gang meines Lebens, wie in mir sich allmählich Pflichtgefühl einstellte und entwickelte, Ergebnis nicht so sehr meiner Anlage als vielmehr der Selbstüberwindung. Kinder, die jahrelang kränkeln, scheinen am allerwenigsten berufen zu sein, Pflichtmenschen zu werden. Wirklich wurde in uns Kindern auch Pflichtgefühl angeregt. Aber es war uns ein Gebot wie andere; man suchte ihm nachzukommen, kam ihm oft genug nicht nach. Wohl zum erstenmal wurde mir Pflicht nicht von außen auferlegt, sondern sie ging mir als etwas Selbstverständliches auf, als etwas Unumgängliches, als etwas, das ich erfüllen mußte und freudig erfüllte, in dem Augenblick, da meine Mutter den Kampf um unser Dasein begann. Ich hätte mich selbst verachtet, wenn ich ihr nicht willig, ja freudig Gefolgschaft geleistet hätte. Dann aber kam die nächste, noch viel tiefer eingreifende Wandlung. Sie entschied für alle Zeit mein Verhalten. Fast unerträgliche Pflicht war mir alles geworden, was ich für die Schule tun mußte. Immer noch tönt in meinem Ohr die Stimme meiner Schwester, wenn sie mir zurief: „Oskar, du sollst Deine Aufgaben machen.“ Dann aber kam der Tag, an dem mir Arbeit für die Schule wertvoll wurde. Mein Ehrgeiz fand durch sie Befriedigung. Zum erstenmal ging mir auf, daß ich mich nicht auf andere verlassen dürfe, sondern nur aus eigener Kraft erreichen könne, was ich erreichen wollte. (Das soll nicht heißen, daß ich mich nie wieder auf

andere verließ, daß es nicht noch weiterer Enttäuschungen bedurfte, mir das mehr und mehr abzugewöhnen. Ich möchte hier nicht darlegen, bis in welche Höhen hinauf die andern nicht leisteten, was sie mir versprochen hatten, und was ich mit gewissem Recht von ihnen erwarten durfte.) Oft genug hörte ich meine Mutter rufen: „Schenk' deinem Buben einen Kreuzer und mach' alles selber.“ Mir wurde das immer mehr zur Gewohnheit. Sicherlich erleichterte mir das nicht alle Arbeit, auch nicht für die Schule. Doch kaum zu ermessen war, welch wertvolles Geschenk mir diese Wandlung wurde. Mit einem einzigen Schlage wurde vieles leichter, als es mir gewesen war; zugleich ergaben sich mir Erfolge, die ich nie erwartet hätte. Um so freudiger wurde mir alle Erfüllung von Pflichten. Das war nicht länger peinvoller Kampf mit Aufgaben, die mir nicht zusagten. Die Schritte, die ich jetzt tat, führten mich — das verspürte ich oft — höher und höher hinauf. Ich begann zu ahnen, daß Pflichterfüllung befreit und das Leben verschönt. Sie wurzelte jetzt in freier Selbstbestimmung. Ich war mir bewußt, daß ich mich selbst aufgäbe, wenn ich Pflicht noch einmal in anderem Sinne sähe. Ich hätte das nicht verantworten können. Es hätte meinem Gewissen widersprochen, das endlich sich voll entfaltet hatte.

Ich war also doch, so empfand ich, zu Geistesleistung begabt. Und so fühlte ich mich auch für alle Zukunft verpflichtet, meine Begabung zu bewähren und die Aufgaben, die sich mir stellten, im besten Sinne zu lösen. Das steigerte sich mein Lebtage immer mehr und half mir, Mühen zu tragen, die nicht leicht zu tragen waren. Bis in anstrengendste Vortragsfahrten hinein wirkte sich das aus. Kaum kann ich heute noch begreifen, wie ich das leisten konnte. Mich trug die unwiderstehliche Macht einer Pflicht, die ich mir mit freiem Willen auferlegt hatte. Gut war und bin ich mir bewußt, daß dies Pflichtgefühl, diese Gewohnheit der Pflichterfüllung schwer beeinträchtigt würde, wenn ich ein einziges Mal aus Bequemlichkeit es mir leichter machte. Wer gewohnt ist, jeden Morgen zur selben frühen Stunde an sein Handwerk zu gehen, erschwert sich sein Leben, sobald er aus irgendeinem Grunde es anders macht und später anfängt. Etwa weil gerade ein Wolkenbruch sich entlädt. Oder weil unabwendbare Störung der Nachtruhe stundenlang ihm den Schlaf raubte. Fesselt ihn durch längere Zeit Krankheit ans Bett, dann muß er hinterdrein erproben, wie schwer das Wiederaanfangen ist, wieviel Mühe es kostet, nach längerer Unterbrechung aufzunehmen, was als gewohnter Brauch sich fast spielend erledigen läßt.

Freiwillig sich selbst auferlegte Pflicht; das ist es. Nicht auferlegt wegen irgendeiner Laune, sondern um der Achtung willen, die man vor sich selbst hat. Sobald ich eingesehen hatte, daß mir ein gut Stück Begabung geschenkt war, fühlte ich mich verpflichtet, diese Begabung zu bewähren. Und als dann allmählich mir ehrenvolle Aufgaben zugeteilt wurden, sah ich mich gedrungen, die nicht zu enttäuschen, die mir so viel Ehre erwiesen hatten. Ich behauptete nicht,

daß solche Pflichterfüllung immer leicht ist; erleichtert aber wird sie durch das Bewußtsein, freiwillig aus einem sittlichen Beweggrunde übernommen zu sein.

So wird beste Hilfe der Wunsch, Vertrauen nicht zu enttäuschen, das man sich erworben hat. Wer auf mich vertraut, soll sich nicht unversehens in Stich gelassen wissen müssen. Ist nicht eine feste Stütze der Erfüllung auch schwerer Pflichten das Bewußtsein, daß man andern unentbehrlich geworden ist? Wirkt dies Bewußtsein nicht auch in uns selbst sich stärkend und erhaltend aus? Da stellt sich etwa eine Lage ein, deren schweres Leid man am liebsten beenden möchte, indem man diesem Leben ein Ende macht. Was kann kräftiger vor solchem übeln Schritte bewahren als die Überzeugung, man müsse sich für die erhalten, die es nicht ertragen könnten, mit einem einzigen Schlage sich verlassen und ihres Schutzes beraubt zu wissen? Man ist ihnen unentbehrlich. Wenig macht es da aus, ob nicht vielleicht Selbsttäuschung mitspielt, ob man sich nicht für unentbehrlicher hält, als man tatsächlich ist; ob die, für die man zu sorgen hat, nicht auch allein ganz gut fertig würden, auch wenn der nicht mehr da ist, der — wie Rilke das ausdrückt — das Land für ihre Füße abzutasten gewohnt war.

Verpflichtung als vielleicht heiligster Fall freiwilliger Erfüllung der Pflicht: diese Erfüllung erleichtert durch den sittlichen Wert ihrer Ursache. Wo trifft das alles in höherem Sinne zu als im Verhältnis zu Gott? Wer einmal das alles durchdacht hat, verlangt dringlich von sich, dem die gewohnte Pflicht zu erfüllen, der gerade durch das Geschenk frei gewählter Pflichterfüllung dem Dasein des Menschen Sinn geschenkt hat. Durch dies Geschenk erwies mir Gott sein Vertrauen auf mich. Gott mochte ich am allerwenigsten enttäuschen. Meint Goethe es anders?

„Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.“

Wer diese Worte des „Vermächtnisses altpersischen Glaubens“ (im „Buch des Parsen“ des „Westöstlichen Divan“) aus dem Zusammenhange herauslöst, könnte sie wie Abkehr von Gott empfinden. Spricht nicht vielmehr Goethe im Gewand des alten Persers und mit den Wendungen von dessen Sonnenglauben sein eigenes Bekenntnis zu Gott aus?

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Die Sonne ist Symbol Gottes, ist das Abbild Gottes, das wir schauen dürfen: „Das ist unsers Daseins Kaisersiegel, Uns und Engeln reiner Geistesspiegel.“ Mit- hin sind die schweren Dienste, deren tägliche Bewahrung beste Offenbarung ist,

9. Erinnerungen

Dienste an Gott. Auch Erfüllung unserer Pflichten ist es, nicht zuletzt der Pflicht, die wir Gott schulden. Ist sie doch die heiligste Pflicht.

Sie ist es mir und sie wiegt mir schwerer, ihre Erfüllung ist mir wichtiger als das Bewußtsein, daß Gott doch auch Pflichten gegen mich übernahm, als er dank dem Fürwort Christi mich zu seinem Kinde machte. Ich bin mir bewußt, daß mir wegen dieser Entscheidung vorgeworfen werden kann, ich empfehle trotz allem Sklavensittlichkeit. Allein die Pflichterfüllung, die ich vertrete, ist Leistung des innerlich freien Menschen.

Der oben angeführte Hymnus Kants schließt mit einer Frage. Kant selbst beantwortet sie: Die Wurzel der edlen Abkunft der Pflicht ist ihm die Persönlichkeit. Sie ist ihm die unnachlässliche Bedingung des Wertes, den sich Menschen allein selbst geben können.

Persönlichkeit ist hier gedacht als Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur. Ist der Mensch auch zur Sinnenwelt gehörig, durch seine Persönlichkeit gehört er zur intelligibeln Welt, kann er sich Gesetzen unterwerfen, die von seiner eigenen Vernunft gegeben sind. Beiden Welten angehörig, darf der Mensch in dieser Betätigung der Persönlichkeit seine Bestimmung erblicken.

Muß ich noch hinzufügen, daß Kant auf diesem Wege zu seinem Gottesnachweis gelangt?

Höchstes Glück der Erdenkinder nennt an anderer Stelle des „Divan“ Goethe die Persönlichkeit. Ich wage nicht, eine Brücke von dieser Stelle zu Kant zu schlagen. Kant meint anderes mit dem Wort „Persönlichkeit“ als das Buch „Suleika“. Ich sehe indes kein Hindernis, Goethe zuzubilligen, daß er die Wurzel der Pflicht nicht an anderem Orte gesucht hat als Kant. Ich hoffe zugleich, daß, was ich über Pflicht sagte und mit Kant einstimmig fand, mich von der Kirche nicht entfernt.

Ob man wirklich dem Volke oder den Schülern das Gute, das sich in Kants Sittenlehre findet, nicht als gereinigte Ansicht Kants vortragen soll? Nicht „vergiftetes Wasser“ mühsam reinigen, während gleich nebenan der frische und gesunde Quell katholischer Sittenlehre sprudle? Ungefährlich scheint mir solches Verfahren nicht. Übel könnte es werden, wenn dann einer aus dem Volke oder von den Schülern auf Kant stößt und ihn bewundern lernt. Die mächtige Gedankenarbeit Kants läßt sich nicht mit vorschneller Hand beiseite schieben, so wenig wie Goethes Schaffen. Kant bleibt eine feste Stütze, auch angesichts von theologischen Erwägungen, die dem Christentum sittliche Verpflichtung entwerten wollen, weil sie echtes religiöses Fühlen nicht richtig erfasse. Ist Kant nicht rechtes Heilmittel gegen Gaubensbekenntnisse, die dem Menschen Religion gar zu bequem machen wollen, indem sie die schwere Last sittlicher Verpflichtung erleichtern?

Um wieviel verständnisvoller, als noch vor kurzem katholische Wissenschaft jetzt Kant wertet, beweist der Artikel „Kant“ in der vierten Auflage des „Großen Herder“ (1933). Zwar bot schon die dritte Auflage (1905) nichts weniger als eine entschiedene Absage von Kants Weltanschauung. Inzwischen aber war die Fachwissenschaft ihm noch gerechter geworden, auch wenn sie grundsätzlich andere Wege einschlug. Ausdrücklich berichtet die neue Auflage das und schließt sich solcher Beurteilung an. Ja sie wagt die Behauptung, Kant hätte gegen Materialismus, Fatalismus, Atheismus dem Glauben wieder Raum schaffen wollen. Kann ich mir noch mehr wünschen? Muß ich mich nicht in meiner Auffassung bestätigt fühlen?

Ich denke nicht daran, Kant zu einem gläubigen Christen zu machen. So wenig wie Goethe zu einem einwandfreien Katholiken. Allein ich finde es falsch, nur die Unterschiede zu beleuchten, die da wie dort walten, das Gemeinsame indes nicht sehen zu wollen. Etwa die starre Sittenstrenge Kants zu katholischer Haltung in Gegensatz stellen. Wirkt da nicht immer noch das Xenienpaar Schillers sich aus?

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,

Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Da ist kein anderer Rat: Du mußt suchen, sie zu verachten,

Und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebeut.

Soll das wirklich Schillers Urteil über Kants Sittlichkeitsbegriff sein? Schiller bekämpft diesen Begriff in dem Aufsätze „Über Anmut und Würde“; Kant antwortete in dem Buche „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Meine Schrift „Romantisches“ (S. 51 ff.) weist nach, daß Kant hier die Einwände Schillers zum guten Teil anerkannte. Hier stehen die Worte: „Das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht . . . ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung.“ Hier spricht Kant von „fröhlicher Gemütsstimmung“, ohne welche man nie gewiß sei, das Gute auch liebgewonnen zu haben. Darf für diese Worte noch gelten, daß sie unkatholisch starre Sittenstrenge verfechten? (Ich verweise auf meine Schrift, nicht weil ich annehme, dort Niegesagtes gesagt zu haben; sondern nur, weil ich jetzt die Sache nicht gleich ausführlich erörtern möchte.)

Als Zeugnis für den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kant und dem Christenglauben gilt die „Allgemeine Anmerkung“ am Ende der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Tatsächlich finden sich hier die harten Worte: „Das Beten, als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn (ein Fetischmachen).“ Liest man weiter, so erfährt man, daß Kant wesentlich an Bittgebete denkt, die — wie ich es nenne — am Automaten glauben hängen. An Gebete, die bloß „erklärtes Wünschen“ seien, nicht aber die innere Gesinnung des Wünschenden erklären,

also keine der Pflichten ausüben, die uns als Gebote Gottes obliegen; mithin werde in ihnen Gott wirklich nicht gedient. Geist des Gebetes, der ohne Unterlaß in uns stattfinden könne und solle, sei herzlicher Wunsch, Gott in allem unserm Tun und Lassen wohlgefällig zu sein, d. i. die alle unsere Handlungen begleitende Gesinnung, sie, als ob sie im Dienste Gottes geschehen, zu betreiben. Daher gesteht Kant dem in Worte und Formeln gekleideten Ausdruck dieses Wunsches zu, daß er Mittel zu wiederholter Belebung dieser Gesinnung sein könne. (Dringlich warne ich vor der Annahme, dies „als ob“ wolle Dienst Gottes zu einem Scheinwerk machen. Was Kant meint, hätte ein schlichtes „als im Dienste Gottes geschehen“ ebensogut, wenn nicht besser ausgedrückt. Es ist noch nicht lange her, seitdem wir uns gewöhnt haben, Kants „als ob“ schlechthin im Sinne von „Fiktion“ hinzunehmen. Gewiß bedeutet „als ob“ bei Kant an anderen Stellen noch anderes als hier. Doch er selbst meinte auch an diesen Stellen nicht bloße Fiktion.)

Hier kann nicht noch ausführlicher gezeigt werden, wieweit Kant trotz allem auch mit katholischer Auffassung des Gebetes sich berührt. So findet er anerkennende Worte für öffentliches Gemeinschaftsgebet, für „vereinigte Anstimmung des Glaubenshymnus“, „wo der Wunsch eines jeden mit den Wünschen aller zu einerlei Zwecke (der Herbeiführung des Reichs Gottes) als vereinigt vorgestellt werden soll“.

Trotz allem. Denn auch Kant ist der Sohn einer entgotteten Zeit. Und er leidet unter den Übeln, die sich mehr und mehr aus der Entgottung ergaben. Unverkennbar spricht das aus dem Eindrucke, den ein laut Betender, ja schon einer, der nur die Gebärden eines Betenden wahr, in ihm weckt. „Man würde, ohne daß ich es selbst sage, von selbst erwarten, daß jener darüber in Verwirrung oder Verlegenheit, gleich als über einen Zustand, dessen er sich zu schämen habe, geraten werde.“ Wecke doch ein Mensch, der mit sich selbst redet, den Verdacht, daß er eine kleine Anwandlung von Wahnsinn habe. Kant könnte gar nicht ausdrücklicher bezeugen, wie durchaus im Sinn einer religiösen Verfallzeit er empfand. Scham, die uns befällt, wenn wir beim Beten ertappt werden, ist auch mir einst geläufig gewesen. Solche Hemmungen von Verfallmenschen kenne ich nur zu gut. Sie bangen vor Selbstenthüllung.

Wenn indes Kant von dem Lebensgefühl seiner Zeit in religiösen Dingen abhing, war er doch zugleich schärfster Kritiker der Entgottung des 18. Jahrhunderts. Ist nicht, was er Kritik nennt, mittelbar eindringlicher Nachweis der geistigen Verarmung, die sich aus dem Freigeistertum ergab? Er will nachweisen, was übrig bleibt, wenn man mit Entgottung Ernst macht. Herzlich wenig bleibt übrig; eigentlich nur das Zugeständnis, daß wir, soweit höchste und letzte Fragen zu beantworten sind, nichts wissen können. Das gilt nicht nur für Religion, auch für alle Erkenntnis. Die Quellen, aus denen seit Jahrtausenden geschöpft worden war, hatte man verschüttet. Erfolgreicher verschüttet als jemals zuvor. Erbar-

mungslos wies Kant nach, wie wenig Zuverlässiges zu erreichen ist, wenn der Mensch nur seine Vernunft walten läßt und nur zulassen will, was dem Verstande einleuchtet. Vor Kants unwiderstehlicher Logik zerstoben die stolzen Hoffnungen, die der Materialismus, die aber auch schon Rousseau vertreten hatte.

Vernichtend wirkte auf viele dieser Nachweis. Vernichtend nicht nur auf Heinrich von Kleist. Kleists Kanterlebnis — wie man das nennt — ist ein typischer Vorgang. Als ich noch die Schule besuchte, bekannten mir Ältere, wie schwer sie unter Kants Erkenntniskritik gelitten hatten. Mancher mag da wie Kleist aus Kants Worten noch mehr Verneinung herausgelesen haben, als sie vertraten. Ich selbst aber war schon derart ins Fahrwasser des Ignorabismus hineingeraten, daß ich Kants Nachweise wie etwas Selbstverständliches hinnahm. (Das war wohl auch ein Ergebnis der Passivität meiner Jugend.)

Schlimmeres konnte den Entgotteten kaum widerfahren als Kants Feststellung, daß mit ihren Denkmitteln ihr ganzes Wissen herzlich bescheiden und unzulänglich blieb. Sie sollten indes noch Schlimmeres an ihm erleben. Schon hatten sie gemeint, durch die „Kritik der reinen Vernunft“ endgültig Gott losgeworden zu sein. Da führte die „Kritik der praktischen Vernunft“ wieder zu Gott zurück, machte Gott zu einem Postulat der Sittlichkeit.

Andere Mittel, den Weg zu Gott zurückzufinden, schien Kant freilich nicht zuzugeben. Mithin hatte Schleiermacher sein gutes Recht, als er gegen Kant auftrat und ablehnte, Gott nur aus den Ansprüchen unserer Sittlichkeit erweisen zu wollen. Immer noch blieb Schleiermacher im Bereich des Gebietes, auf dem sich Freigeisterei bewegte. Schleiermacher, der protestantische Geistliche, spielte nicht die Offenbarung aus, sondern leitete den Glauben an Gott aus einer Tatsache des Seelenlebens ab. Aus dem unabweisbaren Gefühl der Abhängigkeit alles Endlichen von einem Unendlichen. Religion hat nach Schleiermacher, wer im Endlichen das Unendliche, das Ewige anschaut. Nur durch solche Schau konnte Schleiermacher erzielen, was er wollte, konnte er die Gebildeten unter den Verächtern der Religion gewinnen. Ihm glückte das im besten Sinne. Nachdem für die Theologie des 18. Jahrhunderts ebenso wie für Kant Religion nur noch Angelegenheit der Sittlichkeit geworden war, wurde sie durch Schleiermacher endlich wieder Angelegenheit des Gefühls.

Jüngste protestantische Theologie ging auf Schleiermachers Wege bewußt über ihn hinaus. Schleiermacher vertraute nur noch dem Gefühl und lehnte es ab, durch Mittel des Verstandes Gott näherzukommen. Nun wurde Gott schlechthin als etwas Unbegreifliches hingestellt. Gott ist ein für allemal etwas ganz anderes als wir. Wollen wir ihm nahekommen, so können wir es nur durch den Glauben.

Droht indes dem Lehrer der Religion Schleiermacher ebenso wie seinen Nachfolgern nicht die Gefahr, Religion von Sittlichkeit zuweit wegzuführen? Schütten sie da nicht das Kind mit dem Bade aus? Der deutsche Idealismus des klassischen

Zeitalters ist jetzt wenig beliebt. Ihm war der Primat der praktischen Vernunft heilige Überzeugung. Danke ich diesem deutschen Idealismus, daß mich mein Sinnen über Religion zur Anerkennung des hohen Wertes von Pflichterfüllung hinführte? Daß ich meinen Rückweg zur katholischen Kirche mit Kant in Zusammenhang bringe?

Nachweisen kann ich, daß katholische Theologie den Begriff „Pflicht“ nicht anders faßt als ich. Daß ich also nichts ihr Fremdes einschmugge, wenn ich mein Verhältnis zu Gott und Welt im Sinne freiwilliger Erfüllung heiliger Pflichten fasse.

An zugänglichster Stelle, im „Großen Herder“, finde ich meine Ansicht von Pflicht und Pflichterfüllung fast wörtlich wieder. Der Artikel Pflicht verrät auf den ersten Blick, daß er von einem Meister katholischer Religionserforschung stammt. Ich berichte in Kürze:

Pflicht bedeute die Verantwortung, die man vor Gott und vor sich selbst für die Dinge und die Menschen seines Lebenskreises trägt. Seiner Familie, seinem Volke und seiner Kirche zu dienen in Anspruchslosigkeit, Hingabe und Treue, sei nicht Sache der Willkür, sondern der Verantwortung vor Gott und dem Gewissen.

Pflicht persönlich und gesellschaftlich fruchtbar zu machen, müsse sie von früh auf erlebt werden als das Höchste, was es gibt, nämlich als von Gott auferlegter sorgender Dienst. Zum Pflichtbewußtsein gelange man, wenn man sich zum Sinn für Verantwortung vor Gott und vor sich durch Bildung des Gewissens erzieht. Indem man Verantwortung fühlen lernt, zunächst Verantwortung für Anvertrautes, dann für Geschwister und Freunde, selbstlose Liebe aus Gemeinschaftsinn. Wenn man sich zu einem edlen und selbstlosen Ehrgefühl erzieht, mit dem man schweren Lagen gewachsen sein und seinen Mann stellen kann. So beginne man nach Hohem zu streben, Oberflächlichkeit zu verachten, gewinne man Mut zum Außerordentlichen, nicht nur Pflichtgemäßen.

Nachtrag des Herausgebers

Die letzten Schicksale Walzels bis zum Tode

Im letzten Abschnitt von Walzels Leben, welchen die Erinnerungen nicht mehr behandeln, tritt die vorgefühlte Katastrophe ein, die seine Existenz vernichten sollte. Der Gauleiter Grohé übertrug die Behandlung der Volljuden aus eigener Machtvollkommenheit auch auf die Halbjuden und auf die bisher durch eine Ehe mit einem Arier geschützten Juden, um seinen Gau als „judenrein“ melden zu können (Oktober 1944). Man riß Walzels 74jährige Frau, eine kranke Greisin, von seiner Seite, deportierte sie zunächst in ein Sammellager bei Köln und dann weiter, ohne Nachricht zu hinterlassen. Sie galt in Bonn als verschollen. Meine Nachforschungen stellten später fest, daß sie nach Theresienstadt verschleppt wurde und dort am 21. November 1944 gestorben ist, also noch vor dem Gatten selbst. Nach der Grohé'schen Anordnung sollten die nichtjüdischen Ehepartner den Gau verlassen. Es wurde jedoch dem 80jährigen Greis gestattet, in seiner Wohnung zu bleiben.

Im Ruhestand befand sich Walzel ab April 1933. Inzwischen war der Fakultät durch die Regierung als Nachfolger Karl Justus Obenauer aufgedrängt worden, der zugleich als Vertreter des SD (Sicherheitsdienst) für die Universität kam und seine Antrittsvorlesung in SS-Uniform hielt. Sein Meisterstück war die eigenmächtige (nach dem Führerprinzip) und ohne Befragung und Information der Fakultät durchgeführte Entziehung der Ehrendoktorwürde Thomas Manns. Trotz starker Bemühung in der Fakultät weigerte er sich, dem Vorgänger auch nur einen Anstandsbesuch zu machen. Später wurde dem verdienten Mann sogar die *venia legendi* entzogen. Er benutzte, schon bevor ihm die Frau genommen wurde, seine Muße, um die 1943 in der erhaltenen Form beendeten Erinnerungen noch einmal zu überprüfen, wobei es ihm auf die Bekenntniskapitel zur Kirche vor allem ankam, die jetzt seine einzige Zuflucht war. Walzel mußte zuletzt, völlig vereinsamt, das Bett hüten. In den letzten Tagen des Dezembers 1944 wurde sein Haus bei einem Bombenangriff stark beschädigt. Während alle Mitbewohner im Luftschutzkeller waren, geriet sein Bett in Brand, wobei er den Tod fand.

Der Herausgeber erfuhr erst einige Tage später vom Tod und der Notbestattung Walzels auf dem Südfriedhof durch einen dort beschäftigten Geistlichen. Später wurden die Überreste aus dem Reihengrab, in dem Walzel bestattet worden war, in ein von der Stadt Bonn gestiftetes Ehrengrab auf dem Südfriedhof überführt und dort in einem feierlichen Akt vom Seminar der Universität Bonn übernommen. Eine Bronzestatue Walzels wurde in einem Übungssaal des Seminars aufgestellt.

Die letzten Schicksale Walzels bis zum Tode

Nachtrag des Herausgebers

Die letzten Schicksale Walzels bis zum Tode

Im letzten Abschnitt von Walzels Leben, welchen die Erinnerungen nicht mehr behandeln, tritt die vorgelebte Katastrophe ein, die seine letzten Versuche kostete. Der Galante Große übertrug die Behandlung der Verletzung aus eigener Machtvollkommenheit auch auf die Halbhunden und auf die hierdurch eine Idee mit einem Arier geschützten Juden, um seinen Gan als „bedenklich“ melden zu können (Oktober 1944). Man ließ Walzels 74-jährige Frau eine kranke Gerstin, von seiner Seite, deportierte sie zunächst in ein Sammellager bei Köln und dann weiter ohne Nachricht zu hinterlassen. Sie kam in Bonn als verstorben. Meine Nachforschungen stellen jetzt fest, daß sie nach Thierstein verbracht wurde und dort am 21. November 1944 gestorben ist, also noch vor dem Gan selbst. Nach der Großen Anordnung sollten die nichtjüdischen Ehepartner den Gan verlassen. Er wurde jedoch dem 80-jährigen Gros getraut, in seiner Wohnung zu bleiben.

Im Koblenz stand sich Walzel ab April 1937. Inzwischen war der Fakultät durch die Regierung als Nachfolger Karl Julius Geyser unterstellt worden, der zugleich als Vertreter des SD (Sicherheitsdienst) für die Universität kam und seine Amtsvorgänger in SS-Uniform hielt. Sein Ministerium war die eigentliche (nach dem Führerprinzip) und ohne Befragung und Information der Fakultät durchgeführte Festschreibung der Ehrenbezeichnungen Thomas Mann. Trotz starker Bemühung in der Fakultät weigerte er sich, dem Vorgesetzten auch nur einen Auswahlsbesuch zu machen. Später wurde dem verdienten Mann sogar die vermeintliche Entzogen. Er benutzte, schon bevor ihm die Frau genommen wurde, seine Mühe, um die 1943 in der erhaltenen Form besetzten Hinnerrungen noch einmal zu überprüfen, wobei er über die Bekanntheit zum Künste vor allem an kam, die jetzt seine einzige Zuhörer war. Walzel mußte zuletzt völlig vereinsamt das Bett hüten. In den letzten Tagen des Dezember 1944 wurde sein Haus bei einem Bombenangriff stark beschädigt. Während alle Mißbewohner im Luftschutzkeller waren, geriet sein Bett in Brand, wobei er den Tod fand.

Der Herausgeber erhielt erst einige Tage später vom Tod und der Niederlegung Walzels auf dem Südfriedhof durch einen dort beschützigen Gelehrten. Später wurden die Überreste aus dem Reichengrab, in dem Walzel bestattet worden war, in ein von der Stadt Bonn gestiftetes Ehrengrab auf dem Südfriedhof überführt und dort in einem feierlichen Akt vom Seminar der Universität Bonn beigesetzt. Eine Bronzetafel Walzels wurde in einem Obusgraben des Seminars aufgestellt.



Anmerkungen

Die Anmerkungen, die vor allem erläuternde Hinweise sowie Aufklärung über die von Walzel in seinen Lebenserinnerungen erwähnten Personen geben sollen, werden im folgenden, nach den Hauptabschnitten des Textes gegliedert, fortlaufend wiedergegeben.

1. Anfänge in Wien

P i u s K n ö l l , geboren 1844, Direktor des Piaristengymnasiums in Wien seit 1887, gest. 1929. — K a r l R i e g e r , geb. 1849, Dozent der historischen Hilfswissenschaften in Wien 1876. Landeschulinspektor, Professor an der Kunstakademie, gest. 1922. — T h e o d o r S i c k e l , geb. 1826, studierte 1852—1855 in Frankreich, entwickelte das Archivstudium, 1857 a. o. Professor, 1867 o. Professor in Wien, Direktor des Institutes für österreichische Geschichte, 1892 im Ruhestande in Meran, geadelt.

2. Studium in Wien und Berlin

E r i c h S c h m i d t , 1853 geb. in Jena, 1913 gest. in Berlin. 1875 habilitiert in Würzburg, 1877 Prof. in Straßburg, 1880 in Wien, 1885 Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, 1887 Ordinarius in Berlin als Nachfolger Scherers. — J a k o b M i n o r , geb. 1855 in Wien, gest. 1912 in Wien, studierte in Wien bei Heinzel und Thomascheck, in Berlin bei Müllenhoff und Scherer, 1880 in Wien habilitiert, 1882 Professor in Mailand, 1884 in Wien. — U l l r i c h v o n W i l a m o w i t z , geb. 1849 im Posenschen, studiert in Bonn und Berlin (1872—1874), Reisen in Griechenland und Italien, 1876 ord. Prof. in Greifswald, 1888 in Göttingen, 1897 in Berlin. — H e i n r i c h v. T r e i t s c h k e , geb. 1843 in Dresden, studiert in Bonn, Leipzig, Tübingen, Heidelberg, habilitiert sich in Leipzig 1857, Prof. in Freiburg; legt das Amt nieder. 1866 Redakteur der preuß. Jahrbücher, 1866 Ordinarius in Kiel, 1867 in Heidelberg, 1874 in Berlin, Begründer der Hist. Zeitschrift, Akademiemitglied, gest. 1896 in Berlin. Nach Ranke preuß. Hofhistoriograph. — R i c h a r d H e i n z e l (1838—1905). In Wien gestorben durch Selbstmord. Gymnasiallehrer, 1860 Prof. für ältere deutsche Sprache und Literatur in Graz, 1873 in Wien. Denkmal vor der Universität. Stilforscher. — A l b e r t K ö s t e r , geb. 1862 in Hamburg. Universitäten Tübingen und Leipzig, 1892 a. o. Prof. in Marburg, 1899 Ordinarius in Leipzig. — J o h a n n e s S c h m i d t , berühmter Sprachvergleichler und Ordinarius in Berlin. Geb. 1843, 1873 Prof. in Bonn, dann in Prag, 1876 Berlin. 1901 gest. — F e r d i n a n d D e t t e r gab mit Heinzel 1903 die Saemundar-Edda heraus. — W i l h e l m S c h e r e r , geb. 1841 in Schönborn, gest. 1886 in Berlin, studierte bei Müllenhoff und Ranke. Preußisch gesinnter Österreicher, 1868 Prof. in Wien als Nachfolger Pfeiffers, 1872 in Straßburg Professor, 1877 in Berlin. — M i c h a e l B e r n a y s , geb. 1834 in Hamburg, gest. 1897 in Karlsruhe, studierte in Bonn und Heidelberg Klass. Philologie, auch von Gervinus beeinflusst. Nach der Promotion getauft, lebt er in Freundschaft mit Arndt u. Sim-



Anmerkungen

rock. 1872 habil. in Leipzig, Prof. in München für Literaturgesch. 1873—1889, Lehrer von Kroh und Wölfflin u. a., bewundert von Treitschke. Bruder: Jakob Bernays, Begründer der Bonner Bibliothek. — **F r a n z S c h n o r r v. C a r o l s f e l d**, geb. 1842, gest. 1915 als Bibliotheksdirektor in Dresden. Herausgeber des „Archivs für Literaturgeschichte“ und Betreuer der berühmten Handschriftensammlung. — **K a r l M ü l l e n h o f f**, geb. 1818 im Dithmarschen, studierte in Kiel, Leipzig, Berlin Philologie, hab. sich 1843 in Kiel, wurde 1846 a. o., 1854 o. Professor der deutschen Sprache und Literatur, seit 1856 in Berlin, wo er 1884 starb. Altmeister der Germanistik. Biographie von Scherer und Schröder (1896). — **F r a n z P f e i f f e r**, geb. 1815, gest. in Wien 1868, studierte zuerst Medizin, dann auf Veranlassung Maßmanns Germanistik, 1840 in Verbindung mit W. Grimm, seit 1856 Herausgeber der „Germania“, seit 1846 Bibliothekar in Stuttgart, 1857 Prof. in Wien (s. hier S. 307). Fruchtbarer und ideenreicher Gegner Karl Lachmanns. — **J o h a n n V a h l e n**, Meister der Altertumskunde, geb. 1830 in Bonn, dort habilitiert 1854, 1856 a. o. Prof. in Breslau, 1858 Ordinarius in Freiburg und Wien, 1874 nach Berlin, Akademiemitglied, ständiger Sekretär der Akademie seit 1895. — **D u B o i s - R e y m o n d**, berühmter Physiologe und Redner, geb. 1818 in Berlin, Vorträge in London, Ordinarius in Berlin, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, mehrfach Rektor, gest. 1896. — **A d o l f W a g n e r**, Nationalökonom, geb. 1835, kam über Dorpat und Freiburg nach Berlin (1870). — **W. D i l t h e y**, (1833—1911). 1866 Prof. in Basel, 1868 in Kiel, 1871 in Breslau, 1882 als Nachfolger Lotzes nach Berlin, Hauptfach: Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften, sie verdrängt die historisch-biographische Methode. — **E d w a r d S c h r ö d e r**, geb. 1858, 1883 habilitiert in Göttingen, 1887 Prof. in Berlin, 1889 in Marburg, 1902 in Göttingen. — **H e r m a n n G r i m m**, 1818 geb. in Kassel als Sohn Wilhelm Grimms, des Märchenerzählers, heiratet die Tochter der Bettina v. Arnim (Gisela), 1901 gest. in Berlin, wo er seit 1873 ord. Prof. war. — **G u s t a v R o e t h e**, geb. 1859 in Graudenz. Universitäten Göttingen, Leipzig, Berlin. 1886 Privatdozent, 1888 a. o. Prof. und 1890 o. Professor in Göttingen, 1902 nach Berlin. Ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Herausgeber der Palästra und der Z. f. d. Altertum. — **R u d o l f H a y m** (1821—1901), gründete 1858 die preußischen Jahrbücher, seit 1860 Prof. der deutschen Literaturgeschichte in Halle. — Zu den Jahresberichten der neueren deutschen Literaturgeschichte (S. 37): Die beiden genannten Herausgeber waren Kurt Jahn, der früh aus dem Leben geschiedene Verfasser des bekannten Buches über Goethes Dichtung und Wahrheit, als dessen Nachfolger der Herausgeber dieses Buches in die Redaktion eintrat, sowie Max Hermann, dessen Name aus Tarnungsgründen nicht genannt wird, denn er war Jude. Er war Kösters leidenschaftlicher Gegner in der Theatergeschichte, geb. 1865, gest. im Konzentrationslager in Theresienstadt. 1919 wurde er a. o. Professor, 1930 o. Professor in Berlin. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin. Von dem Hauptherausgeber der Jahresberichte, dem Kunsthistoriker und Ibsen-Herausgeber Julius Elias ist wiederum aus Tarnungsgründen nicht die Rede. — **J o s e f K a i n z**, geb. 1858 als Ungar, begann seine Laufbahn in Wien, 1875 in Steiermark, 1876 in Leipzig, 1877 am Meininger Hoftheater, 1880—83 in München, dann am Deutschen Theater in Berlin und am Berliner Theater. Konflikte, Gastspielreisen, auch nach Amerika. Seit 1892 wieder am Deutschen Theater, seit 1899 am Wiener Burgtheater. — Der junge Verlag, den ihm die Jahresberichte vermitteln (S. 39) ist Speyer und Peters.



Anmerkungen

3. Im Hause Andrian — 4. Hofbibliothekar und Privatdozent in Wien

Rudolf Meringer, geb. 1859, Sanskritist und Indogermanist, Hsg. von „Wörter und Sachen“, seit 1909 Ordinarius in Graz. — Alexander von Weilen, geb. als Weil 1828 bei Prag, gest. 1889 in Wien, seit 1861 Skriptor an der Hofbibliothek, wegen seiner Verdienste um das Kronprinzenwerk geadelt. — Alexander von Villers, 1812 geboren in Moskau, gest. 1880 in Wien, Sohn eines französischen Emigranten. Seit 1853 bei der Sächsischen Gesandtschaft in Wien. Verfasser der geistreichen „Briefe eines Unbekannten“, herausg. von Rudolf Grafen Hoyos und dann noch öfter von dem Grafen Lanckorowski bis 1925. — Malvida von Meysenbug, geb. 1816 in Kassel, seit 1848 in London, Erzieherin im Hause Alexander Herzens, lebt in den dortigen Verbanntenkreisen. Dann Florenz, 1870 Rom, dort gestorben 1903. — Graf Rudolf Hoyos, 1821 geboren auf Schloß Horn in Niederösterreich, gestorben 1896 auf Schloß Lauterbach, Großneffe des Philantropen Graf Schlabrendorf, Gedichtsammlungen 1887 und 1892. — Graf Hoyos, Graf Zichy, Graf Lanckorowski, Baron Warsberg und Malvida von Meysenbug, der Kreis um Villers, siehe den 1. Band der Aufsätze „Geistesleben“. — Gaudenzio Ferrari, italienischer Maler von 1471 bis 1546. — Bei den „romanhaften Erzählungen“ über sein Verhältnis mit Marie Wildt denkt er wohl zunächst an die angeführten Berichte von Voß. — Florentine Galliny (Pseudonym Bruno Walden), geb. 1845 in Wien, gest. 1913 in Wien, Verfasserin charakteristischer Lebensbilder „Wiener Studien“, 1869. — Auguste von Littrow Bischoff, die Littrows (Johann Georg und sein Sohn Karl) waren hervorragende Mathematiker und Astronomen, 1819 der erstere, 1842 der Sohn Direktoren der Wiener Sternwarte. — Hermine Villinger, geb. 1894, besuchte häufig Wien, während ihr Wohnsitz Karlsruhe war. — Wendepunkt von 7 Jahren: Walzel hatte eine Neigung zu solchen volkstümlichen Vorstellungen, vergl. den „Wahrsager“.

5. Professur in Bern

Berthold Litzmann, geb. 1857 in Kiel, ging 1920 in den Ruhestand. — Der Philosoph, welcher Walzel in Bern Schwierigkeiten bereitete, (Karlchen), war Ludwig Stein, geb. 1859. Er hatte in Halle promoviert, wurde 1886 Privatdozent am Polytechnikum in Zürich, dann dort Professor, 1891 ord. Professor in Bern, 1910 folgte er dem Drängen der Universität sein Amt aufzugeben und ging nach Berlin, wo er als berühmter Journalist eine große Rolle spielte (Vossische Zeitung). Später wurde er Ordinarius in Berlin und gab viele fachwissenschaftliche und allgemeinere Werke heraus. Steins Name konnte Walzel nicht nennen, weil dieser Jude war. — Auch der gesellschaftliche Gegner, Walzels nächster Fachgenosse als Germanist, wird aus demselben Grunde nicht genannt. Es ist Samuel Singer, geb. 1860 in Wien, besucht das Gymnasium in Wien von 1869—1877. Dr. phil. und jur. Privatdozent in Bern 1891, dort a. o. Prof. 1896, o. Prof. 1904. Ein vorzüglicher Vertreter des älteren Faches. — Joseph Victor Widmann, geb. 1842 in Mähren, studierte in Heidelberg und Jena Theologie. Nach verschiedenen Stellungen wird er der allgemein anerkannte Redakteur des „Berner Bundes“ auf lange Jahre. — Eugen Huber, Rechtslehrer, geb. 1849, Hauptvertreter des bürgerl. Rechtes. Promoviert 1872 in Zürich, 1873—75

Anmerkungen

Privatdozent in Bern, 1880 Prof. in Basel, 1881 o. Prof., 1888 nach Halle, 1892 nach Bern. Sein Hauptwerk: „System und Geschichte des schweizerischen Privatrechtes“, 4 Bde., 1886—93. — Ludwig Hirzel, der Vorgänger Walzels in Bern, geb. 1838, gest. 1897 in Bern, Neffe des berühmten Bibliographen Samuel Hirzel, der die erste Fassung des jungen Goethe in 3 Bänden herausgegeben hat. Gymnasiallehrer in Frauenfeld und Aarau. Seit 1874 Prof. an der Universität. — Maria Waser, geb. Krebs, geb. 1878. Ihr bekanntestes Buch ist die Geschichte der Anna Waser mit vielen Auflagen. — Hans Bloesch, Leiter der Hochschul- und Stadtbibliothek in Bern, geb. 1878, Mitherausgeber der kritischen Ausgabe Gotthelfs, reiche wissenschaftl. Tätigkeit als Schweizer Historiker und Dichter. — Dr. Ernst Jenny, geb. 1876, Herausg. von Hochgebirgswanderungen des Andreas Fischer, 1912 und 1919, vor allen Dingen aber der zweibändigen Geschichte der schweizerischen Literatur. — Marie Joachimi-Dege, geb. in Nordhausen, Schule zum Teil im Ausland, Ausbildung in England, Glasgow und Edinburg, Reisen in ganz Europa, Universitäten Bern und Berlin 1904 auf 05. Hauptbuch: „Weltanschauung der Romantik“. — Der Herausg. der kritischen Kellerausgabe und Vorkämpfer Spittlers findet einen seiner problematischen Natur würdigen Verteidiger (S. 91): Jonas Fränkel, geb. 1879 in Krakau, studiert in Wien und Bern, habilitiert sich 1909 in Bern und wird dort a. o. Professor. — Die berühmte norddeutsche Universität, auf deren Lehrstuhl W. hofft, ist Kiel. Die neben ihm in Betracht kommenden Anwärter sind vermutlich Jahn und offenbar Wolfgang Liepe, der später auch die Berufung bekam, aber dann doch dem Nationalsozialismus weichen mußte. Er kehrte jetzt wieder in seine Stellung zurück. — Der Vertrauensmann Walzels ist offenbar Brüggemann, der ihm durch sein Buch über „Ironie“ nahegetreten war. — Otto v. Greyerz, geb. 1863 in Bern, gest. 1940, aus ältester Berner Familie, nach vielen Betätigungen 1916 Prof. für deutsche Sprache und Literatur in Bern und Methodiker des Unterrichts, Gründer des mundartlichen Heimattheaters 1905, berühmter Dialektdichter.

6. Professur in Dresden

Adolf Stern, ursprünglich A. Ernst, geb. 1835, war 1868 a. o., 1869 o. Prof. der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden geworden, wo er 1907 gestorben ist. Seine Frau Margarete war als Pianistin Schülerin von Liszt und Klara Schumann (Biographie von A. Stern 1901). — Fritz Schultze (Philosoph), geb. 1846, war 1875 a. o. Prof. in Jena geworden und 1876 o. Prof. an der Technischen Hochschule in Dresden. Neukantianer. Unter seinen vielen Schriften: „Vergleichende Seelenkunde“ und „Der Zeitgeist in Deutschland“. — Cornelius Gurlitt, Sohn Louis Gs., geb. 1850, studiert Architektur in Berlin, Stuttgart und Dresden. Wissenschaftliche Reisen durch Europa. 1879—1887 am Kunstgewerbemuseum in Dresden, habilitiert sich 1889 in Berlin und wird 1893 Professor an der Technischen Hochschule in Dresden. Viele baukünstlerische Städtebilder und Monographien. — Woldemar v. Seidlitz war der Leiter der Kunstsammlungen in Dresden. — Karl Wörmann, geb. 1844 in Hamburg, hatte viele Reisen gemacht, habilitierte sich 1871 in Heidelberg, 1874 wirkte er in Düsseldorf und wurde 1882 Direktor der Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts in Dresden. Er ist auch als Dichter hervorgetreten. — Josefine Wessely, geb. 1860 in Wien, debütierte 1876 als Luise Millerin in Leipzig und wirkte

Anmerkungen

dort am Stadttheater bis 1879. Dann Gastspiele. 1879 Hoftheater in Wien, gest. 1887 in Karlsbad. Berühmtes Gretchen. — K. Oskar Erdmann, geb. 1846, 1866 Gymnasiallehrer in Graudenz, 1874 in Königsberg, dort habilitiert 1883, a. o. Prof. in Breslau 1885, 1889 o. Professor in Kiel, 1895 gestorben. — Paul Wiecke war Direktor des Opernhauses in Dresden und Hofschauspieler, geb. 1862 in Elberfeld, Klosterschüler in Pforta, studierte in München Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte, 1887 für 10 Jahre in Weimar, dann in Dresden; vor allem war er berühmt durch Shakespearerollen. — Alfred von Bary, geb. 1873 auf Malta, studiert in Leipzig und München Medizin und Naturwissenschaften, 1898 Dr. med., Assistent an der Leipziger Universitätsklinik. Hier wird seine Stimme entdeckt. 1902 Tenor an der Dresdener Hofoper. Berühmte Rollen in Bayreuth: Parzival, Sigmund, Tristan. — Hans Heiß, geb. 1877, Universitäten München, Paris, Würzburg. 1909 umhabilitiert nach Bonn. 1914—15 o. Prof. in Dresden, 1919—20 in Freiburg, wo er bald starb. Heiß war mit dem Herausgeber 1914 in Dorpat als Romanist. — Bernhard Fehring als Ordinarius nach Straßburg, wo er früh gestorben ist. — Eugen Schmitz, geb. 1882. (Unter seinen Vorfahren Spohr.) 1905 Dr. phil., habilitiert 1910 in München, 1914 Direktor des Salzburger Mozarteums, 1915 als Prof. nach Dresden. Er lebt jetzt als Bibliothekar in Leipzig. — Wilhelm Creizenach, geb. 1851, gest. 1919 in Dresden, lehrte bis 1912 als o. Prof. in Krakau. Berühmter Spezialist für Theatergeschichte. Nachruf Walzels im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft 1920. — Eduard Sievers, Dr. phil. und theol., geb. 1850, promoviert 1870 in Leipzig, 1871 a. o. Prof. in Jena, 1876 Ordinarius, 1883 nach Tübingen, 1887 nach Halle, 1892 nach Leipzig. Er war berühmt vor allem durch seine lautphysiologischen und metrischen Studien. — Ferdinand Avenarius, Dr. h. c., geb. 1856 in Berlin. Auf dem Gymnasium in Berlin und Dresden. Universitäten Leipzig und Zürich. Ausgedehnte Reisen im Süden. Herausgeber des „Kunstwarts“. Viele kunsterzieherische Unternehmungen. — Otto Ludwig (1813—1865), geb. in Eichsfeld, Thüringen. Diese Landschaft lebt in seinen Dichtungen. Gest. in Dresden. Psychologischer Realismus und Humor. Er hat den Begriff des poetischen Realismus geprägt. Wertungs- und Gestaltungskampf mit Hebbel. Die kritische Ausgabe von Ludwigs Werken, die Walzel mit Merker und Borchardt veranstaltete, ist infolge der Zeitverhältnisse nicht zur Vollendung gebracht worden. — J. H. Scholte, geb. 1874, wirkt seit 1912 als o. Professor an der Universität Amsterdam, vorher Dozent am Gymnasium, vorwiegend bekannt durch seine Grimmelshausen-Forschungen. Herausgeber des Neophilologus. — August Brinkmann, Ordinarius für klassische Philologie in Bonn und sein Sohn Hennig Brinkmann, Kenner des Mittelalters und der Stilgeschichte, geb. 1901, Privatdozent in Jena 1924, 1930 Professor. Infolge des Umbruchs nach 1945 Studienrat in Düsseldorf, Herausgeber der Zeitschrift „Wirkendes Wort“. — Walter Schirmer, geb. 1888, habilitierte sich 1923 in Freiburg, o. Prof. Bonn 1925, Tübingen 1929, später in Berlin und nach dem Zusammenbruch wieder bis heute in Bonn. — Wilhelm Worringer, geb. 1881 in Aachen, Privatdozent Bern 1909, 1914 in Bonn, dort 1920 a. o. Prof., 1928 o. Prof. in Königsberg, jetzt in München. — Der kundige Fachmann für die Bibliographie von „Scherer—Walzel“ ist Joseph Körner, geb. 1888 im Mährischen. Auf einem ungarischen Gymnasium. Universitäten: Wien und Neuchâtel, promoviert 1910, Realschullehrer, dann Professor in Prag. Zuerst von den

Anmerkungen

Nationalsozialisten verfolgt als deutscher Jude, dann von den Tschechen als Deutscher und nur durch den Schutz der arischen Frau der Vernichtung entgangen. Gest. 1950. Die Bibliographie wurde zuerst erweitert in der Sonderausgabe des Scherernachtrags von Walzel, dann für sich herausgegeben und ausgebaut als bestes bibliographisches Handbuch des deutschen Schrifttums 1949. — Franz Saran, geb. 1866, Gymnasialzeit bei den Francke-Stiftungen in Halle, Universitäten Halle, Freiburg, Leipzig, Berlin, 1905 a. o. Prof., 1913 o. Prof. in Erlangen, vor allem Metriker. — (Zu S. 189): Nach der Emeritierung Martins in Straßburg wurde die Nachfolge hart umkämpft. Unter den „Jüngeren“ siegte Franz Schultz, geb. 1877, gest. 1950, Schüler Erich Schmidts (Bonaventura-streit 1909, Klassik und Romantik, 2 Bde.), 1910 Straßburg, infolge des Verlustes von Elsaß-Lothringen 1920 Freiburg und Köln, 1921 Frankfurt. — Zu den Wiener Verhandlungen: Der Altgermanist, der von W. als Empfehlender angeführt wird, ist Carl v. Kraus, der 1913 sein Amt antrat. Er löste Josef Seemüller ab und wurde von diesem selbst wieder abgelöst. Seemüller (1905—12, 1917—20). Karl v. Kraus kam als Vorgänger Meißners nach Bonn. Wenn später berichtet wird, daß Naumann in Bonn die Rivalität eines früheren Inhabers des älteren Lehrstuhls zu befürchten hatte, so kann das wieder nur Carl v. Kraus gewesen sein, der es also in Bonn gern gemacht hätte wie Seemüller in Wien. — Julius Petersen kam von Frankfurt am Main nach Berlin. — Litzmann wünschte sich als Nachfolger Ernst Bertram. — Lorle Meißner. Ihr Vater war der bekannte Kunsthistoriker Robert Vischer. Das Wiener Blut Lorles und ihr Charme stammen von der mütterlichen Familie her, der Familie Kralik in Wien.

7. Professur in Bonn

Walzels Haus lag in der Reuterstraße 114. — Der nicht genannte rheinische Dichter ist Wilhelm Vershofen, der die Bonner Burleske „Berufsglückwünscher“ vorlas. — Ignatius Gentges ist heute Dozent an der Akademie in Emsdetten. — Edith Aulhorn hat die Bibliographie der Festschrift angefertigt. — Luise Thon hatte das bekannte Buch über die Sprache des Impressionismus geschrieben. Sie hat bei dem Zusammenbruch auf der Flucht vor den Russen Selbstmord begangen. — Wegen der Doktorfrage zwischen dem älteren und jüngeren Fach (S. 199) liegt ein Irrtum vor. Die Dissertationen des neueren Fachs sind überall zahlreicher. Immerhin mag Gentges durch seinen Eifer mehrere gelockt haben. Der Vertreter des älteren Fachs ließ sich von dem Herausgeber beraten, der sich längst der Geistesgeschichte und W. angeschlossen hatte. Der erwähnte Brauch wegen der mündlichen Prüfungen besteht noch heute. — (Zu S. 200): Es ist natürlich schwer, solchen Streit von außen her zu entscheiden. Jedenfalls setzt sich W. hier mit Hingabe ein und weiß die auch sonst anerkannten Leistungen und persönlichen Werte seines Anhängers voll zur Geltung zu bringen. Sie haben auch in letzter Zeit auf Tagungen des Germanistenverbandes Anerkennung gefunden. — Benno von Wiese, als Sohn des bekannten Soziologen Leopold von Wiese und Kaiserswaldau, 1903 geboren, lebt und wirkt heute als Ordinarius in Münster. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Tragödie von Lessing bis Hebbel mit tiefgründigen Analysen und Synthesen. 1929 Privatdozent in Bonn, dann a. o. Prof. in Erlangen und seit 1936 in Münster, 1949 o. Prof. — Heinrich

Anmerkungen

Lützel, geb. 1902 in Bonn. Vor dem Umbruch Dozent und hervorragender Kunstvermittler als Schriftsteller, jetzt o. Prof. der Kunstgeschichte in Bonn. Herausgeber des Jahrbuchs für Ästhetik in Nachfolge der früheren Zeitschrift für Ästhetik. — Adolf Dyroff, geb. 1866 in Aschaffenburg, Universitäten Würzburg, Bonn, München, Berlin, 1899 Privatdozent in München, 1901 a. o. Prof. in Freiburg, 1903 o. Prof. Er war zwar Inhaber des kathol. Lehrstuhls, aber auch gesellschaftlich führende Persönlichkeit in der „liberalen“ Lese. — Hannes Maassen, geb. 1902 in Bonn, gest. 1949 in Düsseldorf. Er wirkte „in einer Aura des Lichtes“ und „wo er war entstanden Brücken“, Gründer des Blattes „Michael“. — Hans Naumann, geb. 1886 in Görlitz, promoviert 1911, habilitiert in Straßburg 1913, dann Prof. in Frankfurt, Spezialist für Nordisch, aber zugleich Verfasser einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit. Er hat die Lehre der volkstümlichen Dichtung als gesunkenen Kulturgutes verbreitet. — Martin Rockenbach, geb. 1898 in Castelaun, Hunsrück, feinsinniger Schriftsteller, Mitarbeiter am „Gral“, Zeitschrift Orplid, vor kurzem gestorben. Er war übrigens nicht Walzels Doktorand, sondern der des Herausgebers. — Paul Tack ist noch heute Lektor der Vortragskunst in Bonn und im Deutschen Sprachverein maßgebend tätig. — Karl Vossler, geb. 1872, habilitiert in Heidelberg 1900, o. Prof. in Würzburg 1909, in München 1911. — Wilhelm Schneider, Oberstudienrat und a. o. Prof. in Bonn mit besonderem Lehrauftrag, geb. in Köln 1885, jetzt im Ruhestand in Rhöndorf; er war allgemein bekannt als der „Stilschneider“. — Arturo Farinelli, geb. 1867, gest. 1948. 1896 Privatdozent und 1898 Prof. in Innsbruck, 1908 bis 1947 in Turin. Vergleichender Literaturgeschichtsforscher, bedeutendster Vermittler der deutschen Literatur in Italien und umgekehrt. Die meisten italienischen Germanisten sind seine Schüler, an erster Stelle G. A. Alfiero, geb. 1888, seit Jahrzehnten Ordinarius in Genua. Die Linie führt weiter zu Francesco Delbono, mit dem auch der Herausgeber dieses Buches viel gearbeitet hat, besonders über Johann Christian Günther. — Der hilfreiche Mitarbeiter (S. 211) bei der Drucklegung der „Deutschen Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart“ ist der aus Gründen der Verschleierung hier wieder nicht namentlich genannte Leo Spitzer, Privatdozent in Bonn und Ordinarius in Köln. Nach der Emigration bis heute in Amerika Prof. an der John Hopkins University in Baltimore. — Zu S. 212: Der ausgebliebene Dichter war Franz Werfel, der wiederum der Tarnung wegen mit Namen nicht genannt wird. Er glaubte erst am folgenden Tage lesen zu müssen. Er las kurz darauf in einem Hörsaal sein Drama „Juarez und Maximilian“ zugunsten der Studentenschaft. — J. Schwietering, geb. 1884, Mitglied der Berliner und bayerischen Akademie der Wissenschaften, zuletzt vor seiner Emeritierung o. Prof. in Frankfurt. — Der Helfer für orientalische Erweiterung (S. 216) ist Paul Kahle, jetzt Professor in Oxford. Er spielte noch während und nach dem Kriege eine große Rolle in England sowie in Deutschland. — Andreas Heusler, geb. 1865 in Basel, Privatdozent in Berlin 1890, dort 1894 Prof. Nach der Emeritierung Professor in Basel, 1919. — Rudolf Meißner (zu S. 219), 1863 in Glogau geboren, besuchte die Universitäten Berlin und Göttingen, wo er 1886 promovierte. Seit 1889 Assistent am Grimmschen Wörterbuch, an dem er viele Teile, bis zu seinem Tode, bearbeitet hat. 1896 habilitierte er sich und wird 1906 Ordinarius für germanische und nordische Philologie. Bedeutendste Leistungen besonders im Altnordi-

Anmerkungen

schen (Kenningar der Skalden, 1921). Er war ein Original, vermochte aber seine Frau „Lorle“, die liebliche Enkelin Theodor Vischers trotz aller Absonderlichkeiten festzuhalten. Er selbst war eminent musikalisch und besaß ein märchenhaftes Gedächtnis für Kunstwerke aller Art. — Neben Meißner wirkte lange in Bonn Theodor Frings, jetzt Dr. h. c., geb. 1886 in Dülken. 1911—17 Studienrat, 1915 zugleich Privatdozent für niederländische und niederdeutsche Philologie, dann 1917 a. o. Prof., 1919 o. Prof., 1927 nach Leipzig berufen, wo er noch jetzt wirkt. Präsident der sächsischen Akademie der Wissenschaften. Mitglied der Akademien von Berlin, Helsinki, Kopenhagen, München, Stockholm, Upsala, Wien. — Ernst Zitelmann, der elegante kunstverständige und geistreiche Bruder Konrad und Katharina Telmanns, in einem kurfürstlichen Haus am Rhein (Vinea domini) wohnend, ist geboren 1852, promovierte 1873 in Leipzig, wurde Privatdozent in Göttingen 1876, 1879 a. o. Prof., 1881 in Halle und 1884 in Bonn. Dr. h. c. Neben seinen vielen Fachschriften schrieb er 1907 eine Abhandlung über den fünffüßigen Jambus und trat auch als Dichter an die Öffentlichkeit. — Heinrich Konen war nach dem Zusammenbruch auf Jahre hinaus Rektor in Bonn und dann auch Kultusminister. — Wilhelm Dibelius, der ältere Bruder des heutigen Bischofs, geb. 1876 in Berlin, dort 1901 Privatdozent, 1903 Prof. an der Akademie Posen, 1911 Hamburg, 1918 Bonn. Verfasser des bekannten grundlegenden Englandbuches. — Herman Aubin kam von Bonn nach Breslau und wirkt jetzt in Hamburg. — Paul Mongré ist das dichterische Pseudonym des jüdischen Mathematikers Hausdorff, dessen Name aus Tarnungsgründen nicht genannt wird. Hausdorff hat mit Angehörigen bei der zwangsweisen Abtransportierung Selbstmord begangen.

8. Auslandsreisen

Der Schöpfer des morphologischen Idealismus ist längst zur westlichen Welt umgeschwenkt. Es ist Hermann Friedmann, jetzt Honorarprofessor in Heidelberg und Präsident der europäischen Akademie Schlüchtern. Er ist Dr. jur., geb. 1873. — Karl Voßler, geb. 1872, studierte in Tübingen und Genf, in Straßburg, Rom und Heidelberg. Mitglied verschiedener Akademien, geistesgeschichtliche Forscherautorität. — Heinz Kindermann, geb. 1894 in Wien, 1916—26 Referent des Burgtheaters, habilitierte sich 1924 für Literaturgeschichte und Ästhetik, 1926 a. o. Prof. an der Wiener Akademie der bildenden Künste, 1927 o. Professor in Münster, 1943—45 in Wien. Theaterhistoriker, Lexikon der Weltliteratur. — Werner v. d. Schulenburg, Dr. jur., geb. 1881, staatsrechtliche Werke, außerdem eine Reihe nicht unbedeutender Dramen. — Rheinische Dichter in Ascona: Adolf v. Hatzfeld, geb. 1893 lebte und lebt in Godesberg. Wilhelm Schmidtbonn, geb. 1876, Ehrendoktor der Universität Bonn und Ehrenbürger der Stadt Bonn. — Der Bonner Pfarrer der an der Anima in Rom tätig war, ist Walzels Freund Custodis. — Das Ehepaar Leitzmann (S. 270): Albert Leitzmann, geb. 1867, gest. 1950, war seit 1891 Privatdozent in Jena, seit 1898 a. o. Prof., seit 1923 o. Prof. Zahlreiche Fachschriften, ausgezeichnet durch Kenntnis und stoffliche Beherrschung. — Fernand Baldensperger war der Führer der deutschen Studien an der Sorbonne und häufiger Leiter von Kongressen.

Register

Aare-Bad 81
Äschi 246
Aibling 175, 245
Akademie, Theresianische 43
Alfero, Prof. 273
Amelung, Heinz 35
Amsterdam 167
Anakoluth 65
Andrian-Werburg v., Leopold 42, 167
254, 306
„Anima“-Kirche 269
Anzeigen, Göttinger Gelehrte 33
Arlbergbahn 253
Arosa 249
Ascona 250, 259
Atemgymnastik 156
Aubin, Hermann 224
Aulhorn, Edith 198
Auessio 259
Aussee 42, 51, 227, 307
Auswendiglernen 66, 146
Avancini, Schwimmmeister 82
Avenarius, Ferdinand 163
Axenstraße 247

Badenweiler 222, 225
Bahr, Hermann 43, 277, 284, 308
Baldensperger, Fernand 277, 282
Ballett, russisches 233
Baltikum 230
Basel 190, 257
Bassermann 121
Baur, Christian 291
Bary von, Alfred 125
Baveno 265
Beare, Mary 202, 230
Beaumarchais 281
Becher, Hubert 301, 323
Becker, Theodor 129
Bellagio 263, 274
Belfast 222, 228
Berchtesgaden 175
Berger, Alfred 65
Bergmann, Sanitätsrat 315
Berlin 31, 39, 40, 189
Bern 54, 180, 246
Berner „Aussicht“ 41
Berner Bund 72

Berninabahn 251
Bernays, Michael 28, 89
Berufungsaussichten 189 ff.
Beseler von, Hans 167
Bethe 188
Betz, P. L. 64
Beutler, Oberbürgermeister 132
Beyle, Henry 275
Bianci 273
Bienert, Ida 107
Blaser, Otto 85
Blennerhasset, Lady 36
Bloesch, Hans 80
Bodenheimer, Alix 78
Böcking, Eduard 307
Du Bois-Reymond 32, 296, 300
Bondeli von, Julie 85
Bonner Wohnung 255
Borcherdt, H. H. 166
Borromei, Graf, Schloß 260
Boticelli 274, 310
Bourget, Paul 49, 304
Bracher, Hans 85
Brahm, Otto 28
Brentano 308
Brinckmann, E. A. 184
Brinkmann, August 170
Brinkmann, Hennig 170
Brienzer See 246
Brueford, W. H. 230
Brückner, Eduard (Geograph) 71
Brüggemann, Fritz 92
Brünigpass 246
Brüssel 181
Buchausstattung 110
Buchmann, Rudolf 85
Bühnentechnik 115 ff.
Bukarest 170
Burdach, Konrad 302
Burger, Fritz 184

Cambridge 228
Cardiff 230
Carolsfeld, Schnorr v. 31, 44
Cellerina 250
Chateaubriand 36
Chor, sprechender 328
Clemen, Paul 201, 225

- Cleve 315 ff.
 Consentius, Ernst 88
 Creizenach, Wilhelm 135
 Creutzer, Friedrich 291
 Cunningham, Kattlean 202
 Custodis 269, 314
 Cysarz, Herbert 251
- D**
 Dam van, Jan 167
 Danzig 241, 244
 Deters, Gerhard 225
 Detter, Ferdinand 18
 Deuscher, Adolf 72, 74, 76, 81, 82, 312
 Deuscher, Paul 76
 Dibelius, Wilhelm 224
 Dilthey, Wilhelm 32, 90, 152, 284
 Doktorat 93
 Doktorprüfungen 199
 Domodossola 260
 Dorpat 241
 Dorsch, Ferdinand 107
 Dresden 96, 132, 194, 227
 Dubois 77
 Durham 228
 Dyroff, Adolf 201, 224
- E**
 Ebner-Eschenbach 46
 Edinburg 228
 Edwards, Oliver 202
 Ehrenpromotion 222
 Eibsee 245
 Eichendorff 308
 Einhard 146
 Elektrische in Moskau 235
 Ems 221
 Enders, Carl 199
 Engadin 248
 Erasmi 323
 Erdmann, K. O. 127
 Eremitage 233
 Expressionismus 168
- F**
 Farinelli, A. 208, 211, 269
 Fein, Maria 129
 Ferrari, Gaudenzio 46
 Feuerbach 285, 294
 Fehr, Bernhard 134, 136, 188, 211
 Fink, Hermann 202
 Fischer, Albert 131, 225
 Fischer, Andreas 84
 Fischer, Hans 129
 Flims 249
 Florenz 265
 Forrer 76
 Forster, Prof. 70
 Forti, Helene 128
 Fränkel, Jonas 91
 Freiburg 189
 Freisprechen 65
- Friedemann, Käte** 89
Friedmann, Hermann 236
- G**
 Gabetti 273
 Galliny, Florentine 55
 Ganzschau (Gesamtschau) 26, 85, 122, 144, 149
 Garmisch-Partenkirchen 245
 Gebet 311
 Geisterklub 224
 Gemeinschaftsmesse 324
 Genée, Richard 206 f.
 Gentges, Ignaz 131, 198, 200
 Gent 181, 282
 Genua 230, 273
 St. Gilgen 254
 Glasgow 89
 George, Stefan 43, 277
 Glion 276
 Gobat, Unterrichtsdirektor 70, 83, 94
 Göppert, Heinrich 223
 Görres 308
 Goethe 143, 215
 Goethe, Xenien 161
 Görres Gesellschaft 254
 Gotthelf (Erzählungstechnik) 85
 Grabbe 4
 Graf, Emma 85
 Greyerz von, Otto 114
 Grillparzer 122
 Grimm, Gisela 36
 Grimm, Hermann 34
 Alp Grüm 251
 Grundbegriffe, kunstgeschichtliche 191
 Gschwind, Hermann 85
 Gunter 74
 Gurlitt, Cornelius 99, 106, 119, 169, 178
 Gymnasium (Kriegsaushilfe) 140
- H**
 Habilitation 57
 Haller, Lilli 85
 Hamann 291
 Handbuch der Kunstwissenschaft 184
 Haptik 237
 Hartel, Wilhelm 11, 44, 54
 Hasleberg 246
 Hatzfeld v., Adolf 261
 Hausdorff (Mongré) 225
 Haym, Rudolf 37, 90, 164, 306
 Haynald, Ludwig 306
 Hebbel 3, 151, 165
 Heer, I. C. 197
 Heineke 222
 Heinzl, Richard 24, 27, 29, 62, 71, 301, 302
 Heiß, Hanns 134, 188
 Hempel, Heinrich 225

Hennig, Rudolf 24
 Helsingfors 230, 240 ff.
 Herder 283, 291, 305
 Hesiod 146
 Hettner 97, 106
 Heusenstamm, Graf 45
 Heusler, Andreas 216
 Hilterfingen 246
 Hinsenkamp 323
 Hippolytos 42, 54
 Hirsch, Karl 220
 Hirzel, Ludwig 17, 79
 Hirzel (Sohn) 85
 Hölderlin 90
 Hofbibliothek in Wien 57
 Hofmannsthal 43
 Hohenlohe, Fürst, Chlodwig 45
 Holbach 294
 Homer 310
 Horaz 333
 Hoyos, Graf, Rudolf 45, 51
 Huber, Eugen 72, 78
 Hügli 90
 Hudal, Pfarrer 269
 Hull 228

 Idealismus, morphologischer 236
 Iltz, Bruno Walter 128
 Impressionismus 311
 Innsbruck 253
 Interlaken 251, 260
 Ironie, romantische 90

 „Jahresberichte“ 62
 Jenny, Ernst 84
 Jensen, Christian 224
 Joachimi-Dege, Marie 89, 91
 Prinz Johann Georg 110
 Jordan, Wilhelm 298
 Junglas, J. P. 320
 Jung-Stilling 331

Kämpchen, Paul Ludwig 202
 Kahle, Paul 216
 Kainz, Josef 38, 113 ff., 123
 Kamenew, Frau 234
 Kampmann, Wanda 202
 Kampschulte, Prof. in Bern 71
 Kanalisierung 105
 Kant, Emanuel 339, 343
 „Karlchen“ (Prof. Stein) 69
 Karo, Hedwig 43, 56
 Kassel 179
 Kaunas 244
 Kayser (Physiker) 223
 Keckeis, Gustav 85
 Keller, Gottfried 285
 Kiel (Universität) 92, 181

Kienast, Frau Pfarrer, 258
 Kindermann, Heinz 244
 Kleist v., H., 147 f.
 Knöll, Pius 11
 Kocher (Chirurg) 77, 94
 Körner, Josef 183
 Köster, Albert 24, 172, 189
 Kokoschka, Oskar 107
 Konen, Heinrich 223
 Korridor 241
 Kosmopolis 49
 Krakau 190
 Kreml-Museum 235
 Kromer (Dekan) 318
 Kuehl, Gotthardt 106, 110
 Kummer, Fritz 163
 Kunstgestalt von Dichtungen 172
 Kunstgesetz 60
 Kunstlehre 150
 Kunstwart 163

 Lago Maggiore 257
 Lanckorowski, Graf 45
 Lawson, Marjorie 202
 Lehramtsschule in Bern 79, 87
 Leitzmann, Albert 270
 Leitzmann, Else 270
 Lemmen, Pastor 315, 323
 Lenbach 307
 Leningrad 230
 Lenz, Otto 268
 Leo XIII 307
 Leonardos Mona Lisa 281
 Lerchenfeld, Graf 181
 Liebe, Wolfgang 92
 Linden, Maria, Gräfin 47, 227
 Literaturforschung (analytisch und
 synthetisch) 154
 Littrow-Bischoffs 55
 Litzmann, Berthold 68
 Liturgie 323
 Locarno 258, 262
 London 228
 Lorenz, Ottokar 84
 Ludwig, Cordelia 164
 Ludwig, Otto 164
 Ludwig-Ausgabe 166
 Lüdemann, Hermann 100
 Lützel, Heinrich 201
 Luftfärbung 241
 Lukian 310
 Lunartschanski 234

Maassen, Hannes 201
 Mailand 274
 Maloja 251
 Manchester 228
 Mareta, Pater 307
 Martini 314

Materialismus 286, 292
 Meissner, „Lorle“ 219
 Meissner, Rudolf 219, 226
 Meraux, Sophie 35
 Meringer, Rudolf 25, 43, 44, 54, 156, 302
 Merker, Paul 166
 Mertens, Heinrich 202
 Messe 323
 Meyer, C. F. 250
 Meyer-Lübke, Wilhelm 200, 224
 Meyer-Waldeck 116
 Meynert, Theodor 99
 Meysenbug, Malvida v. 45
 Michel, Robert 168
 Migne (Patrologie) 301
 Milan, Emil 154
 Minor, Jakob 14, 17, 61, 90, 110, 114, 156
 Moissi 120
 Moleschott 300
 Monackow (russ. Neurolog) 80
 Montreux 251, 276
 Moritz, Carl Philipp 305
 Moskau 230, 234
 Muckermann, Friedrich 322
 Müllenhoff, Karl 29
 Müller, Günther 188
 Müller-Hess (Anglist) 78
 Münchener Allgemeine Zeitung 54
 Murko, Matthias 44
 Muron, Johannes 85
 De Musset, Alfred 304
 Mutter 10, 205, 299

 Nägeli v., Karl Wilhelm 296, 300
 Nahschau-Fernschau 236
 Nast, Minni 130, 156
 Naturstimmung 147
 Naumann, Hans 24, 199, 226
 Nervi 262
 Nestroy 206
 Neuberg 9
 Neuß, Wilhelm 225, 323
 Newcastle 228
 Niesen 246
 Nizza 259
 Novalis 297, 302, 330

 Operette, Wiener 206
 Organisch 90
 Organismus — Ästhetik 305
 Orselina 257, 258
 Otto, Rudolf 324
 Oxford 228

 Pacelli, Kardinal 111
 „Palästra“ 88
 „Pandora“ 164, 184
 Paoli, Betty 55

Paris 276
 Partsch 224
 Petersdom 271
 Petersen, Julius 34, 189
 Pfeiffer, Franz 307
 Pflüger, Alexander 225
 Pflüger, Ernst (Augenarzt) 79
 Pfunds 251
 Philippson, Alfred 224
 Plaschke v. d. Osten 129
 Plotin 152
 Pontresina 221, 249
 Porlezza 263
 Positivismus 293
 Psychoanalyse 293

 Rätische Bahn 248
 Rapallo 263
 Redwitz, Erich 224
 Reichenhall 178, 245
 Reichensperger, August 225
 Reinhardt, Max 117, 120, 121, 254
 Reval 241, 243
 Rezitieren 66
 Rieger, Karl 12, 292
 Riegl, Alois 238
 Rilke, R. M. 143, 233, 277
 Rockenbach, Martin 202
 Rodin 281
 Roethe, Gustav 35, 89, 189
 Rom 244, 268 ff.
 Roscher, Wilhelm 178
 Rosenkranz 327
 Rosenlauigletscher 247
 Rothacker, Erich 201, 225
 Ruskin, John 274
 Rutz, Josef 158

 Sakulin, P. N. 234
 Salem, Zisterzienserkirche, 309
 Salzburg 254
 Salzkammergut 30, 254
 Samaden 250
 Sankt Moritz 251
 Santa Margherita 263
 Saran, Franz 184
 Satzordnung 147
 Savonarola 310
 Seebach, Graf 116
 „Sehen“ 48, 102
 Seidlitz v., Woldemar 106, 227
 Serbelloni, Villa 263
 Sexau, Richard 88
 Shaftesbury 305
 Sickel 12
 Sievers, Eduard 157, 161 ff.
 Simonie 310
 Simplon 262

Singer, Samuel 70, 71, 303
 Sixtinische Kapelle 270
 Sommazi, Ida 88
 Sprachatlas 24
 Sprechdrama 149
 Spiethoff, Arthur 225
 Spiez 247
 Spinozismus 121
 Spitzer, Leo 211
 Symbol 145
 Székessy v., Soltan 226

S
 Schaaf, Paul 202
 Scheler, Max 198
 Schenkendorf 308
 Scherer, Wilhelm 27, 157, 209
 „Scherer-Walzel“ 183, 268
 Schiedermaier, Ludwig 225
 Schiller 19, 124, 150
 Schirch v., Ernst 116
 Schirmer, Walter Franz 171
 Schirmunski 230, 235
 Schlegel, Friedrich 303
 Schlegel, Wilhelm 308, 310
 Schlenker, Paul 124
 Schmidt, Erich 14, 15, 76, 107, 113,
 154, 156, 186, 305, 323
 Schmidt, Johannes 25
 Schmidt, Julian 183
 Schmidtbonn, Wilhelm 261
 Schmitz, Eugen 135
 Schneider, Wilhelm 203 f.
 Schönfeld, Bruno 131, 225
 Scholte, J. J. 167
 Schriften aus Dresden 152
 Schröder, Eduard 32
 Schulenburg v. d., Werner 259
 Schultze, Fritz 99, 110
 Schumann, Paul 163
 Schwester 6
 Schwietering, J. 216
 Schwyzer, Eduard 224

S
 Stein, Heinrich v. 36
 Stein (Philosoph in Bern) 70
 Steinkogl 254
 Stil 27, 86, 151
 Stilsfer Joch 251
 Stimmansatz 155
 Stockholm 240
 Stöck, Helene 88
 Straßburg 189
 Strauß, David Friedrich 287, 294, 296
 „Sturm und Drang“ 305

T
 Tack, Paul 202 f.
 Tausis 248
 Textkritik (Sievers) 160

Theaterschule 133
 Themen für Schüler 151
 Tieck, Ludwig 161, 308
 Tierseele 72
 Tillmann, Fritz, Prof. 323
 Thoma, Richard 224
 Thomas v. Aquino 21, 312, 330
 Thomascheck, Karl 28
 Thon, Luise 108, 199, 203
 Thunersee 246
 Thurneysen, Rudolf 224
 Tille, Alexander 89
 Tivoli 269
 Tobler, Gustav 71
 Traunkirchen 255
 Treitschke v., Heinrich 17, 32
 Tressnitz, Gertrud 129
 Treu, Erich 106
 Triest 230
 Trösch, Ernst 85
 Trojan v., Felix 205
 Tschierschen 248, 251
 Typen 160 ff.
 Typisch 144

V
 Vahlen 31
 Vater 7
 Venedig 46, 50
 Vershofen, Wilhelm 196
 Vico, Gianbattista 291
 Villa d'Este 269
 Villers v., Alexander 45
 Villinger, Hermine 55
 Virchow, Rudolf 45
 Volkmann, Felix 88
 Vortrag, öffentlicher 68
 Vortragstechnik 153
 Voss, Richard 42
 Vossler, Karl 203, 238

W
 Wackenroder 161
 Wäber, Hedwig 80
 Wagner, Adolf 32
 Wagner, Richard 150
 Waldersee, Feldmarschall 50
 Walzels Onkel Camillo 115, 205
 Warsberg v., Alexander 45
 Warschau 236
 Wartensleben, Gräfin, Gabriele 227
 Waser, Maria 80, 273
 Wecus v., 131
 Weilen v., Alexander 44
 „Welt der Formen“ 238
 Weltrich, R. 28
 Wendepunkte 56
 Werfel, Franz 212
 Werner, Zacharias 308
 Wernly, Julia 85

Wessely, Josefine 113
Widmann, Josef Viktor 72
Wiecke, Paul 129, 194
Wien 189, 256
Wiese v., Benno 201
Wilamowitz, U. v. 15
Wildt, Marie 42
Willensfreiheit 286
Williams, Prof. in Belfast 222, 228
Windelband, Wilhelm 93
Wirklichkeitsfreude 101
Wittich, Marie 130
Wölfflin, Heinrich 167, 191, 227, 238
Woermann, Karl 106, 137

Woker, Philipp, Prof. 71
Worringer, Wilhelm 171, 227

Zarskoje Selo 232
Zell, F. A. (Camillo Walzel) 206
Zemp 76, 312
Zentrum 312
Zichy, Graf Edmund 45
Ziegler, Theobald 297
Zitelmann, Ernst 223
Zola 64
Zürcher, Otto 85, 152
Zur Linden, Luise 85

Wir empfehlen unsere literarischsten Werke

Hilfs der Biederer Grimm an Savigny Aus dem Savigny'schen Nachlass

herausgegeben in Verbindung mit Jakob Schick
von Wilhelm Schönl

XII, 314 Seiten, Format 12,5 x 22 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schwanenleder
DM 11,50, broschiert DM 11,50

Der bekannte Göttinger W. Schönl legt hier eine Auswahl von Savigny'schen Handschriften
in einer wissenschaftlich sorgfältig gearbeiteten Ausgabe vor. Die etwa 200 Briefe haben für die
germane Philologie wie für die Kulturgeschichte Bedeutung nicht zu verkennen.

Jeremias Gotthelf Wesen und Werk

von Werner Gatzert

X, 127 Seiten, Ganzleinen mit Goldprägung und Schwanenleder, DM 11,50
brochiert DM 11,50

Der bekannte Schweizer Literaturhistoriker hat sein wertvolles Werk über Gotthelf hier
in einer wissenschaftlich sorgfältig gearbeiteten Ausgabe vorgelegt. Alle neuen Erkenntnisse und Ergebnisse
der Gotthelf-Forschung hat der Autor in dieser Ausgabe versammelt, so daß die
Literaturhistoriker und Freunde der Dichtung von größter Bedeutung ist.

Waldenurnen

Die Dichtung Rainer Maria Rilkes

von Werner Gatzert

211 Seiten, Format 12,5 x 22 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schwanenleder
DM 20,50, broschiert DM 11,50

Gotthelf deutet uns Rilke's Werk in tiefendehrender, wertvoller Deutung aus dem
Gesichtspunkt, den das Gedicht trägt in Rilke's Wesen. Göttinger Waldenurnen in
logisch geordneter einer Fiktion und einer Fiktion.

Hans Carossa

Weltbild und Stil

von August Langer

X, 110 Seiten, Format 12,5 x 22 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schwanenleder
DM 16,50

August Langer, der bekannte Carossa-Forscher hat er zur neuen literarischen Weltanschauung
mit Carossa's Dichtung zusammengefaßt, diese in einer eingehenden Untersuchung
dargestellt. Er erzählt von der Entwicklung Carossa's eigenem Werk und seinen
höchsten die Dichtung.

Fachverlag für untere deutsche Literatur

FRICHSCHMIDTVERLAG

Wir empfehlen unsere literarhistorischen Werke:

Briefe der Brüder Grimm an Savigny
Aus dem Savignyschen Nachlaß

herausgegeben in Verbindung mit Ingeborg Schnack
von Wilhelm Schoof

XII, 524 Seiten, Format 15,5 × 23 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schutzumschlag
DM 33,80, broschiert DM 31,90

Der bekannte Grimmforscher W. Schoof legt den seit Jahrzehnten vermißten Briefwechsel in einer wissenschaftlich sorgfältigen Ausgabe vor. Die etwa 200 Briefe geben für die gesamte Philologie wie für die Kulturgeschichte besonders tiefe Aufschlüsse.

Jeremias Gotthelf
Wesen und Werk

von Werner Günther

X, 327 Seiten, Ganzleinen mit Goldprägung und Schutzumschlag DM 26,80,
broshiert DM 23,60

Der bekannte Schweizer Literarhistoriker hat sein wesentliches Werk über Gotthelf jetzt der Öffentlichkeit erneut zugänglich gemacht. Alle neuen Erkenntnisse und Ergebnisse der Gotthelf-Forschung hat der Autor in dieser Ausgabe verarbeitet, so daß sie für Literarhistoriker und Freunde des Dichters von größter Bedeutung ist.

Weltinnenraum
Die Dichtung Rainer Maria Rilkes

von Werner Günther

342 Seiten, Format 15,5 × 23 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schutzumschlag
DM 26,80, broschiert DM 23,60

Günther deutet uns Rilkes Werk in dienend-behutsamer, textnaher Auslegung aus den Gedichten; denn das Gedicht liegt in Rilkes Wesensmitte. Günthers Weltinnenraum ist zugleich Geschichte einer Dichtung und einer Seele.

Hans Carossa
Weltbild und Stil

von August Langen

X, 188 Seiten, Format 15,5 × 23 cm, Ganzleinen mit Goldprägung und Schutzumschlag
DM 16,80

August Langen, der bekannte Germanist, hat es aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Carossas Dichtung unternommen, diese in einer eingehenden Gesamtuntersuchung zu deuten. Er erhellt, von der Naturanschauung Carossas ausgehend, Werk und Persönlichkeit des Dichters.

Fordern Sie unsere ausführlichen Prospekte an!

ERICH SCHMIDT VERLAG

46/1574 1978

1960

X

6. Feb. 1980

30. 05. 80

26. Juli 1982

31. Jan. 1984

30. Dez 1986

5. Feb. 1987

23. Juli 1987

29. März 1988

8861 NOV 21

25. Sep. 1989

7. 7 März 1990

12. April 1991

2021 21-11-87
1987 11/11

1987 11/11

X

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

28. Feb. 1992

08. Dez. 1994

12. Aug. 1995

06. NOV. 1996

01. Nov. 1999

03. Feb. 2000

11. März 2000

26. Sep. 2000

III/9/280 JG 162/6/86

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0116553

